ZEITSCHRIFT FÜR DEN DEUTSCHEN UNTERRICHT

Digitized by Google

Library of
Princeton University.
Germanic
Seminary.
Presented by
Miss Grace H. Dodge.

Digitized by Google

Zeitschrift

für den

deutschen Unterricht.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand

herausgegeben

von

Dr. Otto Lyon.

3. Jahrgang.

UNIVERSITY
LIBRARY

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1889.

Digitized by Google

(RECAP)

3400
.991
Jahrs 3

1889

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Inhalt des dritten Jahrganges.

A. Allgemeines.

Seite

Das Schrifttum der Gegenwart und die Schule Zweiter Teil. Dichtergestalten unserer Zeit. Von Otto Lyon in Dresden 18
I. Das Grundgesetz des deutschen Stiles 18
II. Martin Greif 170. 253

Die Berliner Erklärung wider den Allgemeinen deutschen Sprachverein. Von Rudolf Hildebrand 201

Gustav Freytag und die Fremdwörter. Von Heinrich Künkler in Biebrich a. Rh. 210. 481

Über bedenkliche und erfreuliche Erscheinungen in der deutschen Sprache der Gegenwart. Erster und zweiter Teil. Von Hermann Boll in Brühl 332. 417

Herr Daniel Sanders und meine Neubearbeitung des Eberhardschen synonymischen Handwörterbuches. Von Otto Lyon 356

B. Lektüre.

Zu Schillers Gedicht „An die Freunde". Von Hugo Hildebrand in Leipzig 74

Aus Romanen und Novellen. Von Rudolf Dietrich in Hottingen b. Zürich 108

Goethes Monodrama „Proserpina". Erläutert von H. Düntzer in Köln 127

Zu H. von Kleists Hermannsschlacht. Von L. Zürn in Rastatt 165

Zu Goethes Proserpina. Von Otto Lyon 192

Die Weltanschauung Goethes im ersten Teile des Faust. Von Christian Semler in Dresden 232

Johanna d'Arc und der schwarze Ritter in Schillers Jungfrau von Orleans. Von A. Huther in Cottbus 246

Zu dem Kinderliede in Heft 6 des 2. Jahrg. Von Paul Bartels. . . 279

Zu Kleists Hermannsschlacht. Von Rudolf Löhner in Kremsier . . . 280

Zu Goethes Proserpina. Von Hermann Schmitt in Freiburg . . . 280

Zu Schillers Lied an die Freude. Von Hugo Hildebrand in Leipzig . 351

Zur Jungfrau von Orleans. Von Hugo Ganz in Budapest 410

Goethes Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen und ihre Quelle. Von Stephan Waetzoldt in Berlin 502

OCT -41915 349226

Digitized by Google

Seite

Bilder aus dem Nibelungenkreise. Von Karl Landmann in Darmstadt 458
I. Volker von Alzey 459
II. Rüdeger von Bechlaren 515
III. Dietrich und Hildebrand 530
Rückerts Straßburger Tanne. Von Ernst Brandes in Schwetz a. W. . 554
Zu Heinrich von Kleist. Von R. Sprenger in Northeim 564
Zu Goethes Iphigenie I, 3. Von R. Sprenger in Northeim 474

C. Grammatik und Stilistik.

Das Grundgesetz des deutschen Stiles. Von Otto Lyon 18
Eine schulmäßige Darstellung des Unterschiedes von Haupt- und Nebensatz. Von Bernhard Maydorn in Ratibor 97
Trennbare und untrennbare Verbalkomposition mit durch, hinter, über, um, unter, wider (wieder). Von Rudolf Löhner in Kremsier . 117
Gehäufte Verneinung. Von Rudolf Hildebrand 149
Noch einmal von der Wortfolge im deutschen Haupt- und Nebensatze. Von Theodor Matthias in Zittau 401
Bemerkungen zur deutschen Satzlehre. Von Conrad Müller in Berlin . 441
Der vorsichtige Conjunctiv. Von Rudolf Hildebrand 545

D. Litteraturgeschichte.

Die deutsche Litteraturgeschichte im Unterricht höherer Lehranstalten. Von Ferdinand Schultz in Charlottenburg 239

E. Deutscher Aufsatz.

Über die Schachscene in Lessings Nathan. Von Fr. Graeber in Mörs . 68

F. Behandlung des Altdeutschen.

Die altdeutsche Litteratur im Rahmen der amtlichen Bestimmungen in Preußen. Von G. Böttticher in Berlin 226

G. Behandlung des Wortschatzes.

Abenteuer Mehltheuer. Von Gustav Hey in Döbeln 168
Geographische Namendeutung. Von Rudolf Hildebrand 297
1. Luxemburg 298
2. Kanzleiformen 303
3. Amerika, eigentlich ein deutsches Wort 305
Über den Bedeutungswandel der Worte. Von Karl Müller in Dresden 307

Digitized by Google

Seite

Hola! und halloh! mit ihrem alten Hintergrunde, dabei etwas vom großen Christoph. Von Rudolf Hildebrand 393

Zu Hildebrands Aufsatz über geographische Namendeutung. Von A. Mühlhausen in Hamburg 563

H. Deutsche Metrik.

Metrisches aus dem Kinderliede. Von Rudolf Hildebrand in Leipzig . 1

Die metrische Form in Heines Dichtungen. Von Karl Hessel in Koblenz 47

J. Aussprache und Deklamation.

Die Pflege des mündlichen deutschen Ausdrucks an unsern höheren Schulen. Von W. Münch in Koblenz 29

K. Der deutsche Unterricht im Auslande.

Eingegangene Anfragen, beantwortet von der Leitung des Blattes . . . 76

L.

Sprechzimmer 78. 192. 279. 361. 474. 560

M. Bücheranzeigen.

Schilling, Georg, Laokoon-Paraphrasen. Angezeigt von Arthur Deneke 79

Hoffmann, Franz, Die Deklamation deutscher Gedichte an höheren Lehranstalten. Angezeigt von Hermann Unbescheid 80

Schmidt, Ferdinand, Deutsches Lesebuch. Angezeigt von Gotthold Klee 81

Franke, Karl, Grundzüge der Schriftsprache Luthers. Angezeigt von E. Harich 84

Baumgart, Hermann, Handbuch der Poetik. Angezeigt von Otto Lyon 89

Vogel, Th., Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. Angezeigt von Otto Lyon 194

Kern, Franz, Goethes Lyrik ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. Angezeigt von Otto Lyon 196

Wilmanns, W., Die Orthographie in den Schulen Deutschlands. Angezeigt von Otto Lyon 282

Sarrazin, Otto, Verdeutschungswörterbuch. Angezeigt von Hermann Dunger 283

——, Beiträge zur Fremdwortfrage. Angezeigt von Hermann Dunger . 283

Zürn, L., H. von Kleists Prinz Friedrich von Homburg. Angezeigt von Gotthold Klee 288

Digitized by Google

Seite

Michaëlis, C. Th., Neuhochdeutsche Grammatik. Angezeigt von Stephan Waetzoldt 291

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1888. Von Hermann Unbescheid in Dresden:

Demetrius, geschichtliches Trauerspiel in vier Aufzügen. Von Otto Sievers 362

Johanna d'Arc und der schwarze Ritter. Von Dr. Karl Breitsprecher 369

Schillers Macbeth und das englische Original. Von Bernhard Sandmann 370

Zur Entstehungsgeschichte des Don Carlos. Von Dr. Ernst Elster 371

Gräsers Schulausgaben klassischer Werke. Heft IX, XII, XX, XXI, XXIII 372

Schillers Dramen. Von Dr. Ludwig Bellermann 372

Die deutschen Klassiker, erläutert u. s. w. von E. Kuenen und M. Evers. I. Bändchen, Schillers Tell 373

Vorträge für die gebildete Welt. Herausgeg. von Paul Hagemann. Heft I. Schillers Braut von Messina, von August Hagemann 374

Schillers Leben und Wirken. In zwanglos gebundener Rede dargestellt von einem Ungenannten, aber doch Bekannten . . . 374

Schiller. Von Otto Brahm. I. Bd. 377

L. Zürn, H. von Kleists Hermannsschlacht. Angezeigt von Gotthold Klee 378

Moritz Heyne, Deutsches Wörterbuch. Erster Halbband. Angezeigt von J. Wehr 380

Joseph Seemüller, Der deutsche Sprachunterricht am Obergymnasium. Angezeigt von Rudolf Löhner 382

Karl Biltz, Zur deutschen Sprache und Litteratur. Angezeigt von E. Harich 383

Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 4. Aufl. Angezeigt von Otto Lyon 386

Conrads, Altdeutsches Lesebuch in neudeutschen Übersetzungen. Angezeigt von G. Boetticher 476

Karl Hessel, Mustergedichte und Musterprosa. Angezeigt von Otto Lyon 480

L. Hertel, Die Salzunger Mundart. Angezeigt von Carl Franke . . 564

Oskar Henke, Drei altdeutsche Schwänke. Angezeigt von Robert Sprenger 566

S. Czekala, Kurzgefaßte Schulgrammatik der deutschen Sprache. Angezeigt von Wilhelm Scheffler 567

G. Witkowsky, Martin Opitzens Aristarchus und Buch von der deutschen Poeterei. Angezeigt von Carl Franke 571

Ernst Martin, Mittelhochdeutsche Grammatik. Angezeigt von Carl Franke 573

Digitized by Google

Seite

G. Boetticher und K. Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur. 1. u. 3. Bändchen. Angezeigt von Otto Lyon 574

Franz Söhns, Die Parias unserer Sprache. Angezeigt von Otto Lyon 576

N.

Kleine Mitteilungen 95. 197. 293. 387

O.

Zeitschriften und neu erschienene Bücher 96. 198. 200. 294. 388 391

Hierzu

ein Ergänzungsheft mit besonderem Inhaltsverzeichnis.

Digitized by Google

Metriſches aus dem Kinderliede.

Von **Rudolf Hildebrand** in Leipzig.

Aus unſern Kinderliedern und Sprüchen iſt viel für unſere Metrik zu lernen, ja eigentlich das Beſte, das Grundlegende. Und da im vorigen Hefte ein Kinderlied zur Mittheilung kam, das ſeinem Inhalt nach wohl lehrreich gefunden wurde, möchte ich die Gelegenheit nicht ungenutzt laſſen, es auch ſeiner Form nach lehrreich zu zeigen, wie es mir nebſt anderen Kinderliedern in metriſchen Vorleſungen die allerbeſten Dienſte thut.

Für unſere Metrik ſage ich, und meine das unſer ganz nachdrücklich, für die deutſche Metrik in ihrer rechten Eigenart, die ſich erſt noch durchzukämpfen hat zur Erkenntniß und Anerkennung, wenigſtens in den weiteren Kreiſen, die über die engere Wiſſenſchaft hinausgehen, und wohl auch noch in den weiteren Schulkreiſen, wo alte Überlieferung ſo feſt zu ſitzen pflegt, daß ſie wie zu etwas Heiligem wird. Unſere Metrik als Wiſſenſchaft oder Theorie liegt ſo zu ſagen in einer Häutung, aus der ſie zu reinerer, angeborener Geſtalt ſich herauszuſchälen ringt. Es gilt, die alte Haut, die dürr geworden iſt, vollends abzuziehen. Es iſt ſogar ein Kampf darum im Gange, der zum Theil mit wahrer Leidenſchaft geführt wird, was man bei dem harmlos einfachen Gegenſtande nicht für möglich halten ſollte. Doch darauf näher einzugehen iſt hier und heute nicht Ort und Zeit.

Es handelt ſich, das iſt doch zu ſagen, um das Verhältniß der deutſchen Metrik zur antiken, genauer zu der Schulmetrik, wie ſie ſich allerdings ſchon in der Zeit des Alterthums für die griechiſche und römiſche Dichtung herausgebildet hat. Zu dieſer ſtand ſie ſeit dem 17. Jahrhundert, hauptſächlich ſeit Opitz, in einem Verhältniß von Abhängigkeit, das nicht fortzuführen iſt, ſeit man die deutſche Art mit deutſchen Augen zu ſehen, das deutſche Wort mit deutſchen Ohren zu hören lernt. Kein Wunder bei dem früheren Stande unſeres Selbſtbewußtſeins, das eben fehlte oder doch durch gelehrte Schulüberlieferung gebunden und gleichſam verſchoben war. Es ging der deutſchen Metrik darin, wie vielfach auch der Grammatik.

Viele, vielleicht die Allermeiſten, auch Solche, die die altdeutſche Schule einigermaßen genoſſen haben, ſtehen noch in der Meinung, auch

der deutsche Vers baue sich auf aus Jamben und Trochäen, Daktylen und Spondeen u. s. w., nur mit dem Zugeständniß, daß diese Versfüße statt aus langen und kurzen, wie in der antiken Metrik, aus betonten und unbetonten Silben hergestellt würden. Das ist die Lehre, die Opitz aufstellte, der als Humanist geschult über das Deutsche kam, die Lehre, für die in unserm Jahrhundert J. H. Voß focht und später mit Leidenschaft Joh. Minkwitz. Es war und ist jetzt noch Manchem, als ob aus der mit unendlicher Mühe hergestellten Krone unserer Bildung einer der kostbarsten Edelsteine ausgebrochen würde, wenn man diese Lehre bräche. Und doch ist sie nicht haltbar, seit man in altdeutscher Schule unsere Dichtungsform mit deutschen Augen ansehen lernt.

Wir haben keine Jamben, keine Spondeen u. s. w., wenn man genau reden und verfahren will, und das muß man doch, wenn es sich um die erste Grundlegung einer Wissenschaft handelt, sie gehören zu der dürren Haut, die abzustoßen ist. Und hielte mir jemand ein, unsere großen Dichter, auch Goethe und Schiller hätten doch mit diesen Versfüßen gearbeitet und damit wären diese genug gesichert, so wäre zur Entgegnung vorzuführen, was gerade Goethe und Schiller mit ihren Daktylen und Spondeen für Ärger gehabt haben, als sie sich auf den Hexameter warfen, so daß Goethe nachher der gelehrten Metrik einen zornigtrotzigen Absagebrief schrieb in dem Spruche „Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus" u. s. w. (3, 280 Hempel), wie er an Zelter 2, 455, vom deutschen Hexameter redend, ausbricht (i. J. 1818): „Gott behüte mich vor deutscher Rhythmik!", d. h. vor gelehrt antiker, wie sie Voß, A. W. Schlegel, Fr. A. Wolf vertreten, die durchaus auch deutsch werden sollte, es aber nicht konnte und nicht kann.

Wenn das einem Künstler wie Goethe widerfahren konnte, will man sich da noch auf die Ausrede zurückziehen, er habe doch nicht genug griechisch-römische Schule gehabt? Nein, genügendes deutsches Schulbewußtsein gieng ihm dabei ab, das damals überhaupt noch fehlte, und nur eins ist damit bewiesen mit vollgültigem Erfahrungsbeweis, daß der alte Schulstandpunkt ein falscher war und ist und endlich anders genommen werden muß. Die antike Metrik in allen Ehren, wo sie in ihrem rechten Gebiete bleibt, aber deutsche Metrik muß und kann nur auf deutscher Sprachart ruhen oder aus ihr erwachsen, das ist so sicher, wie daß auf einem Apfelbaum keine Birnen wachsen können.

Wenn aber Goethe am Ende jener Absage seine eigenen Verse in Hermann und Dorothea u. s. w. als Knittelverse behandelt:

Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns begnügen,

wenn also sein Zorn in verzweifelten Kleinmuth ausläuft, statt in eine Ahnung des wahren Verhalts (die er doch schon von K. Ph. Moritz her hätte haben können, eigentlich auch hatte), daß er den Patriotismus des deutschen Dichters in die Entsagung setzt, auf die höchsten Ziele der Kunst, denen er nun wohl schon ein halbes Jahrhundert lang mit allen Sinnen zugearbeitet hatte, in der Kunstform endgültig zu verzichten und wieder zu der angeborenen Barbarei zurückzukehren, also dem leuchtenden Muster der Griechen und Römer gegenüber das geborene Aschenbrödel zu bleiben mit Versen, für die es nur die Regeln der Jobsiade gibt — so steigt in mir diesem Zorn gegenüber, wenn man die wahre Sachlage sieht, ein anderer Zorn auf, für den mir Walthers Worte in den Mund kommen: des muoz ich vor zorne lachen. Merkwürdig aber, man sieht da Goethen noch in einem Stande des deutschen Bewußtseins oder vielmehr Unbewußtseins vor der strengen Herrschermiene der antiken Schulweisheit, wie um ungefähr tausend Jahre früher Otfried, den guten deutschen Mönch, wenn er in der lateinischen Widmung seines Dichtwerkes an den Erzbischof Liutbert von Mainz sich patriotisch ängstlich vor den Gelehrten zu entschuldigen anstrengt, daß er es wage diese hohen Dinge in dem barbarischen Deutsch zu dichten. Da stehen die mit Schmerz geschriebenen Worte: hujus linguae barbaries, ut est insueta capi regulari freno grammaticae artis, ungewohnt, sich von den zügelnden Regeln der grammatischen Kunst und Wissenschaft fangen und lenken zu lassen (wie ein wildes Füllen). Der patriotische Schmerz bricht nachher sogar in den Jammer aus, fast mit jedem Worte mache die Muttersprache einen Fehler: paene propria lingua vitium generat per singula verba. Eine Probe, woher der Schmerz, gibt die Klage, während im Latein zwei Verneinungen eine Bejahung ergäben, verneinten sie im Deutschen fast beständig! Ich fürchte, das thut noch jetzt bei dem und jenem gut geschulten Leser seine Wirkung, wie da bei Otfried, und ist doch ebenso spaßhaft oder spaßhaft ärgerlich, zum zornigen Lachen, wie der ganze patriotische Jammer. Davon vielleicht ein andermal. Es ist aber wunderbar, im 19. Jahrhundert Goethe als deutscher Dichter noch in demselben Stande der Selbsterniedrigung, ja Selbstverachtung vor falschen, aber übermächtigen Schulbegriffen, wie im 9. Jahrhundert der erste uns dem Namen nach bekannte deutsche Dichter. Steigt nicht da jedem das Gefühl auf, daß es nunmehr nach 1870, in unserem neuen deutschen Leben endlich an der Zeit sei, auch mit diesem Bodensatz des alten Lebens gründlich aufzuräumen?

Es ist nicht möglich, die angeregte Frage hier so gründlich zu behandeln als sie verlangte, und da ich vielmehr eine entschiedene

Antwort ausgesprochen habe, die Manchem als zu scharf und durchschneidend erscheinen wird, ist es jetzt auch nicht möglich, die Schärfe als unvermeidlich zu rechtfertigen als nothwendigen Durchgang und Übergang vom Alten zum Neuen. Wäre dieser erst wirklich vollzogen im wissenschaftlichen Bewußtsein von deutscher Metrik und Rhythmik, dann wäre es Zeit, dem Alten, das einmal geschichtlich so tief eingegriffen hat in unser metrisches Bewußtsein, auch wieder eine zukömmliche Stelle einzuräumen. Man kann einem falsch stehenden Grenzstein nur dadurch beikommen, daß man einen starken Stoß oder mehrere dagegen führt oder ihn ausgräbt, nachher ist eine neue Aufstellung auf der rechten Grenze möglich. Wenn aber die Bedenken wegen zu scharfen Auftretens sich z. B. an die Jamben hielten, die man doch in Meisterwerken wie der Iphigenie und Tasso nicht könne leugnen wollen, so wäre dem entgegen auszuführen, wie Goethes Verse da durch das Jambenbewußtsein keineswegs an Schönheit gewonnen haben, sondern eingebüßt, indem durch das zu schulmäßige Scandiren in Jamben der Rhythmus zu sehr in eine gewisse Eintönigkeit hinein und von natürlich lebendiger Schönheit abgekommen ist. Nichts aber ist schädlicher für die Schönheit des Rhythmus, als Eintönigkeit, selbst schöne. Man braucht sich nur ein paar Seiten Tasso laut vorzulesen und auf den rhythmisch-melodischen Tonfall ordentlich und unbefangen zu hören, da wird man das gewahr. Woran das tiefer gelegen ist und warum das Eintönige z. B. in Schillers Tell nicht auftritt, kann freilich jetzt auch nicht ausgeführt werden.

Um aber endlich zu unsern Kinderliedern zu kommen, so ist doch zunächst auch der Text des Kesselliedchens wieder mit herzusetzen. Ich lasse es bei der mir aus der Kindheit her geläufigen Form, nur mit einer nöthigen Berichtigung:

Bauer, baue Kessel,
Morgen wird es besser,
Übermorgen tragen wir Wasser ein,
Fällt der ganze Kessel ein.

Von den vier Zeilen bewegt sich nur die letzte genau in dem Gleise der Schulmetrik, mit Hebung und Senkung regelrecht wechselnd, auch die zwei ersten doch nicht, wie sich gleich zeigen wird. In der dritten ist etwas Ungewöhnliches, das lehrreich ist. Nicht eben das tragen wir*), worin eine Senkung mit zwei Silben auftritt, aber das vorhergehende übermorgen, das mit seinen vier Silben doch nur einen

*) Ich will die metrisch zu besprechenden Stücke in lateinischer Schrift geben, weil sie damit deutlicher vor Auge und Ohr treten.

Fuß darſtellt. Unmöglich in der Schulmetrik, es iſt ja aber nicht auf der Stube gemacht, ſondern gleich beim Tanzen und Singen, dem alſo damit keine Störung entſteht, das ſeinen Zweck ganz in ſich ſelbſt hat, in keiner gelehrten Schulrückſicht, und ſolche Freiheit aus ſich ſelbſt erzeugen kann, auf Grund des theils natürlichen theils überlieferten deutſchen rhythmiſchen Gefühls, das von den Schulregeln durchaus nichts weiß, obſchon es ſie auch unbewußt oder halb bewußt befolgen kann. Auch bei Goethe kommt der Fall vor, z. B. in einer allbekannten Stelle in einem Gedicht, wo er ſich für das Gebahren mit dem Rhythmus von allen Schulrückſichten frei fühlte:

Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt.

Der Erlkönig iſt ja eine Blüthe auf dem Baume von Herders Volksliedern gewachſen und einem überſetzten däniſchen Volksliede dort nachgebildet. Herder entband ſich da von der ſtrengen Schulmetrik, durch ſeine Vorlagen veranlaßt, und beide, Herder und dort Goethe, kamen damit auf den Boden des natürlichen deutſchen Rhythmus, wenn auch nicht mit dem geſchulten Bewußtſein, das dazu doch auch nöthig iſt. Auf demſelben Boden, vom Volksliede gegeben, ſtehen dann auch H. Heines Lieder und finden für ihren Bau da ihre Erklärung.

Was aber bei dieſer Freiheit die Hauptſache iſt und ſie möglich macht — denn eine Freiheit (poetiſche Licenz iſt der alte Schulausdruck) bleibt es doch und darf nur ſparſam auftreten, es iſt wie ein vorübergehender Stoß in die rhythmiſche Welle, daß ſie für den Augenblick in unruhiges Schwanken kommt (ſolcher Stöße gibt es verſchiedenartige, ſie dienen fein verwendet ganz beſonders zu lebendiger Schönheit des Verſes) — was alſo die Hauptſache iſt: die drei Silben in der einen Senkung ſind an Gewicht nicht gleichwerthig, ſie ſtellen vielmehr, in der Tiefe der Geſamtwelle, in ſich wieder die rhythmiſche Wellenbewegung, das Auf und Ab dar, indem die mittlere die beiden andern überragt, obwohl ſie an Höhe noch unter den beiden benachbarten wirklichen Hebungen und damit im Bereich der Senkung bleibt. Dieß natürliche Ton- und Sinngeſetz iſt denn auch in beiden Fällen gewahrt, wie es jeder beim eigenen Vortrag an ſich ſelbſt hören kann. Alſo, wenn ich den mißlichen Verſuch mache, in unſern ungenügenden Schriftzeichen auszudrücken, was dem Ohre gehört: ich lie]be dich, mich [réizt u. ſ. w., und: ü]bermórgen [trágen wir u. ſ. w. Bleibt nur noch ein Wort vom Inhalt zu ſagen, der zu der Freiheit guten Anlaß geben, ſie aus ſich erzeugen muß. Es iſt eine Art Uberſtürzen der Wellenbewegung (die darauf wieder ins Gleiche kommt), und wie dieſe in des Erlkönigs Ausruf ganz gut aus der ausbrechenden leidenſchaftlichen

Ungeduld hervorgeht, ist klar. In dem Kinderliede wirkt an der Stelle gleichfalls eine Steigerung der Empfindung oder Vorstellung, die kurz vor dem unerwarteten Ausgang stark auf die Stimmung der kleinen Tänzer wirkt und sie zur Höhe steigert. Dabei wird auch das Übereilen des Versmaßes durch die Tanztritte ausgedrückt, die, um ein Wort von Voß in seiner Zeitmessung zu brauchen (er wendet es freilich tadelnd an), in ein „zerrüttetes Gehüpf" übergeht. Beide Fälle kommen auch darin überein, daß das Übereilen der Bewegung den Vers eröffnet, den Anlauf der Bewegung bildet und die Welle sich dann wieder zu gewöhnlichem Verlauf beruhigt, besonders hübsch im Kinderliede, wo die Welle in den drei Takten von drei Senkungen zu zweien über und dann zu einer zurück geht. Wer mit dem Kinderliede länger umgegangen ist, weiß, daß auch in solchen Feinheiten da nicht etwa blinder Zufall waltet, sondern ein gesundes Gefühl, das eine bewußte Schule gar nicht braucht, das seine Schule in sich selbst hat. Davon später noch ein Wort und Beweis.

Werthvoll sind besonders die zwei ersten Zeilen, ein rechtes Musterstück aus dem Schatzkästlein unserer natürlichen alten Metrik und Rhythmik.

Nach der Schulmetrik wären es je drei Trochäen. Es sind aber keine, obschon der verlangte Ersatz von lang und kurz durch betont und unbetont ganz gut gegeben ist, ja selbst lang und kurz den Füßen ganz wohl zugesprochen werden können, wie sie ja auch dem Bau unserer Verse an sich durchaus nicht fremd sind. Der trochäische Gang des Verses begründet nach der Anschauung der antiken Metrik absteigenden Rhythmus, der jambische aufsteigenden (oder steigenden und fallenden, wie man auch weniger gut sagt), und der Beginn der antik gemessenen Verse macht unzweifelhaft den Eindruck; ob sich aber der Unterschied darum auch auf den ganzen Vers erstreckte, darf man wenigstens als Frage behandeln, auf die eine sichere Antwort doch nur gegeben wäre, wenn man alte Verse wieder hören könnte, wie sie im Vortrag klangen. Der Unterschied von aufsteigenden und absteigenden rhythmischen Wellen hat auch bei uns eine entschiedene, große Bedeutung (worauf einzugehen jetzt zu weit führen würde), hat aber mit Trochäen oder Jamben gar nichts zu thun, und es ist mir ein wahrhaft ärgerlicher Mißgriff von Schulbequemlichkeit, wenn man die Begriffe jambisch und trochäisch nun selbst auf unsern alten Stabreimvers anwendet, von dem man doch die antiken Schulbegriffe von vorn herein fern halten sollte. Ich berufe mich, um kurz zu sein, auf das Ohr des Lesers. Man kann die beiden Zeilen leicht aus Trochäen in Jamben verwandeln:

Mein Bauer, baue Kessel,
Schon morgen wird es besser.

Damit ist aber nur der rhythmische Ansatz geändert, im Verlauf der rhythmischen Welle (die absteigend ist und bleibt) aber gar nichts, es ist unverändert dieselbe wie bei dem vermeintlich trochäischen Ansatz, wenn man nur hört, nicht mit dem Schulauge und Schulgedanken sich das rhythmische Ganze in sogenannte Füße zerschneidet, wie nun einmal die Schulmetrik lehrt, daß man thun müsse, um den Vers in seiner Art und Entstehung zu fassen. Auch das zu erörtern würde jetzt zu weit führen. Es handelt sich um den sogenannten Auftakt, der in der ersten Fassung fehlt, in der zweiten steht, aber sein Stehen oder Fehlen hat in unserer natürlichen Rhythmik auf das Wesen des Verses gar keinen Einfluß, wie man fast an jedem Volksliede sehen oder besser hören kann. Dem Auge freilich, beim todten Lesen, fällt zuerst die erste Silbe auf als Ansatz, dem Ohr aber beim lebendigen Singen und Hören die erste Hebung, diese bestimmt mit ihrer Art auch den Unterschied des absteigenden und aufsteigenden Rhythmus, durchaus nicht der Auftakt, der so zu sagen außerhalb des rhythmischen Rahmens steht, wie außerhalb des melodischen Verlaufes, der das eigentliche Wesen alles Rhythmus ist.

Es sind keine Trochäen. Am wenigsten im letzten Takt, kessel und besser. Es gehört das Ohr dazu, diese recht zu beurtheilen, ich müßte eigentlich die Melodie hersetzen. Der Vers hat nämlich fürs Auge nur drei Füße oder Takte, wie man sich jetzt mit gutem Fortschritt zu sagen gewöhnt (obwohl dieß Takt mit dem musikalischen Begriffe Takt nicht ganz zusammenfällt), fürs Ohr aber vier, oder, was dasselbe besagt, er hat vier Hebungen, nicht drei. Das ist durch die Tanzschritte dabei ganz fest dargegeben und die kleinen Kinder, die es gleich tanzend, nicht lesend lernen, finden sich gleich hinein. Es ist der vierhebige Rhythmusrahmen, der allem rhythmischen Wesen zu Grunde liegt als Wurzel oder Stamm, aus dem alles Weitere erwächst oder erwachsen ist, daher ich ihn gern den Urrahmen nenne. Der Rahmen erscheint nun hier in einer der alten künstlichen Ausgestaltungen oder Formen, die sich bis in unsere stabreimende Dichtung zurück sicher verfolgen lassen, und zwar in der einfachsten, die schon in ältester Zeit als die beliebteste erscheint. Geschrieben stellt sie sich so dar, wenn ich neben dem Acutus den Gravis benutzen darf, um die zwei minderwerthigen der vier Hochtonstellen zu kennzeichnen, was nöthig oder nützlich ist, weil sich in dem Ablauf der Hebungen das Auf und Ab der Wellenbewegung, auf dem die Art des einzelnen Taktes beruht, gleichfalls geltend macht und wesentlich zum Gelingen des Verses nach Form, Inhalt und Wirkung gehört; auch die einfache Melodie läßt sich in Buchstaben dazu setzen, wobei ich kleine für Achtelnoten nehme,

große Buchstaben für halbe Noten (das G meint die Dominante in der Tiefe):

c c c e C G
báuer, bàue | késsèl,
mórgen wìrd es | béssèr —

Der Strich kann zugleich als Taktstrich nach musikalischem Begriffe gelten, soll aber hauptsächlich den inneren Bau des kleinen rhythmischen Ganzen andeuten. Das besteht aus zwei Gliedern (Takten musikalisch), die der Zeit und dem rhythmischen Werthe nach einander gleich sind, aber verschieden, ja entgegengesetzt ausgestaltet, d. h. das erste ausgefüllt in allen Stellen, die der Rahmen bietet (außer im Auftakt, der eben nicht nothwendig zum Rahmen gehört), das zweite nur in den Höhen. So ist késsèl und béssèr rhythmisch vollkommen gleich báuer, bàue und mórgen wìrd es, was sich ganz äußerlich darin darstellt, daß auf késsèl und béssèr eben so gut zwei Tritte fallen, wie auf die beiden ersten Glieder mit vier Silben. Es ist der Fall, wo man gewöhnlich sagt, es fehle eine Senkung; aber es fehlt in Wahrheit nichts, die erste Silbe in késsèl und béssèr füllt im Gesang dieselbe Zeit aus, wie die zwei in bauer, und auch nach der zweiten Silbe, trotz ihrer Kürze in prosaischer Aussprache, fehlt nichts, auch ist sie im Gesang eine ganze halbe Note, kein Achtel (die liquidae l und r bieten sich, wie das ss leicht zu dieser singenden Verlängerung dar). Das kostet so viele Worte, um es für unsere Schulbegriffe klar zu machen! die kleinen Sänger aber fassen es sofort ohne alle Lehre und bringen es richtig heraus: das wird ihnen möglich durch den begleitenden Tanzschritt, aus dem ja, wie man nun weiß, alle metrisch-rhythmische Kunst in alter Zeit zuerst erwachsen ist, bei uns wie überall. Und Kunst ist das doch wohl auch? aber ganz fern von unserer Schulmetrik, ich möchte sagen Naturkunst, nicht Schulkunst. Auch der Schulkunst, die mit dem Auge und Begriffen arbeitet und für stilles oder doch bloßes Lesen, ist im Alterthum eine solche Naturkunst vorausgegangen, in der noch das rhythmische Gehör, an Melodie, in ältester Zeit an Tanzschritte angeschlossen, den Vers schuf, nicht fürs Lesen, sondern fürs Singen. Es ist für wahre Bildung vom höchsten Werthe und gewährt hohe Freude, von dieser Naturkunst wieder einen Begriff zu bekommen, und das können wir am besten oder nur an unserer eigenen Naturkunst, am allerbesten am Kinderliede, in dem sie bis auf heutigen Tag lebendig geblieben ist, indem das, unberührt von Schulbedürfnissen und Begriffen, wie unter diesen in der Tiefe hin schleichend sein eigenstes deutsches Leben glücklich fristen konnte.

Jene Verse des Kesselliedchens kann man kurz als ostfriesische Verse bezeichnen, denn es klingt in ihnen deren Rhythmik so rein erhalten

wieder, als wäre nicht ein Jahrtausend mit seinem Schwanken und Irren und Suchen unter fremden Einflüssen darüber hingegangen. Man kann sich bei dem Weißenburger Mönch auf jeder Seite Verse suchen, die im Bau mit den Kesselversen genau zusammenfallen und also gewiß auch in dem rhythmischen Gang der Melodie. Hier ein paar Beispiele, bei denen ich doch nicht Otfrieds Accente schreibe (die übrigens vielfach mit den hier gesetzten stimmen, außer wo er aufsteigenden Rhythmus andeutet, den ich unberücksichtigt lassen muß), sondern die den Rhythmus wie oben bezeichnenden; ich lasse auch Fälle mit unterlaufen, wo der Auftakt hinzutritt, der eben am Wesen des Verses nichts ändert:

thâz si sih bithâhtì,
ginâda sìna súahtì. II, 12, 73;

jóh in àla thrátì
scówot ìro dátì. II, 23, 12;

férit òr ouh thánnè
úbar hìmila (I. himil) állè. I, 15, 35;

tho thísu wòrolt éllû
quâm zi thèru stúllù,
óuh zi thèru zítì,
thaz Krîst sih ìru (I. ir) iróugtì. I, 23, 1 ff.

Auch die Reimart stimmt noch genau, kessel: besser ist noch ein otfriedischer Reim (auch mit dem l und r), d. h. noch nicht ein klingender (man sollte endlich von weiblichem Reime, d. h. französisch zu reden aufhören), sondern ein zweisilbiger, in dem noch jede Silbe eine Hebung darstellt; der klingende Reim ist erst aus diesem zweihebigen hervorgegangen.

Ich höre in solchen otfriedischen Versen den Rhythmus von bauer baue kessel, wie er mir noch von der Kindheit her vom eigenen singenden Tanzen in den Ohren liegt und mir eben damit Otfrieds Verse dieser Form (er hat daneben noch manche andere) verständlich, d. h. hörbar gemacht hat. Man kann ja Fernes nur aus der Nähe her begreifen, d. h. wo es sich um lebendiges Begreifen handelt, also hier um Hören.

Otfried hatte aber diese Rhythmusform, wie andere, mit aus der Stabreimdichtung her übernommen oder überkommen, d. h. eben auch im Ohre aus der Kindheit her. Dort können wir sie denn noch heute sehen oder hören, z. B. in dem Merseburger Zauberspruch oder Liede über den verrenkten Fuß von Balders Fohlen (ich will die Längenbezeichnung weglassen, wie bei Otfrieds Versen schon, um die Rhythmuszeichen nicht zu stören):

thú (da) bigùolen (beſang ihn) Vóllà,
Fríja èra suístèr,
thú bigùolen Sínthgùnt,
Súnna èra suístèr,
thú bigùolen Wódàn,
só he wòla cóndà.

Ebenſo im Hildebrandsliede, im Muſpilli, im Schlummerliede (das ſo echt iſt wie irgend etwas), z. B. (mit leichten Buchſtabenberichtigungen):

Óstra stèllit chíndè
hónagèigir (Honigeier) súozìu,
Héra prìchit chíndè
plúomun plàwun rótùn.

Ich höre da überall bauer baue kessel heraus, an dem mirs nun einmal klar geworden iſt. Ebenſo, obwohl ich nun die Beiſpiele ſparen muß, waltet die Form in der altſächſiſchen, angelſächſiſchen, altnordiſchen, ſkaldiſchen Verskunſt. Und nicht anders in der mittelhochdeutſchen (auch in der altengliſchen, altdäniſchen), beſonders deutlich z. B. beim älteren Spervogel (dem man ruhig dieſen Namen laſſen kann, trotz Scherer), wenn das zweite Versglied durch zwei ſchwere Silben oder geſonderte Worte mit langem Vocal gebildet wird, womit dieſe Rhythmusform ihre genaueſte Ausprägung erhält, wie:

dó der gùote Wérnhàrt
an díse wèrlt gebórn wàrt.
Minneſangs Frühling 25, 34;

in hímelrìche ein hús stàt,
ein gúldin wèc dar ín gàt. 28, 27.

Und auch die große Lücke vom 12., 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart iſt nicht leer, die Form hat ſich fortgeſetzt im Volksliede, im Kirchenliede (nur muß man den Text nicht bloß mit dem Auge faſſen, ſondern mit den Ohren, geſungen), z. B. in Paul Flemings Liede:

In állen mèinen Thátèn
Laß ich den Hòchſten ráthèn u. ſ. w.

Im Volksliede, z. B. in dem von Erk mitgetheilten Abſchiedsliede (mit eingemiſchtem andern Rhythmus, wie überall im Grunde):

Wolán, die Zèit iſt kómmèn,
Mein Pferd das muß geſattelt ſein,
Ich háb mirs vòrgenómmèn,
Geritten muß es ſein.

Ich muß aber abbrechen, zumal ſich ermüdende Eintönigkeit ſchon eingeſtellt haben wird, die doch den Dichtungen ſelber fern bleibt, weil da

die fragliche Rhythmusform immer im Wechsel und in Mischung mit andern Formen auftritt, wie in dem eben angeführten Volksliede, in dem von Paul Fleming und auch im Kesselliedchen; die Formen haben aber in all der Verschiedenheit doch auch ihre Einheit, denn sie gehen alle auf den erwähnten einen rhythmischen Hauptrahmen oder Urrahmen zurück, der immer still im Hintergrunde klingend von da aus alle Manigfaltigkeit beherrscht, zwischendurch aber auch in voller Ausgestaltung vortritt, besonders gern am Anfang und am Ende. Vor dem Abbrechen muß ich aber doch wenigstens noch kurz erwähnen, daß diese Rhythmusform nicht bloß germanisch ist, auch nicht bloß indogermanisch (z. B. auch altirisch). Sie kommt auch in amerikanischen Negerliedern vor in schönster Ausprägung, und, was besonders werthvoll ist, auch im griechisch-römischen Alterthum, wo man über mühsame Klügeleien alter und neuer Grammatiker damit sicher hinwegkommt. So in saturnischen Versen, z. B. im Lied der Salier: Terrá pestèm tenétò, Sálus hìc manétò, was im rhythmischen Bau (und Reim) geradezu auch otfriedisch genannt werden kann, wie unser Kinderlied vom Kessel. Ebenso griechisch, auch in die Kunstdichtung vorgedrungen (wie bei den Römern gleichfalls), z. B. Anakreons gewöhnlicher Vers ist nichts anderes, als diese Rhythmusform, z. B. (wenn ich nur die Accente setze, die der Rhythmus ergibt): θελώ, θελὼ μανῆναὶ, darin klingt mir auch bauer baue kessel, nur mit Auftakt. Wo sichs, wie da, um Hören handelt, kann man eben auch in der Nähe damit anfangen.

So viel davon, vielleicht zu viel, und doch auch noch nicht genug zu völliger Aufklärung, für die noch gründlicher vorgegangen, namentlich auch andere von den alten Rhythmusformen zugezogen werden müßten.

Und doch noch etwas. Da einmal das sogenannte Auslassen von Senkungen zur Sprache kam, so kann ein Kinderlied trefflich dienen, auch diese der Schulmetrik so fremde Erscheinung weiter zu beleuchten, sie durch Hören aus der Gegenwart, also unmittelbar deutlich zu machen. Es ist ein Auszählspruch, aus der Waldenburger Gegend an der oberen Mulde genommen (er geht in mancherlei abweichender Form um), ziemlich lang, so daß man sich über die Geduld der kleinen Spieler wundern darf, die dem Spiele selbst mit Ungeduld entgegen sehen; aber sie haben auch an den Sprüchen selbst eine eigne Freude, sie sind ihnen eine Ohren- und Gedankenweide, ein unbewußter Genuß am Rhythmus, wie an dem meist närrisch lustigen Inhalt, der bei allem Lachen so viel zu denken gibt. Jede Stadtgasse, jedes Dorf hat eine wahre Auswahl solcher Sprüche zum Auszählen, mit denen in der schönen Spielzeit gewechselt wird.

Der gemeinte Spruch lautet:

Ich gieng einmal nach Engelland,
Begegnet mir ein Elephant,
Elephant mir Gras gab,
Gras ich der Kuh gab,
Kuh mir Milch gab,
Milch ich der Mutter gab,
Mutter mir ein Dreier gab,
Dreier ich dem Bäcker gab,
Bäcker mir ein Brotchen gab,
Brotchen ich dem Hundchen gab,
Hundchen mir ein Pfötchen gab,
Pfötchen ich der Köchin gab —
Köchin mir eine Schelle gab.

Da erscheint das Sparen der Senkungen, das im Kinderliede noch so reichlich waltet, doch wie in besonders künstlicher Weise vorgeführt, gerade als gälte es ein Musterstück herzustellen für Unterricht in deutscher Metrik. Der Spruch setzt ein mit vollstem Rahmen, auch der Auftakt nicht vergessen. Von der dritten Zeile beginnt das Weglassen des Auftaktes (der auch bis ans Ende nicht wiederkehrt), zugleich aber das Sparen der Senkung in der letzten Stelle vor dem Reim, und das steigert sich, wie berechnet, bis zur fünften Zeile, indem in der vierten außer der letzten Senkung nun auch die erste gespart wird und nur die mittlere noch steht, in der fünften aber plötzlich nur die vier Hebungen des Rahmens noch erklingen ohne alle Senkung: Kúh mir Milch gàb. Damit ist aber auch der Sparlust eine Genüge gethan, sie wirkt nur noch in der sechsten Zeile nach (Milch ich der Mutter gab) und schweigt dann in der ganzen Fortsetzung, die bis an den Schluß in vollem Rahmen einhergeht, nur ohne den Auftakt, was ganz natürlich herbeigeführt ist durch das durchgeführte Auftreten der Stichworte als kräftiger Ansatz des Verses ohne ihren Artikel.

Es ist wie gesagt ein wahres Musterstück, um daran diese Erscheinung zu begreifen auch für alle erreichbare Vorzeit rückwärts. Die Zeile „Kuh mir Milch gab" aus dem Zusammenhang genommen würde niemand in vier Hebungen lesen, der Zusammenhang aber führt jeden, auch wer seinen Kindererfahrungen und damit der Kindermetrik ganz fern gekommen wäre (was doch bei keinem geschieht), von selbst darauf, den rechten Vortrag nicht nur zu finden, sondern auch ihn natürlich zu finden. Was der Schulmetrik so fern steht, wie der Mond der Erde, oder noch ferner, das tritt hier jedem nicht nur als möglich nahe, sondern wird ihm ohne allen Anstoß natürlich. Das macht der rhythmische Zusammenhang, der erst den vollen Rahmen anklingen läßt, und

nachdem er ſicher erklingend im Gange iſt im rhythmiſchen Gefühl, ihn mit der Freiheit behandelt, die ſeine Natur darbietet, um das Eintönige, das der ſtrenge Rahmen unfehlbar annimmt, mit Manigfaltigkeit zu durchſetzen, die das Leben mit ſeiner ſchönen Freiheit wieder in ſein Recht einſetzt.

Schön — ich möchte wohl wiſſen, ob ſich beim Leſer dagegen noch Widerſpruch regt. Schön etwas, das man nun meiſtens wohl, weil es einmal in der mittelhochdeutſchen Dichtung Geltung hat, als Freiheit einer Naturkunſt ohne rechte Schule gelten läßt, alſo etwas, das man der noch nicht durchgebildeten Zeit nachſehen muß, das ſchön? Um dieſem Schulſtandpunkt gegenüber kurz zu ſein, bitte ich nur, die Erſcheinung vom muſikaliſchen Geſichtspunkt anzuſehen (der eigentlich für alles metriſch-rhythmiſche Weſen zuletzt der einzig richtige iſt): wer in dieſem ſogenannten Fehlen von Senkungen noch ein Stückchen roher Natur, wohl gar Barbarei ſieht, der denke ſich doch, daß in unſern Melodien fort und fort niemals für zwei Achtel ein Viertel, für zwei Viertel eine halbe Note eintreten dürfe. Welch eintöniges Geklapper würde daraus werden, ſo ſchön auch der Tongang an ſich wäre! An ſolch eintönigem Dahinklappern leiden aber wirklich die Verſe unſrer Schulmetrik, obſchon der Dichter mit ſeinem Gehör auch da Mittel findet, die ihm die Natur der Sprache darbietet, um das Eintönige zu brechen, das nun einmal der Tod alles ſchönen Lebens iſt. Aber das wäre ein großes Kapitel für ſich, das doch unſerer Schulmetrik größtentheils auch noch ein ungeſchriebenes iſt. Das Eintönige aber, wo es eintritt, kommt hauptſächlich von dem ſchulmäßigen dürren Denken in Jamben oder Trochäen.

Das angebliche Fehlen von Senkungen noch einmal: es fehlt in Wahrheit nichts, d. h. für das Ohr, das allein über gute Verſe zu urtheilen hat. Das kuh mir milch gab wird nicht etwa staccato geſprochen, mit Lücken zwiſchen den Worten, die den Senkungen entſprächen, ſondern in halben Noten, ſodaß der Rahmen in den bloß vier Silben doch voll daher klingt. Der Vortrag auch der Auszählſprüche iſt nämlich kein ganz proſaiſcher, er geht ſchon wie mit einem erſten Schritte in das Gebiet des Singens hinauf, ſodaß er auch ſchon eine Art Melodie hat. Der Eindruck von Lücken, den die Erſcheinung macht, wenn man ſie nur ſcandirend, nicht muſikaliſch anſieht, iſt wohl der eigentliche Grund, wenn man darin einen Mangel an Kunſt, an metriſcher Durchbildung ſieht. Es gibt aber keine Lücken, obwohl ich dabei die Frage offen laſſen will, ob Staccatovortrag nicht doch auch von jeher daneben möglich geweſen iſt; kommt doch der auch in der Kunſtmuſik vor. Ich habe ihn z. B. im Ohre für die Auszählſprüche, die mit „Eins, zwei,

drei" beginnen (wobei die ganze vierte Hebung ausgespart wird); an einander gereihte Zahlen geben ja keinen Gedankenfaden; aber auch, wo die Wortformen kein Verlängern zur halben Note zulassen, wird er anzunehmen sein. Ein Zerbrechen oder Zerbröckeln des rhythmischen Ganzen tritt aber auch damit nicht ein, das verhütet der im Hintergrunde des Bewußtseins still fortklingende oder forttaktirende Rahmen, der ohnehin alles fortwährend umfängt und in fester Form zusammenhält.

Daß übrigens bei Anwendung dieser Freiheit — denn als solche kann mans ja immerhin ansehen — nicht Ungeschick mitwirkt, kann wohl Folgendes zeigen. In Toblers appenzellischem Sprachschatz 214[b] ist ein Auszählspruch aus dem Lichtensteinischen mitgetheilt, kurz und zweizeilig:

Giggis gagis Geiermues,
Geiß gäd barfueß;

also die erste Zeile im vollen Rahmen (ohne Auftakt), gleich die zweite als Schluß nur mit den Hebungen. Simrock aber im Kinderbuche (3. Aufl. Nr. 883) hat den Spruch so:

Gickes gackes Eiermus,
Gänse laufen barfuß u. s. w.

Wie da zwei Senkungen im Rahmen wieder besetzt erscheinen, hätte sich das auch im Spruch vom Elephanten aufs leichteste herstellen lassen, daß man die Lücken meistens los wurde, wenn man sie als solche empfunden hätte; etwa: Das Gras ich dann der Kuh gab, die Kuh mir nachher Milch gab — damit wäre der Vers in die Rhythmusform bauer baue kessel eingetreten, die so alt beliebt ist, wie sie in „Gänse laufen barfuß" sich zeigt. Aber schon das Sparen des Artikels läßt sicher sehen, daß da in dem rhythmischen wie im grammatischen Sprachgefühl der Kinder nicht Ungeschick, sondern Alterthümlichkeit waltet, deren Dauer gegen die Gewalt der heutigen Grammatik auch in der Alltagsrede man bewundern darf. „Elephant" statt „der Elephant", was der rhythmische Rahmen ja darbot, und ebenso Gras, Kuh, Milch u. s. w. durchgeführt bis ans Ende, das ist alte, ganz alte Grammatik, wie „Kuh mir Milch gab" ganz alte Rhythmik. Im Kessellied erscheint sogar, noch auffallender, der unbestimmte Artikel gespart: „Bauer, baue Kessel" für „einen Kessel". Wer will da zweifeln, daß in dem poetischen Leben der Kinder auch in so äußerlichen Dingen Fäden aus der Urzeit her unabgerissen bis in die Gegenwart sich fortspinnen? Der Inhalt des Kesselliedes hat es ja wohl auch gezeigt.

Die Zeilen mit den gesparten Senkungen stimmen denn auch durchaus zu Rhythmusformen aus der Vorzeit. Wie die dritte Zeile gleich

bauer, baue kessel rhythmisch z. B. zu thu biguolen Sinthgunt u. s. w. in dem Merseburger Zauberspruche stimmt, ist oben gezeigt. In der vierten Zeile, grás ich der kúh gàb, klingt der Eingang dieses Spruches an mit einer andern altbeliebten Rhythmusform:

Phól èndi Wódàn
vúorùn zi hólzà.

Ebenso altnordisch in der Edda, z. B. in Baldrs draumar 6:

Végtàmr ek héitì,
sónr èm ek Váltàms.

Von der ganz senkungslosen Zeile aber wäre besonders viel zu reden im Vergleich mit der Stabreimdichtung (wozu doch hier der Ort nicht ist), da dabei der liebe Streit um die sog. Vier- oder Zweihebungstheorie zur Sprache kommen müßte, der nun zu Gunsten der zweiten sich zu entscheiden scheint. Mit welchem Rechte, darauf fällt vielleicht ein Lichtschein aus dem Vorgeführten. Licht in dem Streite ist eben auch aus dem Kinderliede von heute zu holen.

Zu der freien Behandlung der Senkungen ist aber doch noch etwas zu erwähnen, das hier sein Licht finden kann, daß sie nämlich doch auch, trotz alles metrischen Schulbewußtseins, auf der Höhe unserer neueren Kunstdichtung auftreten kann, bei Schiller und Goethe. Jeder kennt von Kind auf den Vers im Handschuh:

Den Dank, Dame, begehr ich nicht.

Die Lücke im Rhythmus, vom Schulstandpunkt aus zu reden, habe ich, wenn ich mich da als Beispiel anführen darf, Jahre lang unbemerkt gelassen und sie ist es vielleicht Manchem jetzt noch. Merkwürdig genug. Aber eben dieß Übersehen oder Überhören beweist, was hier brauchbar ist: daß die vermeintliche Lücke für das deutsche Rhythmusgefühl eben keine Lücke, sondern recht natürlich ist, sonst würde es vom ersten Augenblick daran sich stoßen. Wer möchte es aber berichtigt sehen? Im rhythmischen Sprachgefühl Schillers erklärt es sich dadurch, daß er mit der Ballade ihrer Form nach auf einen neuen Boden, auf den des Volksliedes trat, zugleich freilich auf den alten und natürlichen Boden; daher z. B. auch in seinen Balladen der frei gemischte Rhythmus (wie schon in Goethes Erlkönig und im König von Thule), der der sorgfältig mühsam ausgebildeten deutschen Schulmetrik ganz fremd war. Ähnlichen oder gleichen Anlaß hat das Auftreten dieser Freiheit bei Goethe, in seinen zwei deutschen Perioden, wie man sie kurz nennen kann, die getrennt sind durch die griechische. Im ersten Faust z. B., der ja in H. Sachsischen oder „Knittelversen" begonnen wurde:

Die Frau hat einen feinen Geruch,
Schnüffelt immer im Gebetbuch,

wo in der zweiten Zeile der Auftakt fehlt und neben einer dreisilbigen Senkung eine ohne Ausfüllung auftritt. Dann wieder in den spätern „Sprüchen", d. h. deutscher Spruchform, zu der er von den Distichen nach dem Abstoßen der antiken Metrik übergieng („Wir sind vielleicht zu antik gewesen, Jetzt wollen wir es moderner lesen"), z. B.:

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage (unter „Sprüchwörtlich"),

wo nicht nur in Goldwage, sondern auch nach Glück eine Senkung unterdrückt ist, dabei wieder der Auftakt frei behandelt. Oder:

Im Auslegen seid frisch und munter (Zahme Xenien II);
Die Sonne war eben im Aufgehn (ebenda I).

Das kam ihm aus keiner Theorie, sondern der geltenden Theorie zum Trotz, aus dem bloßen deutschen Sprachgefühl, dem er sich nun wieder sorglos keck überließ, wie einst in der Genieperiode. Gerade in den Sprüchen, an denen wir um Jahrhunderte zurück so reich sind, auch als einst so beliebten Inschriften an Häusern, Brunnen, Geräthen aller Art auch im Dorfgebrauch, gerade in diesen hat sich das in alter Zeit entwickelte rhythmische Sprachgefühl, die alte metrische Kunst bis in die Gegenwart fortgesetzt. Daher auch übergangene Senkung selbst bei einem so wohlgelehrten und über die Theorie denkenden Dichter, wie Logau, z. B. (III, 1,11):

Stinkend Käs und Warheit
Liegt bei Höfen abseit.

Das ist aber gleich hörbar als die uralte Rhythmusform, die an „Bauer, baue Kessel" gezeigt worden ist, also nicht so geschrieben, daß da Logau die ihm kommenden Worte ohne Regel und Bewußtsein eben hinfließen ließ, wie Goethe und Schiller in den erwähnten Fällen, bei denen da nur ein Instinct arbeitete (das unschöne Wort ist hier nicht zu vermeiden).

Von diesem Bewußtsein schließlich noch ein Wort, zu dem eben auch das Kinderlied trefflichen Anlaß gibt. Es ist ja eine hochwichtige Frage, wie für alle Kunstübung, so für die metrische Kunst. Unserer sogenannten classischen Zeit war das rechte Bewußtsein des deutschen Rhythmus entweder verloren oder doch gestört und verschoben — das klingt garstig, ist aber eine leidige Wahrheit; es gieng ihr damit, wie dem 16. Jahrhundert mit der sogenannten Silbenzählung, mit der es doch noch eine andere Bewandtniß hat, das Formenbewußtsein der

Dichter war da in ein ungesundes Gleis gerathen, aus dem es Opitz heraus riß. Im Mittelalter aber ist bei den Sängern ein erstaunliches Formbewußtsein wirksam gewesen, das ließe sich an einer bestimmten Stelle der ältesten Kunst sicher zeigen, wenn dazu hier der Ort wäre. Merkwürdig genug, da man sonst der Gegenwart ein großes und helles Bewußtsein zutraut, der alten Zeit aber ein geringes und trübes. Bei dem Kinderspruch vom Elephanten oben tritt unwillkürlich die Frage auf, wie weit der wahrhaft künstliche Aufbau auf Zufall oder auf Bewußtsein beruhe? Nun sind aber Kindersprüche da, die darauf einige Antwort geben, z. B. aus dem Erzgebirge, mitgetheilt von Alfr. Müller, Volkslieder aus dem Erzgebirge, Annaberg 1883 (es ist wahrhaft köstliches da gesammelt), S. 205:

Eins zweie doch,
Der Peter fiel ins Loch.
Solln ere (ihrer) denn nicht dreizehn sein?
Dreizehn sinds ere doch.

D. h. der Dreizehnte wird ausgezählt, und dreizehn Töne oder Hebungen hat der Spruch, dessen Rhythmus doch dabei einen so natürlichen hübschen Tonfall und Verlauf hat, daß man ihm kein künstliches Berechnen anmerkt. Und noch einer S. 206, der jede Einwirkung etwa von der Schule her sicher fern hält, ja geradezu abweist:

Ans, zwee, do,
Fimmerle sammerle so,
Fimmerle sammerle summerle sam,
Fimmerle sammerle so.
Ob ich gleich nicht zählen kann,
Zwanzig stehn ere do.

Es sind zwanzig Töne, wer nachzählen will, wieder mit einem wahrhaft künstlichen Bau im rhythmischen Ganzen. Die Worte vom Zählenkönnen, eine rechte Schelmerei, meinen wohl: ob ich gleich noch nicht in die Schule gehe, noch keine Rechenstunde habe. Dieß Nachzählen, also solches Zahl- und Formbewußtsein bei Kindern war mir höchst überraschend und unerwartet, und wirds wohl Manchem auch sein. Danach kann mans aber der alten Zeit eben so gut zutrauen.

Was von dem hier Vorgetragenen für den Unterricht brauchbar ist und wie, das wüßte ich nicht sogleich zu sagen. Nur ein Wort doch dazu. Daß die Schüler, die auch nicht Latein lernen, noch erfahren, was ein Jambus, ein Trochäus, Daktylus, Spondeus ist, dabei muß es natürlich bleiben und das geht ja rasch. Daß wir aber die deutsche Metrik den deutschen Schülern schuldig sind, das versteht sich auch von selbst. Sie bringen sie aber im Gefühl gleich mit, der Boden braucht

nur gelockert zu werden, da kommen die Hauptsätze, die ihr zu Grunde liegen, von selbst heraus. Das hab ich oft mit aller Sicherheit erfahren, wenn es in der Declamirstunde etwas Metrisches zu behandeln gab, und habe mich oft gewundert, wie sie auch feinere Gesetze unter Anleitung selbst zu finden wußten, z. B. wenn der Erlkönig vorkam, das von der dreisilbigen Senkung oben Ausgeführte, die in sich wieder eine Hebung braucht. Die deutsche Metrik und Rhythmik richtig (d. h. besonders nicht gelehrt) behandelt ist in der Schule die allerschönste — Denkübung von ganz besonderem Werthe.

Das Schrifttum der Gegenwart und die Schule.

Zweiter Teil.[1])

Dichtergestalten unserer Zeit.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

I. Das Grundgesetz des deutschen Stiles.

Lüge und Unnatur sind von jeher die ärgsten Feinde des Menschentums gewesen. Wo wir die Menschheit in Not und Qual versunken finden, wo wir ganze Völker in jammervollem Elend zu Grunde gehen sehen, wo uns der Verfall der Wissenschaft und Kunst entgegentritt, wo wir die Ideale des Menschengeistes in den Staub herabgezerrt, das Edle geschmäht und die höchsten Güter der Menschheit verachtet sehen: überall läßt sich als letzte Ursache solchen Unheils Lüge und Unnatur nachweisen. Wiederholt haben diese unheilvollen Mächte auch deutsche Art und Wesen zu zersetzen gesucht, aber immer hat die gesunde Urkraft des deutschen Volksgeistes, wenn auch oft in harten Kämpfen, den Sieg zu erringen gewußt. Auch in der Gegenwart sehen wir, fast auf allen Gebieten, Lüge und Unnatur in unserem Vaterlande wirksam. Die bedauernswerte Richtung unserer Zeit auf das Grobsinnliche und Materielle hat ein Hasten und Jagen nach Geld und Gut hervorgerufen, das zu einer unheimlichen Anspannung aller Geistes- oder Körperkräfte des einzelnen geführt hat. Rasch reich zu werden und dann des Reichtums zu genießen ist der Lebensgrundsatz ganzer breiter Schichten der Gesellschaft geworden. Rücksichtslos wird jedes Hemmnis

1) Mein Aufsatz über das Schrifttum der Gegenwart und die Schule im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift hat wider mein Erwarten so vielfache Zustimmung gefunden, daß ich mich dadurch ermutigt sehe, dem allgemeinen grundlegenden und erörternden Teile einen zweiten folgen zu lassen, der gleichsam die praktische Anwendung des im ersten Teile Ausgeführten enthalten soll. O. L.

beiſeite geſchoben, jedes Hindernis niedergetreten, das ſich dieſem Ziele in den Weg ſtellt. Ein ruhelos vorwärtsſtürmendes Erliſten und Erraffen iſt an die Stelle des ruhigen und ſichern Strebens nach Beſitz getreten. Daß dabei auch Ehrlichkeit und Wahrheit und andere ſittliche Gewalten nur allzuoft Schaden erleiden, iſt leider eine unleugbare Thatſache. Lug und Trug ſuchen in Handel und Gewerbe den alten ehrenfeſten Sinn zu untergraben, mit äußerſter Anſtrengung ſucht ſich der gute und tüchtige Kern des Handels- und Gewerbeſtandes des Eindringens der unſauberen Geiſter zu erwehren, ſein Bemühen iſt vergeblich. Und wie widerwärtig ſind die Liſten und Ränke der politiſchen Parteien unter einander, in wie geringem Werte ſteht da die Wahrheit, jedes Mittel, das einen Wahlſieg verheißt, iſt willkommen, der Erfolg heiligt alles, auch die Unwahrheit, auch die Lüge, auch die Verleumdung. Iſt es da ein Wunder, wenn auch unſer Geſellſchaftsleben von Lüge und Unnatur durchſetzt iſt? Da herrſcht ein gegenſeitiges Überbieten, das nahezu lächerlich wäre, wenn es nicht einen ſo ernſten Hintergrund hätte. Der eine will den andern übertreffen durch ſein Auftreten nach außen und durch den Glanz des Hauſes. Und doch iſt dieſer Glanz in ſo unendlich vielen Fällen nur ein erborgter, ein leerer, nichtiger Schein, der den Zuſammenbruch des Hauſes in kürzerer oder längerer Friſt unerbittlich mit ſich führt. Viele Frauen, und namentlich die ſogenannten Königinnen der Geſellſchaft, ſcheinen kein anderes Bewußtſein von ihrem Werte zu haben als das, was ſich aus dem Werte der Gegenſtände ergiebt, die ſie auf ihrem Körper zur Schau ſtellen. Äußerer, hohler, unendlich verächtlicher Glanz hat den innern Wert und das edlere Teil ſolcher von Genuß zu Genuß, von Luſt zu Luſt haſtender Frauenſeelen bis auf einen geringen Reſt vernichtet. Und dabei beruht die vorübergehende, blendende Wirkung ſolcher Erſcheinungen in der Regel auf Unwahrheit und Unnatur. Die beſonders von der Fürſtin Metternich in Wien im Anfange unſers Jahrhunderts wieder zur Mode erhobene Weſpentaille, die nur eine Zeit der Unnatur als eine Schönheit betrachten kann, iſt doch im Grunde nichts anderes als eine Verkrüppelung der Geſtalt und des Wuchſes, die noch dazu die innern Organe, alſo zugleich die Kraft und Geſundheit, an der Entfaltung hindert. Wer ſein Auge an griechiſcher und altgermaniſcher Schönheit geſchult hat, der muß ſich von ſolcher Entartung mit Abſcheu wegwenden. Und oft iſt auch hier die Schönheit der Geſtalt und des Wuchſes nur eine erborgte, wobei jedoch den Trägerinnen als Entſchuldigung der Spruch Schillers zur Seite ſtehen mag:

„Gott nur ſiehet das Herz“. — Drum eben, weil Gott nur das Herz ſieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches ſehn.

Leider ist diese Unwahrheit aber auch in die Familie eingedrungen. Viele Ehen werden heute aus rein äußerlichen Rücksichten geschlossen, und oft ist eine Heirat heutzutage nur das Ergebnis der niedrigsten Berechnung. Von der echten, allverzehrenden, allüberwindenden, sicher emportragenden Liebe haben viele heute schon kaum eine Ahnung, sie ist ihnen nur ein dunkles Märchen aus längst vergangener Zeit, vergessen, verlacht, verleugnet. Kein Wunder, daß das Band, das die beiden Geschlechter mit heiligen Eiden für das Leben geschlossen haben, in frevelhafter und leichtsinniger Weise zerrissen wird, der ersten Lüge mußte notwendig die zweite folgen. Und wie Gesellschaft und Familie schon von der Unwahrheit und Unnatur ergriffen sind, so ist es auch die Erziehung der Kinder in der Familie. Von Kind auf werden dem Menschen häufig nur die Güter gezeigt, die das Leben vergänglich zieren, der Schein, nicht das Wesen, die Schale, nicht der Kern, immer das Äußere und wieder das Äußere — und das Innere, das Echte, das Wahre, das Natürliche geht dabei verloren. Auf einen Menschen, der sich natürlich giebt wie er ist, der seine eigene Natur zum lebhaften Ausdruck bringt, zeigt man mit Fingern als auf einen schlecht erzogenen. So wird der Mensch erzogen für die Lüge des Lebens, in der viele der Eltern wie in einem unendlichen Taumel sich drehen.

Aber auch Wissenschaft und Kunst unserer Zeit sind von der Unwahrheit und Unnatur, die jetzt so stolz ihr Haupt erheben, nicht frei. Auch in der Wissenschaft ist ein Zug nach dem Äußerlichen hin zu bemerken, eine Überschätzung des gelehrten Apparates, der leeren Schlagworte, des äußerlichen gelehrten Anstriches, durch die man von dem eigentlichen Kern der Fragen abgeführt wird, und vor allem ein vornehmes Ablehnen der wichtigsten Menschenfragen. Es soll jetzt Gelehrte geben, die zuweilen nur deshalb ein Werk loben, weil der unbedeutende Urheber ihnen Weihrauch streut, ebenso wie solche, die nur deshalb eine Arbeit tadeln, weil der Verfasser ihrem Ansehen gefährlich werden könnte. Ja man spricht auch von Gelehrten, die neue Theorien nur zu dem Zwecke aufstellen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, obwohl sie von vornherein von der Unhaltbarkeit ihrer Aufstellungen überzeugt sind. Daß auch die Kunst unserer Zeit der Unnatur und Unwahrheit weit näher steht als der Natur und Wahrheit, wer empfände das nicht mit Schmerz? Wer würde nicht, wenn er moderne Gemälde und Bildwerke betrachtet, abgestoßen von der charakterlosen Anempfindelei, die an Stelle wahrer, großer und tiefer Empfindung leider nur allzuoft aus diesen Werken spricht, von der ungenießbaren Süßlichkeit oder widerwärtigen Häßlichkeit, die uns auf Schritt und Tritt hier entgegenkommt? Auch in der Musik sehen wir

eine wahre Flucht vor dem Einfachen, Wahren, Natürlichen. Das Volkstümliche ist geradezu in Acht und Bann gethan, und der Tondichter, der auf der Höhe der Zeit stehen will, hat eine wahre Angst vor jeder volksmäßigen Wendung; volksmäßig, gemein, niedrig sind ihm gleichgeltende Begriffe. Man atmet oft förmlich auf, wenn man in den geschraubten Fügungen neuerer Tondichtungen plötzlich einmal einen natürlichen Gedankengang, einen Ansatz zu einer einfachen, edel volksmäßigen Wendung zu vernehmen glaubt, freilich nur, um mit um so größerer Enttäuschung gleich darauf zu bemerken, wie plötzlich durch eine sogenannte geistreiche und vornehme Tonführung die Hoffnung des gequälten Ohres schnöde zu nichte gemacht wird.

Wenn wir so auf allen Gebieten Wahrheit und Natur in bedenklicher Weise zurückgedrängt und beiseite geschoben sehen, so darf es uns nicht wunder nehmen, daß sich dieses Gebrechen unseres Zeitalters auch in dem Schrifttum unserer Zeit nachdrücklich geltend macht. Überall begegnen wir hier der Unwahrheit und Unnatur in wahrhaft besorgniserregendem Maße. Die Lyrik ist mit geringen Ausnahmen zu einem Spiele mit erlogenen Gefühlen, zu einer nichtigen, inhaltsleeren Tändelei, zu einer mattherzigen Schwatzhaftigkeit herabgesunken, in den Romanen und Novellen strebt man vor allem danach, spannend und prickelnd zu schreiben und durch aufdringliche, starke Wirkungen und unerwartete Wendungen, durch eine abgeseimte Beimischung aufstachelnder Reize Aufsehen zu erregen, im Drama werden uns unwahre Charaktere in unmöglichen Verhältnissen vorgeführt — und so vermissen wir überall den Herzenston wahrer Empfindung, der freilich, wenn er einmal erklingt, zu einem Aufschrei der mißhandelten Natur wird, der unsrer Lesewelt gar seltsam in die Ohren schallt. Es hat sich nun freilich eine Schar von Realisten und Naturalisten aufgethan, welche die verloren gegangene Wahrheit wiederzufinden meinen, wenn sie die nackte Wirklichkeit in ihren Schriften einfach wiedergeben. Diese vergessen, daß es sich bei aller Kunst, die ja allerdings auf dem festen Grunde der Thatsachen ruhen muß, doch in erster Linie um die innere Wahrheit handelt, d. i. um die Übereinstimmung des künstlerischen Gedankens in sich selbst, in allen seinen Gliedern und Teilen, und daß erst durch die Gestaltung der äußeren Wahrheit zu einer solchen inneren ein wirkliches Kunstwerk entsteht. Vor allem aber meinen diese sogenannten Realisten und Naturalisten der Wirklichkeit dadurch am nächsten zu kommen, daß sie dieselbe so abschreckend und häßlich als möglich darstellen, und so weichen sie von der Natur und Wahrheit gerade um so viel nach der andern Seite ab als die Schönfärber und falschen Idealisten nach der umgekehrten.

Und wie das Schrifttum unserer Zeit in den Gegenständen der Darstellung von der Wahrheit und Natur abgeirrt ist, so vor allem auch in dem Mittel der Darstellung: in der Sprache. Der angeführte allgemeine Zug der Zeit wirkt auch hier mit, doch liegt diesem Übelstande zugleich eine grundfalsche Anschauung von dem Wesen des Stiles zu Grunde. Fast allgemein verbreitet ist die Meinung, ein schöner Stil bestünde in sogenannten schönen Redewendungen, in schmückenden Bildern und Figuren, oder, um ein Schlagwort unsrer Zeit zu brauchen, in einer blühenden Diktion. Und diese falsche Meinung hat nun zu jenem Wortgeklingel und zu jenen Redeblumen geführt, die uns so viele Schriften unsrer Zeit vollkommen ungenießbar machen. Nein, die Schönheit des Stils beruht einzig und allein in der vollkommenen Übereinstimmung des Ausdrucks mit der Sache, oder mit andern Worten: in seiner Wahrheit. (Vgl. hierzu Jahrg. I, S. 351 ff.) „Der Stil ruht auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis!" Dieses Wort Goethes kann unsern Dichtern und Schriftstellern nicht laut genug in die Ohren gerufen werden. Wenn die ältere Stilistik die Zweckmäßigkeit als das oberste Gesetz des Stiles hinstellte, so ergaben sich aus diesem falschen Grundgesetze alle die Irrtümer, die heute noch über das Wesen des Stiles umlaufen. Wenn nämlich die Zweckmäßigkeit als oberstes Gesetz des Stils betrachtet wird, so wird dadurch die Sprache zu einem bloßen Mittel herabgewürdigt, das dem Zwecke der Mitteilung dient, während in dem Falle, daß wir die Schönheit, d. h. die Übereinstimmung des Ausdruckes mit der Sache, die volle innere Wahrheit als das Grundgesetz des Stiles betrachten, die Sprache als der natürliche, organische Ausdruck des Gedankens erscheint, der zunächst ohne Rücksicht auf jeden Zweck in die Erscheinung tritt und erst dann, weil er da ist, einem Zwecke dienstbar gemacht werden kann, ebenso wie andere Äußerungen des Geistes oder der Sinne. Die Sprache ist also nicht ein zu irgend einem äußern Zwecke erfundenes Mittel, sondern sie ist der notwendige organische Ausdruck des Gedankens. Wie die Blume blühen muß, so muß der Mensch sprechen. Wir müssen also die Sprache zunächst von dem Zweckbegriffe ganz loslösen, sie ruht fest in sich selbst und kann daher nur aus sich selbst und aus den Grundfesten der Gedankenwelt und der Natur, aus denen sie erwächst, sich entfalten und nicht ihre Gesetze von einem außer ihr liegenden Zwecke empfangen. Die Sprache steht also vollständig unter dem Gesichtspunkte der Kunst, und das Grundgesetz des Stiles, das wir aufgestellt haben, deckt sich vollkommen mit dem Satze: Die Sprache ist eine Kunst. Sie unterliegt daher derselben Beurteilung wie jede andere Kunst, und wie der Zweckbegriff vollständig außerhalb

des Wesens einer jeden Kunst liegt, so liegt er auch außerhalb des Wesens der Sprache. Wenn man nun die Zweckmäßigkeit als das Grundgesetz des Stiles ansah, so wurde das Wesen der Sprache vollkommen verkannt. Der Zweckmäßigkeit wurden dann andere Erfordernisse des Stiles untergeordnet, z. B. die Verständlichkeit, Bestimmtheit u. s. w. Zu diesen gehörte auch die Schönheit der Rede, oder wie die alte Stilistik sich ausdrückte, die Forderung, die Rede solle gefallen. So kam die Schönheit erst in zweiter Linie gleichsam als etwas Späteres, weniger Wesentliches hinzu, als etwas, das durch besondere ausschmückende Wendungen und Ausdrücke erst nachträglich erzielt und künstlich in die Sprache hineingetragen werden könne. Mit dem Satze des Quintilian: oratio sit ornata, war dieser Irrtum auf Jahrhunderte hinaus befestigt, ja er ist heute noch für viele das A und O ihrer stilistischen Erkenntnis. Man kann von hier aus die ganze Rhetorik der Römer begreifen und das Schwülstige und Unnatürliche in ihren reich mit leeren Stilblüten überladenen Reden.

Sieht man aber, wie es der Natur der Sprache einzig und allein entspricht, das Grundgesetz des Stiles in der Schönheit, d. h. in der Übereinstimmung des Ausdruckes mit der Sache, in der inneren Wahrheit, so ist diese Schönheit, diese innere Wahrheit, das Ursprüngliche, das notwendig aus dem Wesen der Sprache selbst hervorwächst und niemals äußerlich hinzugebracht werden kann. Und so verhält es sich in der That. Alle sprachlichen Darstellungen, die äußerlich zusammengesuchte schmückende Wendungen hinzubringen oder die den Ausdruck nicht in voller Übereinstimmung mit der Sache zeigen, erscheinen uns geschmacklos; sie sind unwahr in sich selbst, und daher stoßen sie uns ab. Am auffallendsten tritt das in denjenigen Sprachen hervor, in welchen jedem Worte eine frische, lebendige Anschauung zu Grunde liegt, die selbst in den abgezogensten Bedeutungen des Wortes noch wie ein Oberton mitklingt, also namentlich in der griechischen, deutschen und russischen Sprache, während im Lateinischen und in den romanischen Sprachen, die mehr eine scharfe äußerliche Bestimmtheit des Ausdruckes herausgebildet haben und dieser anschaulichen Gewalt mehr oder weniger entbehren, das schwerer zu erkennen ist. Daher kommt es, daß das Lateinische und die romanischen Sprachen mehr zu blendenden Tiraden geneigt sind, als das Griechische oder Deutsche, und daraus erklärt es sich auch, daß das Griechische, Deutsche und Russische recht eigentlich als Dichtersprachen bezeichnet werden können. Hieraus folgt auch, daß keine Sprache künstlich gemacht werden kann. Wäre die Zweckmäßigkeit das oberste Gesetz, so müßte auch eine Sprache künstlich erfunden werden können; dieser Meinung war in der

That die ältere Stiliſtik, und noch Adelung ſpricht wiederholt von den Spracherfindern. Unſere heutige Erkenntnis aber, die in der Sprache den organiſchen Ausdruck des Gedankens ſieht, verwirft eine ſolche Anſchauung. Einem Volapük und ähnlichen Mißgeburten einer in Unwahrheit und Unnatur verſunkenen Zeit fehlt daher gerade die weſentlichſte Eigenſchaft der Sprache, und es iſt ein Mißbrauch, wenn ſolche Erzeugniſſe mit dem Namen einer Weltſprache belegt werden. Das Volapük mag als ein Mittel der Mitteilung bezeichnet und benutzt werden, der geiſtigen und ſittlichen Entwickelung der Menſchheit wird es niemals förderlich ſein, weil es, ſobald es zur Mitteilung irgend welcher Gedanken höherer Art verwendet werden ſollte, ſofort eine völlige Gedanken- und Redefälſchung mit ſich führen und ſo der Menſchheit ſchweren Schaden zufügen würde. Hier ſei desſelben überhaupt nur Erwähnung gethan, um das Weſen der Sprache und des Stils recht klar vor die Augen zu ſtellen.

Das Weſen aller Kunſt iſt Geſtaltung; da die Sprache eine Kunſt iſt, müſſen wir auch ihr Weſen in der Geſtaltung ſuchen. Und in der That ſehen wir die Sprache bemüht ihren Worten und Wendungen eine beſtimmte, feſte Geſtaltung zu geben, d. h. nicht einen dürren, toten, abgezogenen Begriff in denſelben niederzulegen, ſondern einen lebendigen Inhalt, der einer Anſchauung, einem Sinnenſcheine vollkommen entſpricht. Nicht die Wahrheit an ſich iſt es, der die Sprache nachgeht, ſondern die geſtaltete Wahrheit, oder wie wir oben ſagten die innere Wahrheit, und dieſe geſtaltete Wahrheit bezeichnen wir kurz mit dem Namen Schönheit. In dieſem Sinne iſt es zu verſtehen, wenn wir die Schönheit als das Grundgeſetz des Stiles bezeichnen. Die einfachſten Ausdrücke unſrer Sprache, bei denen wir gar nicht mehr an die ſinnliche Anſchauung denken, die ihnen zu Grunde liegt, können hier als Beweis dienen. Wir ſagen: „Der Wind erhebt ſich, er rüttelt an den Fenſtern, er heult, er legt ſich"; wollen wir dieſe Vorgänge vom naturwiſſenſchaftlichen Standpunkt aus erklären, ſo ſind das höchſt zuſammengeſetzte Vorgänge; nach dieſer Erklärung derſelben fragt die Sprache als ſolche nicht, ſie erfaßt vielmehr die Erſcheinung, das Sinnenfällige in ihr und hält dieſes in einem Ausdrucke feſt. „Der Wind erhebt ſich." In der That erſcheint es uns ſo, als hätte er vorher am Boden gelegen, nun brauſt er auf einmal über die Erde, er zauſt die Wipfel der Bäume, er pfeift über die Dächer, er iſt in der That in die Höhe geſtiegen, hat ſich erhoben. Er rüttelt an den Fenſtern, er erſcheint uns wie ein Feind, der in unſer trautes Heim hereinbrechen möchte und nun zornig an den Fenſtern zerrt. Er heult, die Laute, die ſein Dahinbrauſen erzeugt, dünken uns wie die langgezogenen Töne wilder

Tiere. Und wenn die Luft still geworden ist, so hat der Wind, der sich vorher von seinem Lager erhoben hatte, sich wieder gelegt. Wir sehen, wie alle diese Ausdrücke die Gestalt des Windes uns lebensvoll vor Augen führen, und wie sie sowohl mit der wirklichen Anschauung, als auch unter sich genau übereinstimmen, wie sie innere Wahrheit haben. Der alten Stilistik kam es nicht im entferntesten bei, derartige Wendungen mit unter die Personifikation oder Prosopopöie zu rechnen, und doch haben wir hier recht eigentlich das Wesen der Prosopopöie, nämlich die Vermenschlichung natürlicher Vorgänge auf Grundlage einer sinnlichen Anschauung. Wenn Tiere und Pflanzen in der Dichtung redend eingeführt werden, so ist das nichts anderes als eine Weiterführung dieses Grundzuges der Sprache, nicht etwa eine Anwendung einer besonderen Redefigur, die jemand aus einem Lehrbuche der Poetik gelernt hätte. So sagen wir auch vom Feuer: Es wird genährt, es ergreift einen Gegenstand und verzehrt oder frißt ihn, es läuft oder wälzt sich durch die Straßen, es springt von einem Dach zum andern, es wird immer gieriger (wie ein wildes Tier), es leckt an den Wänden empor, es wütet entsetzlich, bis es zuletzt erstickt wird.[1]) Jede dieser Wendungen bezeichnet haarscharf, mit einer Genauigkeit und Wahrheit ohnegleichen, den sinnlichen Vorgang. Daher erfreut es unsern Sinn aufs wärmste, wenn wir bei Grimm im Märchen vom Dornröschen ganz diesem Zuge der Sprache gemäß lesen: „Das Feuer ward still und schlief ein." Wir sagen: Der Krieg erhebt sich, wobei der Krieg als eine furchtbare Gestalt gedacht ist, die am Horizonte langsam emporsteigt, drohend und unheilverkündend, ein Bild, das noch weiter ausgeführt wird, in dem Worte: Man sieht von einem Kriege nur das Haupt, aber nicht die Füße (d. h. den Anfang, nicht das Ende). So ist die sogenannte Prosopopöie im Wesen der Sprache aufs tiefste begründet, und sie ist nichts anderes als die Vermenschlichung eines Augenscheines oder überhaupt eines sinnlichen Vorganges. Wir sehen, die Sprache ruht auf den Grundfesten der sinnlichen Welt.

Oder wählen wir eine andere Redefigur: die Hyperbel. Die Hyperbel begegnet uns überall in der Sprache und im Leben, sie stellt sich ein, wenn wir von irgend einer großen oder heftigen Empfindung, etwa von Ärger, von Leidenschaft, Zorn, Rachedurst u. ähnl. ganz erfüllt sind. Ein Vater sagt zu seinem Kinde, das einige Tropfen aus einem Glase Wein vergossen hat: „Du hast ja das ganze Glas verschüttet!" oder eine Mutter zu ihrem ungeratenen Töchterchen, das sie bereits ein- oder zweimal ermahnt hat: „Ich habe es dir schon hundertmal ge-

1) Vgl. Dr. Rausch ins Fricks Lehrproben 8, 105.

sagt“ u. s. w. Das sind Hyperbeln, genau so gut wie diejenigen, die uns in den Lehrbüchern der Poetik aus den Werken der Dichter aufgezählt werden. Wir sehen, es wirken zwei Ursachen, welche die Hyperbel hervorbringen, erstens: die aufgeregte Empfindung des Menschen, zweitens: ein Sinnenvorgang, welcher von dem in seiner Empfindung aus dem Gleichgewicht gekommenen Menschen vergrößert wird. Ohne eine Aufwallung des Gefühls ist eine Hyperbel undenkbar, und die Größe der Hyperbel entspricht genau der Größe der Gefühlserregung. Ebenso wird man zu einem Kinde, das gar nichts aus seinem Glase verschüttet hat, nicht sagen, es habe das ganze Glas umgegossen; erst die Tropfen vielmehr, die wirklich aus dem Glase gefallen sind, geben den Anlaß zu der Hyperbel. Die Hyperbel kann also nicht mir nichts, dir nichts aus der Luft gegriffen werden, wie das so viele Dichter thun, sondern sie muß immer als Grundlage einen wirklichen sinnlichen Vorgang haben, der in ihr nur vergrößert erscheint. So ruht auch sie auf den Grundfesten der Dinge.

Wir könnten jede einzelne bildliche Wendung und Redefigur in dieser Weise durchnehmen und überall würden wir zuletzt auf den festen Boden einer Thatsache gelangen, die in dem Bilde oder in der Redefigur festgehalten wird. Diese Thatsache gehört teils der inneren Welt der Empfindung und der Gedanken an, teils der äußeren Welt der Sinnenvorgänge. Mit diesen Thatsachen muß der Ausdruck in genauester Übereinstimmung stehen und in dieser Übereinstimmung einzig und allein besteht die Schönheit des Stiles. Indem wir in dieser Schönheit das Grundgesetz des deutschen Stiles erblicken, erhalten wir für alle sprachliche Darstellung zugleich einen festen Maßstab der Beurteilung. Wo dieses Thatsächliche, diese Wahrheit fehlt, wird der Stil geschmacklos und ungenießbar, wo sie aber vorhanden ist, nimmt er jene Gestalt an, die wir in den Werken des Genius bewundern.

Um ganz klar zu sein, wollen wir jetzt diesen Maßstab auf einige Dichterstellen anwenden. Wenn Oskar von Redwitz in seiner Amaranth sagt:

Sie lehnt vom Fackelschein umflammt,
Das Haar im Nachtwind lose;
Aus ihrer Wange bleichem Samt
Taucht eine matte Rose,

so ist dieses Bild geschmacklos, weil es durchaus unwahr ist. Zunächst fehlt der sinnliche Untergrund; wenn eine Wange mit Samt verglichen wird, so könnte es höchstens geschehen, um das Weiche bei der Berührung hervorzuheben, wie man auch von sammetweichen Händen u. ähnl. spricht. Wie aber die geisterhafte Bleiche des Antlitzes mit Samt ver-

glichen werden kann, ist ganz unerklärlich. Dazu kommt noch, daß der Samt gerade glänzend, gewöhnlich von dunkler oder leuchtender Farbe zu sein pflegt, so daß man von bleichem Samt überhaupt nicht in allgemeinerem Sinne sprechen kann; das Bleiche ist mit einem Worte keine charakteristische Eigenschaft des Samtes. Im folgenden Verse verwandelt sich aber nun dieser Samt in einen See oder einen Teich, aus dem eine matte Rose hervortaucht. Auf Samt kann aber eine Rose höchstens gestickt werden, sie kann nicht aus ihm tauchen. Es werden also zwei ganz verschiedene Bilder zu einer einzigen Vorstellung zusammengeschweißt, nämlich zu der Vorstellung einer bleichen, mit matter Röte sich färbenden Wange. Wie ganz unwahr diese Darstellung ist, erhellt hieraus aufs deutlichste. Ebenso geschmacklos und unwahr würde das Bild sein, wenn man wirklich annehmen wollte, demselben liege eine auf Samt gestickte Rose zu Grunde. Ein derartiges künstliches, noch dazu geschmackloses Erzeugnis der menschlichen Handfertigkeit oder Fabrikthätigkeit zur Bezeichnung der einfachen Schöne des Menschenantlitzes zu wählen, das ist ganz einfach eine Versündigung an Natur und Wahrheit. Gerade durch ein solches Verfahren sind uns gewisse naturmalende Dichtungen aus dem vorigen Jahrhundert so ungenießbar geworden. Von dem Sammetteppich der Wiesen, dem sammetnen Moosteppich des Waldes, den Purpurwangen und den seidenen Händen der Geliebten, der Silberstraße des Baches und ähnlichen Bildern wünschen wir am liebsten heute nichts mehr zu hören. Solche Bilder sind nicht besser, als wenn man die Sonne die Lampe des Himmels genannt hat. Die Unwahrheit solcher Ausdrücke beleidigt unser Empfinden.

Heinrich Heine, der recht wohl den wahren und echten Ton zu treffen wußte, hat sich dennoch häufig, wie in seinem Empfinden, so auch in seiner Sprache, durchaus vergriffen. Unerträglich sind die weißen Lilienfinger und die Purpurrosen des Mundes, die Veilchenaugen, die Rubinen der Lippen und ähnliche Bilder, mit denen seine Dichtung förmlich durchsetzt ist.

Völlig geschmacklos ist auch folgendes Bild aus seinem Cyklus Nordsee. Er will die Geliebte krönen, aus der Sonne macht er ein Diadem, dann fährt er fort:

Von der flatternd blauseidnen Himmelsdecke,
Worin die Nachtdiamanten blitzen,
Schneid' ich ein kostbar Stück,
Und häng' es dir als Krönungsmantel
Um deine königliche Schulter.

Umgekehrt kann aber ein Bild aus lauter sinnlich wahren Vorgängen zusammengesetzt sein, und doch nicht befriedigen, wenn nämlich

die ſinnlichen Grundlagen nicht zu einem einheitlichen Ganzen zuſammengefaßt, zum Ausdruck eines beſtimmten Gedankens gemacht ſind, mit einem Worte: wenn die Wahrheit nicht geſtaltet, wenn die bloße äußere Wahrheit nicht in eine innere umgewandelt worden iſt. Man höre folgende Strophe aus einem Gedicht Hermann Rolletts:

Der Tag iſt verſunken ſo ſchnell, ſo ſchnell,
Die Abendglocken verklangen,
Und die Sterne flimmern ſo hell, ſo hell
Und der Mond iſt aufgegangen.

Hier ſind lauter Thatſachen berichtet, und dennoch laſſen uns die Worte ganz unbefriedigt. Der Grund liegt darin, daß weder eine Stimmung, noch eine Empfindung, noch ein Gedanke in dieſen Worten zum charakteriſtiſchen Ausdruck gebracht iſt, der äußeren Thatſache entſpricht keine innere, und ſo iſt auch dieſe Schilderung recht eigentlich unwahr, weil gar kein innerer Grund zu ihr vorlag, der die Seele dazu trieb. Der Dichter ſoll ſingen, wenn er ſingen muß, wenn eine innere Gewalt ihn dazu treibt; und der Menſch, der ſchreibt, ſoll ſeine Feder nur dann anſetzen, wenn er wirklich etwas zu ſagen hat. Ein Schriftſteller, der nichts zu ſagen hat und dennoch ſchreibt, gehört zu den Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben. Man kann ſolche ſcheinbare Wahrheiten, die dennoch innerhalb des Kunſtwerkes ſelbſt ſchreiende Unwahrheiten ſind, am beſten daran erkenen, daß man ſie ruhig weglaſſen kann, ohne daß der eigentliche Inhalt des Gedichtes eine Änderung erführe. Hierauf beruht Schillers Wort: „Was er weiſe verſchweigt, zeigt mir den Meiſter des Stils.“

Wie ganz anders hat Matthias Claudius den Abend geſchildert:

Der Mond iſt aufgegangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Hier iſt nichts verzeichnet; die Thatſachen der Empfindung, wie die Thatſachen des Sinnenvorganges ſind mit gleicher Reinheit erfaßt und zu einem Gemälde von rührender Wahrheit vereinigt. Meiſterhafter aber hat niemand den Zauber der Mondnacht geſchildert als Goethe im Fauſt in den bekannten Worten:

Ach, könnt ich doch auf Bergeshöhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geiſtern ſchweben,
Auf Wieſen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wiſſensqualm entladen
In deinem Tau geſund mich baden.

Denken wir uns in eine ferne Zeit verſetzt, in welcher unſre Kultur zu Grunde gegangen und von unſrer geſamten Dichtung nichts übrig geblieben wäre, als dieſe Zeilen Goethes: dieſe wenigen Verſe des großen Dichters würden genügen, um aus ihnen den vollkommenen Begriff von dem Weſen der Dichtkunſt wiederherzuſtellen. Und dieſe Erkenntnis würde keine andere ſein als die, welche Goethe ſelbſt, im grellen Gegenſatze zu dem Modephiloſophen Schopenhauer, in den nicht mißzuverſtehenden Worten ausſpricht: „Das Erſte und Letzte, was vom Genie gefordert wird, iſt Wahrheitsliebe."

Die Pflege des mündlichen deutſchen Ausdrucks an unſern höheren Schulen.

Von **W. Münch** in Koblenz.

Wie führen wir unſere Schüler zu ſicherem und gewandtem Ausdruck in der Mutterſprache?

Von den zwei Hauptklaſſen überflüſſiger Fragen, nämlich ſolchen die niemand beantworten kann, und ſolchen die nicht beantwortet zu werden brauchen, zerfällt die letztere ihrerſeits wieder in zwei Arten: diejenigen Fragen, welche längſt beantwortet ſind, und diejenigen, welche ſich von ſelbſt beantworten. Beide Arten ſind auf unſerem, dem pädagogiſchen Gebiete ſo wenig als anderswo unerhört. Daß mit einem Anſpruch von Wichtigkeit neu formuliert und öffentlich abgehandelt wird, was recht wohl als erledigt gelten konnte, iſt uns nicht ganz ungewohnt. Manchmal glaubt man ein Gebirgsecho zu hören, das die ausgerufene Frage endlos wiedergiebt, bis die Schallkraft ſich ganz erſchöpft hat. Sollte ich ein Beiſpiel aus der Gegenwart nennen, ſo wäre es die Frage, wie es der Sprachunterricht, der neuſprachliche insbeſondere, machen müſſe, um „umzukehren".

Die Frage, die ich heute geſtellt habe, hat meines Wiſſens ein derartiges Schickſal nicht gehabt: ich habe ſie kaum je als ſelbſtändige Frage behandelt gefunden — was allerdings an meiner Unbeleſenheit liegen kann. Aber ſollte ſie nicht zu der letzterwähnten Art der „überflüſſigen" gehören? Braucht ſie überhaupt erhoben zu werden? Iſt nicht das, was damit als eine Art von Problem bezeichnet wird, eine ſich von ſelbſt erledigende Sache? Man ſollte es wohl meinen. Auf höheren Schulen, mit langem Geſamtkurſus, mit allgemeinen Bildungszielen, mit breitem Raum für Sprachunterricht, da muß doch dieſes ſo ſchlichte, ſo ganz naheliegende, ſo elementare Ergebnis ſelbſtverſtändlich

voll und reichlich und gewiß spielend mit gewonnen werden! Wer will daran zweifeln?

Nun, in Wirklichkeit wird daran sehr gezweifelt, wird dieses Ergebnis sehr bestimmt *vermißt*. Bald sind es die Hochschullehrer, die sich nach dieser Seite über unzulängliche Entwicklung der angehenden Studierenden beklagen, bald gewahrt man das Kopfschütteln praktischer Männer (von den Ansprüchen des höheren gesellschaftlichen Verkehrs ganz zu schweigen), bald spricht noch eine andere Stimme in ähnlichem Sinne zu uns, nämlich die der eigenen Wahrnehmung und Einsicht. Ja, was unsere Schulerziehung auf dem Gebiete unseres Themas zu leisten pflegt, bleibt recht erheblich zurück hinter dem, was zu wünschen wäre und zu erwarten. Wie erklärt sich das?

Ich bezeichnete das Ziel vorhin als *besonders selbstverständlich*. Vielleicht, daß es grade deshalb zu wenig ernstlich verfolgt wird? Vielleicht, daß auch hier, wie so lange Zeit im Unterricht der *fremden* lebenden Sprachen, man meinte, das Sprechenkönnen müsse sich ohne besondere Bemühung mit dem sonst Erworbenen gleichsam als Nebenprodukt ergeben? Und bekanntlich ergab es sich so mit nichten; ja es führte die sonstige Bethätigung in diesem Sprachunterricht vielmehr von dem Sprechenkönnen hinweg!

Aber vielfach hat man das auch gar nicht weiter bedauert, hat von dem Ziele, das man verfehlte, mit Mißachtung gesprochen. Daß es für das Deutsche so oder ähnlich sei, ist so undenkbar nicht als es scheinen mag. Könnte nicht auch hier der allgemeine Betrieb des Unterrichts gradezu von dem Ziele hinweg geführt haben? Und ist hier Unterschätzung desselben etwa ausgeschlossen? Auf die erstere dieser Fragen soll später eingegangen werden. Was aber die zweite betrifft, so war doch unter uns thatsächlich ein *Bildungsideal* erwachsen, das die Fähigkeit möglichst voller und leichter Beherrschung der Muttersprache — nicht grade ausdrücklich ausschloß, aber doch nicht als einen wesentlichen Bestandteil in sich trug; von der humanistischen Anschauungsweise, nach welcher Lateinsprechen den schönsten Bildungserweis bedeutete, Deutsch reden können eine Kunst für die Trivialen und Oberflächlichen war, ist ein Rest bis in unsere Zeit hinein verblieben, und wenn auch nach und nach jene Überschätzung des Künstlichen sehr gewichen ist, so kann man die rechte Würdigung des gegenüberstehenden natürlichen Zieles doch noch sehr vermissen. Sicherlich die Würdigung durch die That, auf die es doch eben ankommt!

Der Würdigung durch die That, durch bewußte Bemühung, bedarf es in Wahrheit um so mehr, als die natürliche Anlage bei uns Deutschen nicht eben groß ist. Beredsamkeit gehört nicht zu unsern natürlichen

Vorzügen, wir unterscheiden uns darin von Romanen wie auch von Slaven und ebenso von Völkern noch viel fremderen Blutes. Wohl sind die deutschen Stämme oder die Glieder der germanischen Gesamtfamilie in dieser Hinsicht nicht gleich, und es wird durch bestimmte Kulturverhältnisse, wie z. B. durch das Leben der alten Verkehrscentren oder Hauptstädte, Günstigeres ermöglicht. Aber wenn man Ausnahmen Ausnahmen bleiben läßt, und wenn man auch zwischen Gesprächigkeit und Mitteilsamkeit und Geschwätzigkeit und Munddreistigkeit und Phrasendressur und dergleichen einerseits und erfreulicher Beherrschung der muttersprachlichen Rede anderseits den gebührenden tiefen Unterschied macht, dann bleibt eben jenes Urteil doch bestehen. Unsere Vettern in England erkennen sich bekanntlich dieses nationale Gebrechen auch zu, und hervorragende Männer haben es ihnen zum teil mit scharfem Spotte zum Bewußtsein gebracht. Aber just unter diesen unsern Stammesgenossen scheut man auch vor der Mühe nicht zurück, sich für solche Bethätigung planmäßig zu „trainieren" — freilich großenteils auch zum Ausgleich des im Schulunterricht Verabsäumten. Sollen nicht auch wir auf unsere Art und an unserer Stelle das Unsrige thun?

Nun ist ja aber „Trainieren" wohl das Unsrige nicht! Ein äußeres Können durch äußerliche Mittel anzustreben, ist das unserer allgemeinen Grundsätze würdig? So kann man fragen. Ja, es wird vielleicht ein recht innerliches Bedenken vorgebracht gegen eine eifrige Verfolgung jenes Zieles. Wenn man, wie das nun schon allbekannte Wort lautet, „die Fehler seiner Vorzüge" hat, so lassen sich eben zu vorhandenen Fehlern auch die Vorzüge aufsuchen, deren Kehrseite jene bilden. Mitunter sind ja kleine Fehler nur die Kehrseite großer Vorzüge. So mag man ohne Unrecht jene gewisse Schwerfälligkeit des Wortes mit Tiefe des Empfindungslebens, mit individueller Eigenart des Denkens, mit Ernst der Wesensanlage in Verbindung bringen, denn der Tiefe der Empfindungen pflegt naturgemäß die Beweglichkeit fern zu bleiben, wie Eigenart nicht so leicht die Einkleidung für ihren Inhalt findet, und der Wesensernst nicht leicht sich ausströmt. Und so hätten wir uns hier zu hüten, echt deutsches Wesen in seiner wertvollen Eigenart anzutasten? Nun, wie weit es wirklich solche Schonung gilt, davon soll ganz zum Schluß die Rede sein. Aber wenn Sache der Erziehung eine harmonische Ausbildung der Kräfte der Persönlichkeiten ist, so gehört dazu doch wohl auch, daß rechter Ausgleich angestrebt werde, und es muß dasjenige planvoll und ernstlich gefördert werden, was von Natur nicht recht wachsen will. Es mag uns der Typus des spröden, unbehilflichen, stummen Jünglings, wie er aus gelehrten Schulen hervorzugehen pflegt, um gewisser Erinnerungen willen teuer sein, aber wenn wir nicht das

nun einmal geſchichtlich Gewordene und in unſerm Kreiſe Gewohnte gut finden wollen, ſondern weiter um uns blicken und vor uns, ſo hat uns jener Typus ja nicht mit irgend welcher Notwendigkeit als Ideal, als Träger des an ſich normalen Bildungsergebniſſes zu gelten. Beſonders aber ſollten wir das Ergebnis nicht als ein notwendiges hinnehmen, wenn es ſich zeigte, daß es wirklich zu einem erheblichen Teile erſt durch die Schule ſelbſt hervorgebracht worden wäre!

So könnte unſere Erwägung dieſen beiden Punkten gelten: die natürlichen und künſtlichen Hemmniſſe aufzuzeigen, und: den Weg zu weiſen zu deren Überwindung oder Vermeidung. Doch ſollen zwei getrennte Teile daraus nicht entſtehen; das eine wird ſich mit dem anderen vielfach durchdringen.

Wie bildet ſich denn überhaupt die Fähigkeit, wie vollzieht ſich die Leiſtung ſicheren und zuſammenhängenden Sprechens? Gewiß haben wir Urſache, das uns recht klar zu machen, ſofern wir eben einwirken, in den natürlichen Verlauf eingreifen wollen. Urſache auch, ſofern die Sache an ſich recht verwickelt iſt. Es ſpielen ganz verſchiedene Kräfte dabei ineinander. Nicht bloß Körperliches und Geiſtiges ſtehen ſich gegenüber, ſondern es iſt zum großen Teile ein Miſch- oder Vermittlungsgebiet, auf dem die Vorgänge ſich abſpielen. Um ſo weniger denn dürfen wir, darf unſere Betrachtung hier die Dinge vermiſchen oder verwechſeln.

In der That, rein Körperliches kommt ja ſehr mit in Betracht. Nicht bloß hängt die Fähigkeit, die einzelnen Laute der Sprache richtig, deutlich, leicht hervorzubringen, von normaler Beſchaffenheit, von günſtiger Entwicklung der Sprachorgane ab, von Beweglichkeit der Zunge, Regelmäßigkeit der Zahnreihen, Geſchmeidigkeit der Lippen, von günſtigem Bau der Mundhöhle wie des Kehlkopfs, von Kraft der Lunge (und ohne dieſe grundlegenden Vorteile ſcheint ja weiteres Streben und Können kaum zu lohnen oder gewürdigt zu werden); nicht bloß muß das Ohr gut entwickelt ſein, um an fremder Sprachbethätigung die Normen für die eigene zu gewinnen; ſondern es iſt, über das richtige Einzelne hinaus, auch die Fähigkeit leichten zuſammenhängenden Sprechens, die Fähigkeit zur ſicheren Erzeugung größerer Verbindungen und Reihen ſehr erheblich von körperlicher Beſchaffenheit abhängig: das Nervenſyſtem ward bis jetzt noch nicht genannt, und doch tritt der Zuſammenhang zwiſchen geſundem oder angegriffenem, kräftigem oder empfindlichem Zuſtand der Nerven und freier Sicherheit oder aber Unſicherheit und Unregelmäßigkeit der Rede reichlich und deutlich genug zu tage, nicht bloß bei der krankhaften Erſcheinung des Stotterns!

Dies also ist die körperliche Grundlage der Beredsamkeit. Haben wir sie einfach hinzunehmen wie sie bei unsern Zöglingen uns entgegentritt? Wir werden dann schwerlich weit kommen. Viel natürliche Geschmeidigkeit der Organe bringen sie durchweg nicht mit, denn dieselbe liegt überhaupt wiederum nicht in der Stammesart. Und daß häusliche gute Gewöhnung das ausgeglichen hätte, wie weit sind wir davon entfernt! Besondere organische Mängel (wie z. B. fehlerhafte Erzeugung des s-Lautes) sind dabei recht häufig. Aber es wird vieles als ein für allemal mangelhaft hingenommen, was es nicht notwendig ist; man bescheidet sich sehr leicht, was ja auch am bequemsten ist. Schon im Elternhause ist der Ernst, mit dem man das Sprechenlernen der Kinder überwacht und fördert, selbst in gleicher gesellschaftlicher Sphäre sehr ungleich; leicht gewöhnt sich bei den Erziehenden das Ohr, das ja überhaupt bei uns wenig entwickelt ist, an die unvollkommenen Klänge, an den Notbehelf, und dem Sprechenden genügt es erst recht, sich verständlich gemacht zu haben. Und auch in der Schule wird, obwohl von ihrer Autorität und Konsequenz wohl Erfolg zu erwarten wäre, an die Aufgabe der Reinigung, der Korrektur verfehlter oder halb verfehlter Laute selten viel Ernst gesetzt. An die Stimmstärke werden am ehesten noch Ansprüche gemacht, namentlich auf den untersten Stufen, aber oft so, daß damit ein vollständiger Gegensatz zwischen dem Schulsprechen und eigentlichem „Sprechen" entsteht. Die Forderung voller Deutlichkeit bei aller Natürlichkeit findet man selten erhoben oder durchgesetzt. Die unechten, die nur angedeuteten oder gradezu vertauschten Laute läßt man auch da, wo das Sprechen ein sorgfältiges sein soll, massenhaft durchgehn. Und wenn das in den ersten Jahren so ergangen ist, und wenn dann späterhin gelegentlich die Forderung mustergiltigen Sprechens erhoben wird, eines Sprechens über die bequeme persönliche oder mundartliche Gewöhnung hinaus, dann bleibt diese Forderung eben unerfüllt, dann ist ihr gegenüber die Unfähigkeit ganz natürlich, und dann scheint die doppelt mühsame Schulung dieses elementaren Gebietes wohl unter der Würde der Altersstufe. Meines Erachtens ist es mindestens nicht unter der Würde der unteren Klassen, dieses Gebiet in eine feste und planvolle Zucht zu nehmen, dazu beizutragen, daß mangelhafte körperliche Vorbedingungen durch Wille und Übung möglichst ausgeglichen, und daß nachlässiger Gesamtgewöhnung (wie sie das mundartliche Sprechen mit sich zu bringen pflegt) ernste Forderung und angemessener Zwang entgegengestellt werde. Selbst die Schwierigkeiten, welche die (leider immer häufiger werdende) Nervosität hier bereitet, lassen sich bei richtiger Behandlung gerade in diesem Alter noch in erheblichem Maße überwinden. Das Ganze aber ist eben darum nicht unter unserer Würde,

weil es etwas wert ist für die wirkliche Erziehung der Persönlichkeiten.

Eigentlich gedeiht nun erziehende Einwirkung überhaupt nur da, wo sie die Selbsterziehung anregt. Und in der That, auch das Sprechenlernen und Sprechenkönnen ist ja ganz wesentlich Ergebnis der Selbsterziehung. Körperliche Bethätigung unter die Herrschaft des Geistes oder Willens zu bringen, das ist das Ziel. Oder genauer: nicht bloß soll der bewußte Geist körperliche Bethätigung bestimmen und überwachen, sondern es soll gewissermaßen der Körper dem Geiste einen Teil seiner Arbeit abnehmen, es soll bewußte Bethätigung sich verwandeln in unbewußte, den Geist nicht mehr in Anspruch nehmende. Es handelt sich mit einem Worte um die Erzielung von Fertigkeit, denn das Wesen der Fertigkeit war es ja, was wir mit den so eben gebrauchten Wendungen kennzeichneten. Das Sprechen steht nach dieser Seite — obwohl das uns viel weniger zum Bewußtsein zu kommen pflegt — auf gleicher Linie mit dem Lesen, dem Schreiben, dem Schwimmen, dem Spielen eines Instruments, u. s. w. So bildet sich ja beim Kinde, nachdem die mühsamen ersten Versuche der Hervorbringung von Lauten und Lautverbindungen gelungen, alsbald das von den Phonetikern so genannte Bewegungsgefühl, und mit ihm dann die jederzeit sichere, unberechnete Neuerzeugung jener Lautgruppen. Auch beschränkt sich das Hervorbringen von Lautverbindungen nicht lange auf einzelne Wörter; Wortgruppen von größerer Regelmäßigkeit der Wiederkehr, von mehr formelhaftem Charakter entstehen auf dieselbe Weise. Bald tritt auch das Bedürfnis ein, für den auszudrückenden Inhalt aus den zur Verfügung stehenden Einzelstücken selbständige Verbindung herzustellen, was zunächst wieder nicht ohne geistige Bemühung geschieht, allerlei Tasten, Stocken und Fehlgreifen mit sich bringt, aber doch nur auf Zeit; denn einmal auf diesem Wege, kommt das Kind im allgemeinen in erfreulich schnellem Fortschreiten zu einer gewissen Höhe. Im allgemeinen, denn der Unterschied zwischen den einzelnen bleibt ja groß genug; warum sollte es hier auch anders sein als bei sonstigen Fertigkeiten, beim Klavierspielen zum Beispiel, wo der eine es nur bis zur Bewältigung von mäßigen und unverwickelten Ganzen in einem Momentakte bringt, der andere sich zu staunenswerter Höhe derartiger Leistung erhebt.

Ob wir's auch zu staunenswerter Höhe der Sprechleistung bringen sollen oder wollen? Man könnte bei der Vorstellung eines solchen Bildungszieles wohl einen gelinden Schreck empfinden. Aber vielleicht läßt man es doch, um weiter im Vergleiche zu reden, zu sehr beim Klimpernkönnen des einfachsten Stückchens bewenden. Ob nicht die Pflege des Sprechens als Fertigkeit etwas mehr gewürdigt, etwas weiter geführt, etwas

planmäßiger gefördert werden könnte, ist mir sehr fraglich. Die natürliche Weiterentwicklung kommt, wie schon angedeutet, nach einiger Zeit wieder zu einer Art von Stillstand, oder hebt sich von da an doch nur viel langsamer und ungewisser. Und dann, was wohl die Hauptsache ist, ihr wirken gewisse Einflüsse entgegen, und es ergeben sich bestimmte Hemmungen. Diese wenigstens zu bekämpfen oder auszugleichen wäre doch wohl Aufgabe.

Der lautlichen Vernachlässigung ward schon vorher gedacht. Sie ergiebt sich nur zu natürlich; in dem Maße der steigenden Leichtigkeit der Hervorbringung zeigt sich vielfach Rückgang der lautlichen Sauberkeit; je mehr die Redewendungen formelhaft vertraut werden, desto leichter begnügt sich der Sprechende mit bloßer Andeutung. Überwachung und Korrektur pflegt nicht viel geübt zu werden; während alle Familien der sich einstellenden ersten Sprechfertigkeit mit freudiger Aufmerksamkeit folgen und sie wohl auch mit Interesse fördern, wird nachher nur in vereinzelten Familien auf das geachtet, was hinzukommt, was bewahrt wird, was verloren geht. Daß das Sprechen für den regelmäßigsten praktischen Gebrauch ausreichend diene, das genügt durchweg den Hörenden wie dem Sprechenden selbst. Und nicht bloß in lautlicher Beziehung hat diese Klage Grund. Auch die Erweiterung der sonstigen Gewandtheit im Sprechen entbehrt fast durchweg der Förderung, die ihr durch Anregung und Überwachung zu teil würde, und dem etwaigen guten Vorbild der einen Seite stehen meist von anderer Seite desto reichlichere üble Beispiele gegenüber.

Aber das ist so wohl nur bis zum Eintritt in den Bereich allgemeiner planmäßiger Einwirkung, nämlich in die Schule? Was in deutschen Familien im allgemeinen nicht geleistet wird, weil nicht geschätzt (in weiten Kreisen hegt und pflegt man sogar Widerwillen und Mißtrauen gegen jegliches Sprechen, das sich unter eine bestimmte Zucht stellt), das wird doch wohl die deutsche Schule leisten? Indessen sogleich an der Schwelle der Schule erwächst dem Sprechen geradezu die Gefahr eines großen Hemmnisses in Gestalt des — Lesens! Dabei handelt es sich doch darum, zur Erzeugung der einzelnen Laute, dann der Lautverbindungen u. s. w. von neuem zurückzukehren, und zwar auf ganz anderer Grundlage, mit Einschiebung eines Zwischengliedes, einer neuen, sehr intensive Kraft in Anspruch nehmenden Bethätigung! Diese neue Thätigkeit des Lesens wirkt auf die Gewöhnung oder Übung leichten, fließenden, zusammenhängenden Sprechens in der That vielfach lähmend oder durchkreuzend. Es wird — und bleibt lange Zeit — ein ganz andersartiges Reden, was von den Buchstaben hergewonnen wird, als dasjenige, welches aus dem Bedürfnis nach Äußerung hervorging. Die

beiden Ströme gehen nun neben einander her; wie weit von einander, das ist die Frage, auf die wir weiterhin noch einzugehen haben.

Natürlich gilt dieses Nebeneinander nicht bloß von der physischen Seite der Sprachbethätigung, von der Lautbildung, der Wortverbindung, der Satzbetonung u. s. w., sondern auch von der geistigen: es ist eine andere Ausdrucksphäre, die der Schriftsprache, selbst da noch, wo man Lesestücke mit möglichst angemessener, kindlicher Sprache wählt und darbietet, und die neue Ausdrucksart greift hemmend in die Weiterentwicklung der älteren ein. Das könnte nun unabänderlich genannt werden. Aber doch nicht in dem Sinne, daß nicht der Ausgleich gesucht und so weit als thunlich verwirklicht werden müßte. Daß man die entstehende Zwiespältigkeit ruhig gewähren läßt, das ist das Unrecht, welches wir bekämpfen müssen. Denn diese Zwiespältigkeit ist die Hauptursache der Stümperei. Wohlgemerkt: nicht der Zwiespalt von Mundart und sogenannter Schriftsprache ist hier gemeint, namentlich nicht von niederdeutscher Mundart; dieser Gegensatz wirkt keineswegs schlechthin nachteilig, hat vielmehr den Vorteil, die Organe schmeidigen zu helfen, insofern gewissermaßen zwei verschiedene Sprachen gelernt und geredet werden. Es handelt sich vielmehr um den Zwiespalt zwischen der hochdeutschen oder hochdeutsch sein sollenden „Sprechsprache" und der Buchsprache, die sich ja — außer bei Pedanten — nirgends decken. Doch um ohne weitere Umstände zu sagen, was wir meinen und fordern: es muß die Schulsprache an Natürlichkeit gewinnen, damit sie auf die sonstige Sprache hebend einwirken könne! Verharren beide in einem Verhältnis starrer Jenseitigkeit, so erwächst überhaupt kein erfreuliches Sprechenkönnen. Und damit ist keineswegs etwa ein schwächlicher Kompromiß gemeint, es soll nicht eine minder edle Art des Sprechens, ein Herabgehen in die Nähe des Vulgären angestrebt werden; wem könnte etwas Derartiges ernstlich in den Sinn kommen? Im Gegenteil, die in der Schule gepflegte Sprache soll einen Wert hinzugewinnen, eine Aufgabe hinzunehmen und erfüllen, sie soll neben dem Charakter des Richtigen und Gewählten auch den des echt Lebendigen verwirklichen.

Wodurch geschieht das? Als wirklich lebendige oder natürliche kennzeichnet sich die Sprache durch rechten Fluß oder Zusammenhang, durch Tempo und durch Betonung. Und diese drei Stücke denn sind es vor allem, die ich soeben im Sinne hatte. Es kommt freilich noch ein viertes hinzu, nämlich die Wahl des Ausdrucks, und sicherlich kann auch nach dieser Seite recht viel gefehlt werden und wird gefehlt, sofern auch der gepflegte mündliche Ausdruck sich unnötig und ungerechtfertigt weit von dem der gewöhnlichen guten Sprache fern hält, zu sehr dem breiteren,

ſchwereren, gemachteren der Buchſprache zuneigt; es wird in dieſem Sinne oft bei den Schülern zurechtgerückt, was ihnen ganz befriedigend in den Mund kam. Doch ſei grade dieſe Seite jetzt noch nicht näher verfolgt. Gegen jene zuvor genannten Punkte aber wird ſogleich beim Beginn des Schulunterrichts reichlich verſtoßen.

Es iſt Wirkung der überlieferten außerordentlichen Bevorzugung des Schreibens vor dem Sprechen, daß die Richtigkeit der Worte und etwa ihrer Aufeinanderfolge an ſich ſchon als das Befriedigende gilt, und ein Bekämpfen des Stockens und Stückelns nur etwa als zufällige perſönliche Geſchmacksſache ſich antreffen läßt. Es iſt Wirkung derſelben Einſeitigkeit, daß nicht dasjenige gruppenweiſe vereinigt zu werden pflegt, was bei dem natürlichen Sprechen, d. h. dem Sprechen des Selbſtgedachten und Selbſtempfundenen, gruppiert zum Vorſchein kommt; ja, man legt es vielfach recht darauf an, den jungen Schüler zu langatmigen Antworten zu veranlaſſen, zu denen dann eben ſein (geiſtiger) Atem nicht reicht; und unter dieſem Geſichtspunkte kann denn z. B. das unbedingte Dringen auf Antworten in ganzen, den Inhalt der Frage mit wiederholenden Sätzen oder Perioden, bis in mittlere und obere Klaſſen hinein fortgeſetzt, geradezu von Übel ſein, ſo richtig es auch auf den erſten Stufen der Schulausbildung iſt; dort aber wirkt es auf die Entwicklung wirklichen Sprechens leicht geradezu lähmend ein; die Kluft zwiſchen der Schulübung und der ſonſtigen gebildeten Rede wird nicht, wie es ſein müßte, ſtufenweiſe ausgefüllt. Und endlich, um auf den dritten, übrigens den wichtigſten der obigen drei Punkte zu kommen: es iſt bedauerliche Folge des Leſenlernens und weiterhin der großen Rolle des Buchlernens, daß die natürliche, echte Betonung der Rede darüber zu verkümmern vermag. Den nähern Nachweis, den pſychologiſchen Zuſammenhang dieſer Thatſache braucht man wohl nicht ausdrücklich zu geben; die Sache leuchtet dem, der ſehen will, von ſelbſt ein. Und doch iſt mit der Vernachläſſigung der Betonung (d. h. natürlich nicht des vereinzelten groben Nachdrucks, ſondern der geſamten Modulation) der Sprache — mehr als ihr muſikaliſcher Reiz, es iſt ihr gleichſam der ſeeliſche Charakter genommen. Will man Perſönlichkeiten wirklich bilden, durchbilden, ſo darf ſolche Vernachläſſigung nimmermehr ſtattfinden. Aber es muß ja auch nicht ſein. Schon von der Stufe des einfachen Leſenlernens an muß es und kann es Ziel ſein, das aus den Buchſtaben herausgearbeitete Ganze, ſei es Leſeſtück, oder nur Einzelperiode oder Satz, oder Wortgruppe im Satz, in echter, wahrer Betonung zu ſprechen, und auf allen Stufen ſollte keine Antwort, wie kein lautes Leſen bei irgend einer Gelegenheit als gelungen anerkannt werden, wenn vernünftige Betonung dabei fehlte. Iſt das zu ſchwer?

An sich ganz und gar nicht, schwer wird es nur, wenn man die verderbliche Gewöhnung erst einreißen und festwurzeln ließ.

Und jeder einzelne *Lehrer*, der zu solchem Ziel nicht mitarbeitet, arbeitet ihm *thatsächlich entgegen*. Gegenwärtig denken zahlreiche Fachlehrer nur an die inhaltliche Richtigkeit der Antworten, ihr gegenüber ist ihnen die sprachliche Erscheinungsform gleichgiltig. Ja, das Ohr der meisten ist für das Hören der physischen Korrektheit gar nicht geschärft, nur etwa grammatische Verstöße geben ihnen selbst Anstoß; das sprachliche Tasten statt des Könnens, das Stocken statt des Fließens, das Andeuten statt des Bewältigens bleibt ungerügt und ungebessert, die darauf zu wendende Zeit wird als ein Abzug an dem allein wichtigen Sachinhalt gescheut — und das nicht zum wenigsten deshalb, weil jene Lehrer selbst nicht die Art von Durchbildung vertreten, für welche gute Form und rechter Inhalt sich allerwärts verbindet.

Zur Erzielung wie Bewahrung einer guten Gewöhnung, einer rechten Fertigkeit gehört nun unter allen Umständen *Übung*, ein möglichst umfassendes Maß von Übung; und zum Begriff der Übung in diesem Sinne wiederum gehört ein reichliches *Sichbewegen in Gleichartigem*. Thun wir nach dieser Seite hin das Nötige oder nicht? Lassen wir uns vielleicht grade durch die zuletzt genannte Seite der Sache von ihr abhalten? Scheuen wir die Sprechübung um ihrer elementaren Seite willen als zu ungeistig, als nicht recht würdig? Ich glaube, es ist so. Das Bildungs- oder vielmehr das *Unterrichtsideal* der höheren Schulen, wie es sich entwickelt hat, geht so sehr allerwärts auf das Logische, auf das Richtige, auf das Erkennen und Wissen, daß alles, was dem gegenüber irgendwie nach technischem Können aussieht, darüber sehr mißachtet ist. Und am Ende ist mit jener Ausschließlichkeit und Unablässigkeit doch eine Verfrühung gegeben, eine Einseitigkeit, die — eben die Einseitigkeit unseres Schulbetriebes ist, für das Schulleben selbst eine Ursache der Unfreude, und für das Ergebnis eine sehr fühlbare Beeinträchtigung. Übrigens obwohl Fertigkeit, hängt das Sprechenkönnen mit *rein geistiger Schulung* (wie rascher Klärung und Unterscheidung der Begriffe) so *nahe zusammen*, daß es schon deswegen denn doch über die andern Fertigkeiten gestellt werden könnte.

Es gilt also, die *Gelegenheiten wahrzunehmen* und *Gelegenheiten zu schaffen*. Ich bin nicht geneigt den Ausspruch gradezu zu unterschreiben: derjenige Lehrer ist der beste, der in den Unterrichtsstunden am wenigsten selbst spricht, also am meisten die Schüler sprechen läßt. Aber wieviel daran wahr ist, entdeckt sich leicht. Ganz gewiß: derjenige Lehrer, welcher fast immer selbst spricht und nur schwächliche Responsorien aus der Zuhörerschaft hervorlockt, sei es weil er sich selbst gern docieren

hört, oder weil er seinen Gegenstand nicht so zu entwickeln vermag, daß die Schüler am rechten Orte richtig einzusetzen haben, oder weil er nicht Geduld genug hat und nicht erzieherische Freude genug, um das Unvollkommene zuzulassen und zu einem Vollkommenen werden zu lassen — dieser Lehrer schädigt die zu erziehende Jugend an einem wichtigen Teile. Namentlich darf man auch nicht versäumen, die Ansprüche an das Selbstsprechen der Schüler immer angemessen zu steigern, und namentlich darf (damit kehre ich wieder zu Obigem zurück) auch bei den gesteigerten Aufgaben niemals über der phraseologisch-grammatischen Korrektheit und den sonstigen inneren Anforderungen die Wertschätzung und Pflege der physischen Sicherheit, des Flusses, der Artikulation u. s. w. fallen gelassen werden.

Ob aber nicht noch besondere Veranstaltungen nötig sind, um — neben all den sich von selbst ergebenden Gelegenheiten und über dieselben hinaus — eine Schule des Redens zu schaffen? Oft genug ist auf das Vorbild der englischen Debattierübungen hingewiesen worden. In viel schlichterer, in recht natürlicher Weise hat auch Rudolf Hildebrand in seinem Buche über den deutschen Unterricht Rede und Gegenrede zu üben anbefohlen. Was wir bis jetzt im allgemeinen von planmäßigen Redeübungen haben, sind die sogenannten freien Vorträge der Schüler, die in manchen Schulen auf die oberste Stufe beschränkt sind, in einigen auch ganz verschmäht werden, in anderen schon in den Mittelklassen beginnen, aber nicht bloß in dieser Hinsicht ungleich durchgeführt sind; zum teil läuft die Sache auf auswendig gelernte Buchtexte hinaus oder auf auswendig gelernte Schüleraufsätze, namentlich aber wird zum teil auf Fluß, Sicherheit, Natürlichkeit, Modulation des Vortrags gar kein rechter Wert gelegt, sondern wiederum bloß die Richtigkeit von Inhalt und Einkleidung an sich verlangt und geachtet. Jene Forderung aber müßte mindestens mit erfüllt werden, und es könnte immerhin diesen „Vorträgen" allmählich eine höhere Blüte und ein größerer Bildungswert gesichert werden. Auch den Versuch mit wohlgepflegter Wechselrede könnte man wohl nach Hildebrands Vorschlag und Vorgang hier und da machen. Aber wichtiger als alle besonderen Veranstaltungen bleibt meines Erachtens der allgemeine Ton und Brauch im Unterricht, von dem vorher die Rede war.

Das Klassenzimmer muß durchaus eine Sphäre wohlgepflegter deutscher Rede darstellen. Nicht bloß wie es in den Wald hineinschallt, schallt es wieder heraus, auch wie es um das Ohr her und in das Ohr hinein zu schallen pflegt, wird es aus dem Munde wiedertönen. Die jedesmalige Nötigung für den einzelnen, so und nicht anders zu reden, wäre wenig fruchtbar, wenn nicht mit reichlichem Vernehmen

des Angemessenen sich dieses gleichsam von selbst Eingang schüfe. Es ist das eine Lichtseite des Massenunterrichts oder kann doch dazu werden — des Massenunterrichts, dem es ja an Schattenseiten durchaus nicht fehlt. Wo die Familienumgebung nach jener Seite so außerordentlich vielfach zu wünschen übrig läßt, ist ein ernstlicher, bewußter, planvoller *Kampf der Schule gegen die physische Verkümmerung der Rede* eine um so gewissere Aufgabe. Daß die Rede des Lehrers vorbildlich sei auch nach der Seite jener physischen Eigenschaften, hätte freilich wohl die selbstverständlichste Forderung zu heißen. Ist sie erfüllt? Wie unbefangen und üppig wuchert doch auch im Lehrermund z. B. die mundartliche Gestaltung der sein sollenden idealen Gemein- oder Schriftsprache! Und wie viele unterliegen der Gefahr, sich überhaupt sprachlich gehen zu lassen da, wo bei verschlossenen Thüren nur Halbreife und Abhängige die Zuhörerschaft bilden! Freilich machen diese sich späterhin doch nicht selten zu nachträglichen Richtern und lassen ein übles Gerücht ausgehn, welches vielleicht schließlich in Gestalt einer anmutigen Erzählung von Rompf und Heinzerling seinen Weg durch die weite deutsche Welt macht und in derselben die Geringschätzung des höheren Lehrerstandes nach einer neuen Seite hin begründen hilft.

Noch ein Nachtrag sei übrigens hier gestattet. So sehr wir grade zwischen der Bücherſprache und der mit einem freilich sehr schlecht klingenden Ausdruck so bezeichneten Sprechsprache zu unterscheiden haben, so ist es doch für die Entwicklung der letzteren von großem Werte, daß auch die Sprache unserer Schriftsteller in reichlichem Maße vorbildlich im Munde der Zöglinge wiedertöne und ins Ohr töne. Dem guten *Vorlesen* ist — außer andern Gründen — auch deshalb sein Bildungswert zuzuerkennen, weil es sicherlich Schulung für gutes, eigenes Sprechen, auch in dem physischen Sinne des Flusses, der guten Artikulation und der Modulation bedeutet.

Doch genug endlich des Physischen. Vielleicht habe ich schon viel zu lange dabei verweilt. Ich muß gestehen, daß den weiteren Fragen, den geistigeren Seiten der Kunst, diesmal nur eine knappere Behandlung zu teil werden kann. Doch im grunde fehlte ja bei allem seither Berührten das geistige Moment keineswegs; handelt es sich doch, wie schon einmal gesagt, grade drum, daß die physische Bethätigung in rechter Weise in den Dienst des Geistes trete. Nun also zu den *höheren Aufgaben*.

Als solche höhere Aufgaben werden uns, wenn wir das Gebiet überschauend verweilen, zu Sinne kommen: zuerst *Richtigkeit*, *Bestimmtheit*, *Sauberkeit* des Ausdrucks, dann was ich *Präsenz* des Ausdrucks nennen muß, und im Zusammenhang damit *Wechsel*, *Mannigfaltigkeit*,

Reichtum. Dieſe Dinge zuſammen machen zum weſentlichſten Teile das aus, was man „gut ſprechen" nennt.

Indeſſen bei etwas näherem Zuſehn zeigt ſich, daß auch alle dieſe Dinge nicht ſo ſchlechthin geiſtiger Art ſind, daß das Vorhandenſein der betreffenden Möglichkeiten oder Kräfte im Geiſte an ſich noch gar nicht genügt und entſcheidet, ſondern daß auch hier wieder ein untergeordneteres Moment eine große Rolle ſpielt und nicht entbehrt werden kann, nämlich die Gewöhnung. Und das iſt denn wieder ein Punkt, an dem die Schule die Schuld einer Verſäumnis auf ſich laden kann und meines Erachtens vielfach auf ſich lädt.

Daß ſie der Forderung der Richtigkeit nicht gerecht werde, dieſen Vorwurf wird man ihr wohl am wenigſten machen wollen. Und am allerwenigſten, ſoweit grammatiſche Richtigkeit gemeint iſt! Gleichwohl iſt auch auf dieſem Gebiete nicht alles ſo gut als man meinen mag. Wo die Umgangsſprache in Abhängigkeit von der Mundart grammatiſche Unrichtigkeiten enthält (und das iſt ja im größten Teile unſeres Vaterlandes ſo), da werden auch dieſe in den Unterrichtsſtunden gar nicht ſo ſelten geduldet. Gar manchem Fachlehrer entgehen zahlreiche unrichtige Wortendungen oder auch unzuläſſige ganze Wendungen im Munde der Schüler, wenn, wie ſchon einmal berührt wurde, nur der Inhalt der Schüleräußerung ſachlich richtig iſt. Und dann — gar mancher giebt ſich zufrieden, wenn der richtige Gedanke aus der Antwort des Schülers nur herausklingt; die eigentlich angemeſſene Faſſung, die richtige, beſtimmte und vollſtändige Form giebt er dann gerne ſeinerſeits gratis dazu. Die Forderung der unmittelbaren ſprachlichen Richtigkeit wird wohl in den geſamten Sprachſtunden ernſtlich erhoben und durchgeſetzt, aber außerhalb ihrer fehlt viel daran, daß ſie durchgeführt ſei. Und ſo entſteht denn das nicht, was doch ſich bilden muß, wenn wir unſer Ziel erreichen wollen, nämlich Gewöhnung, feſte Gewöhnung. Daß man richtigen Ausdruck kenne und zu bilden vermöge, kann nicht das Ziel ſein, damit iſt man erſt auf dem Weg zum Ziele; ſondern daß man gewiſſermaßen nicht mehr anders könne als ſich richtig ausdrücken, das erſt macht hier den gebildeten Menſchen. Es iſt aber überhaupt ein Zug im herrſchenden Unterrichtsbetrieb unſerer höheren Schulen, daß man die Leiſtung des Richtigen fordert, aber eine ruhige Gewöhnung an das Richtige verabſäumt. Man denke nur an die deutſch-lateiniſchen Übungsſätze der unteren Klaſſen. Aufgabe auf Aufgabe wird geſtellt, jede einzelne kompliziert, jede einzelne wieder ganz neu und andersartig, immer ſoll das Richtige gefunden und geleiſtet werden, immer wieder anderes Richtiges, immer wieder fällt das verdammende Urteil auf die immer wieder auftauchenden Fehlgriffe, und man denkt nicht daran, durch ruhige Bewegung auf demſelben Boden

Gewöhnung zu erzielen. So ſind denn zahlloſe Klagen der Unterrichtenden über Mangel an Konzentration, an raſcher Sammlung, über Raten und Tappen, auch über Schwerfälligkeit, wenigſtens als Anklagen gegen die Zöglinge nicht eigentlich berechtigt, ſondern dieſe Dinge werden großenteils dadurch erzeugt, daß man in ſeinen Forderungen nicht ruhig genug ſich bewegt, nicht hinlänglich auf demſelben Boden verweilen will, daß man das Vertrautwerden durch Übung verſäumt. Doch dies mag denn hier als eine Art von Abſchweifung erſcheinen, und bedarf vielleicht der Entſchuldigung. Alſo zurück zur Sache.

Es wurde geſagt, daß die „richtige, beſtimmte und vollſtändige Form" des Ausdrucks nicht planmäßig und allſeitig genug gepflegt würde. Was die Beſtimmtheit (Präciſion) betrifft, ſo iſt ſie in ihrem vollen Sinne allerdings erſt Zeichen und Ergebnis einer durchgereiften Bildung, indeſſen wird dieſes Ergebnis nie erreicht werden, wenn es nicht bewußt angeſtrebt worden iſt. Einige Unterrichtsfächer (die mathematiſchen) würden ihr eigenſtes Weſen verleugnen, wenn ſie ihm nicht zuſtrebten; anderen liegt eine Vernachläſſigung dieſes Zieles durchaus nicht ganz fern; ſo glaubt man vielfach im Religionsunterricht hierin nicht peinlich ſein zu dürfen, damit nicht eingehende formale Schulung den Inhalt des Unterrichts entweihe. Um ſo gewiſſer iſt es Pflicht wenigſtens der Lehrer in allen Fächern, ihrerſeits in der Beſtimmtheit des Ausdrucks vorbildlich zu ſein, was eine dauernde Selbſterziehung erfordert, deren wir ja überhaupt als Lehrer am wenigſten entraten dürfen. Mit der Beſtimmtheit berührt ſich nun wiederum ſehr nahe, was vorhin Vollſtändigkeit genannt wurde. Die Vollſtändigkeit bildet ſo zu ſagen die äſthetiſche Korrektheit; gleichſam organiſiert ſoll der Ausdruck ſein, damit er leicht aufgenommen und wohlthuend empfunden werde. Auf die Frage: was iſt ein Dreieck? kann ja die Antwort lauten: ein Dreieck iſt eine von drei geraden Linien begrenzte ebene Fläche. Oder: es iſt eine von drei geraden Linien begrenzte ebene Fläche. Oder am einfachſten: eine von drei geraden Linien begrenzte ebene Fläche. Die Antwort kann aber auch begonnen werden: „iſt eine von drei u. ſ. w." Sie kann, d. h. die Schüler beweiſen die Möglichkeit alle Augenblicke durch die That, und viele Lehrer können es anhören und hören es Jahr aus Jahr ein an, denn es iſt dabei ja grammatiſch und phraſeologiſch nichts verfehlt, nichts als die äſthetiſche Korrektheit, die in der Rundung, in der Organiſation des Ausdrucks liegt; denn eine Ausſage jener Art iſt doch und wirkt wie ein Körper ohne Kopf. Jedenfalls thut eine infolge von Bequemlichkeit und Mundfaulheit ſo zerfahrene Faſſung dem guten Geſchmack wehe. Ob es nun anderſeits geſchmackvoll iſt, jedesmal ganz vollſtändige Satzantworten zu erzwingen, auch auf Stufen, denen die ganz elementaren Sprachübungen nicht mehr gebühren,

wurde ſchon oben einmal bezweifelt; bekanntlich kann der gute Geſchmack auch die Pedanten gar nicht leiden. Und unſere *Schulverkehrsſprache* ſollte, meine ich, ſich mehr und mehr unter die *Normen* ſtellen, die die *Form der Unterredung der gebildeten Kreiſe* beſtimmen, aus denen die Mehrzahl der Schüler nicht herſtammt, in die ſie aber hineinſtrebt. Läßt man aber ſo roh nachläſſige Antworten durchgehn, wie auf die Frage: welche Konſtruktion haben wir hier? „Akkuſativ cum Infinitiv", oder: in welchem Kaſus ſteht dieſes Wort? „Dativ", oder: auf welches Ereignis wird hier angeſpielt? „Schlacht bei Roßbach", u. ſ. w., dann giebt man ſeinen Zöglingen doch eigentlich in die gebildete Umgangsſphäre Manieren mit, welche vielmehr der Bierſtube niederen Ranges zugehören; dergleichen wirkt ungefähr ſo, wie wenn Einem etwas vor die Füße geworfen wird, was man mit den Händen überreicht zu bekommen erwartete. Da findet denn alſo das Gegenteil von jener wünſchenswerten Beeinfluſſung ſtatt: es ſiegt das Rohe über das Gewählte, *es ſiegt die Straße über die Schule*.

Nächſt der Richtigkeit im weiteſten Sinne ward vorhin eine Seite der Pflege empfohlen, die als *Präſenz des Ausdrucks* bezeichnet wurde. Zwiſchen dem, was in unſer Bewußtſein irgendwie und irgend einmal eingegangen iſt, und dem, was im Vordergrunde des Bewußtſeins liegt, was gleichſam von ſelbſt an die Oberfläche taucht, iſt ja ein gewaltiger Unterſchied, und bei den einzelnen Perſonen iſt dieſer Unterſchied ſehr verſchieden groß; einige verfügen nur ſehr ſchwer über das, was ſie im grunde doch beſitzen, und bei andern ſcheint faſt der ganze Beſitz auch zu ſteter Verfügung zu ſein; bei oberflächlich Gebildeten deckt ſich der ärmliche Vorrat der vorhandenen Begriffe und der im Munde cirkulierenden faſt vollſtändig, und anderſeits wieder bei den reichſten, mächtigſten Geiſtern, bei großen Rednern, großen Dichtern, beſteht eben darin ein weſentliches Teil ihrer Überlegenheit, daß die Fülle des in ihrem Innern lebenden geiſtigen Stoffes, in lebendigſter Bewegung, kraftvoll und leicht empor- und hervordringt. Was bei ſo beſonderen Menſchen die Triebkraft des eigenen Geiſtes thut, muß beim gewöhnlichen Menſchen und in dem beſcheidenen Maße des Gewöhnlichen angeſtrebt werden durch Schulung, durch Übung.

Nun wird aber auf Schulen dem Geiſte, oder insbeſondere dem Gedächtniſſe eine Menge von Stoff zugeführt, der *nicht zu genügend reichlicher Benutzung* kommt. Vielfach findet man grade deshalb, weil der zur Aneignung vorherbeſtimmte und als gewußt eines Tages nachzuweiſende Stoff ſo reichlich bemeſſen iſt, zu ausreichender übender Verwendung nicht die Zeit. Vielfach allerdings mißachtet man auch gradezu die Geſetze, nach denen eine endgiltige Aneignung ſich erſt vollzieht —

wie denn aus dieſer Mißachtung heraus die zum Auswendiglernen beſtimmten ſchönen Vocabularien und zum teil auch die ſchönen Phraſeologieen entſtanden ſind. Im ganzen aber ſteht dieſem Bedürfniſſe, von dem wir hier reden, nachteilig gegenüber die Neigung unſeres Unterrichts zum „Statariſchen".

Und damit verſäumen wir denn auch die mögliche Entwicklung des Reichtums an Ausdruck, des leichten Wechſels und der erwünſchten Mannigfaltigkeit. Ohne großen Vorrat an verfügbaren Ausdrucksmitteln aber wird nimmer Sprachbeherrſchung erreicht, weil es ſich bei dieſer darum handelt, in jede auftauchende Form, in jede begonnene Konſtruktion, jede ſich ergebende Verbindung hinein den Gedankenſtoff zu fügen und ihm jedesmal die erforderlich werdende Einkleidung zu geben. Ich ſprach von unſerer Neigung zum Statariſchen. Dieſelbe Formel, die er nun einmal gewählt hat, pflegt der Lehrer in den gleichartigen Fällen immer wieder anwenden zu laſſen, auch da, wo der Schüler zu abweichenden und gleich guten Ausdrucksformen den Anlauf nimmt. Eine feſtſtehende Einkleidung beiſpielsweiſe für grammatiſche Regeln gilt als Bedürfnis auch für ſolche Entwicklungsſtufen, auf denen Mannigfaltigkeit des Ausdrucks ſchon recht wohl zu erreichen iſt und keine Gefahr für die treue und beſtimmte Erfaſſung und Bewahrung des Inhalts mehr bildet. Denn dieſer Rückſicht freilich verdankt die Sitte der feſten Formulierung ihre Entſtehung und ihr Recht; nur muß ſie zur rechten Zeit zurücktreten gegen jene andere. Daß übrigens die feſte Formel nicht ſelten auch dem wirklichen Verſtändnis gradezu nachteilig iſt, daß ſie oft ein trüglicher Beweis für wirkliches Verſtandenhaben iſt und daß ſie gar manchmal den Geiſt einſchlafen läßt ſtatt ihn wach zu halten, ſei hier mehr nebenbei bemerkt, da es nicht grade zum Thema gehört. So iſt's denn auch nicht gut, wenn Wiedergabe vorgetragenen geſchichtlichen Stoffes möglichſt genau in der Einkleidung des Lehrers als beſonders anerkennenswerte Leiſtung angeſehen wird. Vor allem aber wird es beim Überſetzen aus den fremden Sprachen mit Unrecht auch auf mittleren und ſelbſt oberen Stufen zur Aufgabe gemacht, eine ganz beſtimmte Übertragung ins Deutſche feſtzuhalten. Abgeſehen davon, daß es faſt immer Täuſchung iſt, wenn man glaubt, nun ein- für allemal das vollkommen Zutreffende gefunden zu haben, während Beſſerung faſt immer noch möglich iſt, und abgeſehen davon, daß hier eine bloß gedächtnismäßige Aufnahme und Bewältigung gar leicht platz greift, giebt man damit eben die heilſame Übung des Variierens des Ausdrucks preis, und der ſchöne Gewinn, der der deutſchen Sprache erwachſen könnte, das lebendige, anregende Sichverſuchen und Sichbewegen im mutterſprachlichen Ausdruck, geht verloren. In dieſem Sinne ſind denn auch die „Wortkunden", wie die Phraſeologieen und die Spezial-

wörterbücher, ein sehr fragwürdiges Gut; ja selbst die Grammatiken mit ihren festen Formulierungen können hinderlich werden, und es muß die Schriftstellerübersetzung ausdrücklich trachten, das Starre fließend zu machen. Oder muß quicunque wirklich durch alle Jahrhunderte hindurch „wer auch immer" heißen, interest ewig „es liegt daran", um von vielen hundert ähnlichen Fällen zu schweigen?

Damit sind nun freilich schon mancherlei Ansprüche gestellt oder doch angedeutet. Zu der Pflege des physischen, des physisch-geistigen Könnens ist dann das mehr oder weniger rein geistige anempfohlen worden. Und doch gehört zur Sprachbeherrschung noch ein ferneres Gebiet, schwerer und tiefer als alles bisher Berührte. Hier verbindet sich mit dem Geistigen Ethisches.

Der Tagesschriftsteller, welcher nach Bedürfnis in wenig Augenblicken eine Darstellung hinwirft, die vom Leser als durchaus abgerundet empfunden wird, beweist er damit schon eine erfreuliche Herrschaft über die Sprache? Der geübte Gelegenheitsredner, der jeden Augenblick zu einer flotten Tischrede, oder zu einer schneidigen Entgegnung in öffentlichem Meinungsstreit, oder zu einer packenden Ansprache an das versammelte Volk bereit und imstande ist, ist er wirklich der Sprache schlechthin so viel mächtiger als die anderen alle, die dies nicht vermögen? Sieht man näher zu, so ist's nicht so. Auch selbst der geistliche Redner, der neben der vorzubereitenden Predigt sonst noch gar oft das Wort zu zusammenhängender, reichfließender und womöglich eindrucksvoller Rede zu nehmen hat, kann bei solchem näheren Zusehn nicht so sehr Herr der Sprache heißen als es scheinen mag. Denn eins haben — natürlich von den genialen Persönlichkeiten abgesehen, die überall Ausnahmen sind — eins haben diese gewandten Sprecher durchweg gemein, was doch eher das Gegenteil von einem Vorzuge bedeutet, oder nur ein Notbehelf ist: sie arbeiten vielfach mit fertigen, entweder allgemein üblichen oder ihnen persönlich gewohnt gewordenen Formeln, mit schablonenartigen Ausdrucksmitteln, sie setzen umfassende Formstücke überall da ein, wo nicht Zeit ist, um das für den besonderen Fall Angemessene herbeizusuchen, ihre Worte passen deshalb vielfach etwa wie die fertigen Röcke aus einem „Konfektionsgeschäft", nur so ganz ungefähr; bald erhält das Bedeutende den Ausdruck für das Gewöhnliche, bald — und zwar viel öfter — das Unbedeutende den Ausdruck, der nur dem Großen gebührt; in gleicher Stärke z. B. strömen die Sprechenden ihre Epitheta aus über das ganz Ungleichwertige, reden von „herrlich" oder „köstlich", wo nur Befriedigendes vorliegt, von „unsäglich" für das nur Bedeutende, von „erschütternd" für das nur Eindruckmachende, u. s. w.

Und im grunde iſt dies auch das Geheimnis, warum ſie doch viel weniger wirken als es zu geſchehen ſcheint oder als ſie ſelbſt vermeinen. Ob etwas Ausdruck des wirklich Gedachten und Empfundenen iſt oder nur oberflächlich daraufgeſetzt, das macht ſich doch fühlbar, wenn es auch nicht jedem Hörenden ſogleich zum Bewußtſein kommt. Statt des geliehenen, ſtatt des abgebrauchten, des ſchiefen, ſchielenden, unechten Ausdrucks den echten zu finden und geben zu können, das iſt der edelſte Grad der Sprachbeherrſchung, und wer das an ſeinem Teile vermag, der darf auch viel ſchweigen und unberedt erſcheinen, darf gelegentlich ſuchen und ein wenig ſtocken, er wird doch gehört und gewürdigt, wenn er nicht rohe und ſtumpfe Umgebung hat.

Freilich, zur Forderung kann man ſolche Echtheit zunächſt nur machen für den ſchriftlichen Ausdruck, bei dem zum Wählen Zeit iſt. Aber wenn die Forderung auf dieſem Gebiete ernſtlich erhoben und durchgeſetzt wird, ſo bildet das doch die Vorſtufe auch für die Echtheit des mündlichen Gedankenausdrucks. Unſere Schulen haben dieſem Ziele nachzujagen vor allem im deutſchen Aufſatz, deſſen höchſter Wert auf oberſter Stufe eben in dieſer Nötigung, dieſer Schulung beſteht oder beſtehen ſollte, und deſſen Korrektur namentlich auch nach dieſer Seite hin ſtreng ſein ſoll. Aber auch den mündlichen Ausdruck in dieſem Sinne der „Echtheit“ zu überwachen und zu entwickeln, iſt für uns eine wichtige Pflicht. Und eine Pflicht, die wir meines Erachtens wiederum zum teil verſäumen. Nicht ſo gradezu durch tadelnswerte Gleichgiltigkeit, als vielmehr durch das Gebanntſein in die Wege der Überlieferung, mitunter auch durch unſere eigene unzulängliche Entwicklung

Ein Dreifaches finde ich, wodurch der herrſchende Unterrichtsbetrieb jenes Ziel zu verfehlen in Gefahr kommt. Ich will es nur ganz kurz andeuten. Wir gewöhnen die Schüler von unten auf, gar manches anzuhören und namentlich nachzuſprechen, was ſie noch nicht recht verſtanden haben, wovon ſie keine rechte Vorſtellung gewinnen. So in der Weltgeſchichte, ſo im Religionsunterricht, ſo auch bei der Überſetzung aus den fremden Schriftſtellern, hie und da auch bei deutſcher Lektüre u. ſ. w. Das iſt die erſte Gefahr, die erſte Beeinträchtigung. Ferner: wir geben ihnen nicht wenig Phraſenhaftes zu hören und anzueignen, und die fertige Phraſe iſt ein übles Ding für die jugendlichen Seelen, denn ſie hindert, daß das Bedürfnis echten Ausdrucks echter Empfindung ſich entwickle. Endlich: wir laſſen die Zöglinge überhaupt zu viel über die Dinge hören und nachſprechen, und zu wenig die Dinge ſelbſt anſchauen und empfinden. Ich müßte hier meine Forderung eines planvoll auch in obere Stufen hinein ausgedehnten Anſchauungsunterrichts wiederholen; die Verſuche in ſelbſtändigem Ausdruck über das Angeſchaute und Selbſt-

empfundene könnten eine wertvolle Schulung werden. Bleibt dieſer Ausdruck als Ausdruck ſtümperhaft, ſo iſt er doch ſchätzenswerter als das phraſenhaft Fließende, er iſt doch ein Schritt auf dem Wege zur beſten Art der Sprachbeherrſchung. Die beſte Herrſchaft hat ja aber doch nicht, wer in den vorhandenen Schatz jeden Augenblick tief hineingreift und verſchwenderiſch um ſich wirft, ſondern wer recht haushält, richtig ausgiebt und richtig zurückhält, wer je nach dem Bedürfnis das Rechte zu wählen und darzubieten vermag.

Eine Perle iſt entweder echt oder falſch. Ein Wort, ein und dasſelbe Wort kann zugleich echt oder falſch ſein, kann Goldwert ſein oder Flitter, je nach dem Verhältnis zum ſeeliſchen Inhalt, den es abſpiegeln ſoll. Wer am feſtlichen Tage im ſchmalen Schmuck echter Perlen zu erſcheinen vermag und wer in entſcheidender Stunde eine beſcheidene Kette echter Worte geben kann, die ſind beide reich genug, und wir thun wohl, den breiten und vollen Schmuckketten zu mißtrauen.

Aber laſſen wir den Vergleich mit dem Koſtbarſten; wir haben ja freilich zunächſt an den Erwerb viel ſchlichteren Gutes zu denken. Wenn jene tiefe Echtheit des Ausdrucks uns als letztes und ſchönſtes Ziel vorſchwebt, ſo kann dem nahe geführt werden nur durch den geſamten Unterricht, durch allgemeinen höchſten erzieheriſchen Ernſt, nicht durch einzelne beſondere didaktiſche Veranſtaltungen. Und doch waren es wohl ſolche beſtimmte und beſondere Mittel, über die an dieſer Stelle ein Umblick gegeben werden ſollte! Ich hoffe immerhin, daß, wenn im Vorſtehenden auch meiſt nur kurz charakteriſiert oder andeutend berührt wurde, doch praktiſch verwertbare Winke nicht vermißt werden. Unſer Ziel iſt in der That, zur Beherrſchung der Mutterſprache nicht bloß im höchſten, ſondern in jedem Sinne zu führen. Daß ich darin auch eine patriotiſche Leiſtung ſehe, ſpreche ich nicht zum erſten male aus, und nicht zum erſten, auch wohl nicht zum letzten male wünſche ich eine ſolche „Verehrung der Mutterſprache durch die That".

Die metriſche Form in Heines Dichtungen.

Von **Karl Heſſel** in Koblenz.

Ein Kunſtwerk iſt um ſo vollendeter, je mehr Inhalt und Form ſich gegenſeitig durchdringen; beſonders bei einem Gedichte iſt die Form mehr als nur das Kleid, ſie iſt der Körper des Gedankens. Um eine Dichtung zu verſtehen, müſſen wir darum auch die Form derſelben in ihrer Geſetzmäßigkeit und innern Notwendigkeit begreifen lernen. Wenn wir in nachſtehendem es unternehmen, die metriſchen Formen von Heines

Dichtungen in ihrem Zuſammenhang mit der Entwickelung der deutſchen Dichtkunſt zu unterſuchen, ſo wird dies alſo auch ein Beitrag zum tiefern Verſtändnis der Heineſchen Dichtung ſein.

Das erſte poetiſche Erzeugnis, was ſich von Heine erhalten hat, ſtammt aus der Schülerzeit des Dichters, ein ſcherzhaftes Epos, die „Wünnebergiade", deren Held ein Schulkamerad Heines iſt. Dies Gedicht iſt recht geſchickt in reimloſen vierfüßigen Trochäen geſchrieben. Es kann kein Zweifel ſein, daß dieſe Versform dem Schüler Harry Heine durch Herder vertraut geworden iſt, und zwar aus deſſen Cid und ſeinen ſpaniſchen Romanzen. Schon der fehlende Reim mußte dies Metrum einem Gymnaſiaſten empfehlenswert machen. Im Buch der Lieder begegnen uns die reimloſen Trochäen ſtreng genommen nur in zwei kleinen Liedern: „Deine weißen Lilienfinger" und „An die blaue Himmelsdecke" (im Cyklus der Nordſeelieder); dagegen nahm in ſpäteren Jahren der Dichter mit beſonderer Vorliebe dieſe poetiſche Form wieder auf: in den „Neuen Gedichten" finden wir die Romanzen von „Ritter Olaf" und „Ali Bei" in dieſem Metrum gedichtet, außerdem eine Anzahl lyriſcher und ſatiriſcher Sachen; vor allem aber führte ihn der Aufenthalt in einem Pyrenäenbade im Sommer 1841 zu einem ſpaniſchen Stoffe und zu den ſpaniſchen Trochäen zurück: er ſchuf das Epos „Atta Troll". Von nun ab blieb der Dichter ein treuer Verehrer dieſes Metrums. Der „Romanzero" enthält, wie ſchon ſein Titel andeutet, überwiegend Dichtungen in der ſpaniſchen Romanzenſtrophe, darunter ſolche von bedeutendem Umfang: in erſter Linie gehören dazu die „Hebräiſchen Melodien", aber auch echt ſpaniſche Stoffe, ſo „Vitzliputzli", „Spaniſche Atriden", „Der Mohrenkönig", vor allem aber das vortreffliche, erſt aus des Dichters Nachlaß bekannt gewordene kleine Epos „Bimini". Sagten wir oben, im Buch der Lieder ſeien ſtreng genommen nur zwei dahingehörende Lieder, ſo ſei dies dahin erläutert, daß außerdem noch eine Anzahl in Aſſonanzen ausklingende ſpaniſche Trochäen daſelbſt zu finden ſind. Außer bei Herder treffen wir beſonders bei Fouqué und Uhland das ſpaniſche Romanzenmetrum. Dieſe gaben ihm noch einen beſondern Schmuck durch Anbringung der Aſſonanz, des Gleichklangs des letzten betonten Vokals in der zweiten und vierten Zeile, und zwar läßt Uhland jedesmal durch ein ganzes Gedicht ein und denſelben Vokal austönen; außer dem e ſind alle Vokale vertreten. Heine hat dieſe Form nachgeahmt: ſchon als zum erſten Male Liebesleid ſeine Seele umdüſterte, im Jahre 1816 in Hamburg, entſtand die Romanze „Die Weihe":

Einſam in der Waldkapelle
Vor dem Bild der Himmelsjungfrau
Lag ein frommer, ſtiller Knabe
Demutsvoll dahingeſunken.

Im Jahre 1817 ließ er „Rodrigo“ (später zu „Ramiro“ umgearbeitet) drucken. Von da ab kleidete er besonders gern modernen Gedankengehalt, besonders eigene Erlebnisse, in spanisches Kostüm, so zunächst in „Donna Clara“ und „Almansor“. Überall ist die Assonanz, meist in Uhlandscher Weise, streng durchgeführt: Donna Clara klingt in o, Almansor in u, a und i aus. Allen Zweifel zu beseitigen, daß Uhland sein metrisches Vorbild war, beginnt er Donna Clara: „In dem abendlichen Garten Wandelt des Alkaden Tochter“, deutlich auf den Anfang einer Uhlandschen Romanze anspielend: „In den abendlichen Gärten Ging die Gräfin Julia“. Im übrigen ist die Romanze „Donna Clara“ nach Form und Inhalt stark beeinflußt durch Fouqués gleichnamige Dichtung im „Zauberring“, wie dies Heine in einem Briefe an Fouqué diesem auch gesteht. Uhland hat in dem Cyklus „Sängerliebe“ die Assonanzen in wirklichen Reim verwandelt. Auch das hat Heine ihm abgesehen, zunächst in zwei scherzhaften spanischen Romanzen, die gleichfalls maskierte eigene Erlebnisse sind: „Auf den Wällen Salamankas“ und „Neben mir wohnt Don Henriquez“. In den Liedern der „Heimkehr“ finden sich noch acht solcher Lieder, z. B.:

Kind, es wäre dein Verderben,
Und ich geb mir selber Mühe,
Daß dein liebes Herz in Liebe
Nimmermehr für mich erglühe.

Aber erst in den 45 Liedern des „Neuen Frühlings“ kommt diese Versart zur rechten Geltung: nicht weniger als 13 Lieder dieser Sammlung, und gerade die duftigsten und zartesten, sind in solchen Strophen abgefaßt, so:

Wie die Nelken duftig atmen!
Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängstlich schimmern
An dem veilchenblauen Himmel!

Die ausschließlich weiblichen Versausgänge geben diesen Liedern etwas überaus Weiches, es sind lauter Mollmelodien. Die ungeraden Zeilen bleiben stets ohne Reim.

Bei Versen kann man eine merkwürdige Beobachtung machen: eine einzige Silbe mehr oder weniger verleiht einem Versmaß oft einen ganz andern Charakter. So stimmt der französische Alexandriner mit dem deutschen Hildebrandston beinahe überein, nur daß im Alexandriner die erste Kurzzeile männlich endet, im Hildebrandston weiblich, und doch ist die Wirkung beider Versarten gänzlich verschieden, der Alexandriner für ein deutsches Ohr geradezu abstoßend, der Hildebrandston außerordentlich anmutend. So ändern auch die Trochäen ihren Charakter, sobald sie katalektisch werden, d. h. durch Weglassung der letzten Silbe einen männ-

lichen Ausgang erhalten: sofort ist die Molltonart verschwunden. Bei Heine finden wir nun häufig eine solche Variation der trochäischen Strophe; doch ist es keine von ihm selbst erdachte Abänderung, denn wir finden derartige Strophen schon bei Goethe sehr häufig, entweder durchaus gereimt:

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht,
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht,

oder nur in den geraden Zeilen gereimt:

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Fischer
Glatte Fläche rings umher;

ebenso bei Uhland, z. B. „Droben stehet die Kapelle". Als Bonner Student übersetzte Heine auf Schlegels Rat zur Übung im poetischen Ausdruck einige Sachen von Lord Byron, darunter das bekannte „Lebewohl", dessen erste Strophe Heine so wiedergab:

Lebewohl, und sei's auf immer,
Sei's auf immer, Lebewohl!
Doch, Versöhnungslose, nimmer
Dir mein Herze zürnen soll.

Es scheint, daß dieser Übersetzungsversuch ihn zuerst auf die beschriebene Strophe geführt hat, wenigstens ist die lange, patriotisch-burschenschaftliche Elegie, die Heine im Sommer 1820 in Bonn dichtete und unter der Überschrift „Deutschland. Ein Traum" zwei Jahre später drucken ließ, der Entstehungszeit nach das zweite Gedicht Heines in jener trochäischen Strophe. Die Elegie beginnt mit unverkennbaren Anklängen an die eben zitierte Strophe aus dem Englischen:

Sohn der Thorheit! träume immer,
Wenn dir's Herz im Busen schwillt,
Doch im Leben suche nimmer
Deines Traumes Ebenbild!

Der elegischen Stimmung nach sind damit eine Anzahl Lieder verwandt, welche ziemlich gleichzeitig entstanden sind und genau dasselbe Versmaß aufweisen, so: „Einsam klag ich meine Leiden", „Schöne Wiege meiner Leiden", „Berg' und Burgen schaun herunter", „Warte, warte, wilder Schiffsmann", sowie die Romanzen: „Allen thut es weh im Herzen", „Oben auf der Bergesspitze", „Zu dem Wettgesange schreiten". Heine gewann an dieser trochäischen Strophe ein besonderes Wohlgefallen; zumal, wo es sich um Darstellung idyllischer Szenen, um pathetische, elegische, kurzweg romantische Gefühle handelte, griff er mit Vorliebe zu

derſelben, je nach Bedürfnis die Strophe durchreimend oder nur die geraden Zeilen durch Reim auszeichnend. Insbeſondere bildet dies Metrum ein prächtiges, unnachahmlich ſchönes und dem Inhalt völlig entſprechendes Gewand für die Lieder der Harzreiſe:

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt,
Dorten rauſcht die grüne Tanne
Und erglänzt der goldne Mond.

Aber auch im „Lyriſchen Intermezzo" und in der „Heimkehr" iſt die Strophe mehrfach angewandt, etwa zwölf Mal, z. B.:

Mädchen mit dem roten Mündchen,
Mit den Äuglein ſüß und klar,
Du mein liebes, kleines Mädchen,
Deiner denk ich immerdar.

Im „Neuen Frühling" begegnen wir ſieben Mal dieſer Versform, und alle dieſe ſieben Gedichte ſind Perlen, wie das wunderbare, elegiſch-trübe Lied:

Spätherbſtnebel, kalte Träume
Überfloren Berg und Thal,
Sturm entblättert ſchon die Bäume,
Und ſie ſtehn geſpenſtiſch kahl.

Im Exil hat Heine gleichfalls häufig dieſer Strophe ſich bedient, und meiſtens, wo es ſich um die eben geſchilderten Gemütsſtimmungen handelte, ſo: „Schattenküſſe, Schattenleben", „Wandl' ich in dem Wald des Abends", „Welke Veilchen, ſtäubge Locken", „Draußen ziehen weiße Flocken"; im ganzen finden wir dieſe trochäiſche Strophe über ſechzig Mal in ſeinen Dichtungen angewandt.

Bei Heine kommen noch mehrere Abarten der vierzeiligen trochäiſchen Strophe vor, hervorgebracht durch veränderte Reimſtellung und Abwechſelung in der Wahl männlicher und weiblicher Versſchlüſſe, doch ſind ſolche Variationen immerhin nur vereinzelt; überhaupt tritt der trochäiſche Rhythmus in der Blütezeit Heineſcher Dichtung, im Buch der Lieder, ſehr zurück gegen den jambiſchen; erſt im zweiten Teil der Lieder der „Heimkehr", genau da, wo das Leidenſchaftliche aufhört, beginnt der trochäiſche Gang der Verſe mehr in den Vordergrund zu treten, dann wieder im „Neuen Frühling", bis der Dichter ſeit „Atta Troll" zu ſeinen früheſten Jugendtraditionen zurückkehrte und ſich, wie oben geſagt, wieder den reimloſen ſpaniſchen Trochäen zuwandte.

Der trochäiſche Versſchritt verleiht deutſchen Dichtungen leicht etwas Gezwungenes. Es entſpricht dem Geiſte unſerer Dichtung, daß die Versbetonungen möglichſt mit den Wortbetonungen und die Versenden möglichſt mit Sinnabſchnitten zuſammenfallen. Beginnt nun die Vers-

zeile, und damit ein Sinnabſchnitt, regelmäßig mit einer betonten Silbe, ſo ſtimmt das nicht zu der Sprache des Lebens, da wir die Sätze und Sinnabſchnitte meiſt mit unbetonten Wörtern anfangen, nämlich mit dem Artikel, Fürwörtern, Präpoſitionen und Konjunktionen, deren größere Zahl eben unbetont beginnt. Da nun Heines dichteriſche Kunſt hauptſächlich darin beſteht, daß er Natürlichkeit und größte Einfachheit des Ausdrucks zu verbinden weiß mit Gedankentiefe und kühnen, oft ganz neuen Bildern, ſo liegt es nahe, daß er, je ſtärker und wahrer die Gefühle ſind, die er darſtellt, in dem Maße auch den jambiſchen Rhythmus bevorzugt.

Indem wir nun dazu übergehen, die jambiſchen Metren, deren ſich Heine bedient hat, zu beſprechen, wenden wir uns zunächſt wieder ſeinen Jugendgedichten zu. Es ſind die „Traumbilder", die hier in Betracht kommen. Doch muß daran erinnert werden, daß Heine nach ſeiner eigenen Mitteilung auf Schlegels Rat in Bonn mancherlei an deren Form geändert hat. Wo alſo künſtlicher Rhythmus vorhanden iſt, müſſen wir dies auf Rechnung der Umarbeitung ſetzen. Dahin gehört das erſte der Traumbilder, die zwei in Sonettenform geſchriebenen und das in Stanzen verfaßte, ſpäter dem „lyriſchen Intermezzo" einverleibte: „Der Traumgott bracht' mich in ein Rieſenſchloß". Die übrigen zeigen durchgehends vierzeilige jambiſche Strophen mit gepaarten, ausſchließlich männlichen Reimen und vier Betonungen in jeder Zeile. Oft ſind die Jamben durch Anapäſten unterbrochen. Wir geben eine Probe:

Ich kam von meiner Herrin Haus
Und wandelt' in Wahnſinn und Mitternachtgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorübergehn will,
Da winken die Gräber, ernſt und ſtill.

In Bürgers Gedichten ſind die Vorbilder derartiger Kirchhofsſzenen zu ſuchen, namentlich haben „Lenardo und Blandine", „Lenore" und andere ſchauerliche Balladen Bürgers Heines Phantaſie entzündet. Es iſt nicht nur dasſelbe Versmaß, ſondern auch inhaltlich ganz dieſelbe tolle Jagd, das Geſpenſtertreiben, das ſpukhafte, bis ins einzelne geſchilderte Geſindel, derſelbe Bänkelſängerton, der in eilenden Anapäſten das Grauſige ſo übergrauſig darzuſtellen ſucht, daß es geradezu ins Gegenteil umſchlägt und als Karikatur komiſch wirkt, auch dieſelbe brennende, völlig ſinnliche Liebesglut. Viele Wendungen erinnern unmittelbar an Bürger, ſo heißt es bei dieſem:

Mit Perlen, Gold, Ringen und Edelgeſtein
Die ſchönſte der ſchönen Prinzeſſen zu frein,

bei Heine:

Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
Mit dem Töchterchen ſein und dem Edelgeſtein;

bei Bürger:

Trille Fädchen, lang und fein,
Trille fein ein Fädelein!

Außen blank und innen rein
Muß des Mädchens Buſen ſein.

Kein Sternchen war mehr blink und blank.

Sein Verſtand war klimperklein.

Es blinkten Leichenſteine
Rundum im Mondenſcheine.

Saſa, Geſindel, hier! komm hier!

Zu Throne mich zeige im Kaiſer-Ornat.

Verkehrt, ſtatt des Zaumes den Schwanz in der Hand;

bei Heine:

Rinne, rinne, Wäſſerlein,
Waſche mir das Linnen rein!

Eiſen blink, Eiſen blank,
Zimmre hurtig Eichenſchrank!

Und ein klimperklein Friſörchen . . .

Da ſinkts an des Spielmanns Leichenſtein:
Das war der flimmernde Mondenſchein.

Geſindel, ſei ſtill, oder trolle dich fort!

Ihr Zappelbein-Männchen im Galgen-Ornat . . .
Ihr tragt ſtatt der Hüte die Köpf' in der Hand!

Es ſoll hiermit nur die unmittelbare Anknüpfung Heines an die Reihe der deutſchen Dichter vor ihm nachgewieſen werden. Bei genauerer Betrachtung finden wir, daß der Faden viel weiter verfolgt werden kann, als bis zu Bürger hin. Die geſchilderten vierzeiligen Strophen ſind ja im Grunde gar keine Strophen, ſondern nichts anderes als die altdeutſchen „kurzen Reimpaare", von denen hier jedes Mal zwei Paare ſtrophenartig zuſammengeordnet ſind. Dieſe ſogenannten kurzen Reimpaare ſind bekanntlich dasjenige unſerer nationalen Versmaße, in dem die höfiſchen Epiker des Mittelalters ihre großen Epen verfaßt haben: ſie bilden ſich reimende Paare von Zeilen, deren jede vier Betonungen hat, aber nach Belieben mit einer betonten oder einer unbetonten Silbe anheben kann. Dies Versmaß iſt niemals vom Schauplatz abgetreten, es hielt ſich nach dem Ausleben des Mittelalters in Volksliedern, es verwilderte zum „Knüttelvers", den die Poeten ſolange verachteten, bis ihn beſonders Bürger wieder mit Geſchmack anwandte, und vor allem, bis ihn Goethe in einer Form vorführte, die viel mehr den alten Reimpaaren ſich näherte, als Bürgers Verſe, ſo vor allem im

„Faust“. Es war ja Herder, durch den der junge Goethe erst auf die nationalen Formen der Dichtkunst aufmerksam gemacht wurde, und so finden wir denn auch in Herders „Stimmen der Völker“ solche altdeutschen Reimpaare, ich erinnere vor allem an das Urbild des Erlkönigs:

Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitsleut'.

Dieses oder ähnliche Gedichte in Herders Sammlung, vielleicht auch erzählende Gedichte in des Knaben Wunderhorn haben Heine in metrischer Hinsicht zu einem seiner frühesten epischen Gedichte das Vorbild gegeben, zu Belsazer:

Die Mitternacht zog näher schon,
In stummer Ruh lag Babylon.

Nur noch einmal wieder, nach vielen Jahren, hat Heine ein episches Gedicht in diesem Metrum gedichtet, den dritten Teil des „Dichters Firdusi“:

Schach Mahomet hat gut gespeist,
Und gut gelaunet ist sein Geist;

aber er hatte in der Zwischenzeit die kurzen Reimpaare darum nicht vergessen, nur gebrauchte er sie mehr nach dem Muster von Goethes Sprüchen in frisch hingeworfenen, spruchartigen Wendungen; dann gehen sie ungefähr aus folgender Tonart:

Gaben mir Rat und gute Lehren,
Überschütteten mich mit Ehren,
Sagten, daß ich nur warten sollt',
Haben mich protegieren gewollt.

Auf dem Krankenlager hat Heine vorzugsweise sich des Knüttelverses bedient und allen möglichen Inhalt in diese Form gegossen, Gutes und Böses, Reflexionen, Erinnerungen, Klagen, Invektiven, Fabeln u. s. w.

Wenn wir nach dem Gesagten die Strophen der „Traumbilder“ nicht als solche gelten lassen konnten, sondern sie als „kurze Reimpaare“ ansprachen, so müssen wir dagegen ein anderes gleichfalls auf Bürger und Goethe führendes Versmaß, das Heine schon als ganz junger Mensch anwandte, als wirkliche Strophe auffassen; ich meine das Metrum der „Grenadiere“:

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Es ist eine vierzeilige Strophe mit überschlagenden Reimen; die ungeraden Zeilen haben vier Betonungen und männlichen Ausgang, die geraden dagegen nur drei Betonungen und weiblichen Schluß. Der Rhythmus ist steigend, und zwar so, daß Jamben beliebig mit Anapästen wechseln. Derartige Strophen finden sich mehrfach bei Goethe, doch meist

ſo, daß in derſelben Strophe ſich noch mehrere Zeilen anſchließen, z. B. folgen im „Blümlein Wunderſchön“ nach den Zeilen

Ich kenn' ein Blümlein Wunderſchön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu ſuchen gehn,
Allein ich bin gefangen.

noch drei weitere Zeilen. Dieſelbe ſiebenzeilige Strophe iſt in Goethes „Totentanz“. Dagegen ſtimmt die „wandelnde Glocke“ ganz mit der Strophe der „Grenadiere“, bis auf die Anapäſten, die in der „wandelnden Glocke“ fehlen. Bei Bürger kommt die beſchriebene Strophe noch weit häufiger vor, als bei Goethe, ſo in der „Lenore“, wo gleichfalls nach dem vierzeiligen Anfang noch weitere Zeilen folgen, ſo daß eine dreiteilige Strophe entſteht. Aber in andern Bürgerſchen Gedichten finden wir auch die Strophe vierzeilig, ſo:

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brot,
Sie konnt' es vor Kummer nicht eſſen:
Ach, Witwen bekümmert oft größere Not,
Als glückliche Menſchen ermeſſen.

Bürger brauchte dies Metrum mit Vorliebe zu poſſenhaften Darſtellungen, wie:

Frau Schnipſen hatte Korn im Stroh
Und hielt ſich weidlich lecker;
Sie lebt' in duli jubilo,
Und keine war euch kecker.

Mithin wählte Heine, als er im Alter von ſechzehn Jahren (nach ſeiner eigenen Angabe, der zu mißtrauen kein Grund vorhanden iſt) die Grenadiere dichtete, dazu ein ihm geläufiges Versmaß, vielleicht daß ihm geradezu das Blümlein Wunderſchön oder Frau Magdalis vorſchwebte. Wiederholt benutzte er von nun ab dies Metrum, zunächſt ausſchließlich in epiſchen Gedichten, wie: „Der Hans und die Grete tanzen herum“, „Als meine Großmutter die Liſe behext“, „Ich ſtand gelehnet an den Maſt“, „Herr Ulrich reitet im grünen Wald“. Im Buch der Lieder iſt das Metrum im ganzen vierundzwanzig Mal vertreten, jedoch höchſt ſelten zum Ausdruck inniger Gefühle benutzt, eigentlich nur in folgenden Liedern: „Das Meer erglänzte weit hinaus“, „Mir träumte, traurig ſchiene der Mond“, „Allnächtlich im Traume ſeh ich dich“, „Verriet mein blaſſes Angeſicht“, „Saphire ſind die Augen dein“. Dagegen folgte der Dichter von früh an dem Zuge, der ihm von Bürger angedeutet war, nämlich lächerliche Dinge in dieſe Versart zu kleiden. In der That eignet ſie ſich dazu vorzüglich, beſonders wenn man die ungeraden Zeilen reimlos läßt. Die Miſchung mit Anapäſten bringt einen gewiſſen nachläſſigen Ton hinein, indem dadurch der rhythmiſche Tonfall beliebig

variiert und eine Ähnlichkeit mit dem Tonfall der Prosa hergestellt werden kann. Die klingenden Reime am Schluß sind aber besonders geeignet, Träger einer grotesken Wirkung zu sein. Heine hat hierin sein Vorbild Bürger weit übertroffen und zumal in seiner spätern Zeit seine tollsten Reime gerade an dieser Stelle angebracht, besonders im Wintermärchen und in den politischen Gedichten. Beispiele sind: „Romantik — Uhland, Tieck"; „Walhallwisch — Walfisch"; „widersetzig — aristokrätzig" u. s. w. Der komische Charakter haftet so fest an dieser Strophenart, daß förmlich eine Wechselwirkung festgestellt werden kann, in der Art, daß Heine, sobald er komische Wirkung erzielen will, die beschriebene Strophe braucht, aber auch, wenn er ohne diese Absicht sie anwendet, eben durch das Versmaß wider Willen ins Komische gerät.

Das Komische in Heines Lyrik ist von jeher der Hauptstein des Anstoßes gewesen, über den auch die besten Freunde des Dichters gestolpert sind. Doch hat sich allmählich das Urteil über diesen Punkt geklärt, besonders seit man endlich die richtige, psychologische Begründung dieses Komischen gefunden hat. Der Dichter spann nämlich die äußern Erlebnisse, besonders seine trüben Liebeserfahrungen, in seiner Seele selbständig weiter, je weniger er in Wirklichkeit Schritte that, um sich Gegenliebe zu erringen. Solches einseitige Schwelgen in Gefühlen muß zu einer Überspannung der Gefühle führen: auf dem Grenzpunkte angekommen, wo die innere Wahrheit des Gefühls das Gebiet der Unwahrheit betrat, gelangte der Dichter regelmäßig zur Selbstbesinnung, und hier ist es, wo er dem übertriebenen Ausdruck der Leidenschaft die Wirklichkeit schroff gegenüberstellte: er überschüttet nicht etwa höhnisch den Leser mit einem Eimer kalten Wassers, wie man vielfach angenommen hat und noch annimmt, sondern er läßt sich selber dies heilsame Sturzbad angedeihen, sich selber gewaltsam aus seinen thörichten Träumen weckend. Typisch dafür ist das „Doktor, sind Sie des Teufels?" und das allbekannte:

Die Jahre kommen und gehen,
Geschlechter steigen ins Grab,
Doch nimmer vergehet die Liebe,
Die ich im Herzen hab.

Nur einmal noch möcht ich dich sehen
Und sinken vor dir aufs Knie
Und sterbend zu dir sprechen:
Madam, ich liebe Sie!

Überall nun, wo das Metrum, von dem wir reden, in leidenschaftlichen Gedichten auftaucht, liegt auch der Verdacht nahe, daß wir solche überspannte, dem Umschlagen nahe Gefühle geschildert finden, mindestens ist eine scherzhafte Wendung vorhanden, welche andeutet, daß der Dichter nicht gefangen ist von der Stimmung, die er gerade zum Ausdruck bringt, sondern sich über sie erhebt. Jene oben aufgezählten fünf Lieder sind nach meiner Auffassung die einzigen ernst gemeinten in dieser Strophen-

art geſchriebenen lyriſchen Gedichte, die im Buch der Lieder ſich finden; dazu kommt noch aus einem ſpäteren Cyklus das wunderbar ſchöne „Es ragt ins Meer der Runenſtein“. Was die erſtgenannten fünf Lieder anlangt, ſo ließe ſich ſogar da noch ſtreiten, ob ſie nicht doch in die andere Kategorie einzuordnen ſind. Ich denke an die Wendungen „Vergiftet mit ihren Thränen“, „Zu ihren ſüßen Füßen“ und an die beabſichtigte Ermordung ſeines Nebenbuhlers.

In Paris erhob Heine dies Metrum mehr und mehr zu ſeinem Lieblingsversmaß, beſonders ſeit das längere Gedicht „Deutſchland. Ein Wintermärchen“, das Heine ſelbſt als „ariſtophaniſch“ bezeichnete, in dieſe bequeme Form gegoſſen worden war. Es wurde dem Dichter ſo ſehr zur Gewohnheit, ſich der Strophe der Grenadiere zu bedienen, daß auch einige ernſthafte Romanzen ſich dieſer Form fügen mußten, ſo „Frau Mette“, „Schlachtfeld von Haſtings“, „König Richard“ und der Schluß von „Ritter Olaf“. Auch das wärmſte aller patriotiſchen Gedichte, die ſeiner Feder entfloſſen ſind, das 1840 entſtandene „Deutſchland iſt noch ein kleines Kind“ zeigt unſer Metrum. Im ganzen weiſen die Heineausgaben jetzt 86 zum Teil ſehr lange Gedichte auf, die in dem geſchilderten Versmaß geſchrieben ſind, darunter befindet ſich eins der früheſten, nämlich die „Grenadiere“ und eins der ſpäteſten, deſſen erſte und letzte Strophe wir hier folgen laſſen:

Die Söhne des Glückes beneid ich nicht
Ob ihrem Leben — beneiden
Will ich ſie nur ob ihrem Tod,
Dem ſchmerzlos raſchen Verſcheiden.

Ich heule dir dann die Ohren voll,
Wie andre gute Chriſten —
O Miſerere! Verloren geht
Der beſte der Humoriſten!

Die berühmteſte Strophenform des deutſchen Mittelalters iſt die Nibelungenſtrophe. Sie beſteht aus vier paarweis durch den Reim gebundenen Langzeilen; jede Langzeile iſt durch einen Einſchnitt (Cäſur, Diäreſe) in zwei Teile von je drei Hebungen zerlegt, nur die letzte Halbzeile hat deren vier. Die ſpätere Zeit führte auch Binnenreime an der Cäſurſtelle ein, ſo wie ſich dies bei der Eingangsſtrophe des Nibelungenliedes ſelbſt findet, ſetzte auch oft das Maß der letzten Halbzeile auf das der übrigen herab und wählte den jambiſchen Gang ſtatt der früher herrſchenden Freiheit, nach Belieben jede Zeile betont oder unbetont anzufangen. Dieſe Abart nennt man auch den Hildebrandston, nach dem im 15. Jahrhundert gedichteten Hildebrandsliede des Kaſpar von der Rön. Gewöhnlich ſchrieb man die ſo abgeänderte Strophe in acht Kurzzeilen. Der Hildebrandston ward außerordentlich beliebt und hat alle Stürme der Zeit überdauert. Wir finden dieſe Strophenart in volkstümlichen Liedern, beſonders gern auch in Kirchenliedern, z. B. bei

Paul Gerhardt „Befiehl du deine Wege“. So konnten Goethe, Bürger, Claudius und andere den Volkston liebende Dichter diese Weise wieder aufnehmen, ohne darum den Schein der Altertümelei zu erwecken. Nur stellte man nun meist lieber vier kurze Zeilen zu einer Strophe zusammen, statt acht. Während die genannten Dichter nur vereinzelt den Hildebrandston wählten, z. B. Goethe im „König von Thule“ oder in „Schäfers Klagelied“:

Da droben auf jenem Berge
Da steh ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal,

griffen die romantischen Dichter mit Vorliebe zu diesem echt deutschen Rhythmus, so Novalis, Brentano, Uhland, so auch Wilhelm Müller. Heine hat schon in einem seiner frühesten Gedichte, in dem Traumbild „Der Kirchhof“ mehrere Abschnitte in diesem Metrum eingefügt: „Ich war ein Schneidergeselle Mit Nadel und mit Scher“ und „Ich war ein König der Bretter Und spielte das Liebhaberfach“. Auch in den „Liedern“ und in den frühesten „Romanzen“ taucht wenigstens hier und da die genannte Strophe auf, so:

Ich weiß eine alte Kunde,
Die hallet dumpf und trüb:
Ein Ritter liegt todeswunde,
Doch treulos ist sein Lieb;

allein erst im „lyrischen Intermezzo“ und in der „Heimkehr“ kommt die Vorliebe für dies Metrum zum Durchbruch.

Wir sind in der Lage, völlig zuverlässig angeben zu können, wie das kam. Im Wunderhorn sind die im Hildebrandston gedichteten Lieder vorwiegend episch, ebenso bei Uhland. Aber bei Wilhelm Müller in den 77 Liedern eines reisenden Waldhornisten fand Heine dies Metrum ganz auf den modernen Ton gestimmt, insbesondere aber zur Darstellung froher und wehmütiger Liebesgefühle benutzt. Heine schrieb nun am 7. Juni 1826 an Wilhelm Müller: „Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daß mein kleines Intermezzo-Metrum nicht bloß zufällige Ähnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, sondern daß es wahrscheinlich seinen geheimsten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die lieben Müllerschen Lieder waren, die ich zu eben der Zeit kennen lernte, als ich das Intermezzo schrieb.“ Weiter schreibt er, durch die Lektüre jener 77 Gedichte sei es ihm „zuerst klar geworden, wie man aus den alten vorhandenen Volksliederformen neue Formen bilden kann, ohne daß man nötig hat, die alten Sprachholperigkeiten und Unbeholfenheiten nachzuahmen“ In der That war bis dahin Heine in dem Irrtum befangen gewesen, bei Nachahmung der Volksliedermetren müsse man auch

im Ausdruck altmodiſch ſein, ſo finden wir in ſeinen älteren Gedichten „wunneſam, Magedein, fromme Minne“ u. ſ. w. Ich gebe aus Wilhelm Müllers Liedern nachfolgend einige Wendungen, welche man allerdings verſucht ſein möchte, als „echt Heineſch“ zu bezeichnen, wenn es eben nicht umgekehrt wäre:

Wir ſaßen ſo traulich beiſammen . . .

Die Sternlein hinterdrein . . .

Und hinter den Fenſterſcheiben
Da ſitzt die Liebſte mein.

Das Mädchen ſprach von Liebe,
Die Mutter gar von Eh.

Gefrorne Tropfen fallen
Von meinen Wangen ab,
Und iſts mir denn entgangen,
Daß ich geweinet hab?

Ich will den Boden küſſen,
Durchdringen Eis und Schnee
Mit meinen heißen Thränen,
Bis ich die Erde ſeh.

Die Blumen ſind erſtorben,
Der Raſen ſieht ſo blaß.

Wenn meine Schmerzen ſchweigen.

Es iſt nichts als der Winter,
Der Winter kalt und wild.

Dir, Mond, will ichs vertrauen:
Es iſt die Liebſte mein.

Die Abendnebel ſinken.

Gehüllt in meinen Mantel . . .

Die Sterne ſtehn zu hoch.

O Bächlein meiner Liebe . . .

Du haſt ja auch geweinet,
Dein' Äuglein ſind ſo naß.

Ein kleines Fiſchermädchen . . .

Es fällt ein Stern vom Himmel . . .

Mägdlein mit den goldnen Zöpfen,
Mägdlein mit dem goldnen Haar.

Mit Binnenreimen:

Und ſehe ſie nicken und blicken . . .

Und rief mit Singen und Klingen . . .

Ich ſtelle dem gegenüber einige Wendungen aus Heines Liedern:

Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen
Traulich im leichten Kahn.

Dann ſchwimmen die Sternlein hinterdrein.

Warum ſind denn die Roſen ſo blaß?

Sagt an, ihr Türm und Thore,
Wo iſt die Liebſte mein?
Euch hab ich ſie anvertrauet . . .

Die Abendnebel kamen . . .

Gehüllt im grauen Mantel . . .

Ihr Lilien meiner Liebe . . .

Du kleines Fiſchermädchen . . .

Es fällt ein Stern herunter . . .

Mädchen mit dem roten Mündchen,
Mit den Äuglein ſüß und klar.

Binnenreime:

Da ſingt es und da klingt es . . .

Ich kann nicht ſingen und ſpringen.

Neben Wilhelm Müller kommt auch Eichendorff in Betracht, nur daß dieſer zeitlebens die archaiſtiſche Färbung beibehalten hat, und alſo eine frühere Entwicklungsſtufe darſtellt, als Wilhelm Müller. Es mögen nachfolgend auch von Eichendorff einige Verſe angeführt werden, die uns „Heineſch“ anmuten:

Ich geh' durch die dunklen Gaſſen
Und wandre von Haus zu Haus,
Ich kann mich noch immer nicht faſſen,
Sieht alles ſo trübe aus.

Da gehen viel Männer und Frauen,
Die alle ſo luſtig ſehn,
Die fahren und lachen und bauen,
Daß mir die Sinne vergehn.

Sind's die Häuſer, ſind's die Gaſſen?
Ach, ich weiß nicht, wo ich bin!
Hab ein Liebchen hier gelaſſen,
Und manch Jahr ging ſeitdem hin.

Zierlich Bücken, freundlich Blicken,
Manches flücht'ge Liebeswort,
Händedrücken, heimlich Nicken —
Nimmt ſie all der Strom mit fort.

Der Tag hat mich ſo müd gemacht,
Das weite Meer ſchon dunkelt.

Auch die Blümlein nach ihm langen,
Möchten doch sich sittsam zeigen,
Ziehn verstohlen ihn beim Mantel,
Lachen dann in sich gar heimlich.

Sieh, die Blumen stehn voll Thränen,
Einsam die Viole wacht,
Als wollt' sie sich schmachtend dehnen
In die warme Sommernacht.

Zu den erstgenannten Stellen aus Eichendorff kann man sich die Parallelen in Heines Liedern der „Heimkehr" leicht suchen, im „Neuen Frühling" heißt es: „Der Tag hat mich müd gemacht", während die letzten Stellen sofort uns die kichernden und kosenden Veilchen ins Gedächtnis rufen.[1])

Von den 65 Liedern des „lyrischen Intermezzos" sind nicht weniger als 36, von den 88 Liedern der „Heimkehr" 38 im Hildebrandston gedichtet. Die Freiheit, Jamben beliebig mit Anapästen zu vertauschen, übernahm Heine von Müller und Eichendorff; in der Mehrzahl der Fälle verzichtete er, wie jene, in den ungeraden Zeilen auf den Reim. Ein Beispiel der ganz gereimten Strophe bietet die „Lorelei", der halb gereimten:

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land,
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

1) Es sei hier beiläufig bemerkt, daß Eichendorff in den kleinen Cyklen „In der Fremde" und „Rückkehr" allerdings dasjenige Thema kurz behandelt, was bei Heine der Hauptinhalt beinahe sämtlicher Liedercyklen ist: Bei der Rückkehr in die Heimat findet der Liebende seine Herzenskönigin als Braut oder Gattin eines fremden Mannes; daraus jedoch den Schluß ziehen wollen, wie Xanthippus (Sandvoß) dies in seiner Broschüre „Was dünket Euch um Heine?" neuerdings gethan hat, daß nämlich Heine solche Dinge nie selbst erlebt, sondern das Motiv einfach Eichendorff entlehnt habe, ist gegenüber den längst veröffentlichten Briefen Heines an Sethe und andere Freunde eine starke Übertreibung. Heine hat vielmehr alles, was er gedichtet, innerlich erlebt. Dies nachzuweisen, ist freilich hier nicht der Ort. Wer aber, wie dies gleichfalls Xanthippus thut, Heine darum als litterarischen Dieb hinstellen und ihm die Originalität absprechen will, weil gewisse Motive, Wendungen und Metren ihm durch gleichzeitige Dichter ähnlicher Richtung zugeflossen sind, der verkennt das Wesen dichterischer Originalität. Gleichzeitige Dichter derselben Richtung haben stets Familienähnlichkeit, man untersuche daraufhin Goethes Verhältnis zu den Dichtern der Sturm- und Drangperiode, oder vergleiche die Minnesänger untereinander. Die Geschichte der Baukunst und Malerei zeigt überall dieselbe Erscheinung. Soweit geht die dichterische Originalität nicht, daß jeder Dichter nur Neues, noch nicht Dagewesenes bieten muß, falls er auf Selbständigkeit Anspruch machen will. Wäre das der Fall, wer vermöchte dann noch eine Geschichte litterarischer Entwickelungen zu schreiben? Auf allen Gebieten menschlicher Kultur, menschlicher Wissenschaft und Kunst steht ein Geschlecht auf den Schultern des vorhergehenden und im engsten Zusammenhang untereinander.

Bei dieser Gelegenheit sei ausdrücklich bemerkt, daß die sogenannte „neue Nibelungenstrophe" für das Ohr völlig identisch ist mit dem einfach gereimten Hildebrandston, wie er in der zuletzt zitierten Strophe sich findet. Nur für das Auge sind beide Metren verschieden: die sogenannte „neue Nibelungenstrophe" zeigt, wie der alte Hildebrandston, je zwei vierzeilige Strophen in eine achtzeilige zusammengefaßt, aber je zwei Kurzzeilen als eine Langzeile geschrieben. Aller Unterschied verschwindet, sobald man ein Lied von Heine in Langzeilen schreibt. Man vergleiche:

Ein Fichtenbaum steht einsam im Norden auf kahler Höh,
Ihn schläfert; mit weißer Decke umhüllen ihn Eis und Schnee
Er träumt von einer Palme, die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert auf brennender Felsenwand.

und Uhlands:

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer.
Und rings von duftgen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Heine hat es verstanden, mit Hilfe dieses Versmaßes einen ungewöhnlichen Wohllaut hervorzubringen, eine Zartheit, die bisher in unserer Sprache unübertroffen ist. „Du schönes Fischermädchen", „Der Mond ist aufgegangen", „Auf Flügeln des Gesanges", „Was will die einsame Thräne", „Du bist wie eine Blume", „Ich wollt', meine Schmerzen ergössen", „Du hast Diamanten und Perlen" sind einige der bekanntesten dieser Lieder. Zuweilen auch erklingen ironische Töne nach dieser Melodie, z. B. „Ich steh' auf des Berges Spitze Und werde sentimental". Die Harzreise bietet das prächtige „Ich bin die Prinzessin Ilse", die Lieder des „Neuen Frühlings" acht Gedichte in diesem Versmaß, z. B.:

Die blauen Frühlingsaugen
Schaun aus dem Gras hervor:
Das sind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Mit der Entfernung des Dichters aus dem Vaterlande verstummen diese vaterländischen Töne: in den zu Paris verfaßten Liedern findet sich die Weise nur noch zwölf Mal. Nur in den ersten Pariser Jahren entquellen noch ein oder das andere Mal seiner Leier so zarte, seelenvolle Töne in den heimatlichen Versklängen, wie folgende:

Das gelbe Laub erzittert —
Es fallen die Blätter herab.
Ach, alles, was hold und lieblich,
Verwelkt und sinkt ins Grab.

Die Wipfel des Waldes umflimmert
Ein schmerzlicher Sonnenschein:
Das mögen die letzten Küsse
Des scheidenden Sommers sein.

Dann hörte es auf. Die wenigen Lieder im Hildebrandston, die Heine von da ab noch gesungen hat, bergen fast nur einen skurrilen Inhalt.

Suchen wir zu ergründen, welches Geheimnis denn in diesem einfachen Versmaß verborgen liegt, daß es einen solchen Zauber ausüben kann, so ist die Antwort zum Teil schon in dem enthalten, was oben über die trochäischen und jambischen Versmaße im Deutschen gesagt worden ist, daß nämlich der jambische Gang sich dem Bau unserer Sprache ungezwungener anschließe. Aber es kommt noch mehr hinzu: Die kurzen Zeilen, deren Ende meist mit einem Sinnabschnitt zusammenfällt, zerlegen das Satzganze in kleine Gruppen von Worten, die innerlich zusammengehören; dadurch können Wortbetonungen und Satzpausen mit Leichtigkeit so gelegt werden, daß durchweg diese mit dem Versende, jene mit dem Verstakt zusammenfallen; bei den kurzen Zeilen folgen die Reimworte, auch wenn sie eine Zeile überschlagen, doch für das Ohr sich so rasch, daß sie deutlich auffallen und das Gefühl erwecken, daß eine dichterische Form vorliegt; auch die Abwechselung der männlichen und weiblichen Versschlüsse schmiegt sich dem Sprachgeiste an. Versteht es nun ein Dichter, den Worten Wohllaut einzuhauchen durch Wahl der dem Sinn entsprechenden Laute, versteht er, das, was er sagt, plastisch und bilderreich auszudrücken, so lassen sich durch dies Versmaß vor allem zwei scheinbare Gegensätze vereinen: höchster dichterischer Schwung und Einfachheit der Sprache, der Wortstellung und des Satzbaues. Es wäre auch sonderbar, wenn ein Metrum, das seit vielen Jahrhunderten als ein wirklich nationales Gut gleichsam mit unserer Sprache aufgewachsen ist, sich leise ändernd mit der sich ändernden Sprache, nicht geschickter sein sollte zur Erzielung solcher Wirkungen, als Strophen, die aus der Fremde stammen. Man stelle z. B. gegenüber die Strophen von Heine:

Was will die einsame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schwestern,
Die alle zerflossen sind,
Mit meinen Qualen und Freuden
Zerflossen in Nacht und Wind —

und die von Platen:

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wenn tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feur ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht

Noch an Reiz fürs Auge. Bezeug' es jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kraterliefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt.

Strophen wie die letzteren geben dem Dichter einen zu abgeschlossenen Rhythmus, der ihn so bindet, daß die Wirkung, die er erzielt, zu sehr durch das Versmaß im voraus bestimmt ist, während unser Hildebrands-

ton einer Violine zu vergleichen ist, einem ganz einfachen Instrumente, dem aber der Meister „tönende Gluten" entlocken kann.

Die bisher besprochenen Formen der Heineschen Dichtungen waren sämtlich ganz einfache und volkstümliche Dichtungsformen. Wie ist es denn aber mit den eigentlichen Kunstformen? fragen wir nunmehr. In der altgriechischen Dichtung, wie auch im deutschen Mittelalter schlug die Kunstdichtung andere, verschlungenere Pfade ein, als die Volksdichtung; gegenüber den kurzen Reimpaaren und der Nibelungenstrophe bediente sich die mittelhochdeutsche höfische Lyrik oder der Minnegesang dreiteiliger Strophen von sehr verschiedenem, stets aber kunstvollem, oft äußerst verwickeltem Bau. Es ist natürlich, daß wir bei einem modernen deutschen Dichter vor allem auch sein Verhalten gegenüber den künstlicheren Formen des Strophenbaues zu erkennen suchen, zumal in der That seit Goethe die verschiedensten Strophen entstanden sind.

Bei Heine ist unsere Ausbeute sehr gering, so gering, daß wir nachstehend sämtliche Gedichte aufzählen werden, welche man wenigstens halbwegs hierhin rechnen kann. Unter den Jugendgedichten sind nur vier, welche dreigeteilte Strophen aufweisen: „Die weiße Blume" (In Vaters Garten heimlich steht — in das Buch der Lieder nicht aufgenommen); „Bergstimme" (Ein Reiter durch das Bergthal zieht); „Die Heimführung" (Ich geh nicht allein, mein feines Lieb) und der Prolog zum lyrischen Intermezzo (Es war mal ein Ritter, trübselig und stumm); letzteres Gedicht ist in der von Goethe im Blümchen Wunderschön und im Totentanz gebrauchten siebenzeiligen Strophe geschrieben. Daran schließt sich im Romanzero die „Pfalzgräfin Jutta", eine Romanze, die vielleicht gleichfalls aus Heines Jünglingsjahren herrührt, aber von ihm aus irgend welchem Grunde erst später veröffentlicht sein mag. Das sechste Gedicht findet sich in den „Neuen Gedichten", ein Teil der Ballade von „Ritter Olaf", wo eine Art Dreiteilung dadurch entsteht, daß nach jeder vierzeiligen Strophe der Refrain folgt: „Der Henker steht vor der Thüre"; auf dem Krankenbette entstanden sind endlich die Strophen mit der Überschrift „An die Engel":

Das ist der böse Thanatos,
Er kommt auf einem fahlen Roß;
Ich hör den Hufschlag, hör den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,
O, den Gedanken kann mein Herz nicht fassen!

Mit diesen sieben Gedichten haben wir aber auch alles erschöpft, was Heine in kunstmäßigerer Form, als in einfachen vierzeiligen Strophen gedichtet hat. Dabei sind die Nachahmungen fremdländischer Dichtungs-

formen allerdings nicht mitgerechnet, von denen noch gleich die Rede sein wird.

Heines Entwickelungsgang ging eben nicht nach der Kunstmäßigkeit in diesem äußern Sinne hin. Er suchte die höchsten poetischen Wirkungen zu erreichen, aber nicht mit den mechanischen Mitteln des Strophenbaues. In einer Epoche seines Schaffens führte ihn das Streben, sich möglichst von diesen äußerlichen Fesseln loszumachen, sogar jenen ganz freien Rhythmen zu, wie sie Goethe in einer Reihe glühender Jugendgedichte unserer Litteratur geschenkt hat. Goethe schwebten dabei Pindars Hymnen vor, als er jene Sachen schuf, deren bekannteste „Mahomets Gesang", „Der Wanderer", „Gesang der Geister über den Wassern" und einige andere sind, und Heine schwebten diese Hymnen Goethes vor, als er seine Nordseelieder dichtete, daneben auch — nach seiner eigenen Mitteilung — Sachen von Tieck und Robert, dem Bruder der Frau Rahel v. Varnhagen. Bölsche betrachtet diese Rhythmen als den Höhepunkt der Heineschen Metrik.[1]) Und sie haben ja auch viele Vorzüge. Das alte deutsche Dichterrecht gewähren sie wieder, daß nämlich jede Zeile betont oder unbetont beginnen kann, mit oder ohne Auftakt, so daß also der Unterschied von jambischem und trochäischem Gang völlig aufgehoben ist:

An den Mastbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich und hört ich des Vogels Gesang.
Wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen,
Sprangen die weißgekräuselten Wellen.

Reime sind keine vorhanden, die Länge der Zeilen ist beliebig, ob männlicher, ob weiblicher Versausgang, ist gleichgiltig, in buntem Gemisch folgen sich betonte und unbetonte Silben, von keinem andern Gesetz geregelt, als dem Gefühl des Dichters. In der That hat Heine großartige Wirkungen mit diesem Metrum zu erreichen gewußt, so daß hier Schillers Wort gilt:

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz —
Er wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Merkwürdigerweise ist Heine niemals wieder zu dieser poetischen Form zurückgekehrt, die eigentlich nur einer ungewöhnlich hoch gehobenen, dithyrambischen Seelenstimmung eignet, wo die Gefühle über alle Dämme fluten. Und wo sie am höchsten fluten und im Ratskeller zu Bremen bacchische Begeisterung den Dichter erfaßt, wie weiß er da rasch einzulenken und den harmonischen Schlußakkord zu finden:

1) Vgl. Bölsche: Heinrich Heine. Versuch einer ästhetisch-kritischen Analyse seiner Werke. Leipzig, 1888.

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachsen und wogen im Menschengeist
Die Gedanken ꝛc.

Besonders lehrreich ist es jedoch, daß Heine auch dem andern Extrem sich zeitweise genähert und in allerlei künstlichen Versformen fremden Ursprungs sich versucht hat. Denn daß er das konnte, es zuweilen geübt hat und doch immer wieder zum Einfachsten zurückgekehrt ist, zeigt besonders deutlich das Bewußte seines Verfahrens.

Wie schon oben erwähnt, hat zuerst A. W. Schlegel den Bonner Studenten Harry Heine in die Geheimnisse der Metrik eingeführt. An welchen Stellen Heine auf Schlegels Rat damals an seinen schon vorhandenen Gedichten Änderungen vorgenommen hat, läßt sich natürlich im einzelnen nicht bestimmen. Das kann aber mit Sicherheit geschlossen werden, daß das erste Traumbild zu den damals umgearbeiteten Gedichten gehören muß. Es sind drei sorgfältig gereimte vierzeilige Strophen, deren einzelne Zeilen fünffüßige Jamben sind. Es hat ganz den Anschein, als hätte das Gedicht ein Sonett werden sollen. Bald darauf folgen zwei Traumbilder in der Form kunstgerechter Sonette, und nun erfaßte die Sonettensucht für mehrere Jahre lang unsern Dichter, wie sie manch andern deutschen Dichter erfaßt hat: in seinen Werken finden wir 33 in jenen Jahren verfaßte Sonette abgedruckt; auf seinem Krankenlager hat er noch zweimal sich in dieser Form versucht. Der italienischen Stanze begegnen wir in einem dreistrophigen Gedichte, dem schon oben erwähnten „Der Traumgott bracht' mich in ein Riesenschloß." Die fünffüßigen Jamben sind dem Dichter hauptsächlich durch die beiden Dramen, die er schrieb, in die Feder gekommen. Die Gedichte „Götterdämmerung" und „Ratcliff" erinnern durch ihren Inhalt deutlich an jene Dramen. Noch mehrmals hat er zu verschiedenen Zeiten derartige Jamben geschrieben, mit und ohne Reime. Alle diese Gedichte haben etwas durchaus Ernstes und Feierliches an sich, als ob der Dichter das Gefühl gehabt hätte, dann auf einem Kothurn zu stehen. Ich erinnere an das bekannte: „Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht."

Am auffallendsten ist es an dem „Erinnerung" überschriebenen Gedichte, welches einen bedenklichen Stoff mit größter Würde behandelt. So ist es denn auch nicht bloßer Zufall, daß das allerletzte Gedicht Heines, die berühmten Strophen an die „Mouche", der Traum von der Passionsblume, in diesem Metrum abgefaßt ist:

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Dadurch ſchließt ſich Heines letztes Gedicht — ein merkwürdiger Zufall — in metriſcher Hinſicht an das Gedicht an, welches das Buch der Lieder eröffnet „Mir träumte einſt von wildem Liebesglühn", zu dem es auch inhaltlich ein Gegenſtück bildet.

Der Gang durch Heines Dichtungen, den wir in der Abſicht unternommen hatten, die metriſchen Formen dieſer Dichtungen zu prüfen, zu gruppieren, ihren geſchichtlichen Zuſammenhang und ihre innere Notwendigkeit zu unterſuchen, hat uns mithin belehrt, daß Heine in früher Jugendzeit nach Herders, Bürgers, Fouqués und Goethes Vorbilde in volkstümlichen Formen dichten lernte, und daß er den ganz einfachen, urwüchſigen Formen, wie ſie im deutſchen Volksliede vorliegen, beſonders in des Knaben Wunderhorn, und wie ſie Brentano, Uhland, Wilhelm Müller und andere fortgeführt haben, ſein ganzes Leben hindurch treu geblieben iſt. Als Jüngling durch Schlegel in die fremden Kunſtformen der Poeſie eingeführt, hat er ſich auch gelegentlich darin verſucht, aber ohne daß dies Einfluß auf ſein dichteriſches Schaffen gewann.

Dieſe einfachen Rhythmen, in denen ſich ſeine Poeſien bewegen, ſind zunächſt die ſpaniſchen vierfüßigen Trochäen, reimlos, aſſonierend oder gereimt, ſodann die Abart dieſer Strophe mit männlichem Versausgang in den geraden Zeilen, die altdeutſchen kurzen Reimpaare, die Strophe, welche in ſeinen „Grenadieren" zum erſten Male auftritt, endlich der Hildebrandston. Der jambiſche Gang iſt entſchieden bevorzugt, aber auch der trochäiſche Rhythmus kommt zu ſeinem Rechte. Heines Strophen ſind durchweg vierzeilig, alſo zweigeteilt, dreigliedrige Strophen hat er nur ganz vereinzelt angewandt; dagegen hat er die ganz freien pindariſchen Rhythmen in den Nordſeeliedern meiſterhaft gehandhabt.

Die Erkenntnis der bewußten, dauernd feſtgehaltenen Vorliebe Heines für das Einfache, Klare, Nationaldeutſche in der dichteriſchen Form muß uns höchſt günſtig ſtimmen, wenn wir an die Betrachtung des Gedankeninhaltes ſeiner Dichtungen herantreten. Wenn die Einfachheit, Klarheit, vor allem aber die innere Lebenswahrheit dieſes Gedankeninhaltes vielfach verkannt worden iſt und noch verkannt wird, ſo iſt der Grund teils in der öfter auftretenden, vorhin erörterten Überſpannung der Gefühle zu ſuchen, teils aber vor allem darin, daß das äſthetiſche Urteil über den Dichter Heine ſich immer wieder aufs neue hat beirren laſſen durch Rückſichtnahme auf einige Untugenden des Menſchen Heine, als deren Quelle in ſeiner Seele man Rachſucht und eine viel zu weitgehende Offenheit bezeichnen kann. Gleich wie J. J. Rouſſeau ſich in den Augen der Menſchen durch ſeine „Bekenntniſſe" ſehr geſchadet hat, ſo auch

Heine dadurch, daß er in Prosa und Versen sein intimstes Treiben und Denken ungescheut offengelegt hat.

Noch eins endlich erhellt aus unserer Betrachtung unmittelbar: die Naturnotwendigkeit der Feindschaft zwischen Heine und dem Grafen Platen. Denn es läßt sich kaum ein schrofferer Gegensatz denken, als zwischen diesen beiden. Platen sah seine dichterische Lebensaufgabe darin, der deutschen Dichtkunst neue Metren zu erschließen und ihr als das zu erstrebende Ziel die Anpassung an die strengen Versgesetze der altklassischen Sprachen vorzuhalten, Heine aber hat dadurch, daß er mittelst der ganz einfachen, volkstümlichen Versmaße Wirkungen der außerordentlichsten und packendsten Art erzielte, thatsächlich Platens Theorie bedenklich erschüttert und nicht wenig dazu beigetragen, daß die deutsche Dichtkunst, besonders die Lyrik, seitdem immer wieder aufs neue es abgelehnt hat, in die Irrgänge komplizierten Strophenbaues und verwickelter metrischer Gesetze einzutreten, vielmehr es vorzieht, in den lieben, alten, echtdeutschen Pfaden weiterzuwandeln, die noch immer liebliche Feld- und Waldpfade sind, zu deren Seiten noch immer erfrischender Schatten winkt, manch Hälmchen sich streckt und manches Blümchen duftet.

Über die Schachscene in Lessings Nathan.

Ein Beitrag zum deutschen Aufsatz.

Von **Fr. Graeber** in Mörs.

Die folgenden Zeilen sollen der Aufforderung nachkommen, in Sachen der Aufsatzfrage „diese Zeitschrift fleißig zu benutzen, um nicht bloß Theoretisches, sondern besonders auch Thatsächliches aus der Erfahrung mitzuteilen — und so einen Austausch verschiedener Erfahrungen und Überzeugungen zu bewirken, in dem das noch Fragliche am besten sich klären und die ganze Frage am sichersten fortrücken würde auf dem Wege zum Rechten". (Rud. Hildebrand in dieser Zeitschrift I, 473.)

Zu diesem Zwecke teile ich einen Aufsatz mit, der sich bei der Besprechung des Nathan in der Prima entwickelt hat, einen Aufsatz, wie ich sie nach der Einzelbesprechung und Rückgabe der eingelieferten Aufsätze über das betr. Thema den Schülern als Zusammenfassung des von ihnen beigebrachten Materials und als Probe für die Disposition und knappste Darstellung desselben vorzulesen pflege. Zwar weiß ich wohl, daß gerade der Nathan als Schullektüre jetzt von vielen Seiten abgelehnt wird[1]), halte mich aber, was die Tendenzfrage anbetrifft, durch eine

1) So noch jüngst in dieser Zeitschrift I, 408.

Autorität wie die von W. Herbst (Erläuternde Bemerkungen zu dem Hilfsbuch für die deutsche Litteraturgeschichte) in meinem Gewissen vorläufig für gedeckt; und was die Kunstform, insbesondere die dramatische Technik betrifft, in welche der Primaner doch nach fast einstimmigem Urteil einen, wenn auch nicht systematisch-vollständigen, so doch praktisch-anregenden Einblick gewinnen soll, so scheint mir, daß dieselbe gerade im Nathan so deutlich hervortritt und so ohne Beeinträchtigung anderer Forderungen nachgewiesen werden kann, wie kaum in einem anderen der kanonischen Schuldramen. Überhaupt scheint mir zumal da, wo es die Verhältnisse nicht gestatten, diesen Teil des deutschen Unterrichts durch die Anschauung der wirklichen Bühne zu unterstützen, für die Bedürfnisse der Schule wenigstens Lessing, der dramatische Techniker, instruktiver zu sein als Schiller, das dramatische Genie. Als ein Beispiel nun für diese praktische Einführung in die Technik des Dramas, insbesondere für die Ausbeutung dieses reichen Gebietes zu Aufsatzübungen möge nachstehender Aufsatz dienen. Was die Interpretation betrifft, so macht derselbe auf Originalität keinen Anspruch.

Über die Schachscene in Lessings Nathan (II, 1).

Wie in Goethes Götz von Berlichingen, so beginnt auch in Lessings Nathan der zweite Aufzug mit einer Schachspielscene. Wie dort das Schachspiel zwischen Adelheid und dem Bischof hauptsächlich zur Illustration eines fürstlichen Hofhaltes dient, so ist auch Lessings Absicht wohl zunächst, den Schauplatz des Stückes durch ein auf diesem Boden heimisches Spiel zu charakterisieren. Aber während bei Goethe nach zweimaligem Schach sogleich das Matt erfolgt, somit durch das Schachspiel nur ganz im allgemeinen die Überlegenheit der klugen Frau über den behäbigen Prälaten zur Anschauung gebracht und, ohne Zusammenhang mit dem besondern Verlauf dieser Partie, dem Höfling Liebetraut Anlaß zu einigen höfischen Bemerkungen gegeben wird, hat Lessing sich die Aufgabe gestellt, ein wirkliches Spiel dramatisch zu verwerten.

Die Aufgabe war schwierig. Denn wegen seiner langen Dauer, wegen der mit langen Zwischenpausen verlaufenden Folge der Züge, wegen der meist unbeweglich schweigenden Haltung der Spieler scheint das Spiel dramatischer Behandlung ganz unzugänglich zu sein, zumal da nicht einmal bei dem größeren Teile der Zuschauer eine Kenntnis desselben, seiner Bezeichnungen und seiner Regeln vorausgesetzt werden kann.

Einen Teil dieser Schwierigkeiten nun hat der Dichter glücklich überwunden durch die Wahl des Zeitpunktes. Auch er führt nur das Endspiel vor, wodurch er nicht allein die für die Scene erforderliche Zeit bedeutend abkürzt, sondern auch für die übrigen Unregelmäßigkeiten die

Wahrscheinlichkeit rettet. Denn da unmittelbar vor der Entscheidung die Erregung der Spieler sich steigert, so ist es natürlich, daß einerseits die Züge schneller aufeinander folgen, anderseits auch in kurzen Worten ausgesprochen wird, welchen Zug der Spielende thut und welche Absicht er damit verbindet. Dadurch wird dann bei dem des Schachspiels kundigen Zuschauer die Phantasie angeregt, sich irgend eine Situation vorzustellen, welche diesen Andeutungen etwa entspricht.

Aber auch der Nichtschachspieler findet seine Rechnung dadurch, daß in der Führung der Partie sich der Charakter der spielenden Personen verständlich ausspricht und die Züge zugleich symbolisch für diese und ihre Verhältnisse aufgefaßt werden können.

Die Spielenden sind Saladin und Sittah. Daß Saladin ein guter Spieler sei, müssen wir zwar aus Sittahs Äußerungen schließen, allein wir sehen nichts davon. Er ist zerstreut und spielt schlecht. An Sicherheit und kluger Berechnung aller Möglichkeiten ist ihm Sittah weit überlegen. Sie macht ihn auf Fehler aufmerksam und er folgt ihrer bessern Einsicht. Doch nur einmal. Beim zweiten Male weigert er sich, einen fehlerhaften Zug zurückzunehmen, teils weil seiner heldenhaften Natur ein schnelles Ende lieber ist, als die mühevolle Behauptung einer verzweifelten Stellung, teils weil es ihm nicht ansteht, gegen die Regeln des Spiels die Nachsicht des Gegners in Anspruch zu nehmen, und weil er lieber die Folgen seines Fehlzuges auf sich nehmen, als mit großmütiger Schonung behandelt werden will. Dadurch entsteht ein Wetteifer zwischen den Geschwistern, wer den andern an Großmut überbietet. Sittah nimmt die ungedeckte Königin nicht, und Saladin erklärt, sie gleichwohl als nicht mehr vorhanden ansehen zu wollen. Zu beachten aber ist dabei, daß Sittah bei aller Großmut doch ihr Ziel im Auge behält und, wie sie früher eine bessere Stellung für wertvoller erachtete als den Gewinn einer Figur, so auch jetzt, ohne die Königin zu nehmen, durch geschicktes Manövrieren das Matt herbeiführt. Neben der Großmut gehört zu Saladins charakteristischen Eigenschaften auch die Freiheit von konfessionellem Vorurteil. Diese zeigt sich bei Gelegenheit des Schachspiels darin, daß er nicht gern mit glatten Steinen spielt, „die an nichts erinnern, nichts bezeichnen", sondern figürliche Steine vorzieht, die doch der Koran als Nachbildungen des Lebendigen verbietet.[1]) Vor allem aber giebt sich

1) Schiller, der bekanntlich in seiner Weimarer Bühnenbearbeitung des Nathan die ganze Schachscene, d. h. die eigentliche Spielscene, der Not gehorchend, strich, hat auch diese Stelle bis zur Unverständlichkeit gekürzt, indem er gerade die bezeichnenden Worte: „Hab ich mit dem Imam denn gespielt?" wegließ. Wie aber Rich. Gosche in seiner Lessing-Ausgabe (Berlin 1882) die ganze Stelle dunkel nennen kann, ist mir ebenso dunkel.

in der Spielſcene die zärtliche Liebe zu erkennen, in welcher beide Geſchwiſter miteinander verbunden ſind. Bei Sittah zeigt ſich dieſelbe beſonders in der Beſcheidenheit, mit der ſie trotz ihres Erfolges doch die Kunſt des Bruders höher ſtellt, deſſen Mißerfolg auf augenblickliche Unaufmerkſamkeit ſchiebt (Wo biſt du, Saladin? Wie ſpielſt du heut?) und andeutet, daß er ſich ihr gegenüber freilich nicht beſonders anzuſtrengen nötig habe (Saladin: Nicht gut? Ich dächte doch. Sittah: Für mich; und kaum.), endlich es geradezu ausſpricht, daß Saladin ſie wohl gar mit Abſicht habe gewinnen laſſen. Saladins Liebe aber beſteht ſogar die Probe eines unglücklichen Spieles aufs glänzendſte. Statt der Verſtimmung, die ſich mit einer Niederlage ſo leicht verbindet, ſpricht ſich bei ihm, indem er auf jede Beſchönigung ſeines Verluſtes ausdrücklich verzichtet, rückhaltloſe Anerkennung der höheren Kunſt ſeiner Schweſter aus (Deine Kunſt, dein ruhiger und ſchneller Blick) und der Wunſch, noch recht oft mit Sittah Schach zu ſpielen, auch wenn die Zeitverhältniſſe die Muße dazu beſchränken ſollten.

Hier zeigt es ſich nun, und dieſe Betrachtung giebt der Schachſcene wiederum eine allgemeinere und höhere Bedeutung, daß der Verlauf der Partie für Saladins augenblickliche politiſche Stellung ſymboliſch iſt. So wie er im Spiele ſich von allen Seiten angegriffen ſieht, drohende Verluſte nur durch anderweitige Opfer abwenden kann (aus dieſer Klemme, ſeh ich wohl, iſt ohne Buße nicht zu kommen) und durch kühne Angriffe auf den Gegner ſich ſelbſt nur in größere Verlegenheit ſtürzt (Saladin: Was gilts, das warſt du nicht vermuten? Sittah: Freilich nicht. Wie konnt ich auch vermuten, daß du deiner Königin ſo müde wärſt), ſo ergeht es ihm auch im Leben. Der mit den Chriſten abgeſchloſſene Waffenſtillſtand naht ſich ſeinem Ende. Die Hoffnung auf eine dauernde Befeſtigung des Friedens durch eine Doppelheirat der Geſchwiſter Saladins und Richards von England iſt geſcheitert, geſcheitert durch die Intriguen der Tempelherrn, die ihre Stadt Acca nicht zum allgemeinen beſten aufgeben wollen und bereits auf eigene Fauſt die Feindſeligkeiten wieder aufgenommen haben. Zu einer wirkſamen Führung des Krieges aber fehlt es an Geld. Nicht nur die Privatkaſſe Saladins iſt erſchöpft, ſondern auch der Staatsſchatz, der in einer Bergfeſte des Libanon unter der Obhut ſeines Vaters verborgen liegt, geht zur Neige. Alle dieſe Verhältniſſe kommen in engem Anſchluß an das Spiel, welches ihr Spiegelbild iſt, zwiſchen Saladin und Sittah zur Sprache, und die Scene ergänzt ſomit die Expoſition im vorigen Akte durch weſentliche Züge.

Aber ihre eigentliche Berechtigung liegt doch nicht hierin, ſondern in ihrer Bedeutung für die Haupthandlung, indem hier die Wege geöffnet werden, welche zum Höhepunkte derſelben im dritten Akte führen.

Dieſer Höhepunkt[1]) iſt das Auftreten Nathans vor Saladin, die Fabel von den drei Ringen, welche Leſſing ja auch den erſten Anſtoß zu ſeiner Dichtung gegeben hat. Nathans Erſcheinen vor Saladin wird dadurch motiviert, daß dieſer ihn zu ſich beſcheidet, damit er durch eine Anleihe dem Sultan aus ſeiner Geldverlegenheit helfe. Da aber angenommen wird, daß Nathan dies nicht freiwillig thun werde, ſo ſoll er vorher durch eine verfängliche Frage, die Frage nach der beſten Religion, in Verlegenheit geſetzt werden. Eine ſolche Hinterliſt ſtreitet aber mit der edlen Offenheit Saladins. Sittah iſt es deshalb, die den Plan faßt und bis zum letzten Augenblick alle Mühe hat, ihren Bruder, wo nicht zu überzeugen, doch zu überreden. Vor allen Dingen mußte es alſo dem Dichter darum zu thun ſein, die Geldverlegenheit Saladins recht drückend zu machen. Schon im erſten Akte hat Al Hafi von ihr und ihrer Urſache, nämlich der grenzenloſen Freigebigkeit Saladins, eine draſtiſche Schilderung entworfen. Die Schachſcene giebt hier Anlaß, daß Saladin ſie an ſeiner ſchwächſten Stelle empfindet. Es ſtellt ſich nämlich heraus, daß in ſeinem Schatz nicht einmal ſoviel Geld mehr iſt, um den verhältnismäßig geringen Spielpreis an Sittah auszuzahlen. Seine geliebte und liebenswürdige Schweſter ſoll alſo ſeine Armut mitempfinden! Ja, bei dieſem Anlaß erfährt er ſogar, daß ſie die Spielgelder ſchon lange nicht mehr empfangen und dies nur aus Schonung für ihn verſchwiegen hat; endlich, um das Maß voll zu machen, verrät Al Hafi, daß Sittah obendrein die Koſten des fürſtlichen Hofhaltes von ihrem Gelde beſtritten hat. Nichts hätte einen Saladin tiefer rühren, nichts aber auch ihn dringender antreiben können, es koſte was es wolle, Geld zu beſchaffen. Dennoch iſt das Mittel, welches er ergreift, nicht von ſeiner Erfindung. Sittah giebt es ihm an die Hand. Nun zeigt uns die Schachſcene gerade Sittah von der Seite, welche ſie zu dieſer Rolle geſchickt macht. Sie iſt klug, weiß die Menſchen und namentlich ihren Bruder geſchickt zu behandeln und behält bei aller Rückſicht doch ihr Ziel feſt im Auge. Ihr Bruder ſelbſt rühmt ihren ruhigen und hellen Blick; er iſt gewohnt, die Staatsangelegenheiten mit ihr zu beſprechen, legt Wert auf ihr Urteil und iſt im allgemeinen geneigt, ihrem Rate zu folgen. Auch daß Sittah gerade auf Nathan verfällt, wird durch die Schachſcene motiviert. Durch das Schachſpiel iſt die Freundſchaft zwiſchen Al Hafi und Nathan veranlaßt worden. Al Hafis Erſcheinen und ſeine vergeblichen Verſuche, Saladins Partie wieder

1) Ich unterſcheide im Nathan die Haupthandlung und das, was er ſelbſt einmal (Brief an Karl Leſſing vom 11. Auguſt 1778) als Epiſode bezeichnet. Die Hauptmomente der erſteren ſind oben angeführt. Die letztere, in welcher der Tempelherr die Hauptperſon iſt, hat ihren Höhepunkt III 2 und den Beginn der Peripetie III 9.

herzustellen, die schon zu den Enthüllungen über Sittahs Vorschüsse geführt hatten, erinnern Sittah auch daran, daß er ihr von dem Reichtum und der Weisheit seines Freundes oft erzählt habe, und Al Hafis Ausreden bestärken sie erst recht in der Annahme, daß dieses der rechte Mann wohl sein werde. Endlich ist in dieser Scene auch schon angedeutet, wie Saladin sich Nathan gegenüber benehmen werde, daß er nämlich noch rascher, als er sich zu der List entschlossen hat, sie auch wieder fallen lassen und die Lehre von dem verhältnismäßigen Werte aller Religionen, unbeirrt durch eine Vorliebe für die Satzungen der seinigen, annehmen werde. Zu diesem Zwecke ist wohl die Bemerkung über die glatten Steine eingeflochten.

Wenn wir nun gezeigt haben, daß die Schachscene im Nathan nicht nur an sich für die Bühne angemessen behandelt, sondern auch in ihrem Zusammenhang mit den übrigen Scenen für die Charakteristik der Personen und den Fortschritt der Handlung von großer Bedeutung ist, so können wir am Schluß wohl zugestehen, daß gerade Lessing auch eine persönliche Veranlassung hatte, sich an einer solchen Aufgabe zu versuchen. War er doch selbst ein leidenschaftlicher Liebhaber des Schachspiels, war doch seine Bekanntschaft und lebenslängliche Freundschaft mit Moses Mendelssohn durch die gemeinsame Vorliebe für dieses Spiel vermittelt, mit demselben Mendelssohn, dem er in der Person seines Nathan ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat.

Disposition.

Einleitung: Anknüpfung an die Schachscene in Goethes Götz.

Thema: Behandlung und Bedeutung der Schachscene im Nathan.

I. Die Schwierigkeiten bei der dramatischen Behandlung einer Schachscene.
   a) Worin bestehen sie?
   b) Wie sind sie überwunden?
      1. Durch die Wahl des Zeitpunktes,
      2. durch die symbolische Bedeutung der Züge:
         α) für den Charakter der Spieler,
         β) für die politische Lage Saladins (dies zugleich als Übergang zum zweiten Hauptteil behandelt).

II. Die Bedeutung der Scene für das Drama.
   a) Sie ergänzt die Exposition. (Vgl. I, b, 2, β.)
   b) Sie bringt einen Fortschritt der Handlung, insofern Nathans Erscheinen vor Saladin begründet wird:
      1. durch Saladins Geldverlegenheit,
      2. durch Sittahs Eingreifen.
   c) Sie deutet den Ausgang der Hauptscene an.

Schluß: Lessings persönliches Interesse an der Schachscene.

Zu Schillers Gedicht „An die Freunde".

Von **Hugo Hildebrand** in Leipzig.

Das Lied ist eine vollständig gelungene Verteidigung Deutschlands im 18. Jahrhundert.

Str. I, 3 wird 'edles Volk' das sind die Griechen, als 'geistig begabt' erklärt. Damit ist aber weder der Kern des Schillerschen Begriffs 'edel' hier getroffen, noch der vom Erklärer aus diesem Beiwort gezogene oder irgend welcher Schluß der Höhenstellung der Griechen über die Deutschen und Modernen richtig. 'Edel' ist nämlich zunächst sicher durch 'hochbegünstigt' in V. 8 zu erklären. Es ist also eine physisch-ästhetische Begabung, die der Dichter meint, derselbe Begriff, der in dem verwandten 'Adel' liegt mit der Grundbedeutung der durch das Geschlecht, durch nicht eigene Verdienste mitgegebenen Vorzüge. (Die mitgebende Mutter ist bei den Griechen die Natur.) Diese größere ästhetisch-sinnliche Begabung zeigen die ausgegrabenen Bildwerke ('Tausend Steine würden redend zeugen, die man aus dem Schoß der Erde gräbt' V. 4, 5). Das edlere Naturell der Griechen zeigte sich — dies liegt in der Sache — 1. in ihrer eigenen schöneren Gestaltung, ohne welche die Künstler nicht die Modelle hätten finden können. 2. in dem Sinn dafür, in der scharfen Beobachtung der Schönheit in Form und Farbe, wie sie jene Marmorsteine darthun. — Dies ist aber noch nicht 'Geist' s. zu Str. V, und anderseits noch nicht 'Moral', s. V. 9:

> Wie wir leben! unser sind die Stunden
> Und der Lebende hat Recht.

Vom einzelnen Individuum gesagt schlösse dieser das Gebiet der Moral betretende Satz (s. 'Recht') leicht eine Bedenklichkeit in sich ein; von einem Volk, das das andre nie bekämpft oder vernichtet hat, nicht. Es liegt vielmehr eine tiefe Auffassung von Geschichte und Zeit hier zu Grunde. Die Gottheit hat doch uns erhalten, erhält uns, von jenen Griechen aber nur ihre (künstlerischen) Thaten. Wir können nicht wie der Dichter eines Hyperion in Wehmut zu ihnen als Menschen flüchten, wenn die heiligste ernsteste Rechtsfrage zur Verhandlung kommt. Nur in uns können sie leben, aber neben diesem historischen Kern in uns haben wir doch auch eigene Kräfte, eignen Boden — eigene Naturgeschenke; muß daher nicht, da das Leben von uns aus dem Tode (jener) und aus der Natur besteht, unser Leistungsgebiet ein noch größeres sein?

Str. II. Verglich die vorausgehende Strophe die Naturbegabung eines geschichtlichen vergangenen Volkes mit den Deutschen, so thut diese Strophe dasselbe hinsichtlich eines geographisch entfernten. Aber hier ist

ſchon deutlich das Ziel des Dichters zu erkennen. Die Kunſt wird V. 5 Italien und Griechenland gegenüber als deutſcher Vorzug in die Schale geworfen, wenn auch nicht die bildende; welche, darauf deutet ſchon die in V. 9, 10 bezeichnete 'Luſt der Reben'.

Str. III. Griechiſches Naturell, italiſche Natur kümmert uns nicht. Aber britiſche Macht, kann der Deutſche ſie auch neidlos ſehn? — Die einfache Äußerung Kaiſer Wilhelms, daß wir Deutſchen bloß ſolange wir nicht einig waren nicht wußten, wie ſtark wir ſeien, vom 19. Juli 1870 ergänzt jetzt dieſen in V. 1, 2 der V. Str. noch deutlicher ausgedrückten nationalen Schmerz des Dichters. Hier hebt dieſer mehr die materielle Seite der Macht hervor. Aber er kennt auch die Ergänzung ſeiner eignen Zeit dazu.

. . . nicht im trüben Schlamm der Bäche
Der von wilden Regengüſſen ſchwillt,
Auf des ſtillen Baches ebner Fläche
Spiegelt ſich das Sonnenbild.

Die 'Sonne' iſt hier die Wahrheit, 'des ſtillen Baches ebne Fläche' das politiſch unbedeutende Leben Deutſchlands, das 'ſich ſpiegelnde Sonnenbild' die Wiſſenſchaft. Bei ihnen, wie ein geiſtvoller Litteraturforſcher von den Deutſchen des 18. Jahrhunderts ſagt, war nichts frei als der Gedanke. Die deutſche Wiſſenſchaft wägt der Dichter aber ganz vortrefflich gegen die engliſche politiſche Kraft und den Einfluß engliſchen Reichtums ab. Denn Wiſſen iſt thatſächlich nächſt Geld die zweite äußere Macht.

Zu V. 4 muß dem Schüler bemerkt werden, daß im Hafen der Themſe immer z. B. Chineſen und Hindus (erſtere mit den Theeſchiffen, die allein in England für Europa landen, letztere mit den Spezereien Oſtindiens, mit Elfenbein u. a.) anweſend ſind.

Zu V. 9 flg. Wahrſcheinlich ſchwebte dem Dichter hierbei die Ilm vor, denn vorzüglich paßt hierher ſeine Xenie auf ſie (abgeſehen davon, daß in dieſer ſachgemäß für Wiſſenſchaft Kunſt eintritt):

Meine Ufer ſind arm, doch höret die leiſere Welle
Führt ſie der Strom vorbei, manches unſterbliche Lied.

Str. IV. Auf Schönheit, Glück, Macht folgt die Vereinigung dieſer Naturgeſchenke der betreffenden Völker, die Pracht. In Rom iſt ſie, unter Macht iſt dabei die der römiſchen Kirche zu verſtehen (vergl. V. 5 flg.). Aber der Denker des 18. Jahrhunderts erklärt auch dieſe wie das ganze Römertum für tot. 'Leben' iſt in der 'friſchen Pflanze' des Germanentums, das in Natur und Gegenwart blickt.

Zu V. 2. Gemeint iſt das große Thor der großen runden Engelsburg, der alten molos Hadriani, zu welchem die Tiberbrücke führt.

Zu V. 10 ist zu bemerken, daß nicht nur χλωρὸς und viridis, sondern eben 'grün' allgemein von allem auch ganz anders gefärbten Frischen gebraucht wird.

Die Schlußstrophe V spielt den Trumpf der deutschen Karte aus. Noch einmal quält den mit Deutschen, mit seinen deutschen Freunden redenden Dichter aber nur kurz die nationale Größe andrer Länder. Eigentümlich ist darauf der Vers 'Neues — hat die Sonne nie gesehn'. Er kann für das Vorausgehende nur bedeuten: 1. Unbekannt bleibt uns dieses Große deshalb nicht, da wir es geistiger fassen (s. zu III u. V. 6 'sinnvoll'). Der deutsche Geist wird also wieder gepriesen, Wissenschaft und Philosophie. Für das Folgende: 2. Auch objektiv verändert sich die äußere Natur nie, auch in England, in Rom bewahrt, bewahrte sie 'züchtig das alte Gesetz' (s. V. 7 'Alles wiederholt sich nur im Leben').

Und im Anschluß an die geist- oder 'sinnvolle' Erfassung und Wiedergabe der aus der Geschichte bekannten und nach Natur- und Seelengesetzen leicht begriffenen fremden Größe, an die letzte übersteigende deutsche Wissenschaft und sie bloß darstellende scenische (bez. auch epische) Kunst folgt die dem Dichter am meisten am Herzen liegende geistigste Kunst, die Poesie V. 8 flg. In diesem höchsten Gebiet der Kunst will der Dichter selbst den Griechen nicht weichen, denen er die größere plastische Schönheit einräumte. Die aktive Phantasie, die schaffende Poesie kennt keine historischen Ideale, aller Marmor ist ihrem schaffenden heiligen Geist zu starr, alle geschehenen Dinge zu begrenzt: Das Bekenntnis des echten deutschen Mannes.

Eingegangene Anfragen,

beantwortet von der Leitung des Blattes.

M. B. Gestatten Sie, daß ich an Sie einige, die deutsche Sprache betreffende Fragen richte? Dieselben beziehen sich auf einige Punkte in einer Übersetzung aus dem Norwegischen ins Deutsche, die den Gegenstand eines lebhaften Meinungsaustausches bildeten.

Norwegischer Text.

„I aaret 1714 blev der bygget et höit taarn paa en af de störste kirker i Kjöbenhavn. Under arbeidet hændte det en dag, at en tömmersvend kom i trætte med sin mester og i vrede paastod, at han var en lige saa dygtig tömmermand [1]som han. Da tog mesteren uden at sige et ord en lang bjelke og lagde den ut fra toppen af stilladset, [2]greb en öks, gik med den ud paa bjelken og huggede den med et sikkert hug fast i bjelkens ende. Derpaa vendte han

sig om og gik tilbage ind i taarnet og befalede svenden at gaa ud og hente öksen. Denne gik ogsaa raskt derud. Men da han var kommen paa den yderste ende af bjelken og vilde gribe efter öksen, forekom det ham, [3]som om der var to ökser. Han raabte derfor til mesteren og spurgte, hvilken af dem han [4]skulde tage. Da skjönte mesteren, [5]at han var bleven svimmel, og sagde: „Gud være din arme sjæl naadig.“ I samme öieblik styrtede svenden ned og slog sig ihjel.“

Deutſche Überſetzung.

„Im Jahre 1714 wurde ein hoher Turm auf einer der größten Kirchen Kopenhagens gebaut. Während der Arbeit geſchah es eines Tages, daß ein Zimmergeſell ſich mit ſeinem Meiſter vereinigte und im Zorn behauptete, daß er ein ebenſo tüchtiger Zimmermann als [1]jener ſei. Da nahm der Meiſter, ohne ein Wort zu ſagen, einen langen Balken und legte ihn von der Spitze des Gerüſtes hinaus, [2]ergriff eine Axt, ging mit derſelben auf den Balken hinaus und hieb ſie mit einem ſicheren Schlag ins Ende des Balkens feſt. Dann wandte er ſich um und ging zurück in den Turm hinein und befahl dem Geſellen, hinaus zu gehen, um die Axt zu holen. Dieſer ging auch raſch dort hinaus. Als er aber auf das äußerſte Ende des Balkens gekommen war und nach der Axt greifen wollte, kam es ihm vor, [3]als ob zwei Äxte da wären. Er rief daher dem Meiſter zu und fragte, welche von ihnen er [4]nehmen ſolle. Da begriff der Meiſter, daß ihm ſchwindlig geworden [5]war, und ſagte: „Gott ſei deiner armen Seele gnädig.“ In demſelben Augenblicke ſtürzte der Geſell herab und ſchlug ſich tot.“

1. Iſt es ein Fehler, hier er anſtatt jener zu ſchreiben? — Antwort: Da er ſchon in dem Satze vorhanden iſt und ſich auf Zimmergeſell bezieht, ſo kann es nicht noch einmal in demſelben Satze zur Beziehung auf ein ganz anderes Wort, auf Meiſter, das noch dazu im vorigen Satze nicht Subjekt iſt (vergl. hierüber Jahrg. I unſerer Zeitſchrift, S. 361), verwandt werden; es würde alſo ein Fehler ſein, hier er anſtatt jener zu ſchreiben. Beſſer als jener würde allerdings dieſer ſein, da auf das näherſtehende Wort Meiſter zurückgewieſen wird.

2. Kann man hier „griff eine Axt“ anſtatt „ergriff eine Axt‘, ſagen? — Antwort: Nein; „griff eine Axt“ würde falſch ſein.

3. Was iſt hier das richtige: „als ob zwei Äxte da wären“, oder: „als ob es zwei Äxte wären?“ — Antwort: Beides iſt richtig; da aber das norwegiſche der unſerem es entſpricht, ſo iſt die zweite Form der Überſetzung die genauere und außerdem zugleich die beſſere, wenn auch die erſte, freiere Überſetzung ebenſo richtig iſt.

4. Kann man hier ſagen: „welche von ihnen er nehme", anſtatt: „nehmen ſolle oder ſollte?" — Antwort: Da der Geſelle einen Befehl des Meiſters erwartet, ſo muß hier ſolle oder ſollte ſtehen.

5. Iſt in dieſem Falle nicht ebenſo gut der Indikativ als der Konjunktiv zu gebrauchen? — Antwort: Man erwartet zunächſt den Konjunktiv, da es ſich um eine Vorſtellung des Meiſters handelt; ſofern aber dieſer Vorſtellung eine Thatſache zu Grunde liegt, kann auch der Indikativ ſtehen, wenn das Thatſächliche hervorgehoben werden ſoll. Der Indikativ läßt ſich demnach ebenſo gut hier rechtfertigen als der Konjunktiv und kann nicht als Fehler angeſehen werden.

Sprechzimmer.

Wir bringen folgende Zuſchriften zum Abdruck:

1. Zu den Scherzſprüchen in Heft 4 und 5 des II. Jahrganges. In Reichenbach im Vogtlande iſt der Spruch in folgender Form bekannt:

Wu giehtn do der Wag naus?
Ich? ich nehm gunge Staren aus.
Junge, ich fra dich, wu der Wag naus ginge.
Nee, ſe ſei net gar zu geringe.
Na Junge, ich globe, du biſt gar tob.
Nee, ich ſahs ſcha, wie der Alte naus flog.
Na Junge, ich glob, du biſt gar ä Narre.
Nee, ſe ſei net mei, ſe ſein n Pfarre.

Mit Luthers Verſen ſtimmen auch hier nur die erſten beiden Zeilen überein. An Stelle der Spechte ſind ebenfalls Stare getreten. Die dritte und vierte Zeile ſind im Biſchofswerder und Reichenbacher Spruche im weſentlichen gleich. In den letzten vier Zeilen zeigt letzterer mit den bis jetzt mitgeteilten Sprüchen keine Übereinſtimmug.

Dem Reime tob: flog nach zu urteilen iſt unſer Spruch nicht auf vogtländiſchem Boden gewachſen, ſondern von Norden hereingetragen worden, wahrſcheinlich aus der Werdauer oder Altenburger Gegend, wo er auch in unſerer Form ſich findet.

Reichenbach i. Vogtl. **Oskar Böhme.**

2. In Bezug auf die in Heft 4, S. 351 beſprochene Redensart „**an** etwas vergeſſen" glaube ich Ihnen einen gewiſſen Aufſchluß erteilen zu können. Ich habe, angeregt durch eine Beſprechung in Freundeskreiſen, ſeit vielen Jahren deren Vorkommen verfolgt und ſie nur in jüdiſchen Kreiſen gefunden. In meiner Vaterſtadt Mainz war ſie den

Juden geläufig, Nichtjuden anstößig und galt sogar als charakteristisch jüdisch. In der That habe ich sie auch bei durchaus fein gebildeten Juden aus allen Teilen des Reichs wieder gefunden (bei Schlesiern, Brandenburgern, Bayern und Rheinländern). Das häufige Vorkommen der Redensart in Österreich ist vielleicht herbeigeführt durch den starken Prozentsatz von Leuten jüdischer Abstammung in der gebildeten Gesellschaft dieses Landes. Es wäre also nicht ganz unmöglich, daß im 12. oder 13. Jahrhundert, vor Vertreibung der rheinischen Juden nach dem Osten, am Rheine diese Redensart im Volke gebräuchlich war. Sicherlich haben die rheinischen Juden sie damals schon gebraucht, da ihre Verbreitung über das ganze Reich sonst nicht erklärlich wäre.

Budapest. Dr. **Hugo Ganz.**

Laokoon-Paraphrasen. Umschreibungen und Erläuterungen der wichtigsten Kapitel von Lessings „Laokoon" aus der Schulpraxis hervorgegangen und zusammengestellt von Georg Schilling. Leipzig, Teubner 1887.

Der Verfasser bespricht zunächst in der Vorrede die verschiedenen Gesichtspunkte, aus welchen die Behandlung des Lessingschen Laokoon in der Schule betrachtet werden könnte. Er weist dabei sowohl die Art zurück, welche das Lessingsche Werk nur als Mittel ansieht, um die neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse an den Mann zu bringen, als auch diejenige, welche den Laokoon nur zur Schulung des Denkens und der Ausdrucksweise mißbrauchen will. Verfasser vertritt dagegen mit Recht die Ansicht, daß Lessings Laokoon es verdient, seines Inhaltes wegen auf der Schule gelesen zu werden. Natürlich sei bei weitem nicht alles durchzunehmen: Verfasser will etwa nur die Hälfte der Kapitel, d. h. dasjenige betrachtet wissen, was unmittelbar zur Ausführung des wissenschaftlichen Grundgedankens gehört.

Diesen Grundsätzen entsprechend behandelt nun der Verfasser die ausgewählten Abschnitte in der Weise, daß er ihren Inhalt mit andern Worten umschreibend wiedergiebt und durch weitere Ausführung und Hinzufügung anderer Beispiele, besonders auch aus der älteren und neueren deutschen Dichtung, erläutert, dabei stets auf den Zusammenhang des Ganzen hinweisend. Bisweilen werden auch Lessings Gedanken von dem Verfasser erweitert und ergänzt, so wird z. B. S. 86 flg. die von Lessing nicht geübte Unterscheidung von Malerei und Bildhauerkunst bezüglich ihrer Darstellungsmittel und -gegenstände selbständig ausgeführt, ebenso werden S. 137 flg. dieselben beiden Künste rücksichtlich ihrer Berechtigung das Häßliche darzustellen betrachtet. Bei dieser seiner Erklärung

und Entwicklung zeigt der Verfasser ebenso große Sachkenntnis als Lehrgeschick; wer nur halbwegs mit Aufmerksamkeit seine Schrift liest, muß die behandelten Lehren richtig und vollständig verstanden haben; nur scheint es, als wenn den Verfasser die Liebe zu seinem Gegenstande bisweilen fortrisse, mehr zu sagen, als man eigentlich von einer einfachen Umschreibung der Lessingschen Schrift erwarten kann, und daß anderseits das Streben nach Vollständigkeit ihn Dinge erklären läßt, die der Erklärung nicht zu bedürfen scheinen. So dürfte z. B. das 1. Kapitel des Laokoon bei aufmerksamem Lesen keinem einigermaßen reifen Schüler in irgend einer Beziehung unklar sein, und trotzdem braucht der Verfasser zur erklärenden Umschreibung dieses etwa vier Seiten langen Abschnittes gegen sechs Seiten von bedeutend größerem Umfange; in diesem Verhältnis zur Urschrift ist das ganze Werk gehalten. Sollte aber eine derartige Verbreiterung eines Lehrstoffes nicht eher die Teilnahme des Schülers beeinträchtigen, statt sie zu heben? Weiter hat der Unterzeichnete noch ein Bedenken gegen die oben genannten selbständigen Ausführungen des Verfassers. So scharfsinnig und zutreffend sie sein mögen, so gehen sie doch über den Zweck einer „Paraphrase" hinaus, sie erheben den Anspruch, einen Teil der Ästhetik als selbständigen Lehrgegenstand in der Schule behandeln zu dürfen. Offenbar würde man aber dann mit noch mehr Recht auch die Betrachtung der dramatischen Kunst oder der Psychologie ohne Anschluß an irgend ein betrachtetes Werk verlangen können. Nur die Werke der großen Denker und Dichter sollen doch wohl in der Schule betrachtet, nicht aber bereits reine Wissenschaft getrieben werden.

Was schließlich die am Ende des Buches mitgeteilten Aufgaben für deutsche Aufsätze betrifft, so glaubt der Unterzeichnete, daß mit einem großen Teile derselben der Mehrzahl der Schüler etwas zuviel zugemutet wird, auch trotz der hinzugefügten Erläuterungen; vgl. z. B. Aufgabe 45 und Erläuterungen dazu, S. 176, wo der Schüler, dem ja das feine Empfinden selbst für die Größe der Natur noch abgeht, wohl vor dem „Erhabenen" stehen dürfte wie vor dem bekannten Berge.

Dresden. **Arthur Denecke.**

Die Deklamation deutscher Gedichte an höheren Lehranstalten vom ordentl. Lehrer Franz Hoffmann. Uelzen 1885, Progr. Nr. 314.

Die Schrift bespricht die Vorteile eines festen Kanons und die bei Aufstellung eines solchen zu berücksichtigenden Gesichtspunkte. Man kann sich ohne weiteres mit den letzteren einverstanden erklären: die Gedichte müssen dem Alter des Schülers angemessen, nach Inhalt und Form

möglichst vollendet sein, zur Kenntnis der hauptsächlichsten Dichter beitragen, das Gedächtnis des Schülers nicht überbürden, in sich abgeschlossen und geeignet sein, die Kunst des Lesens und Vortrags zu fördern. Wenn aber Hoffmann behauptet, daß das Auswendiglernen des Textes der zu singenden Lieder, z. B. der „Loreley", des „Soldatenliedes" von Hauff, „an der Saale grünem Strande" von Kugler, „Prinz Eugen der edle Ritter", „Stimmt an mit hellem, hohem Klang" von Claudius, „Der Mai ist gekommen" von Geibel, nicht dem deutschen Unterricht zuzuweisen sei, weil der Lehrer dieses Faches damit „nichts anzufangen" wisse, diese Arbeit vielmehr dem Gesanglehrer zu überlassen sei, so muß dieser Meinung entschieden widersprochen werden. Die Pflege der volksmäßigen Lyrik und die Erläuterung derselben bedarf der kundigen Hand; insbesondere müssen so wertvolle Erzeugnisse wie die genannten Lieder zwar nicht bis in die einzelnen Züge erklärt, aber in ihrer Bedeutung gewürdigt und in der deutschen Stunde dem Gedächtnis eingeprägt werden. Wer die Erfahrung gemacht hat, z. B. bei Schülerausflügen, wie häufig der Text selbst der einfachsten Volkslieder zur bekannten Melodie fehlt, der kann doch nur wünschen, daß der Lehrer des Deutschen in den unteren Klassen für die Einübung des Textes mehr als bisher verantwortlich gemacht wird.

Dresden. **Hermann Unbescheid.**

Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten von Dr. Ferdinand Schmidt, Lehrer an der städt. Realschule zu Wiesbaden. Wiesbaden, Limbarth 1887. (736 S.)

Ein unleugbarer Übelstand der meisten Lesebücher beruht in der Trennung des Lesestoffes nach Klassen; denn hierdurch wird ein Zurückgreifen auf früher Gelesenes oft fast unmöglich, mindestens immer schwierig. Auch die in meinem Lehrplan (§ 24, S. 23 des 2. Jahrganges dieser Zeitschrift) empfohlene Maßregel, streng darauf zu halten, daß das Lesebuch der vorhergehenden Klasse vom Besitzer nie verkauft oder sonst weggegeben werde, kann nicht vollständige Abhilfe schaffen; es wird öfter vorkommen, daß frühere Bände von jüngeren Geschwistern benutzt werden, und wenn ein Schüler beispielsweise in Tertia eintritt, kann man nicht verlangen, daß er sich auch die Lesebücher für Sexta, Quinta und Quarta anschaffe. Da nun aber das Lesen des früher Durchgenommenen aus mehr als einem Grunde unerläßlich ist, so hat der Verfasser des oben genannten Buches den ganzen Lesestoff für untere und mittlere Klassen in einem Bande vereinigt, was allerdings nicht gehindert haben würde, innerhalb dieses Bandes eine zweckmäßige Verteilung des Gebotenen auf die verschiedenen Unterrichts-

ſtufen vorzunehmen. Vielleicht thut dies der Verfaſſer bei einer ſpäteren Auflage; es wäre ohne Zweifel eine dankenswerte Neuerung ſchon aus dem Grunde, weil dadurch Mißgriffen von ſeiten unerfahrener Lehrer vorgebeugt würde. — Einen zweiten Übelſtand, an dem immer noch viele Leſebücher leiden, bringt die Aufnahme ſolcher Leſeſtücke mit ſich, die ins Gebiet der ſog. Realien gehören und durch welche die deutſche Stunde einmal zur Geſchichts-, dann zur Geographie-, dann zur Naturgeſchichtsſtunde wird. Die Realien ſind an den höheren Schulen in der That ſo hinreichend vertreten, daß auch den Fachlehrern überlaſſen bleiben muß, ſchöne Darſtellungen auf ihren Gebieten zu geben. Dem Lehrer des Deutſchen darf dieſe Aufgabe nicht zugeſchoben werden. Wo ſoll auch, wenn wir den Realien im Prinzip die Pforten des deutſchen Unterrichts öffnen, die Grenze gezogen werden? wen ſoll man aufnehmen? wem die Thüre weiſen? Da könnten ſich Geſtalten aus allen Gebieten im ſchönſten Gewande einſtellen und bei dem Lehrer des Deutſchen um Einlaß bitten. Aus Erwägungen, wie die hier angedeuteten, hat Dr. Schmidt die Realien von ſeinem Buche ferngehalten, durchaus mit Recht, wie mich dünkt. Und was bietet er nun? Allem Anſchein nach iſt er von der ſehr richtigen Anſicht ausgegangen, daß aller Unterricht auf das Leben veredelnd und erklärend einwirken ſoll und daß eine ſolche Einwirkung nur ſtattfinden kann, wenn der Unterricht mit dem Leben in Verbindung geſetzt wird. Der deutſche Unterricht darf ſich in der That am wenigſten über dieſe Forderung hinwegſetzen und demgemäß muß das deutſche Leſebuch in erſter Reihe deutſche Zuſtände der Vergangenheit wie der Gegenwart zur Anſchauung bringen, um dem Schüler zu zeigen, daß er auf Schritt und Tritt vom Geiſt ſeines Volkes umweht iſt. Es ſoll dem Schüler im deutſchen Leſebuch weder die Größe Julius Cäſars, noch der Bau der Akropolis, noch die Natur der Sahara veranſchaulicht werden; Heimatluft muß ihm entgegenwehen. Dieſe Forderung erfüllt, in ähnlicher Weiſe wie die Berlitſche Bearbeitung des Hieckeſchen Leſebuchs, das uns vorliegende Werk Schmidts. Der Lehrer ſteht faſt immer auf heimatlichem Boden; nur wenige Stücke fallen aus dem Rahmen, wie z. B. Nr. 94 (Demoſthenes) und Nr. 358 (der Löwe). — Die getroffene Auswahl iſt geſchickt; man begegnet in der That nur ſolchem, „was das Kindlein lieſet mit Luſt und der Alte mit Andacht". Wegwünſchen möchte ich nur etwa das fade Geſchichtchen von Kurtmann Nr. 27 „Die Spatzen unter dem Hute" und das kränklich ſentimentale Lied Platens „An die Vöglein" Nr. 257. Dafür ſollte Schillers „Mit dem Pfeil, dem Bogen" nicht fehlen. — Daß der Verfaſſer poetiſche und proſaiſche Stücke bunt durcheinander ſtellt, möchte ich nicht gutheißen. Eine frühzeitige Beachtung der verſchiedenen Darſtellungsgattungen ſcheint mir nütz-

licher zu sein, als dieses etwas zu weit getriebene Streben nach Abwechselung.

Die Texte sind, soweit ich sehe, mit Sorgfalt behandelt, unnötige Änderungen vermieden. Die Moral von Hellers „Der Bauer und sein Sohn" (Nr. 26) wird niemand vermissen. Kühner ist die Verkürzung von Bürgers „Lied vom braven Manne", die, wenn ich nicht irre, allerdings schon Wendt gewagt hat und die dem Gedichte selbst ja zum Vorteil gereicht. (Vgl. meine Bemerkung auf S. 25 des 2. Jahrganges dieser Zeitschrift.) In der Überschrift von Nr. 29 sollte es heißen „Nach Geibel von Eberhard", bei Nr. 74 „Nach Walther v. d. V."; Nr. 289, Z. 2 lies kriegen st. liefern, Nr. 308 überall Belsazer st. Belsazar, Nr. 328, letzte Zeile, Sonne st. Wonne, Nr. 346, Str. 9 „Da treibt ihn die Angst" st. „Da treibet die Angst ihn" und Str. 12 verschmachtend st. schmachtend, Nr. 347, Z. 1 Salas st. Sales, Nr. 356, Z. 2 unnahbar'n st. unnahbaren. — Für eine neue Auflage möchte ich um ein Inhaltsverzeichnis, nach den Namen der Schriftsteller geordnet, bitten; das Aufsuchen gewisser Lesestücke, namentlich der Gedichte, das jetzt Schwierigkeiten macht, würde wesentlich erleichtert werden.

Soll ich mein Urteil über Schmidts Buch kurz zusammenfassen, so möchte ich sagen: es ist ein gutes Buch, das zum gedeihlichen Ausbau des deutschen Unterrichts das Seine beitragen wird, weil es, aus durchaus gesunden pädagogischen Grundsätzen erwachsen, mit Fleiß und Geschmack ausgearbeitet ist. Die hier noch folgende Rüge aber ist nicht gegen den trefflichen Verfasser, sondern gegen den Verleger gerichtet. Nicht als ob das Buch schlecht ausgestattet wäre; im Gegenteil, Druck und Papier ist vortrefflich, der Preis sehr billig! Aber ist es wohlanständig, das — natürlich ungebundene, ungeheftete und unaufgeschnittene — Exemplar, das dem Rezensenten zugeschickt wird, zum Dank für die Mühe des letzteren auch noch durch den Stempelvermerk „Rezensions-Exemplar" zu verunstalten, ja diese Unzierde auch innerhalb des Buches selbst nicht weniger als vier Mal anzubringen? Wozu diese Verunstaltung? Will man etwa dem Rezensenten die Veräußerung des zugesandten Freiexemplars unmöglich machen? Meiner Ansicht nach hat sich darum der Verleger nicht zu kümmern, sondern darum, ein Buch, für das er doch um eine möglichst wohlwollende Beurteilung besorgt sein muß, auch äußerlich in einem Zustande zu liefern, der dem Rezensenten nicht gerade die Laune zu verderben geeignet ist. Dies an die Adresse der Herren Verleger; ich brauche absichtlich den Plural! Dem verdienstvollen Verfasser Dank für seine wackere Leistung!

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Franke, Dr. Carl, Grundzüge der Schriftsprache Luthers. Versuch einer historischen Grammatik der Schriftsprache Luthers. Gekrönte Preisschrift. Görlitz 1888. (XV, 307 S. gr. 8.)

Nachdem der seiner Zeit gründlichste Kenner der Sprache Martin Luthers, Karl Frommann, es unterlassen, die Früchte seiner vieljährigen Beschäftigung mit derselben uns in einer zusammenfassenden Luther-Grammatik vorzulegen, entbehrten wir, so oft auch das Verlangen darnach ausgesprochen worden war, einer solchen noch bis in die allerjüngste Zeit. Wie viel zwar und wie viel auch des Vortrefflichen während dieses Jahrhunderts, von Grotefends grundlegender Arbeit an (1818) bis Ende 1886 über Luthers Sprache im einzelnen geschrieben worden ist, darüber giebt uns Joh. Luthers Aufsatz: Bestrebungen auf dem Gebiete der Luther-Grammatik im 19. Jahrh. (Zeitsch. für deutsche Philologie, Bd. XX. 1887) belehrenden Aufschluß. Und in der kurzen Zeit seit Veröffentlichung desselben wurden wir mit einer stattlichen Anzahl teils umfangreicherer, teils kleinerer Schriften beschenkt, die Luthers Sprache oder einen besonderen Punkt derselben zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung machen. Von jenen genügt es, auf die im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift S. 150—166 besprochenen, auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Arbeiten von Fr. Kluge und A. Socin nur hinzuweisen; von diesen aber seien folgende ausdrücklich angeführt: des oben genannten Joh. Luther Dissertation: die Sprache Luthers in der Septemberbibel (d. h. in der ersten, im September 1522 erschienenen Ausgabe der Übersetzung des Neuen Testaments), Halle 1887; ferner H. Platzhoff, Luthers erste Psalmenübersetzung sprachwissenschaftlich untersucht, Halle 1887, und H. Wunderlich, Untersuchungen über den Satzbau Luthers, I. Teil: die Pronomina, München 1887.

So verdienstlich auch diese Arbeiten sind und so sehr sie an ihrem Teile die Kenntnis der Sprache Luthers fördern, übertroffen werden sie an Bedeutung durch eine Gabe, welche uns dieses Jahr beschert hat. Wir verdanken es der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, daß wir durch ihre Preisaufgabe: Grundzüge der Schriftsprache Luthers in grammatischer und syntaktischer Beziehung, nun in den Besitz eines Werkes gelangt sind, das vermöge seiner umfassenden wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes allen gerechten Ansprüchen vollauf genügt und seine Bescheidenheit, sich nur als Versuch einer historischen Grammatik der Schriftsprache Luthers zu bezeichnen, fast Lügen straft; unseres Erachtens wenigstens ist dieser Versuch auf das beste und für den Verfasser, der ja den Mitstrebenden seit seiner Abhandlung über den obersächsischen Dialekt (Progr. der Real-

ſchule zu Leisnig 1884) kein Fremdling iſt, ehrenvollſte gelungen. Zu gleichem Danke, wozu ſich der Unterzeichnete dem Verfaſſer verpflichtet fühlt, möchte er allen Lehrern des Deutſchen, welchen dieſe Zeitſchrift zu Händen kommt, durch ſeine Beſprechung des Werkes Anlaß bieten, indem er ſie zu einer eingehenden Beſchäftigung mit demſelben angelegentlich auffordert.

Nach einem volle ſieben Seiten füllenden Verzeichniſſe der von dem Verfaſſer herbeigezogenen Schriften Luthers bahnt er ſich den Weg zur Darſtellung ſeiner Sprache durch eine vor derſelben unerläßliche Auseinanderſetzung mit den Handſchriften und Drucken, in welchen uns Luthers Schriftſprache vorliegt; von letzteren erklärt er mit Recht nur die für entſcheidend, welche in Wittenberg gedruckt und durch Luthers eigene Hand gegangen, d. h. von ihm korrigiert ſind, was ſpäteſtens von 1524 an geſchah. Den erſten Teil: Lautlehre mit einem Anhange über Luthers Orthographie eröffnet der Verfaſſer mit einer Darlegung der Einflüſſe, welche auf Luthers Sprache einwirkten, wonach drei Beſtandteile in dem Lautſtande der Schriftſprache Luthers zu unterſcheiden ſind. Der neuhochdeutſche, entnommen aus der Sprache der kaiſerlichen und kurſächſiſchen Kanzlei, der mittelhochdeutſche, alſo eine ältere Stufe als die Kanzleiſprache vertretend, und der mitteldeutſche, beſonders oſtmitteldeutſche. Während das Verhältnis der Sprache Luthers zur Kanzleiſprache auch bei den Vorgängern Frankes, z. B. bei Opitz, Wülcker, Pietſch, Kluge, Socin, eingehende Würdigung gefunden hat, iſt den Beziehungen derſelben zum Mittelhochdeutſchen und zu der Luther umgebenden mitteldeutſchen Volksmundart noch nirgends eine ſo ausführliche Darſtellung zu teil geworden. Zwar hat ſchon G. Kießling in einer fleißigen Abhandlung: Bibelſprache und Mittelhochdeutſch (Progr. des Kgl. Lehrerſeminars zu Zſchopau 1876) zu zeigen unternommen, „inwiefern in Luthers Bibelüberſetzung vollkommen mittelhochdeutſche oder wenigſtens dieſen ſehr nahe ſtehende Sprachformen und Bedeutungen ſich finden". Aber er hat eben dabei bloß die Bibelſprache Luthers im Auge gehabt und mehr nur eine ſtatiſtiſche Aufzählung der vielfachen von ihm in derſelben wahrgenommenen mittelhochdeutſchen Beſtandteile in allerdings höchſt dankenswerter Weiſe geliefert. Anders bei Franke. Hier finden wir bei der Darſtellung des betreffenden Verhältniſſes nicht nur Luthers Schriftſprache im ganzen berückſichtigt, ſondern auch eine ſyſtematiſche Behandlung desſelben. Dadurch wird zur größten Klarheit gebracht, daß Luther mit einem Fuße noch ganz auf dem Boden des Mittelhochdeutſchen ſteht. Im Lautſtande, im Wortſchatze, in der Wortbiegung, ja auch im Satzbau, überall treten uns mittelhochdeutſche

Bestandteile der Sprache Luthers entgegen. Dies ist eine der anziehendsten Seiten des an solchen reichhaltigen vor uns liegenden Werkes; es mögen daher, um zu weiterer Kenntnisnahme anzuregen, im folgenden einige Übereinstimmungen der Sprache Luthers mit dem Mittelhochdeutschen aus der schier zahllosen Menge herausgehoben werden.

Den Lautstand anlangend hat Luther, entgegen der von ihm sonst grade in der Diphtongisierung der langen mittelhochdeutschen Vokale befolgten Kanzleisprache, die Verkleinerungssilbe lin, statt des neuhochdeutschen lein; ferner liegen und triegen statt lügen und trügen; Heubt für Haupt, Duringen für Thüringen; nu und alber für nun und albern. Der Wortschatz Luthers zeigt eine Fülle von mittelhochdeutschen Bestandteilen, teils solche Worte, deren Stamm im Mittelhochdeutschen in voller Lebenskraft stand, jetzt aber in der Schriftsprache völlig ausgestorben ist, teils solche, die jetzt noch vorhanden, von Luther aber in ihrer mittelhochdeutschen, jetzt abhanden gekommenen Bedeutung gebraucht werden. Von ersteren seien genannt: hellig=matt, lecken=springen, mit den Füßen ausschlagen, thüren=wagen; von letzteren: Elend=Ausland, Fahrt=Reise, ehrlich=ansehnlich, ehrenvoll, reisen= in den Krieg ziehen, weil=so lange als. Mittelhochdeutscher Wortbiegung folgt Luther, indem er z. B. der Garte =Garten ausschließlich, der Mond überwiegend schwach dekliniert. Beim Eigenschaftswort haben bei Luther wie im Mittelhochdeutschen die unflektierten Formen eine größere Ausdehnung als im Neuhochdeutschen, z. B. ein unverdient Fluch, manch frum Priester; ebenso findet sich bei ihm wie ihm Mittelhochdeutschen, wenn kein stark dekliniertes Wort davor steht, ausschließlich der starke Genetiv des Eigenschaftswortes: christlichs Stands, treffliches hohes Geistes. In der Biegung der Zeitwörter wandelt er auf mittelhochdeutschen Spuren, insofern er das e in den Endungen est und et etwa ebenso häufig beibehält als auswirft, von der Vorsilbe ge des Partic. Praet. wie dort einen selteneren Gebrauch macht als jetzt (kommen und worden sind bei ihm nie mit ge gebildet), bei den Zeitwörtern der A-Reihe den Plur. Praet. wie dort mit dem Ablaut u (wir bunden), bei denen der U-Reihe dem mittelhochdeutschen iu entsprechend die Formen du fleugst, er zeucht u s. w. bildet. Ja auch in der Syntax, sowohl im Gebrauche der Casus, als auch im Satzbau, zeigt sich eine starke Übereinstimmung Luthers mit dem Mittelhochdeutschen. So in der gegen jetzt viel häufigeren Anwendung des Genetivs, in dem substantivischen Gebrauch der Wörter viel, wenig, etwas mit folgendem Genetiv (viel reicher Kloster, etwas Unrat), in der Weglassung des zu

beim Infinitiv, in der Anwendung der doppelten Verneinung (nu esse von dir niemand keine Frucht). Doch brechen wir ab und lassen wir uns durch die zuletzt angeführte Berührung mit dem Mittelhochdeutschen, die ja auch noch der heutigen Volkssprache eigentümlich ist, zu der oben angeführten weiteren sprachlichen Beeinflussung Luthers, welcher der Verfasser besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, überleiten. Es ist eben die, welche die thüringisch-obersächsische Mundart, in deren Gebiete Luther sein ganzes Leben verbracht hat, auf ihn ausübte. Auch diesem Einflusse sind, wie der Verfasser in vielen Stellen seines Buches nachweist, alle oben genannten Beziehungen, vom Lautstande bis zum Satzbau, unterworfen. Was wir als die gröbsten Untugenden unserer heimischen obersächsischen Mundart anzusehen gewöhnt sind und vom Standpunkt der Schriftsprache aus verurteilen müssen, bei Luther finden wir es in reicher Menge, und es stellt sich uns hier gleichsam in geschichtlicher Verklärung dar. Nur weniges sei angeführt! In Wörtern wie: Beichte, Brauch, gebieten steht bei Luther entsprechend der obersächsischen Mundart p im Anlaute statt b; er hat die Formen: wir sein und sie sein für wir sind und sie sind (Formen, die übrigens nicht ohne alle Berechtigung sind, insofern bei ihnen das im Obersächsischen lang gesprochene i in: wir sin, wie anderweit der Diphtongisierung in ei unterworfen wurde), haußen für draußen, sehen für aussehen (wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer sehn wie die Heuchler), den für dem (von den romischen Reuber), Wiederholung von der oder den hinter dem Subjekte oder Objekte (Mose der sandte sie).

Wir haben uns erlaubt, gerade auf diese beiden Seiten der lehrreichen Untersuchungen Frankes etwas ausführlicher hinzuweisen, weil sie sich im deutschen Unterrichte aufs beste verwerten lassen; und wir meinen, daß der Schüler, wenn ihm so neben Luthers geistesmächtiger Eigenart auch seine Abhängigkeit von den ihm von selbst sich darbietenden sprachlichen Einflüssen vorgeführt wird, ein besseres Bild von Luthers Sprachgewalt gewinnt, als wenn er ihn in seinem Lehrbuche ohne weitere Begründung den „Schöpfer" der neuhochdeutschen Schriftsprache genannt findet.

Aus dem übrigen Inhalte des Buches, welches nach der Lautlehre die Wortlehre (Wortschatz, Wortbildung, Wortbiegung) und die Satzlehre mit überall sich gleich bleibender Gründlichkeit behandelt, will ich noch auf zweierlei hinweisen, wodurch Franke die eigentümliche Kraft und Schönheit der Sprache Luthers in das rechte Licht zu stellen weiß. Einmal auf den Abschnitt über die Wortbildung, in welchem Luthers Verfahren bei der Bildung der Haupt-, Eigenschafts-, Für- und Zahl-, Thätigkeits-, Umstands- und Bindewörter in erschöpfender Weise dar-

gelegt wird. Wie der Verfasser ganz zweckmäßig jedem Abschnitte vor der Ausführung im einzelnen eine allgemeine, zusammenfassende Übersicht vorausschickt, so daß, wer auch nur diese Übersichten liest, ein einheitliches Bild von Luthers Sprache sich zu verschaffen vermag, so beginnt er auch den Abschnitt über die Wortbildung mit einer solchen und zeigt darin, wie sich bei Luther einfache Wörter, besonders einfache Thätigkeitswörter häufiger finden als wir jetzt deren gebrauchen. Dieselbe Wahrnehmung machen wir einerseiſs in den volkstümlichen mittelhochdeutschen Schriften, anderseits, worauf Waetzoldt in seinem schönen Festvortrage auf der ersten Hauptversammlung des allgemeinen deutschen Sprachvereins in Dresden (Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins 1887 Nr. 17) hinweiſt, beim jungen Goethe, der, Klopſtock, vielleicht auch Luther folgend, häufig ein einfaches Stammwort gebraucht, wo die Zusammensetzung mit einer Vorſilbe unſinnlich erscheinen würde. So hat Luther von Hauptwörtern ohne Vorſilbe: Brauch, Fahr, Schmack, Lindigkeit; von Zeitwörtern: letzen, lüſten, ringern, ſchuldigen, urlauben u. v. a. Den kürzeren Formen der Hauptwörter: die Schöne = Schönheit, Fromkeit = Frömmigkeit, Beck und Beckin = Bäcker und Bäckerin stehen wiederum bei Luther solche gegenüber, für welche die jetzige Schriftſprache meiſtens kürzere Bildungen hat, so: Argliſtigkeit, Fürſichtigkeit, Langmütigkeit, Reinigkeit. Dasſelbe iſt der Fall bei den Eigenſchaftswörtern, wo z. B. fehrlich, ſchwetzig, horſam, ſonder vorkommen gegenüber: boshafftig, namhafftig, ſchalckhafftig, ſieghafftig. Bei den Umſtandswörtern erſcheinen ſtatt der jetzigen Zuſammenſetzungen dabei, dahin, dafür, daran u. ſ. w. wie im Mittelhochdeutſchen beide Teile getrennt: da wil ich bey bleiben, da dich der Herr hin verſtoßen hat, da ſollteſtu dein Maul gegen aufſperren, da gehört ein größer Glaube zu.

Das zweite iſt der Abſchnitt über die allgemeine Charakteriſtik des Lutherſchen Satzbaues. Der Verfaſſer macht hier darauf aufmerkſam, daß Luther im Satzbau der mündlichen Rede des Volks ſich anſchloß, wodurch er die gewaltige Wirkung ſeiner Schriften auf dasſelbe erzielte. „Wie er ſich gewöhnt hatte, von der Kanzel herab zu ſeiner Gemeinde zu ſprechen, ſo ſchrieb er auch an das deutſche Volk; durch Reden, nicht durch Schreiben hat er ſeinen Satzbau gelernt.“ Daher das häufige Weglaſſen von Satzteilen, die ſich aus dem Zuſammenhange von ſelbſt ergänzen; daher die ebenfalls dem mittelhochdeutſchen Gebrauche entſprechende größere Freiheit in der Wortſtellung; daher die Voranſtellung des regierten Satzteils vor dem regierenden, beſonders beim Genetiv (des Menſchen Sohn, der Sünden Knecht, der Jünger viel, euer keins Silber). — In einem kurzen Schluſſe ſtellt der Verfaſſer die Ergeb-

niſſe ſeiner Unterſuchung noch einmal kurz hin und erklärt als Luthers unſterbliches Verdienſt, daß er die deutſche Schriftſprache, deren äußere Form in Lautſtand, Schreibweiſe und Wortbiegung er willig und in immer ſich ſteigerndem Maße der Kanzleiſprache entnahm, in Anſehung des Wortſchatzes und Satzbaues vor der Entfremdung von der lebendigen Rede des Volks, womit eben dieſe Kanzleiſprache ſie bedrohte, gerettet; daß er ſie hinſichtlich ihres inneren Kernes zu ihrem ewig jungen Quell, der lebendigen Sprache des Volks, zurückgeführt hat.

Verſehen ſind uns in dem auch ſeinem äußern Gewande nach trefflichen Buche nur wenige aufgeſtoßen: begeben Röm. 6, 13 wird S. 138 mit geben und Seite 141 nochmals mit hingeben erklärt. S. 143: dar häufig für: hier, ſoll heißen: hin. S. 146 anheben = anfangen ſteht auch bei Schiller (z. B. Siegesfeſt, Gang nach dem Eiſenhammer). S. 240 ſtatt 1. Moſ. 1, 6 zu leſen 21, 6. S. 262: Iſt nicht „die Lutherſche Redensart, deren ſich aber noch Leſſing häufig bedient": Es ſei wie ihm wolle auch noch heute gäng und gäbe? S. 263: Gehört bekümmern zu den Thätigkeitswörtern, die jetzt nur reflexiv gebraucht werden? S. 264: Iſt: es gemahnt ein jetzt ungebräuchliches unperſönliches Zeitwort?

Indem wir glauben, wenn auch unter beſonderer Hervorhebung einzelner Punkte, dem Leſer dieſer Zeilen einen Blick auf den geſamten reichen Inhalt des anzuzeigenden Werkes eröffnet zu haben, ſprechen wir nochmals den Wunſch aus, dasſelbe in den Händen recht vieler Lehrer des Deutſchen zu ſehen, nicht bloß zum Zwecke eigner Belehrung, ſondern auch zur Verwertung im Unterrichte.

Dresden. **E. Harich.**

Hermann Baumgart, Profeſſor an der Univerſität Königsberg i. Pr., Handbuch der Poetik. Eine kritiſch-hiſtoriſche Darſtellung der Theorie der Dichtkunſt. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1887. XII, 735.

Das große Verdienſt des vorliegenden Werkes liegt in einer gründlichen, beſonnenen und fruchtbaren Kritik der Leſſingſchen Theorien vom ariſtoteliſchen Standpunkte aus. Der Verfaſſer führt namentlich aus, daß alle Kunſt die Aufgabe hat, ſeeliſche Vorgänge im weiteſten Sinne darſtellend hervorzubringen. Der große Künſtler aber iſt der, deſſen Empfinden zugleich das ſtärkſte und reichſte und das geſündeſte iſt, deshalb für die ganze Gattung giltig, einen jeden bewegend und ſein perſönliches Empfinden erweiternd, läuternd und zu dem allgemein menſchlichen erhebend. Das Geſetz iſt alſo ein und dasſelbe für die Poeſie wie für die bildenden Künſte: Das Materielle der Körperwelt iſt nicht

Gegenstand der künstlerischen Nachahmung, sondern Mittel. Ihr Gegenstand ist geistiger Natur und einheitlich, mag sie sich nun des Mittels der Körperwelt bedienen oder anderer, die ihr zu Gebote stehen, seien es Handlungen, oder Bewegungen, oder Töne, oder ganz frei erfundene Formen. Es ist nicht richtig, mit Lessing die Malerei und die Poesie so zu einander in Gegensatz zu stellen, daß der einen Körper, der andern Handlungen als Gegenstände der Nachahmung zugewiesen werden. In beiden Fällen handelt es sich nur um die Mittel der Nachahmung, oder wenn man den Ausdruck Mittel nur auf die Werkzeuge — Worte, Töne, Linien, Flächen, Farben — einschränken will, um das Material (ὕλη), durch welches die einzelnen Künste der Natur jener Werkzeuge gemäß allein ihre Nachahmung zu bewerkstelligen vermögen. Alle Sätze Lessings, die er aus jenem obersten Grundsatz herleitet, gelten nur für dieses Material, nicht für die Gegenstände der Nachahmung. Der Satz, welchen Lessing als das Grundgesetz für die gesamte Dichtung aufstellt: „Handlungen sind der Gegenstand der Poesie", hat seine Geltung nur für ein Gebiet derselben, für die Epik. Wo die Handlung sonst in der Dichtung auftritt, dient sie ihr nur als Mittel, d. h. sie wird nicht um ihrer selbst willen erzählt, sondern nach einer bestimmten Richtung hin benutzt, um einen abgesonderten Nachahmungszweck zu erreichen. Auch die Handlung, nur um ihrer selbst willen erzählt, ist wertlos, ganz wie die bloße Schilderung körperlicher Gegenstände; aber zu ihrem wahren Zwecke verwandt, gewährt sie der Poesie ihre stärksten Reize und ihre mächtigsten Wirkungen. Umgekehrt kann aber die Poesie auch die ruhende Körperwelt sich ihren Zwecken als künstlerisches Mittel dienstbar machen, ja es kann Fälle geben, in denen die bloße Aufzählung von Körperobjekten für die poetische Schilderung ausreicht. Diese und ähnliche Gedanken führt der Verfasser in geistvoller und philosophisch gründlicher Weise aus, überall von Aristoteles aus Lessing in scharfsinniger Weise berichtigend. Ausgezeichnet ist namentlich auch, was der Verfasser über die Fabel sagt, indem er hier im Anschlusse an Jacob Grimm das Haltlose der Lessingschen Theorie nachweist und besonders auch die Grimmsche Anschauung gegen Scherers falsche Meinung über Wesen und Entstehung der Tierfabel nachdrücklich in Schutz nimmt.

In Bezug auf das Drama weist er als den Kardinalfehler der Lessingschen Theorie, deren Sätze jedoch nach des Verfassers Meinung nicht allzu tief eingreifender Abänderungen bedürfen, folgendes nach: Lessing hat es nicht klar gestellt, ob unter den Mitleids- und Furchtempfindungen, deren Katharsis durch die Tragödie bewirkt werden soll, diejenigen Empfindungen zu verstehen seien, die dem Zuschauer überhaupt eigentümlich sind, mit denen er zu der Tragödie herantritt, und die, nachdem

er deren Einwirkung erfahren, er nun weiterhin aus derſelben ins Leben mitnimmt, — oder ob es ſich in der von Ariſtoteles feſtgeſtellten Weſensbeſtimmung nicht vielmehr lediglich um die Bezeichnung derjenigen Wirkungskraft und demgemäß derjenigen Beſchaffenheit handelt, welche der Tragödie erteilt werden müſſen, damit die durch die Dichtung ſelbſt notwendig aufzuregenden Empfindungen einen in allen Fällen gleichmäßigen Verlauf nehmen und zu einem nach den allgemeinen Kunſtgeſetzen überall gleichmäßig zu fordernden Abſchluß gelangen. In dieſem letzteren Sinne faßt der Verfaſſer die ariſtoteliſche Definition auf. Er bekämpft dann namentlich die Bernaysſche Entladungstheorie, wendet ſich auch gegen Schillerſche Theorien und erörtert endlich in einem Anhange das Verhältnis von Kants Kritik der äſthetiſchen Urteilskraft zur ariſtoteliſchen Philoſophie, auch hier Kantſche Anſchauungen vom ariſtoteliſchen Standpunkte aus berichtigend.

Eine Fülle von guten Beobachtungen über einzelne Dichtungen ſind in dem Werke enthalten. Lob verdient, daß der Verfaſſer auch das altdeutſche Epos in grundlegender Weiſe mit herangezogen hat; intereſſant iſt es, hier die Lachmannſche Liedertheorie vom philoſophiſchen Standpunkte aus bekämpft zu ſehen (S. 294 flg.). Während der Verfaſſer für das deutſche Volksepos eingehendes Verſtändnis bekundet, iſt ſeine Behandlung des ritterlichen Kunſtepos weniger befriedigend. Grundfalſch iſt ſeine Anſchauung über den Minneſang (S. 73), den er ohne weiteres mit dem romantiſch-ritterlichen Epos zuſammenſtellt, ſo daß er nur die beſten Lieder Walthers gelten läßt. Nur die beſten? Nicht Walthers Lieder überhaupt? Daß auch im Minneſang eine volkstümliche Richtung neben der höfiſchen Kunſtdichtung hergeht, iſt dem Verfaſſer unbekannt. Auch der altdeutſche Spruch und Freidanks Beſcheidenheit finden S. 138—140 kurze Erwähnung; doch das Weſen des altdeutſchen Spruches, die volkstümliche Kraft desſelben bleibt unberückſichtigt.

Sofern wir das Werk als eine Kritik der Leſſingſchen und zum Teil auch der Schiller-Kantſchen Theorie der Dichtkunſt vom ariſtoteliſchen Standpunkte aus betrachten, müſſen wir es als eine That hervorragender Geiſtesenergie bezeichnen; aber es trägt auch noch den Titel: Handbuch der Poetik. Und nach dieſer Richtung hin vermag das Werk nicht zu befriedigen. Schuld daran trägt der wiſſenſchaftliche Standpunkt des Verfaſſers. Er ſagt auf S. 6: „Es giebt nur eine Art der Kunſtbetrachtung, welche zu poſitiven Reſultaten führt, und das iſt die Ariſtoteliſch-Leſſingſche.“ Auf dieſer unerwieſenen Behauptung baut der Verfaſſer ſeine Poetik auf, und ſo teilt er den Grundirrtum Leſſings: den Aberglauben an Ariſtoteles. Leſſing ſagte einmal in der Hamburgſchen Dramaturgie: „Man kann ſtudieren, und ſich tief in den

Irrtum hinein ſtudieren. Was mich alſo verſichert, daß mir dergleichen nicht begegnet ſei, daß ich das Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt nicht verkenne, iſt dieſes, daß ich es vollkommen ſo erkenne, wie es Ariſtoteles aus den unzähligen Meiſterſtücken der griechiſchen Bühne abſtrahiert hat. Ich habe von dem Entſtehen, von der Grundlage der Dichtkunſt dieſes Philoſophen meine eigenen Gedanken, die ich hier ohne Weitläufigkeit nicht äußern könnte. Indes ſteh' ich nicht an zu bekennen (und ſollte ich in dieſen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!), daß ich ſie für ein ebenſo unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer ſind. Ihre Grundſätze ſind ebenſo wahr und gewiß, nur freilich nicht ſo faßlich, und daher mehr der Chicane ausgeſetzt als alles, was dieſe enthalten. Beſonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit ſo ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwiderſprechlich zu beweiſen, daß ſie ſich von der Richtſchnur des Ariſtoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne ſich ebenſo weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen." Ich habe dieſe Worte des großen Denkers nie ohne Rührung leſen können; ſie bekunden eine ſo innige, ich möchte ſagen kindliche Hingebung an den griechiſchen Philoſophen, daß man daraus die ganze Größe Leſſings begreifen, aber auch ſeine Schwäche ahnen kann. Für ſeine Zeit bedeutete ja der Standpunkt Leſſings einen außerordentlichen Fortſchritt, und es ſei ferne von mir, die unendlich großen Verdienſte dieſes genialen Geiſtes verkleinern zu wollen. Aber heute läßt es ſich doch klar erkennen, daß der Standpunkt Leſſings im weſentlichen nur einen notwendigen Durchgangspunkt der Entwicklung darſtellt, ich ſage einen notwendigen, denn der Schritt, den Leſſing that, mußte früher oder ſpäter einmal gethan werden. Aber wir dürfen nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, wir müſſen, wenn wir zur vollen Wirklichkeit und Wahrheit durchdringen wollen, auch den weiteren Schritt thun: wir müſſen über Ariſtoteles hinweg an die Thatſachen der Poeſie ſelbſt herantreten, wie ſie uns in ſo reicher Fülle aus den verſchiedenſten Völkern und Zeiten vorliegen; von dieſen Thatſachen müſſen wir ausgehen, nicht von einer Theorie über dieſe Thatſachen, und von dieſen abſtrahierend müſſen wir die Poeſie und ihre Geſetze zu erkennen ſuchen. Nur auf dieſem Wege wird es möglich ſein, zu wirklichen Ergebniſſen zu gelangen, die der Natur der Dichtung und Dichtkunſt voll entſprechen. Uns ſteht eine ganz andere Fülle von poetiſchen Thatſachen zur Verfügung als dem Ariſtoteles, der auf die griechiſchen Meiſterwerke beſchränkt war. Der einſeitige Begriff des „Klaſſiſchen", wie er ſich auf der Grundlage der ariſtoteliſchen Poetik bei uns entwickelt und eingebürgert hat, bedarf dringend der Berichtigung, wenn er nicht geradezu zum Unheil für die Entwicklung unſerer Poeſie

werden ſoll. Hindert doch z. B. jetzt dieſer Begriff unzählige Gebildete, die wunderbare Größe und Schönheit der altdeutſchen Dichtung oder des Volksliedes zu erkennen, ja auch nur zu ahnen, obwohl ſie uns von berufenen Forſchern geradezu zum Greifen genau vor Geiſt und Sinn geſtellt worden iſt.

Wenn man die wahre Natur der Poeſie einzig aus Ariſtoteles zu erkennen beſtrebt iſt, ſo erinnert mich das lebhaft an den Irrweg, den in früheren Zeiten die Naturwiſſenſchaft ging. Man glaubte da auch die Natur am beſten aus den Schriften der Alten und den aus den Alten abgeſchriebenen Büchern der Italiener zu erkennen, während die wahre Naturerkenntnis doch erſt dann begann, als man dieſe Schriften beiſeite warf und von der kopierten Natur zu den Thatſachen der Natur ſelbſt überging. Man muß ſich nur hier über den Begriff „Thatſachen" vollkommen klar ſein. Es wird ſich bei einer Poetik, wie ich ſie mir denke, weniger um das Studium der phyſiologiſchen Bedingungen handeln, wie das W. Dilthey in einem ausgezeichneten Aufſatze über Leſſing in den Preußiſchen Jahrbüchern 1867 einmal ausgeſprochen hat, ſondern die Thatſachen, von welchen die wiſſenſchaftliche Erkenntnis der Dichtkunſt auszugehen hat, ſind die Dichtungen, die poetiſchen Erzeugniſſe des Menſchengeiſtes, wie ſie in der Geſchichte der Völker vorliegen. Mit anderen Worten: Wir bedürfen einer hiſtoriſchen Poetik. Wie die wirkliche Erkenntnis unſrer Sprache erſt von dem Augenblicke an beginnt, als man ſie hiſtoriſch zu erforſchen anfing, ſo wird auch die wirkliche Erkenntnis des Weſens der Poeſie und ihrer Geſetze aus der hiſtoriſchen Erforſchung derſelben erwachſen. Wie an Stelle der philoſophiſchen Grammatik die hiſtoriſche getreten iſt, ſo muß auch an die Stelle der philoſophiſchen Poetik die hiſtoriſche treten. Die große That Jakob Grimms wird auch dieſe Umgeſtaltung als notwendige, ganz unabwendbare Folge nach ſich ziehen. Mit äſthetiſchen Schlagworten wird die Erkenntnis der Wahrheit nicht gefördert. Die Worte des Ariſtoteles (Mimeſis, Pathos, Ethos, Praxis, Katharſis, Pathema u. a.) ſind vielfach zu toten Schalen herabgeſunken, die jeder Erklärer mit einem andern Inhalte, nämlich mit ſeiner Überzeugung anfüllt. Bei den meiſten derartigen Erklärungsſchriften des Ariſtoteles muß man unwillkürlich an die Worte des Mephiſtopheles in Goethes Fauſt denken: „Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten, mit Worten ein Syſtem bereiten, an Worte läßt ſich trefflich glauben, von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben." Die Worte werden eben gar nicht mehr als Worte behandelt, ſondern ſie ſind zu philoſophiſchen Formeln geworden, die je nach dem Standpunkte des philoſophiſchen Dolmetſchers ihren Inhalt ändern. Daß viele Gelehrte an ſolchen Formeln mit unglaublicher Zähigkeit feſthalten, hat ſeinen Grund wohl auch in der irrigen Meinung,

daß die Arbeit erſt durch dieſen gelehrten Apparat echt wiſſenſchaftlichen Anſtrich erhielte. Man ſcheut ſich, in das uns umgebende Leben, in die alltägliche Welt herabzuſteigen und daraus mit eignem Ausdruck für das Gefundene die Geſetze zu ſuchen. Es klingt nicht gelehrt, nicht wiſſenſchaftlich genug. Die Griechen aber, die gerade von jenen ſo ſehr als Muſter gerühmt werden, beſaßen dieſen Mut. Sie traten mit rückſichtsloſer Wahrheitsliebe, mit einer bewunderungswürdigen Geradheit an die Dinge ſelbſt heran und ſuchten das reine Verhältnis zu dieſen zu finden. Daraus vor allem erklärt ſich ihre große Wirkung, die ſie noch heute üben, und darum ſollten ſie auch uns in dieſem Punkte vor allem Muſter und Vorbild ſein.

Unter dem oben berührten Übelſtande leidet auch die vorliegende Schrift. Man fühlt es förmlich, wie in derſelben friſches Leben pulſiert, das gern hervorquellen möchte, aber die philoſophiſchen Formeln aus Ariſtoteles treten überall hemmend in den Weg, das Leben verkümmert unter der aufgezwungenen toten Schale. Daß es dem Weſen der Poeſie durchaus nicht entſpricht, wenn man dasſelbe mit Ariſtoteles als Nachahmung (Mimeſis) bezeichnet, hat der Verfaſſer wohl gefühlt. Statt nun aber das Wort zu verwerfen, füllt er es einfach mit einem Inhalte, der, wenn man das Wort unbefangen als Wort betrachtet, gar nicht in ihm liegt. Was Baumgart ſagt, iſt vorzüglich, aber warum müſſen dieſe Gedanken durchaus in das ariſtoteliſche Schema eingepreßt werden? Wenn die erſten Anfänge des Kunſttriebes wirklich aus der Freude an der Nachahmung entſtanden wären, ſo wäre das noch lange kein ausreichender Grund, das Weſen der Kunſt in die Nachahmung zu ſetzen. Angenommen die erſten Anfänge wiſſenſchaftlichen Denkens wären aus der Freude an der Befriedigung der Neugierde oder des Vorwitzes hervorgegangen, würde man nun das Weſen der Wiſſenſchaft als Neugierde oder Vorwitz bezeichnen dürfen? Ich glaube, das Irrige einer ſolchen Bezeichnung liegt auf der Hand. Baumgart gebraucht daher ganz richtig ſtatt des Wortes Nachahmung auch andere Bezeichnungen, z. B. S. 35: „Der eine Gegenſtand aller Kunſt iſt: Leben und Wirkſamkeit"; S. 39: „Alle Kunſt hat die Aufgabe, ſeeliſche Vorgänge im weiteſten Sinne darſtellend hervorzubringen oder, wie die Alten ſagten, ſie nachzuahmen"; S. 36: „unmittelbar die Seele bewegende Darſtellung des lebensvoll Wirklichen" u. ſ. w. Aber dieſe Bezeichnungen zwängt er immer und immer wieder unter das ariſtoteliſche Schlagwort: Nachahmung.

Noch deutlicher tritt der Übelſtand, den ſolche philoſophiſche Formeln mit ſich bringen, hervor bei der Erörterung des Begriffes Ethos auf S. 57 flgg. Hier wird das Wort Ethos mit einem ſo vielſeitigen Inhalte

gefüllt, daß der Verfaſſer meint, die deutſche Sprache habe keine ſcharf begrenzte, alle dieſe verwandten Begriffe unter einer klar beſtimmten logiſchen Kategorie verſammelnde Bezeichnung ausgeprägt. Aber die griechiſche Sprache hatte für den Griechen auch kein ſolches Wort. Das Wort Ethos iſt vielmehr hier zu einer bloßen Schale herabgeſunken, die von dem Philoſophen mit einem vielſeitigen Inhalte gefüllt und nun als philoſophiſche Formel für dieſen Inhalt verwendet wird. Die Wörter der Mutterſprache entziehen ſich einer ſolchen Behandlung, da ſie in der Regel ſoviel anſchaulichen Inhalt für jeden haben, daß ſich dieſer beim Verſuche einer derartigen Behandlung in unbequemer Weiſe geltend macht. Daraus erklärt es ſich, daß ſich die deutſche Sprache im allgemeinen nicht in ſolcher Weiſe mißbrauchen läßt. Das Geſagte wird genügen, um unſern Standpunkt in dieſer wichtigen Frage darzulegen.

Wir wiederholen zum Schluſſe, daß wir die vom Verfaſſer gegebene Kritik Leſſings im allgemeinen für eine wohlgelungene halten. Wir finden aber zugleich ſoviel Leben und Geiſt in dem Werke des Verfaſſers, daß wir die Hoffnung ausſprechen, er werde auch vor dem letzten Schritte nicht zurückſchrecken und uns, wie er hier eine Kritik Leſſings vom Boden der ariſtoteliſchen Philoſophie aus gegeben hat, mit einer ebenſo eingehenden Kritik des Ariſtoteles vom Boden der Thatſachen aus beſchenken.

Dresden. **Otto Lyon.**

Kleine Mitteilungen.

Zweites Preisausſchreiben des allgemeinen deutſchen Sprachvereins. Der allgemeine deutſche Sprachverein ſetzt einen Preis von 1000 Mark aus für eine Schrift über: Unſere Mutterſprache, ihr Werden und ihr Weſen. Die Arbeit ſoll womöglich den Umfang von acht Druckbogen nicht überſteigen. Gefordert wird eine auf wiſſenſchaftlichem Boden ruhende, gemeinverſtändliche und überſichtliche Schilderung der räumlichen und zeitlichen Entwickelung unſerer Sprache, welche das Hauptgewicht auf das 16. und 18. Jahrhundert legt, und nicht nur die äußeren, ſondern auch die inneren Wandlungen berückſichtigt. Anknüpfend an dieſe kurzgefaßte Geſchichte der Mutterſprache erwarten wir eine anregende Darſtellung der gemeinen hochdeutſchen Schriftſprache unſerer Zeit. Dieſe Darſtellung iſt nicht gedacht in der Form einer grammatiſchen Überſicht oder eines Nachſchlagebuches, ſondern als lebendige und anſchauliche Erörterung der hauptſächlichſten Eigentümlichkeiten unſrer Sprache in ihrem Lautſtande, ihren Betonungsgeſetzen, ihrer Wortbiegung und Wortbildung, ihrem Satzbau, ihrer Ausdrucksfähigkeit. Daran ſchließe ſich eine kurze Auseinanderſetzung der Grundbedingungen eines reinen, unbefangenen und edlen Gebrauches der Mutterſprache in Wort und Schrift. Es ſoll demnach über unſre Sprache als das Werkzeug fortſchreitenden Geiſtes in einer Weiſe gehandelt werden, welche geeignet iſt, die mechaniſche Auffaſſung vom Weſen der Sprache zu bekämpfen und die weiten Kreiſe der Gebildeten zu feſſeln und zu unterrichten. Die Preisarbeiten ſind, mit einem Wahlſpruche verſehen, bis zum 1. Auguſt 1890 dem Vorſitzenden, Muſeumsdirektor Prof. Dr. H. Riegel in Braun-

schweig, einzusenden. Beizufügen ist ein mit dem gleichen Wahlspruche bezeichneter verschlossener Brief, welcher den Namen des Bewerbers enthält. Das Preisgericht ist zusammengesetzt aus den Herren:

Professor Dr. Burdach in Halle a. d. S.,
Geh. Justiz-Rat Professor Dr. Felix Dahn in Breslau,
Geh. Regierungs-Rat Professor Launhardt in Hannover,
Schriftsteller Dr. Wilhelm Lauser in Wien,
Oberlehrer Dr. Otto Lyon in Dresden,
Rektor Dr. Pressel in Heilbronn a. N.
Professor Dr. Rödiger in Berlin,
Direktor Professor Dr. B. Suphan in Weimar,
Professor Dr. Wackernell in Innsbruck,
Direktor Professor Dr. Waetzoldt in Berlin.

Der Verein behält sich das Verlagsrecht auf drei Jahre, vom Tage der Verkündigung des Spruches an gerechnet, vor.

— Das Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens bringt im Novemberhefte einen Aufsatz vom Oberlehrer Ludwig Rudolph in Berlin, dem Altmeister auf dem Gebiete der deutschen Stilistik: „Über Mißhandlung unserer Muttersprache auf dem Gebiete der Tagespresse". Wir empfehlen den trefflichen Aufsatz der Beachtung der Fachgenossen.

Neu erschienene Bücher.

Boll, Hermann, 430 deutsche Vornamen als Mahnruf für das deutsche Volk. Leipzig, G. Fock. 22 S. Preis M. 0,50.

Conrads, Prof. Dr., Altdeutsches Lesebuch in neudeutschen Übersetzungen. Für die oberen Klassen höherer Schulen sowie für den Alleingebrauch mit Anmerkungen. Leipzig, Karl Bädeker 1889. XII, 296.

Hessel, Karl, Dichtungen von Heinrich Heine, ausgewählt und erläutert, Bonn, Eduard Webers Verlag 1887. 349 S.

Philips, Karl, Oberlehrer an der höheren Bürgerschule in Köln, Lokalfärbung in Shakespeares Dramen. Programm 1887 und 1888.

Reichel, Walther, Von der deutschen Betonung. Leipziger Dissertation, Jena, Frommannsche Buchdruckerei 1888. 35 S.

Schulz, Dr. Bernhard, Regierungsrat, Deutsches Lesebuch für höhere Schulen. 1. Teil. Für untere und mittlere Klassen. 8. Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1888. Preis M. 2,65.

Vogel, Th., Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt. Leipzig, B. G. Teubner 1888. IV, 199.

Wernecke, Dr. Bernhard, Ausgewählte Oden und Elegien nebst einigen Bruchstücken aus dem Messias von F. G. Klopstock. Mit erklärenden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters. 2. Auflage. Paderborn, F. Schöningh 1888. X, 255. Preis M. 1,80.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9 II.

Eine schulmäßige Darstellung des Unterschiedes von Haupt- und Nebensatz.

Von **Bernhard Maydorn** in Ratibor.

Die Notwendigkeit für den Unterricht in der Interpunktionslehre durch eingehendes Studium gewisse Grundlagen für praktische Übungen zu gewinnen führt in erster Reihe dazu, den syntaktischen Bedingungen des Lesezeichensatzes genauer nachzugehen. Denn wenn die Regeln für den Gebrauch des Kommas, Punktes ꝛc. auch noch so übersichtlich und zweckdienlich sind, — und oft ist das gar nicht einmal der Fall — so wird ihre Anwendung geradezu unmöglich durch die, wie es scheint, nicht auszurottende Unsicherheit im Unterscheiden zwischen Haupt- und Nebensatz. Die folgenden Zeilen wollen auf Grund praktischer Versuche in der Schule das Wichtigste über diesen Gegenstand in einer vielleicht auch für andere brauchbaren Gestalt zusammenfassen.

Die landläufige Regel für die Unterscheidung von Haupt- und Nebensatz lautet in der Form, wie sie Wilmanns (deutsche Schulgrammatik I^6 § 150) giebt: „Man kann den Nebensatz meistens daran erkennen, daß in ihm das verbum finitum am Ende steht." Der Wortlaut deutet an, daß die Regel den Unterschied nicht erschöpfen will. Auch Erdmann (in dieser Zeitschrift I, 159) erkennt an, daß die verbale Wortfolge nicht als einziges Kennzeichen der Nebensätze gelten kann. Man kommt mit diesem Unterscheidungsmerkmale sofort in die Brüche, wenn man, wie es in der Natur der Sache begründet ist, die ersten Übungen nach dieser Richtung hin am einfachen nackten Satze macht, sowie an Nebensätzen, die von allem attributiven und adverbiellen Beiwerke frei sind. Sätze, wie „er schlief" und „während er schlief" sind aus der Wortstellung allein nicht zu bestimmen. Es giebt also eine, wiewohl seltener vorkommende Art von einfachen Aussagesätzen, in denen das verbum finitum dieselbe Stellung inne hat, wie im Nebensatze. Es genügt ferner nicht, hier nur auf die Einleitung des Nebensatzes durch eine Konjunktion hinzuweisen, denn in vielen Fällen findet man sich damit nur einer neuen Schwierigkeit gegenüber, der Unterscheidung zwischen Adverb und Konjunktion. Wenn man dann in Sätzen, wie: „da liegst du" und: „da du liegst", ... die Beschaffenheit des einleitenden „da" umgekehrt aus der Natur des Satzes als Haupt- oder Nebensatz erklären wollte, dann wäre der Kreislauf fertig

und der Lernende in seiner grammatischen Erkenntnis nur um ein gutes Teil verworrener, als vorher.

Wird hier also durch die Regel die Grenze zu weit gezogen, so ist sie auf der andern Seite wieder zu enge. Außerhalb derselben fallen eine Reihe von Nebensätzen, in denen das Prädikatsverbum nicht am Ende, sondern am Anfange steht, nämlich alle jene Konditional- und Konzessivsätze, denen die Einleitung durch eine Konjunktion fehlt. Daß man diese nicht, wie andere noch zu besprechende Satzarten, zunächst ganz aus dem Spiele lassen kann, verbietet sich durch ihr öfteres Vorkommen selbst in Lesestücken, die man kleineren Schülern vorzulegen pflegt, wie z. B. in den Grimmschen Märchen.

Will man also dem Anfänger mit einem nutzbaren Merkmale für die Unterscheidung von Haupt- und Nebensatz an die Hand gehen, so wird dasselbe die durch das „meistens" in der erwähnten Regel angedeutete Lücke so ausfüllen müssen, daß weder auf der einen Seite der Unterschied von Adverb und Konjunktion vorausgesetzt zu werden braucht, noch auf der andern die Stellung des Prädikatsverbums als allein bezeichnend gilt. Man spare sich also die Einübung jenes Unterschiedes, wenigstens soweit Verwechselungen überhaupt möglich sind, für die Zeit auf, wo Haupt- und Nebensatz mit Sicherheit erkannt werden, und spreche nur von einer Einleitung des Satzes im allgemeinen, die nicht Subjekt (nebst seinen vorangestellten Attributen) und nicht Prädikat, aber sonst jeder Satzteil sein darf. Dazu nehme man dann noch die Stellung des Prädikats, aber nicht absolut, ob es am Ende des Satzes steht oder nicht, sondern in seinem Verhältnisse zum Subjekte, und gebe der Reihenfolge Subjekt-Prädikat eine bestimmte Bezeichnung, etwa: gerade Wortstellung, desgleichen der Reihenfolge Prädikat-Subjekt: ungerade Wortstellung. Faßt man diese beiden Merkmale zusammen, so läßt sich folgende auf die überwiegende Mehrheit der Fälle passende Regel aufstellen:

1. Sätze ohne Einleitung mit gerader Wortstellung sind Hauptsätze, z. B.: ihr wundert euch.[1]) — die Vögel sangen. — die Tochter setzte sich.
2. Sätze ohne Einleitung mit ungerader Wortstellung sind Nebensätze, z. B: wollt ihrs versuchen, ... — habe ich erst die eine Hexe, ...
3. Sätze mit Einleitung und gerader Wortstellung sind Nebensätze, z. B: wenn sie weinte, ... — daß du hinausgehst, ... — als sie sich umsahen, ...
4. Sätze mit Einleitung und ungerader Wortstellung sind Hauptsätze, z. B.: da kam er in eine große Stadt. — auch ist mein Haus nicht so weit.

---

1) Die Beispiele sind sämtlich aus einem Grimmschen Märchen: „Die Gänsehirtin am Brunnen", das in Lesebüchern wohl mehrfach abgedruckt ist.

Zur Erläuterung des Begriffes Einleitung ist folgendes hinzuzufügen: Die dem Subjekte unmittelbar vorangestellten Attribute: Artikel, Adjektiv, Pronomen, Zahlwort, Particip, werden mit dem Substantiv zusammen als grammatische Einheit angesehen, gelten also nicht als Einleitung. Tritt dagegen die Apposition mit „als" vor das Subjekt, so bewirkt sie Inversion; der Hauptsatz hat dann ungerade Wortstellung, die vorangestellte Apposition muß also als Einleitung gelten.

Von Konjunktionen bleiben ohne Einfluß auf die Wortfolge: und, sondern, aber, allein, denn, nämlich, oder, entweder. Diese acht müßten besonders eingeprägt und mit den vorangestellten Attributen des Subjekts als Ausnahme gemerkt werden.

Der Schüler ist dann nur noch auf zweierlei aufmerksam zu machen. Erstens, daß nicht nur das „so", bez. „da" des Nachsatzes, sondern, wo dieses fehlt, der ganze Vordersatz als Einleitung gilt, daher denn der Hauptsatz als Nachsatz auch ohne einleitendes „so" ungerade Wortstellung hat.[1]) Sodann daß bei eingeschobenen Sätzen, wie: „sagte er", „entgegnete sie", der voraufgehende Teil der Rede als Einleitung zu betrachten ist (vgl. Erdmann, Syntax § 208).

Demnach sind folgende acht Arten der Einleitung möglich:

1. Alle unterordnenden Konjunktionen, z. B.: weil ihn niemand kannte. Ferner, die Stelle an der Spitze des Satzes vorausgesetzt:
2. alle beiordnenden Konjunktionen außer den genannten acht: zwar ist mein Vater kein Bauer. — freilich hab ich dirs sauer genug gemacht.
3. alle Adverbien und adverbiellen Ausdrücke: endlich rutschte die Alte herab. — unter beständigem Ächzen stieg er den Berg hinauf.
4. alle attributiven Bestimmungen außer den zum Subjekte gehörigen und unmittelbar vor demselben stehenden: zitternd, wie ein Espenlaub, lief sie zu dem Hause zurück. — voll Freude gingen sie weiter.
5. die vorangestellte Apposition: als Vater der Götter und Menschen wird er Allvater genannt.[2])
6. jeder Objektskasus: ihr hats nicht geschadet. — dem Jünglinge zitterten die Knie. — mein Königreich habe ich verschenkt. — den König hat bald nachher seine große Härte gereut.

   Endlich:
7. das „so" oder „da" des Nachsatzes, bez. der ganze Vordersatz: ..., so will ich euch schon ein gutes Trinkgeld geben — ..., da ließ der

---

1) Die Ausnahmen hiervon s. unten S. 102.

2) Dieses Beispiel aus einem Stücke über Wodan von W. Wägner (aus W.s Buche: „Unsere Vorzeit"), abgedruckt im Lesebuche von Hopf und Paulsiek für IV. Die andern alle aus der „Gänsehirtin".

König alle drei Schwestern vor seinen Thron kommen — ..., fing sie bitterlich an zu weinen.

8. der einem eingeschobenen Satze vorangehende Teil der Rede: — steh auf, sagte sie, ... — aber Mütterchen, sprach er, ...

Was ferner die Wortstellung anlangt, so ist zu betonen, daß als Prädikat in Rücksicht auf die Stellung zum Subjekte nicht der ganze Komplex von Worten zu gelten hat, den man in der Syntax des erweiterten Satzes unter diesem Namen begreift, auch nicht die ganze Verbalform in zusammengesetzten Zeiten, sondern nur das verbale Flexionswort, mag dasselbe nun ein volles Verbum sein oder ein Hilfsverb. Denn nur dieses wechselt seine Stellung im Satze, und abgesehen von den selteneren Fällen, wo andere Satzteile zum Zwecke logischer Hervorhebung die durch den Satzton gehobene Stelle am Ende einnehmen, (vgl. Erdmann, Syntax § 214) bleibt dieselbe in Haupt- und Nebensätzen mit und ohne Einleitung ausschließlich den nominalen und adverbialen Teilen des Prädikats vorbehalten. Nur im einzelnen, in der Stellung der trennbaren Präpositionen, der Reflexiva, der Infinitive und Participien sind auch hier noch kleine Unterschiede zu beachten. Genau übereinstimmend ordnen sich die Worte in Nebensätzen ohne und in Hauptsätzen mit Einleitung: „hat er sich gesetzt" und „endlich hat er sich gesetzt". Uneingeleitete Hauptsätze stellen das Subjekt vor das Prädikatsverb: „er hat sich gesetzt", und Konjunktionssätze lassen das letztere ganz ans Ende treten: „nachdem er sich gesetzt hat".

Schematisch lassen sich diese Verhältnisse in folgender Weise darstellen, wobei s das Subjekt, e die Einleitung, pv das Prädikatsverbum, pb die Prädikatsbestimmungen bedeutet:

	Ohne Einleitung.	Mit Einleitung.
Hauptsätze . . .	s. pv. pb.	e. pv. s. pb.
Nebensätze . . .	pv. s. pb.	e. s. pb. pv.

Besonders verdient noch erwähnt zu werden, daß auch die Hauptsätze, welche mit „es" als sogenanntem grammatischem Subjekte anfangen, hiernach keine Schwierigkeiten machen. Denn entweder wird das Fürwort als Subjekt erkannt und begriffen, und dann ist das Ganze ein Hauptsatz ohne Einleitung mit gerader Wortstellung, oder das logische Subjekt wird gefunden, dann verliert das Pronomen seine Subjektsbedeutung, es wird als Einleitung aufgefaßt, und der Satz ist ein Hauptsatz mit Einleitung und und ungerader Wortstellung.

Die Regel macht nicht den Anſpruch für alle Fälle auszureichen. Es wird auch hier noch eine Reihe von Sätzen übrig bleiben, welche einer Einordnung in das aufgeſtellte Schema widerſtreben. Allein die Anzahl derſelben iſt weſentlich geringer, als bei der gewöhnlichen Definition der Nebenſätze, und vor allem laſſen ſich die auszunehmenden Satzarten hiernach unter gewiſſen Geſichtspunkten überſichtlich zuſammenſtellen. Wird dadurch im allgemeinen eine deutliche Grenze zwiſchen Haupt- und Nebenſatz gezogen, ſo kommt für den praktiſchen Gebrauch in der Schule noch ein anderes in Betracht. Auf einzelne der außerhalb der Regel fallenden Satzarten, wie auf die imperativiſchen und die unabhängigen Frageſätze, muß man doch wegen ihrer beſonderen Bedeutung von vornherein aufmerkſam machen; andere kommen namentlich in Leſeſtücken der Unterſtufe nur ſo ſelten vor, daß man ſie zunächſt außer acht laſſen kann, ſo beſonders die nichtinvertierten Hauptſätze nach bedingendem oder einräumendem Vorderſatze, während ſie ſpäter unter allen Umſtänden eine geſonderte Behandlung verlangen. Diejenigen Sätze aber, welche Erdmann in dieſer Zeitſchrift (I, 167. 170 vgl. Syntax § 199, 185. 188) als ergänzende Nebenſätze ohne Bindewort und als konzeſſive und konditionale Vorderſätze bei nicht invertiertem Nachſatze anführt, fallen ſo außerhalb aller ſyntaktiſchen Fügung, daß man ſie als eine beſondere Gruppe parataktiſcher Gefüge in der deutſchen Satzlehre behandeln ſollte.

Demnach können alle dieſe Sätze in drei Abteilungen geſondert betrachtet werden. Es ſind im Ganzen elf Arten (bez. 3, 5, 3.). Bei näherem Zuſehen läßt ſich dieſe Zahl auf ſechs zurückführen.

I. Auf der Unterſtufe zu behandeln ſind:

1. Die imperativiſchen Sätze, in denen das angeredete Subjekt ausgedrückt iſt, z. B: ſeht ihr![1]) — geh du ins Haus hinein!
2. Die unabhängigen Frageſätze: wollt ihr mir helfen?
3. Die Relativſätze, in denen das Relativum Subjekt iſt: Perlen, die ihr aus den Augen gefloſſen ſind;

jene beiden Arten: Hauptſätze ohne Einleitung mit ungerader Wortſtellung, dieſe letzteren: Nebenſätze ohne Einleitung mit gerader Wortſtellung. Hinſichtlich der Relativſätze wäre noch zu bedenken, ob man in der Schulpraxis nicht ganz davon abſehen könnte, daß alle andern, in denen das Fürwort ein Caſus obliquus iſt, mit der Regel zuſammenſtimmen, ſo daß man ſämtliche Relativſätze als eine beſondere Art zuſammenfaßte. Jedenfalls werden ſie ebenſo, wie die imperativiſchen und die direkten Frageſätze ſich ohne Schwierigkeiten einprägen laſſen. Daß für den

1) Die Beiſpiele, wie oben, aus der „Gänſehirtin".

Anfangsunterricht in der Satzlehre nur diese drei in Aussicht genommen sind, wird nicht befremden. In den überaus seltenen Fällen, wo Lesestücke der Unterstufe einen der folgenden Sätze enthalten, kann, wie es ja im Unterrichte so oft geschehen muß, mit einer kurzen vorläufigen Erklärung darüber hinweggegangen werden.

II. Späterhin sind dann folgende 5 Satzarten durchzunehmen:

1. Wunschsätze: könnt ich mit Ehren von ihnen kommen! (Goethe, Götz V, 5[1]) — dürften wir nur so einmal an die Fürsten! (Götz I, 1.)
2. Ausrufsätze: was das ein Geldspiel kost't! Götz II, 10 — daß du dich nit unterstehst zu verraten, wem wir dienen. (Götz I, 1).
3. Sätze mit nachdrücklicher Hervorhebung des Verbs: ist mir mancher schöne Thaler nebenausgegangen. (Götz II, 10.)
4. Sätze mit eingeschobenem „doch" oder „ja": möcht ich doch nicht gern zu ängstlich, möcht ich nicht undankbar erscheinen. (Goethe, Tasso I, 3.) — wußt' ichs ja, du würdest deinen Knaben nicht verletzen. (Schiller, Tell III, 3.)
5. Nachsätze nach konditionalem oder konzessivem Vordersatze mit der Wortfolge des uneingeleiteten Hauptsatzes: wär ich letzt dabei gewesen, ihr hättet die Armbrust nicht verloren. (Götz I, 2.) — wenn Uri ruft, wenn Unterwalden hilft, der Schwyzer wird die alten Bünde ehren. (Tell I, 4). — ist gleich die Zahl nicht voll, das Herz ist hier des ganzen Volks, die Besten sind zugegen. (Tell II, 2.) — und wohnt er droben auf dem Eispalast des Schreckhorns oder höher, wo die Jungfrau seit Ewigkeit verschleiert sitzt, ich mache mir Bahn zu ihm. (Tell I, 4.)

Die Erklärung dieser Abweichungen ist, wenn auch nicht unmittelbar ersichtlich, doch nicht schwer zu finden und zu verstehen. Bei den Wunschsätzen ist die Wortstellung dieselbe, wie in den bedingenden und einräumenden Vordersätzen ohne Konjunktion, und eine Analogie dieser Sätze wird sich nicht bestreiten lassen. Dem Sinne nach ist von der Aufstellung einer nicht durchaus als unmöglich gedachten Bedingung zum Ausdrucke eines Wunsches, und umgekehrt, nur ein kleiner Schritt. Jeder konditionale Vordersatz im Konjunktiv kann durch Weglassung des Nachsatzes zu einem Wunschsatze, und jeder Wunschsatz durch Ergänzung eines entsprechenden Nachsatzes zum Bedingungssatze gemacht werden. Von den Beispielen, welche Erdmann (Syntax § 211, 2) für diese Art von Sätzen anführt, widerstrebt einer solchen Umwandlung nur das aus der Iphigenie

1) Bei den Beispielen aus Goethes Götz (Bearbeitung von 1773) entsprechen die arabischen Ziffern der Zahl des betreffenden Scenenwechsels innerhalb der einzelnen Aufzüge.

(IV, 5): „Es fürchte die Götter das Menſchengeſchlecht!“ Meines Erachtens gehört das aber auch nicht unter die Sätze, welche das Verbum an erſter Stelle haben. „Es“ als ſogenanntes grammatiſches Subjekt iſt vollwichtig genug, um ſolchen Sätzen ihre Unterordnung unter Erdmanns erſten Typus, Verbum an zweiter Stelle (§§ 206—210), zu ſichern.

Ähnlich iſt es mit der zweiten Art, den Ausrufſätzen. Nach Wortfolge und Bedeutung ſtellen ſie ſich zu den ſonſt gewöhnlich Objektsſätze genannten Nebenſätzen, die Erdmann (in dieſer Zeitſchrift I, 172) mit beſſerem deutſchen Ausdrucke ergänzende Nebenſätze nennt, und zwar im einzelnen als daß-Sätze und abhängige Frageſätze. Auch hier läßt eine einfache Ergänzung eines regierenden Verbums die Analogie der betreffenden Nebenſätze klar erkennen. Ausrufe in Form von Nebenſätzen nennt ſie auch Erdmann (Zeitſchrift I, 159).

An eine Ellipſe des Hauptſatzes würde auch ich in beiden Fällen nicht denken. Dennoch iſt die Form der Sätze derjenigen der Nebenſätze zu gleichartig, um ſie ſchlechthin als Hauptſätze zu bezeichnen. Und da man mit dem Worte Nebenſatz in der Satzlehre nicht mehr ausſchließlich den Begriff des Sekundären, an ſich Unſelbſtändigen verbindet, ſondern darunter auch einen beſtimmten Typus von Sätzen in Wortfolge und Färbung des Sinnes verſteht, ſo wird man darin vielleicht nicht eine contradictio in adjecto ſehen, wenn für beide Satzarten der Name „ſelbſtändige Nebenſätze“ vorgeſchlagen wird. Der praktiſche Nutzen dieſer Anſchauung liegt darin, daß ſie als Nebenſätze betrachtet ſich unſerer Unterſcheidungsregel (S. 98 f.) einfügen, von den Ausnahmen alſo zu ſtreichen ſind.

Dahingegen wird man ſich beſcheiden müſſen, in den unter 3. 4. 5. angeführten Satzarten Hauptſätze mit unregelmäßiger Wortfolge zu ſehen.

Daß in den Sätzen mit nachdrücklicher Hervorhebung des Verbs „es“ weggelaſſen ſei, läßt ſich nach dem von Erdmann (Syntax § 112, 1) angeführten Beiſpiele aus dem „jungen Goethe“ nicht mehr behaupten, obwohl viele derartige Sätze ſchwerlich würden aufzutreiben ſein. Wohl aber kann die Wortſtellung durch Ellipſe einer andern Satzeinleitung, wie: „nun“ „da“ „ſo“ oder dergleichen erklärt werden, und eine ſolche Auslaſſung würde ſich auch aus dem „volkstümlich lebhaften“ Sinne der Rede recht wohl herleiten laſſen.

Die Sätze mit eingeſchobenem „doch“ oder „ja“ vergleichen ſich den eingeſchalteten Sätzen, wie: ſprach er, rief ſie. Überall wird ſich auch hier aus dem Zuſammenhange leicht eine Ergänzung des Sinnes in der Form finden laſſen, daß aus dem ſelbſtändigen Satze ein eingeſchobener wird.

Was endlich die Nachſätze mit gerader Wortſtellung betrifft, ſo kann die Behauptung, daß die abweichende Wortfolge ihren Grund in

der nachdrücklichen Hervorhebung des Satzinhaltes habe, nur halb befriedigen. Dem gegenwärtigen Stande der deutschen Satzbildung mag diese Erklärung entsprechen, aber alle Anomalien derselben müssen auch ihren historischen Grund haben, und der ist für diesen Fall nur zu finden, wenn man der Entstehung der konjunktionslosen konditionalen und konzessiven Sätze überhaupt nachforscht. Dabei ist zu beachten, daß der einräumende Satz im Grunde genommen nur eine Abart des konditionalen, die Einräumung nur eine gewisse, negative Färbung der Bedingung ist. Nun ist oben (S. 102) schon auf die innere Verwandtschaft der konditionalen und der Wunschsätze hingewiesen worden. In den letzteren wird man daher den Ursprung aller konditionalen und konzessiven Nebensätze suchen dürfen. Es liegt nahe folgende Entwicklungsreihe anzunehmen:

1. Der Wunschsatz ist ein Hauptsatz ohne jede Abweichung in der Wortstellung. Wir haben diese Form noch da, wo der Wunsch nur durch den Optativ des Prädikatsverbums ausgedrückt wird, z. B.: Gott schütze dich!
2. Der Wunsch wird dringender gestaltet durch nachdrückliche Hervorhebung seines Hauptbegriffes, des Prädikats. Dasselbe tritt an die Spitze des Satzes, z. B.: Wollte Gott!
3. Der Inhalt des Wunsches wird als verwirklicht gedacht, und in einem Nachsatze die mögliche Folge dieser Verwirklichung angegeben. Der Nachsatz behält aber zunächst noch seine natürliche Wortstellung bei. Dies ist der Fall, wie er in den oben angeführten Sätzen vorliegt.
4. Vorder- und Nachsatz dieses nunmehr konditionalen Gefüges werden dadurch zu einer syntaktischen Einheit verschmolzen, daß der letztere seine natürliche Wortstellung aufgiebt und so den Charakter des Unselbständigen, Ergänzungsbedürftigen annimmt. Das ist heute die gewöhnliche Art konditionaler und konzessiver Satzgefüge.[1])

Nebenbei sei bemerkt, daß die mit einer Konjunktion eingeleiteten einräumenden und bedingenden Sätze sich ganz entsprechend von temporalen Nebensätzen und weiter zurück von Hauptsätzen mit einer adverbiellen Zeitbestimmung herleiten lassen.

---

1) Es soll mit dieser Ableitung nichts behauptet werden, was im Widerspruche stünde zu dem von Hildebrand (Vom deutschen Sprachunterrichte[3], S. 86 flg.) über die Betonung der Bedingungssätze Gesagten. Wenn dieselben hiernach mit den Fragesätzen eng verwandt erscheinen, so schließt das ihre Herkunft von den Wunschsätzen nicht aus. Wunsch und Frage gehen ja in bestimmten Formen, wie z. B.: wärest du hier geblieben! (?) nur durch eine gewisse Abtönung des musikalischen Satzaccentes auseinander. Ganz derselbe Unterschied besteht zwischen Wunsch und Bedingung. Man könnte also die Fragesätze etwa noch als Mittelglied zwischen 2 und 3 einfügen, würde aber damit nach Wortfolge und Betonung keinen neuen Satztypus gewinnen.

Genau beſehen, liegt alſo in den unter 5 angegebenen Satzformen die parataktiſche Zuſammenfügung eines Wunſchſatzes und eines reinen Ausſageſatzes, und in dieſem Sinne ſtellen ſich dieſelben neben die folgenden Satzarten, in denen von Syntax vollends keine Rede ſein kann.

III. Sätze, die im Anfangsunterrichte gar keiner Erklärung bedürfen und erſt auf der Oberſtufe gelegentlich von allen ſyntaktiſchen Gefügen geſondert zu beſprechen ſind.

1. Ergänzende Sätze nach Verben des Sagens, Wahrnehmens und Denkens (vgl. Erdmann, Syntax § 199): ich ſage dir, Knabe, es wird eine teure Zeit kommen. (Götz I, 2.) — ich bitt euch, Weislingen, bedenkt, ihr redet mit mir! (Götz II, 6.) — ich wett, er hat mich nicht erkannt. (Götz I, 3.) — wie wir ſahen, ihr wolltet nicht heraufkommen, ritten wir herab. (Götz III, 6.) — erfahren ſie, du biſt bei mir, ſo ſchicken ſie mehr. (Götz III, 4.) — ich weiß, er wünſcht ſich manchmal lieber tot. (Götz III, 20.) — ich wollt, ſie ſtünden, und ich hätt eine Kugel vorm Kopf. (Götz III, 13.) — ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. (Götz, letzter Auftritt.)
2. Bedingende Sätze mit eingeſchobenem „denn". (Erdmann, Syntax § 188): ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn. (Luther. 1. Moſe 32, 26.) — und kommt man hin, um etwas zu erhalten, erhält man nichts, man bringe denn was hin. (Goethe. Taſſo I, 4.)
3. Einräumende Sätze, oft mit eingeſchobenem „auch". (Erdmann, Syntax § 185): und wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt, iſt ein Barbar, er ſei auch, wer er ſei. (Taſſo V, 1.) — es ſei an Jahren, an geprüftem Wert, an frohem Mut und Willen weich ich keinem. (Taſſo II, 3.) — wenn dieſes Herz, es ſei auch, wo es will, dir fehlt und ſich, dann ſtrafe, dann verſtoße. (Taſſo II, 4.)

Der Konjunktiv, welcher in den unter 1 angezogenen Sätzen nach gewiſſen Verben ſteht, darf nicht als Andeutung des Abhängigkeitsverhältniſſes betrachtet werden. Er ſteht teils in potentialem Sinne, um den Inhalt des Satzes nur als Annahme zu kennzeichnen, teils (nach Verben des Wünſchens) als Optativ, und kommt in beiden Verwendungen, wenigſtens als Konjunktiv Perfekti (vulgo: Imperfekti), auch in alleinſtehenden Sätzen vor (vgl. Erdmann, Syntax § 198). In den beiden andern Satzarten verſteht ſich der Konjunktiv aus der Analogie der Wunſchſätze, die wir oben ganz allgemein für alle konjunktionsloſen Konditional- und Konzeſſivſätze in Anſpruch nahmen.

Von den ergänzenden Sätzen ſagt Erdmann (§ 199): „Im Nhd. haben dieſe unverbundenen Sätze ſtets ſelbſtändige Wortſtellung (Verb an zweiter Stelle) und können daher nur deshalb, weil ſie inhaltlich eine

Ergänzung des ihnen voranstehenden Satzes geben, als dessen Nebensätze betrachtet werden." Von der Besonderheit der beiden andern Arten steht bei ihm in den betreffenden Paragraphen (185. 188) nichts. Und doch sind sie von den übrigen dort angeführten Beispielen durch die Wortstellung deutlich unterschieden. Auch für sie gilt mutatis mutandis, was Erdmann von den ergänzenden Sätzen sagt: sie sind nur insofern Nebensätze, als sie inhaltlich mit den Nachbarsätzen ein Ganzes bilden. Warum aber soll, wie es mit der Einordnung dieser Satzarten unter die Nebensätze geschieht, ein Unterschied, der auch für das Auge des Anfängers deutlich ist, verwischt werden? Man kann das vermeiden, wenn man die Sätze als Hauptsätze gelten läßt, d. h. wenn man von der syntaktischen Verbindung der Gedankeneinheit absieht und die Zusammenfügung der einzelnen Teile als Parataxe erklärt. Irgend welche Bedenken scheinen dem nicht entgegen zu stehen. Im Gegenteile: zu einer Zeit, wo alles, selbst in der Schule schon, auf eine mehr oder minder geschichtliche Behandlung der Grammatik hindrängt, ist es fast verwunderlich, daß die begreiflichste Erscheinung der historischen Syntax, der allmähliche Übergang von der Nebenordnung der Sätze zur Unterordnung, so ganz unbeachtet bleibt. Eine systematische geschichtliche Satzlehre müßte diesen Übergang mit all seinen Folgen für Wortstellung, Satzton und Bedeutung entwickeln, in der Schule wird schon der Hinweis auf die noch vorhandenen Reste parataktischer Zusammenfügung mit einer kurzen Bemerkung über deren Alter und Verhältnis zur Syntax einen erfrischenden Ausblick gewähren auf das wundersame Wirken des Sprachgeistes, das nicht nur in der Bildung und Verwendung der Laut- und Wortformen, sondern auch in der Entstehung und Zusammenfügung der Satzarten erkennbar ist. Und wie leicht ist das dem Schüler verständlich zu machen, der mit großer Mühe von dem ersten Herlallen einer kunst- und schmucklosen, rein parataktischen Erzählung zu der Anwendung einer verwickelten Syntax vordringen, also an sich selbst den Übergang durchmachen muß!

In der Bezeichnung der betreffenden Sätze als Nebensätze liegt aber auch eine Inkonsequenz. Man betrachte z. B. Satzgefüge, wie: er war noch nicht lange gegangen, so sah er in der Dämmerung zwei Gestalten (Grimm, „Gänsehirtin") und: graben mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln (Luther, Luk. 16, 3). Hier ist in beiden Fällen deutlich ein Vorder- und ein Nachsatz zu unterscheiden, dieser obendrein beide Male mit dem kennzeichnenden „so", jener einmal mit temporalem, das andere Mal mit kausalem Sinne; und doch wird kaum jemand die beiden Vordersätze als temporale bez. kausale Nebensätze bezeichnen wollen. Hier liegt dieselbe Satzverbindung vor, wie in den konditionalen und konzessiven Sätzen unter III, 2. 3, eine Parataxe, wo die neuerliche Satz-

bildung die Syntax vorziehen würde. Alle dieſe Satzarten ſind alſo gleichmäßig zu behandeln und als Hauptſätze zu bezeichnen, die mit den andern Teilen der inhaltlichen Einheit parataktiſch verbunden ſind. Damit fällt zugleich ihre Ausnahmeſtellung gegenüber unſerer Regel (S. 99) und die Notwendigkeit ihrer ſchon im Anfangsunterrichte beſonders zu gedenken. In den mittleren bez. oberen Klaſſen höherer Schulen kann dann neben der Syntax gelegentlich auch von der Parataxis die Rede ſein, und hier würden als Gefüge nebengeordneter Sätze Verbindungen zu erwähnen ſein mit 1. ergänzenden, 2. temporalen, 3. kauſalen, 4. konditionalen, und 5. konzeſſiven Hauptſätzen.

Als Ergebnis der ganzen Unterſuchung läßt ſich endlich folgendes aufſtellen:

(Das geſperrt Gedruckte als Lernſtoff der Unterſtufe.)

1. Syntaxis.

Hauptſätze ſind

a) der Regel nach:

1. alle Sätze ohne Einleitung mit gerader Wortſtellung.
2. alle Sätze mit Einleitung und ungerader Wortſtellung.

b) gegen die Regel:

1. die imperativiſchen Sätze.
2. die unabhängigen Frageſätze.
3. die Sätze mit nachdrücklicher Hervorhebung des Verbs, bez. mit Ellipſe einer adverbiellen Einleitung.
4. die Sätze mit eingeſchaltetem „doch" oder „ja".

Nebenſätze ſind

a) der Regel nach:

1. alle Sätze mit Einleitung und gerader Wortſtellung.
2. alle Sätze ohne Einleitung mit ungerader Wortſtellung.

(Hierzu auch als „ſelbſtändige Nebenſätze" die Wunſch- und Ausrufſätze.)

b) gegen die Regel:

die Relativſätze, in denen das Relativum Subjekt iſt. (5. Ausnahme von der Regel.)

Den Übergang von der Syntax zur Parataxe vermitteln die nicht invertierten Hauptſätze nach konditionalem und konzeſſivem Vorderſatze. (6. Ausnahme.)

2. Parataxis.

Hauptsätze sind alle unverbundenen Sätze, und zwar:

a) ergänzende Hauptsätze.
b) bestimmende, nämlich
   1. zeitbestimmende,
   2. begründende,
   3. bedingende,
   4. einräumende.

Die letzten fünf Formen könnte man im Gegensatze zu den oben „selbständige Nebensätze" genannten Satzarten auch als „unselbständige Hauptsätze" bezeichnen.

Aus Romanen und Novellen.

Von **Rudolf Dietrich** in Hottingen bei Zürich.

Vornehmlich eine Beobachtung, die man in unserer Schulbücherlitteratur ungemein oft machen kann, neuerdings auch in Twiehausens „Naturgeschichte", veranlaßt mich, den Fachgenossen einen Plan vorzulegen und für dessen Ausführung gleich etliche Beispiele zu bringen. Trotz aller Gewissenhaftigkeit ist es Herrn Twiehausen und andern, die ein ähnliches Bestreben äußern, nicht gelungen, litterarische Zugaben von ihren Büchern fern zu halten, die vor der Kritik nicht bestehen. Und warum? Es herrscht Mangel an wertvollen Dichtungen für die Unterstufe. Und solange bei Kinderpoeten und Jugendschriftstellern keine Wendung zum besseren eintritt, müssen wir bei anderen das Erwünschte suchen. Wir finden es in Dichtungen, welche für Erwachsene geschrieben wurden, und zwar dort so zahlreich, daß die Mühe des Suchens gering ist. Was der Volksschullehrer dann dem einzelnen Stücke noch beizufügen oder von ihm wegzunehmen hat, ist ebenfalls nicht viel und mit ein wenig Feingefühl und Geschick schnell erledigt. Da wir nur bei Meistern suchen, braucht uns um die Kritik nicht bange zu sein.

In meiner Auswahl habe ich nicht bloß die Unterstufe und auch nicht bloß die Naturkunde berücksichtigt — um zu beweisen, daß meine Quellen gar mannigfache Heilkräfte enthalten.

„Aus Romanen und Novellen" — sagt der Titel. Allerdings waren diese beiden Dichtungsarten die Hauptquellen. Doch bringe ich auch allerhand andere passende Lesefrüchte, besonders Gedichte, die vereinzelt auftauchen. Alles aber stammt von solchen Männern, die wirklich zu den edelsten Bürgern in jenem unermeßlichen Reiche des Gedankens gehören, und die jenes geflügelte Werkzeug, das Wort, meisterhaft zu führen vermögen.

Ausdrücklich betone ich noch, daß es ſich nicht um Sprachſtücke handelt, nicht um Poeſien, die wie Dichtungen aus dem Leſebuche beſprochen werden ſollen. Eignen ſich manche der ausgewählten Stücke dazu — gut, dann mögen ſie gelegentlich auch ſo benutzt werden. Ihr Hauptzweck iſt das aber eben nicht. Sie ſollen durch ihr Erſcheinen im Unterrichte als Strahlen der Sonne Poeſie ſoviel Licht und Wärme verbreiten wie möglich. Je mehr Poeſie in die Schule eindringt, deſto eher vollkommen wird letztere ja, d. h. deſto ſicherer erreicht ſie ihr höchſtes Ziel, die Gemütsbildung. Und recht zahlreiche fruchtbare Anregungen und Gedanken wollen die „Erwerbungen" dem Lehrer bringen. Da hat er z. B. die Tanne zu behandeln. Er wird es thun mit ſoviel Poeſie als es ohne der Naturwahrheit zu ſchaden erlaubt iſt. Woher ſoll er nun dieſe Poeſie nehmen? Zum Teil aus ſeiner eigenen Seele; einzelnes bieten ihm auch Leitfäden und Handbücher. Nur muß er gewöhnlich erſt lange ſuchen: das verſchlingt Zeit und Kraft. Und warum ſoll er ſuchen, was ſchon gefunden iſt und als köſtliches Kleinod hier und da aufbewahrt wird? Warum ſoll denn der einzelne das noch einmal erarbeiten, was ſchon andere vor ihm erreicht haben und mit dem herrlichſten Erfolge erreicht haben? Damit verlange ich ja gar nicht, daß der einzelne Lehrer lahm gelegt werde! Wohl biete ich ihm eine Sammlung poetiſcher Gedanken in vollendeter Form; aber eben dieſe urſprüngliche Form kann er in den meiſten Fällen für ſeine Schule nicht gebrauchen: er muß umformen, anpaſſen — und das bedeutet ein ſchönes Stück Arbeit.

Die Behandlung bleibt demnach eine vollſtändig freie. Der Lehrer wählt; er benutzt dieſes oder jenes an dieſem oder jenem Orte. Damit er ſich aber immer ſicher fühle, iſt es nötig, daß er den Grund und Boden genau kenne, auf dem er ſich bewegt. Deshalb hat die Sammlung alles in urſprünglicher Form und genügender Ausführlichkeit zu bringen; dem Lehrer muß immer der genaue Urtext zur Verfügung ſtehen. In den Winken für die Behandlung beſchränke ich mich ſelbſtverſtändlich auf das Notwendigſte. Was ich da ſage, geſchieht überhaupt weniger aus Sorge um andere, als aus Sorge um mich ſelbſt: ich möchte nicht, daß man im unklaren über meine Abſichten ſei, die ich eben durch die kurzen Erläuterungen zu rechtfertigen wünſche.

1. Lokomotive.

(Aus Fritz Reuters Erzählung: De Reis nach Belligen.)

Un nu! — Ne kik mal blot dat Dirt
Von Kuffert an, wat dor herümmer führt! —
Ne! — Mit en Schoſtein! — kik mal blot!
Nu ward jo woll der Deuwel los? —

Nu kik mal, wo dat rockt un dampt!
Un hür mal, wo dat wirkt un stampt,
Un wo dat stähnt, un wo dat pippt,
Un wo dat mit de Arm utgrippt,
Un wo dat pruft un wo dat bruft
Un wo't an uns vörbi nu fuft,
Un wo de Damp em ut de Snut rutgeiht!
Un hür dat Toben un Rementen!
Dit is doch jüftement, as wenn 't en
Lebendig Undirt wefen deiht.

Unterſtufe. — Eine Beſchreibung der Lokomotive mit köſtlicher Anſchaulichkeit. Sollte der Lehrer in der Elementarklaſſe vom Dampfroſſe zu ſprechen haben (und die Veranlaſſung liegt nahe genug: bei der Behandlung des Pferdes z. B.; die Kleinen ſind zu derartigen Vergleichen ſehr gern bereit), ſo wird er in dem Reuterſchen Bilde die beſte Anregung finden.

2. Die drei Weltmächte.

(Aus Berthold Auerbachs Erzählung: Die Stiefmutter.)

Man hörte keinen Laut in der Natur, und was von Menſchen und ihrem Sinnen und Treiben Kunde gab, war dort aus der Stadt das Geläute der Glocken und drüben vom Walde her Hörnerklang der Signaliſten, die ſich ihre Feldzeichen einübten; denn damals tönte die dritte Weltmacht: die Fabrikglocke, noch nicht herein.

Oberſtufe. — Man ſpricht gegenwärtig noch von drei anderen Weltmächten: Steinkohle, Eiſen und Baumwolle. Alſo zweimal drei. Zwei treffliche Aufſätze, in denen jeder Schüler etwas Artiges zu ſagen vermag. Und zwar holt man den Stoff aus zwei verſchiedenen großen Gebieten des Wiſſens, für jenen aus der Geſchichte, für dieſen aus der Geographie.

3. Die Felder im Hügelland und in der Ebene.

(Reuter: Ut mine Stromtid.)

Wohl iſt eine Gegend ſchön, wo ſich die Felder in tauſend grünen und gelben Streifen und Streifchen an dem Berg zur Höhe ziehen und weit herüber ſcheinen wie ein buntes Kleid, das der Fleiß für die Erde gewoben hat; aber es läßt unruhig und ängſtlich, als wäre der Grund und Boden einmal in den Griwwelgrawwel geworfen worden, und ein jeder hätte ſeinen Flicken ſich herausgeriſſen und quälte ſich nun einzeln ab, ſeinen kümmerlichen Profit aus ſeinem Stückchen Erde herauszugraben, und alle zuſammen hätten nur mit dieſen Streifen und Streifchen an den Bergen und in den Gründen ein Zeugnis von ihrer Armut hingeſchrieben. — Ich weiß wohl: das iſt nicht ſo, das ſcheint nur ſo. —

Bei uns ist das anders: Weithin erstrecken sich die Schläge von einerlei Korn bis an das blaue Holz; wie ein blauer See im goldnen Morgensonnenstrahle dehnen sich die Rapsfelder aus; weite Weiden und Koppeln herbergen das bunte Vieh, und über die grünen Wiesen ziehen in schrägen Zügen die langen Reihen der Mäher in weißen Hemdärmeln; alles ist aus vollem Holze geschnitten; alles wirkt und schafft zusammen; und wo einer das Auge hinschlägt, da sieht er auf Ruhe und auf Sicherheit, wie sie der Reichtum bietet. — Ich weiß recht gut: das ist nicht so, aber das scheint doch so.

Oberstufe. — Gedanken für eine geographische Vergleichung — z. B. zwischen Sachsen und Mecklenburg. — (Sein und Schein!)

4. Ein kleines Bild aus dem Thüringer Walde.

(Josias Nordheim: Alte Liebe rostet nicht.)

Almerswind, seit 1787 der Rittersitz der Edlen von Uttenhoven, ist ein mäßig starkes Dorf an der oberen Itz nahe bei dem sachsenmeiningischen Städtchen Schalkau. Der Thüringer Wald schaut ernst und doch freundlich herunter in den frischen Wiesengrund, und wenn die Itz und die Grümpen, die zwei frischen Wasser unterhalb des Dorfes Hochzeit halten — auch der harte Winterfrost bringt ihre uralte Hochzeitsfreude nie zu völligem Stillstand — so schaut der alte Bleß mit dem breiten Rücken, der höchste Berg am südlichen Gebirgsabhang, ob er gleich weithin ins gesegnete Frankenland die Aufsicht zu führen, und bald für gutes, bald für böses und wildes Wetter zu sorgen hat, geduldig zu und spricht: frisch vorwärts, ihr Burschе, es ist auf eurem krummen Weg sechs Stunden, die der Fuchs gemessen bis Koburg hinunter; und wenn ihr nicht übers Gestein hüpfet was Zeug hält, so giebt es in der Mittelberger Papiermühle nicht Wasser genug für den Dampfkessel, in Schweinfurt und Würzburg zum Holzflößen und für die großen Mainkähne!

Mittelstufe. — Ein Beispiel für die Behandlung geographischer Objekte mit Zehnjährigen — soviel als möglich persönlich! Vergl. hierzu Hildebrand: Die Schüler fühlen, und bei einiger Nachhilfe erkennen sie auch, frisch an der Quelle selbst schöpfend, wie alles Leben in seiner Bewegung uns erst dadurch traulich näher tritt und wirklich faßbar wird, wenn wir seine meist formlose Erscheinung in menschliche Form umsetzen, und wie dazu nicht ein gelehrter Dichter nötig ist, sondern jedes frische Gemüt jeden Augenblick diesen Umsatz in sich selbst vollzieht, gerade das Kindergemüt am leichtesten.

5. Auf dem Kreuzberge bei Oberplan im Böhmerwalde.

(Adalbert Stifter: Der beschriebene Tännling.)

Wenn an einem Morgen Nebel bevorsteht und die Luft so klar ist, daß man die Dinge in keinem färbenden Dufte, sondern in ihrer einfachen Natürlichkeit sieht, so erblickt man zuweilen im Südosten über der schmalsten Waldlinie die norischen Alpen, so weit und märchenhaft draußen schwebend, wie mattblaue, starr gewordene Wolken. Gewöhnlich überzieht sich an solchen Tagen gegen Mittag hin der ganze über dem Waldlande stehende Himmel mit einer stahlgrauen Wolkendecke und läßt nur über den Alpen einen glänzenden Strich, zum Zeichen, daß in dem niedriger gelegenen Österreich noch heiterer Sonnenschein herrscht. Am andern Tage rieselt dann der feine dichte Regen nieder und verhüllt nicht nur die Alpen, sondern auch die umgebenden blauen Bänder des Waldes.

Oberstufe. — Bei der Besprechung des Böhmer Waldes einzuflechten. Als Anhalt für Bemerkungen über das Wetter im Gebirge — und ein Muster für feine Naturbeobachtung überhaupt. (Für solche Gaben muß der Lehrer dem Dichter ganz besonders dankbar sein.)

6. Fink.

(Auerbach: Chronik eines Finkennestes.)

Der Fink ist darum ein besonders anmutender Geselle, weil er im Wald wie im Garten daheim ist; draußen am waldigen Berghang und im stillen Wiesenthale, da ist es zu jeder Tageszeit der Fink, der das Echo weckt, und hüben und drüben antwortet unermüdlich ein Fink dem andern.

Mittelstufe. — Ein Wink, welcher auf eine Eigentümlichkeit des Finken aufmerksam macht — auf eine von den vielen sogenannten Kleinigkeiten in der Welt, die man so leicht unbeachtet läßt.

7. Sperling.

(Iwan Turgenjeff: Gedichte in Prosa.)

Ich kehrte von der Jagd zurück und ging durch die Gartenallee. Mein Hund lief voraus. Plötzlich verzögerte er seine Schritte und begann zu schleichen, als witterte er vor sich ein Wild.

Ich blickte die Allee hinunter und gewahrte einen jungen Sperling mit gelbem Schnabelrand und jungem Flaume auf dem Kopfe. Er war aus dem Neste gefallen — ein kräftiger Wind schüttelte die Birken der Allee — und unbeweglich saß er nun da, indem er die kaum hervorgewachsenen Flügelchen hilflos von sich streckte.

Langsam näherte sich ihm mein Hund, als sich plötzlich vom benachbarten Baume herunter ein alter, schwarzbrüstiger Sperling losriß,

wie ein Stein gerade vor seiner Schnauze niederstürzte und ganz zerzaust und verstört mit verzweifeltem, kläglichem Geschrei einige Male gegen den weitgeöffneten, mit großen Zähnen besetzten Rachen lossprang.

Er wollte sein Junges retten. Er schirmte es mit seinem eigenen Körper. Sein ganzer winziger Leib bebte vor Schreck. Sein Stimmchen ward mild und heiser. Er starb hin. Er opferte sich!

Welch ein gewaltiges Ungetüm mußte der Hund ihm scheinen! Und gleichwohl vermochte er nicht dort oben auf seinem sicheren Ästchen zu verbleiben. Eine Gewalt, welche stärker war als sein Wille, riß ihn hinweg.

Mein Trefor blieb stehen und wich dann zurück. Offenbar mußte auch er jene Gewalt anerkennen. Ich rief den verdutzten Hund zu mir und entfernte mich mit einem Gefühle der Ehrfurcht.

Ja, lacht nicht, ich empfand wirklich Ehrfurcht vor diesem kleinen heldenmütigen Vogel, vor dem leidenschaftlichen Ausbruch seiner Liebe.

Die Liebe, dachte ich, ist stärker als der Tod und die Todesangst. Nur durch sie, nur durch die Liebe erhält und bewegt sich das Leben.

Mittel- und Oberstufe. — Für jene in veränderter Form, einfach erzählt — das Verhalten des Hundes wird besonders hervorgehoben. — Eine reiche Sammlung ähnlicher Stücke — für die Hand der Schüler — wäre die beste Unterstützung und Ergänzung des Unterrichts in der Naturkunde — der beste „Schülerleitfaden".

8. Lenzweihnacht.

(Max Moltke.)

Kastanie, du Frühlingsweihnachtsbaum
Mit leuchtenden Blütenkerzen,
Welch wunderlieblichen Weihnachtstraum
Zauberst du meinem Herzen!
Die lind sich senket auf Hain und Flur,
Die blumenduftige Mainacht:
Mir scheint sie das Wiegenfest der Natur,
Der Schöpfung heilige Weihnacht.

Und ob auch silbern der Quell vom Stein,
Der Tau von den Blumen sintert:
Es muß ja nicht immer nur Weihnacht sein,
Wenns stürmt und schneit und wintert!
Mir ist so weihnachtlich zu Sinn —
So will ich denn Weihnacht haben!
Ich kenne die Gottgebärerin,
Ich kenne den Jesusknaben.

Ich kenne sie, seit die Lerche schwirrt,
Verkündigend große Freude,
Die allem Volk widerfahren wird,
Und weiß ihre Namen beide:
Schön Hertha heißt die Jungfrau hold,
Zur Heilandsmutter erkoren,
Sie hat im Abendsonnengold
Den Gottsohn Lenz geboren.

Sie hat ihn geküßt viel tausendmal
Mit kräuterwürziger Lippe,
Sie hat ihn gebettet ins blumige Thal,
Das Thal ist seine Krippe.
Es kommen, zu schauen das Wunderkind,
Die Sippen aus weitester Ferne;
Es spenden ihr goldstrotzend Angebind
Die Sonne, der Mond, die Sterne.

Die Morgenlandskönige fehlen zwar;
Doch kommen, geleitet vom Maihauch,
Die Dichter der Völker und bringen ihm dar
Gesänge statt Myrrhen und Weihrauch.
Und an die Hirten ergeht das Lied
Der Lerchen und Nachtigallen:
Ehre sei Gott und auf Erden Fried
Und den Menschen ein Wohlgefallen!

Für die Unter- und Mittelstufe nur der Gedanke, daß die Kastanie der Weihnachtsbaum des Frühlings sei. Und wir haben noch einen zweiten Frühlingsweihnachtsbaum — die Kiefer (die ja gegenwärtig neben ihren Verwandten Tanne und Fichte in den Großstädten auch als wirklicher Christbaum erscheint): ihre jungen, nach oben gerichteten Zweige haben viel Ähnlichkeit mit Kerzen.

Oberstufe. — Hier wird näher und tiefer auf den Inhalt des Gedichtes eingegangen; man könnte es als Grundlage für einen deutschen Aufsatz benutzen. Jedenfalls wird nachgewiesen, daß die Auffassung des Dichters richtig und schön ist; es werden die einzelnen Vergleichungen herausgehoben. (Der Maihauch, welcher die Dichter leitet, ist der Stern, dem einst die Weisen aus dem Morgenlande folgten.) Man ergänze die Arbeit noch durch Heranziehung der Vorboten des Frühlings, als welche der Sturm — nach Scheffel — und die warme Luft — nach Reuter — erscheinen. Und wollte man es unterlassen, davon zu sprechen, daß der Frühling von Armen und Kranken als Helfer und Erlöser sehnlich erwartet wird? — Daß durch eine derartige Auffassung des Lenzes die heilige Geschichte entweiht werde, läßt sich wohl nicht behaupten; im Gegenteil wird diese in eine neue Beziehung zur Natur und dadurch dem Menschenherzen nur noch näher gebracht.

9. Schlafen im Walde. (Sommer).

(Reuter: De Reis nach Belligen.)

Un in den Holt, dor is't so käuhl,
Dor is't so ruhig as de Nacht;
Dat Low, dat rögt sick in den Bom
Un fluſtert still un fluſtert sacht,
As leg de Welt all in den Drom.
Heuſpringer ſingt in 't käuhle Muſch
As Heincken up den Füerhird.
De Draußel in den Haſſelbuſch,
De ſingt dat ſchöne Wächterlied,
Domit kein Schaden jug geſchüht;
De Specht, de klappt de Laden tau,
Domit ii liggt in ſeker Rauh,
Un Kukuk bläkt mit lude Stimm
As Hoſhund üm dat Hus herüm.

Mittelstufe. — Verwendbar bei der Besprechung des Waldlebens im Sommer. Die Ruhe des Waldes, die uns durch die vereinzelten Stimmen nur noch mehr zum Bewußtsein kommt. Wir können sanft schlummern; jene Vogelstimmen haben nach des Dichters Meinung gar keinen anderen Zweck als dafür zu sorgen, daß uns niemand im Schlafe störe.

10. Feld und Flur im Sommer.

(Reuter: Ut mine Stromtid.)

a) Ein leiser Wind kühlte die Luft ein wenig und versetzte das grüne Korn in wogende Bewegung, dem Sonnenstrahl zu, wie wenn die Erde vor ihrem Kommandeur, der Sonne, eine grünseidene Fahne schwenkte. Ihre Regimentsmusik, die tausend Vögel, war abgezogen mit dem Frühling, und nur der Kuckucksruf und der Wachtelschlag schallten noch, wie wenn ein Windstoß aus der Ferne ab und zu einen Pauken- und Beckenschlag über das stille Land trüge.

b) Aber statt Klingen und Singen trug der Wind einen süßen Geruch über die Felder, der wohl von einem Schlachtfelde kam, wo tausend und tausend Leichen in Reihen und Haufen lagen — das aber nichts von blutigem Jammer wußte: die Heuernte hatte begonnen.

Mittelstufe. — Zwei von den ungemein anschaulichen Vergleichen voll eigentümlicher Ursprünglichkeit, wie wir sie bei Reuter so häufig finden. — Wir haben zwei verschiedene Vergleiche, nicht nur einen, obwohl letzteres der Fall zu sein scheint, umsomehr, als der Dichter a) und b) in ununterbrochenem Zusammenhange geschrieben hat. Denn wenn von der grünen Fahne gesprochen wird, so ist das ganze Feld, so sind die tausend und tausend Halme in ihrer Gesamtheit gemeint; wenn aber von den tausend und tausend Leichen die Rede ist, so hat der Dichter die einzelnen Blumen und Kräuter im Sinne. Darum erscheint a) als Teil einer Besprechung über den Sommer im allgemeinen, während wir b) benutzen, wenn wir uns über die Heuernte im besonderen unterhalten, und zwar nur indem wir das Bild der gemähten Wiese betrachten.

(Auf der Oberstufe ließe sich der Vergleich b) noch insofern ergänzen, als man die Kinder darauf hinweist, daß man auch in Beziehung auf ein wirkliches Schlachtfeld von einer Ernte spricht, die der Tod gehalten, daß man in diesem Bilde von einem stattgehabten Kampfe feindlicher Heere ganz absieht, daß man sich vielmehr den Tod als einen ungeheuren Riesen in Gestalt eines Schnitters denkt — wie denn überhaupt der Tod ein Schnitter genannt und als solcher dargestellt wird, nur gewöhnlich nicht in übermenschlicher Größe —, der da unbarmherzig gemäht hat. Dieser Hinweis dient als genügende Rechtfertigung des Reuterschen Bildes und ist behufs Vertiefung in das letztere allerdings notwendig.)

11. Waldvögel im Frühling.

(Fries: Linde Hand.)

Da ist die Schwarzdrossel im glänzenden Atlaskleide; wie zieht sie so tief ihre Flötentöne aus der vollen Brust! Da ist das Rotkehlchen, das lustige Ding; ist seine Schürze noch röter geworden, seit wir es zuletzt gesehen? Da ist das ganze liebe Meisengeschlecht, so schlank und flink, so munter und behende! Da trippelt Bachstelzchen und weiß nicht, wie es sich drehen soll, und die ernste Waldtaube, die das gefallsüchtige Ding von obenher beschaut, gurrt eine Mahnung zur Sittsamkeit und Ehrbarkeit herab — die ungehört verhallt!

Mittelstufe. — Beitrag zu einem Aufsatze über die Waldsingvögel. Schnelle und sinnige Erfassung auffallender Eigentümlichkeiten, in anmutiger Form zum Ausdruck gebracht.

12. Ein Spaziergang.

(Ernst von Wildenbruch: Kinderthränen. I. Der Letzte.)

Ich war ein eifriger Spaziergänger und wählte fast immer einen und denselben Weg; man lernt dabei jeden Stein und jedes Blatt am Wege kennen; man empfindet doppelt die belebende Wonne des Frühlings, wenn man den Busch, den man im Winter wie einen Besen zum Himmel ragen sah, mit Knospen sich bedecken sieht, man beobachtet, wie von gestern zu heute die Knospen aufgebrochen sind, wie sich Blättchen ansetzen, wie sie immer größer wachsen, immer dunkler sich färben; und so, jeden Tag in die lautlose Werkstatt der schaffenden Natur blickend, liest man von Tag zu Tag wie an einer großen Uhr den rastlosen Wandel der Zeit.

Eine Mahnung an den Lehrer, mit den Kindern zu verschiedenen Jahreszeiten denselben Ausflug zu unternehmen — die Schüler zu ähnlichen Gängen aufzufordern (alle Tage kann ja der Lehrer nicht mit ihnen gehen).

Oberstufe. — Der Lehrer liest das Stück vor als Anleitung zu einem Aufsatze.

13. Selbsterkenntnis.

(Auerbach: Die Stiefmutter.)

Es ist nur wenig Menschen und auch diesen nur selten gegeben, sich selbst wie einen Fremden zu betrachten, sich selbst aus dem Auge eines andern anzuschauen, und das liegt auch mit inbegriffen in jenem hohen Spruch: Lerne dich selbst erkennen. Klopf bei dir an; komm einmal zu dir, wie wenn du ein Fremder wärst; schau, was für ein selt-

ſamer Beſuch das iſt! Zuerſt mußt du glauben, daß du dich nicht kennſt, dann erſt kannſt du dich kennen lernen.

Oberſtufe. — In der Religions- und Sittenlehre. „Sich ſelbſt aus dem Auge eines anderen anſchauen" — mit ſich ſelbſt ſtreng ins Gericht gehen — eine Mahnung, die nicht eindringlich und anſchaulich genug vorgebracht werden kann. Hier noch ein ſchönes Wort von Hieronymus Lorm, deſſen Gedanke ja weiter ausgeſponnen werden kann: Ein kurioſes Wirtshaus iſt die ſelbſtgewählte Einſamkeit, die Einkehr beim eignen Innern, der Zuſtand, in welchem der Menſch — zu ſich ſelbſt kömmt. Gar viele wiſſen inſtinktmäßig, daß ſie in dieſem ihnen angeborenen Gaſthofe ſehr ſchlechte Bedienung fänden, daß ihnen nichts Erquickliches darin geboten würde. Sie vermeiden eifrig die Einkehr in ihre eigne Seele; ſie ſagen mit mehr Wahrheit, als ſie ſelbſt ahnen, es brächte keinen Vorteil, endlich zu ſich ſelbſt zu kommen, man wäre dabei doch zuletzt zu — nichts gekommen.

Trennbare und untrennbare Verbalkompoſition mit durch, hinter, über, um, unter, wider (wieder).

Von **Rudolf Löhner** in Kremſier.

Die Betonungsverhältniſſe zuſammengeſetzter Wörter haben manches Beſondere, das ſich aus den landläufigen Regeln nicht genugſam erklären läßt und die Aufſtellung zahlreicher Ausnahmen nötig macht. Und doch iſt es gerade zu Schulzwecken wünſchenswert, die mannigfaltigen Erſcheinungen auf möglichſt wenige, einfache Grundformen zurückzuführen.

Gegenſtand der Unterſuchung ſeien diesmal die verbalen Zuſammenſetzungen mit

durch, hinter, über, um, unter, wider (wieder).

Folgende Grundregeln laſſen ſich bei der Durchſicht des einſchlägigen Wortmaterials gewinnen:

1. Bei vielen hierher gehörigen Kompoſitis iſt nur eine Betonung möglich und feſtſtehend, und zwar:
   a) mit ſtark betontem 1. Beſtandteil: z. B. dúrchführen, überbehálten, úmnèhmen, únterbringen, wiederſèhen;
   b) mit ſtark betontem 2. Beſtandteil: z. B. durchgeiſtigen, überlében, umármen, unterſcheiden, widerlégen.
2. Sehr viele derartige Zuſammenſetzungen laſſen beide Betonungsweiſen zu, die durch die Verſchiedenheit des Sinnes bedingt ſind, z. B. durchblicken, überlaſſen, umgehen, unterhalten.

Beiſpiele[1]) zu 1a:

durch - beuteln, bleuen, blinken, bringen, drücken, fädeln, fegen, feilen, ſich - finden, fühlen, führen, gerben, glänzen, greifen, gucken, hecheln, helfen, kommen, kriechen, laſſen, ſich - lügen, nehmen, preſſen, prügeln, regnen, ſchlagen, ſich - ſchlängeln, ſchlüpfen, ſchmecken, ſchneien, ſeigen (ſeihen), ſickern, ſieben, ſich - ſtehlen, treiben, üben, ſich - wagen, wetzen, zeichnen, zwängen.

hinter: Die wenigen hierhergehörigen Fälle ſiehe ſpäter.

über - behalten, bleiben, greifen, haben, leiten, ordnen, ſein.

um - ändern, arbeiten, behalten, betten, biegen, bilden, blaſen, blättern, blicken, bringen, dichten, drehen, fallen, fällen, formen, führen, füllen, geſtalten, graben, haben, hängen, kehren, kippen, kommen, laden, modeln, nehmen, purzeln, quirlen, rühren, ſatteln, ſchaffen, ſchauen, ſchaufeln, ſchlagen, ſchmelzen, ſchütteln, ſchwenken, ſchwingen, ſehen, ſein, ſetzen, ſinken, ſtecken, ſtimmen, ſtöbern, ſtoßen, ſtülpen, ſtürzen, taufen, tauſchen, ſich - thun, trinken, wechſeln, wenden.

unter - ackern, betten, bringen, gehen, kommen, ſchliefen, ſchlüpfen, ſinken, tauchen, treten.

wieder (wider)[2]) - bezahlen, bringen, erinnern, erkennen, erzählen, erſtatten, finden, fordern, gebären, geben, gewinnen, kauen, kehren, kommen, leuchten, nehmen, ſcheinen, ſchlagen, taufen, vergelten.

Beiſpiele zu 1b:

durch - ächzen, atmen, beben, brüllen, dröhnen, duften, dulden, eilen, feuchten, fluten, furchen, geiſtigen, hallen, heulen, hitzen, irren, jammern, jauchzen, jubeln, kälten, kreuzen, löchern, ſchaudern, ſchüttern, ſüßen, toben, wachen, wäſſern, weichen.

hinter - gehen, laſſen, legen, treiben.

über - ackern, anſtrengen, antworten, arbeiten, bilden, blättern, blicken, brauſen, bringen, brücken, brüllen, bürden, dachen, dauern, denken, eilen, eſſen, fallen, flechten, flügeln, fluten, fordern, freſſen, gipſen, glaſen, golden, haſten, hauchen, häufen, heizen, hitzen, hören, hüllen, jagen, kaufen, kehren, kleiden, kommen, kugeln, künſteln, laſten, leben, lernen, leſen, liefern, liſten, mannen, müden, nachten, pfeffern, pflügen, pinſeln, purzeln, ragen, ranken, raſchen, rauſchen, rechnen, reden, reichen, reizen, rieſeln, rumpeln, ſalzen, ſättigen, ſchallen, ſchatten, ſchätzen, ſchauen, ſchicken, ſchlafen, ſchleichen, ſchleiern, ſchneien, ſchreien, ſchweben, ſchwemmen, ſehen, ſenden, ſilbern, ſinnen, ſpinnen, ſprühen,

---

1) An Beiſpielen ſoll immer nur eine Auswahl geboten werden.

2) Über die wechſelnde Bedeutung und Orthographie ſiehe S. 125.

ſtimmen, ſtrahlen, ſtechen, ſtreuen, ſtrömen, (ſtudieren[1]), ſtülpen, ſüßen, täuben, teuern, tölpeln, tönen, treffen, trinken, trumpfen, tünchen, vorteilen, wachen, wältigen, weben, weiſen, wiegen, winden, wogen, wölben, wölken, wuchern, zahlen, zeugen, zuckern.

um - armen, atmen, blitzen, brauſen, brüllen, dämmen, drängen, duften, eilen, fächeln, fangen, faſſen, flackern, flattern, fließen, flimmern, (floren), fluten, garnen, gaukeln, gittern, glänzen, glühen, grenzen, grünen, hallen, halſen, heulen, jammern, jauchzen, jubeln, ketten, klammern, klettern, klimmen, klingen, knien, krallen, kränzen, kreiſchen, kreiſen, lagern, lärmen, lauern, leuchten, liſpeln, lodern, nachten, nebeln, panzern, qualmen, ragen, rändern, ranken, räuchern, rauſchen, rieſeln, ringeln, ringen, rinnen, rudern, ruhen, ſäuſeln, ſauſen, ſchallen, ſchanzen, ſchatten, ſchäumen, ſcheinen, ſchiffen, ſchimmern, ſchlängeln, ſchleiern, ſchließen, ſchmücken, ſchnauben, ſchweben, ſitzen, ſpielen, ſprudeln, ſpülen, ſteuern, ſtrahlen, ſtrömen, ſtürmen, ſummen, tönen, türmen, wachſen, walden, wallen, werben, wogen, wohnen, wölben, wölken, zäunen, zingeln, (zirkeln), ziſchen, zucken.

unter - bleiben, brechen, drücken, fangen, freſſen, handeln, höhlen, jochen, laſſen, liegen, (minieren), nagen, nehmen, reden, richten, ſagen, ſcheiden, ſiegeln, ſpülen, ſtreichen, ſuchen, waſchen, weiſen, werfen, ſich - winden, wölben, wühlen.

wider (wieder) - fahren, holen, legen, raten, ſagen, ſetzen, ſprechen, ſtehen, ſtreben, ſtreiten.

Beiſpiele zu 2:

durch - ackern, backen, beißen, beizen, beten, betteln, bilden, blaſen, blättern, blicken, blitzen, bohren, braten, brauſen, brechen, brennen, dämmern, denken, dringen, fahren, fallen, faulen, fechten, flattern, flechten, fliegen, fließen, flimmern, forſchen, fragen, freſſen, gehen, gießen, glühen, graben, grübeln, hauchen, hauen, heizen, höhlen, jagen, kämmen, kämpfen, lauen, klauben, klingen, kneten, koſten, laufen, leben, leſen, leuchten, mengen, meſſen, miſchen, muſtern, nagen, nähen, näſſen, peitſchen, pflügen, proben, prüfen, raſen, räuchern, rauſchen, rechnen, reiben, reiſen, reißen, reiten, rennen, rieſeln, rinnen, rudern, rühren, rütteln, jägen, ſalzen, ſäuern, ſäuſeln, ſauſen, ſchauen, ſcheinen, ſchießen, ſchiffen, ſchimmern, ſchlafen, ſchleichen, ſchlingen, ſchlummern, ſchneiden, ſchreien, ſchütteln, ſchwärmen, ſchweben, ſchwimmen, ſegeln, ſehen, ſetzen, ſeufzen, ſinnen, ſpähen, ſpalten, ſpielen, ſprechen, ſprengen, ſpringen, ſpüren, ſtechen, ſteigen, ſtöbern, ſtochern, ſtoßen, ſtrahlen, ſtreichen, ſtreifen,

1) Auch einige eingebürgerte Fremdwörter ſind zum Vergleiche herangezogen.

strömen, stürmen, suchen, tanzen, tönen, wachsen, wärmen, waten, weben, wehen, weinen, winden, wirken, wühlen, zählen, ziehen, zittern, zucken.

hinter siehe später.

über - bauen, bieten, binden, breiten, decken, fahren, fliegen, fließen, führen, füllen, geben, gehen, gießen, halten, hängen, hauen, heben, holen, hüpfen, kleben, klettern, klimmen, kriechen, laden, lassen, laufen, legen, malen, messen, nehmen, neigen, pflanzen, quellen, reichen, reiten, rennen, schäumen, schießen, schiffen, schlagen, schreiten, schütten, schwimmen, segeln, setzen, siedeln, spannen, springen, sprudeln, stehen, steigen, stürzen, tragen, treiben, treten, wachsen, wallen, werfen, winden, ziehen.

um - ackern, bauen, binden, fahren, flechten, fliegen, geben, gehen, gießen, greifen, gürten, hacken, hauchen, hauen, hüllen, hüpfen, irren, kleben, kleiden, knüpfen, kriechen, laufen, legen, lenken, liegen, malen, mauern, nähen, packen, pflanzen, pflügen, rahmen, rasen, reichen, reisen, reißen, reiten, rennen, rollen, schießen, schleichen, schlingen, schmieden, schnallen, schnüffeln, schreiben, schütten, schwärmen, schwimmen, schwirren, segeln, spähen, spannen, spinnen, springen, sprühen, stechen, stehen, stricken, tanzen, taumeln, toben, treten, wälzen, wandeln, wandern, weben, wehen, wickeln, winden, wirbeln, wühlen, zaubern, zeichnen, ziehen.

unter - bauen, binden, breiten, fahren, fassen, füttern, geben, graben, halten, hauen, laufen, legen, malen, mauern, mengen, mischen, ordnen, schieben, schlagen, schreiben, setzen, stecken, stehen, stellen, stützen, zeichnen, ziehen.

wieder (wider) - abdrucken, auffinden, glänzen, hallen, herstellen, klingen, reden, rufen, schallen, spiegeln, strahlen, tönen.

In Summa über 700 Fälle.

Vorstehende Beispielsammlung ließe sich durch Aufnahme seltener Bildungen noch erheblich vermehren, doch genügt sie, um ein Bild der thatsächlichen Verhältnisse zu gewinnen und die in solchen Zusammensetzungen wirkenden Gesetze abzuleiten.

Zunächst ist es interessant, die Größenverhältnisse der einzelnen Gruppen zu vergleichen. Dabei ergiebt sich, daß die Gruppe 1a (Typus: dúrchführen) die geringste Anzahl von Beispielen umfaßt und jede der beiden anderen Kategorien sie um mehr als das Doppelte übertrifft. Ferner, daß Gruppe 1b (Typus: überlében) und Gruppe 2 (Typus: durchblicken) an Größe sich ziemlich nahestehen, die meisten Fälle jedoch letztere enthält. Wir erhalten also auch hier die aufsteigende Reihe: 1a, 1b, 2.

Ohne Rücksicht auf die Betonung, rein numerisch geordnet, reihen sich die hier behandelten Partikeln folgendermaßen aneinander: um (größte Anzahl), durch, über, unter, wi(e)der, hinter (am seltensten).

Endlich sei noch erwähnt, daß 1a die relativ meisten Beispiele mit um aufweist, 1b über bevorzugt, Gruppe 2 endlich die meisten Bildungen mit durch enthält.

Suchen wir nun das Hauptgesetz zu gewinnen, das diese Betonungsverhältnisse beherrscht. Warum sagt man dúrchführen, aber dùrchirren, warum kann durchblicken je nach seiner Bedeutung verschieden betont werden? Begriffe wie dúrchführen (eine Person, eine Sache), überbleiben, úmfallen, úntertaúchen wollen vor allem das durch, über, um, unter als das logisch wichtigere Wort zur Geltung bringen, weshalb die Partikel durch den stärkeren Accent ausgezeichnet wird. Sie müssen ebenso beurteilt werden, wie die zahlreichen Composita mit an, auf, bei ꝛc., und betonen, wie diese den ersten Bestandteil. Sie gehören bekanntlich zu den trennbaren oder uneigentlichen Compositis.

Im zweiten Falle (dùrchirren, überánstrengen, ùmármen, ùntersúchen) ist es der verbale Begriff, auf den es vor allem ankommt, der daher, als der gewichtigere, auch Träger des Haupttones ist. Dieser trifft also das Zeitwort. Sie bilden untrennbare (echte) Zusammensetzungen. Folgerichtig müssen jene Verba, die beide Auffassungen und Verwendungen gestatten, auch doppeltonig erscheinen, z. B. durchblicken, überlassen, umgehen, unterhalten. Hierher gehören alle Zusammensetzungen der 2. Gruppe.

Jedesmal wird der nicht stark betonte Bestandteil der Zusammensetzung (Partikel oder Verbum) von einem schwächeren (dem sogenannten mittleren) Accente getroffen, der in den angeführten Beispielen durch einen Gravis (`) angedeutet wurde. Dieser Bestandteil muß als ein zwar wesentlicher, aber dem Sinne und Tone nach untergeordneter Begriff angesehen werden, der den Hauptbegriff näher bestimmt, modifiziert. Man vergleiche úmàckern mit ùmáckern, überklèben mit überklében u. s. w.

Hier ist nun der Platz, einer Reihe von Erscheinungen zu gedenken, die, als bekannt, keiner näheren Begründung bedürfen, gleichwohl der Vollständigkeit halber nicht fehlen sollen. Um den Unterschied zwischen trennbarer und untrennbarer Komposition in Flexion und syntaktischer Verwendung anschaulich zu machen, wird man sich besonders der Verba der Gruppe 2 (úmgèhen und ùmgéhen u. ä.) mit Erfolg bedienen.

Ebenso wird es gut sein, die Schüler (namentlich fremder Nation) darauf aufmerksam zu machen, daß nur die Stammsilbe* der Partikel oder des Verbs vom jeweiligen Accente getroffen wird.

---

* Wobei natürlich auch scheinbarer Ausnahmen, wie überánstrèngen, -ántwörten u. a. gedacht werden muß.

Oft kann man beobachten, daß die Partikel in trennbaren Zusammensetzungen noch die volle, ursprüngliche, sinnliche Bedeutung habe, während sie im anderen Falle bereits abgeschwächt ist. Man vergleiche: dúrchkommen, überleiten, úmhängen, úntersinken mit durchdúlden, überflügeln, umspülen, unterscheiden.

Doch die zuweilen behauptete Allgemeinheit und Ausschließlichkeit dieser Regel fand keine Bestätigung, wofür namentlich die doppeltonigen Composita lehrreiche Beispiele bieten. Siehe durchackern, überbauen, umbinden, untergraben u. v. a.

Begründeter ist eine andere Schulregel (eigentlich eine Erweiterung der früheren), daß nämlich der erste Bestandteil dieser Zusammensetzungen den Hauptton trage, wenn das Wort in der eigentlichen, ursprünglichen, der zweite hingegen, wenn es in uneigentlicher, bildlicher, abstrakter Bedeutung gebraucht werde; also ich *làsse über* und ich *überlásse*. Beispiele hierfür sind zahlreich, doch nicht bei allen Partikeln gleich häufig. Besonders beliebt ist diese Differenzierung nach *hinter*, häufig auch nach *unter*, *über*, *wi(e)der*, seltener hingegen bei *durch* und *um*:

durchblicken, -dringen, -schauen;
hintergehen, -legen, -treiben;
übergehen, -heben, -holen, -legen, -schlagen;
unterbreiten, -graben, -halten, -laufen, -schlagen, -stehen, -ziehen;
umgehen, -schreiben;
wiederholen.

Doch auch hier kann nur von einer *Neigung* der Sprache, keineswegs von einem ausnahmslos herrschenden Gesetze die Rede sein. Denn nicht nur, daß die *Mehrzahl* der hierfür besonders maßgebenden doppeltonigen Composita (Gruppe 2) in beiden Fällen eigentliche und uneigentliche Verwendung gestatten, finden sich sogar Fälle, die dieses Verhältnis geradezu umkehren, wie z. B. umstehen (= stehend umgeben und verenden).

Auch Schwankung und Wechsel im Sprachgebrauch (vergl. übersetzen, übergehen) muß bei dieser Frage berücksichtigt werden. Sicher ist also nur eine große *Vorliebe* der Sprache für Betonung des verbalen Bestandteils bei *entschieden bildlicher* Bedeutung. Siehe namentlich die Composita mit *hinter*.

Die Abschwächung des ursprünglichen Begriffes kann dann sowohl bei der Partikel (siehe früher), als auch beim Verbum wahrgenommen werden; gewöhnlich hat beides zusammengewirkt, Bedeutung und Betonung zu verändern. Vergl. únterbreiten und unterbréiten. Siehe analoge Vorgänge bei: bi (bei) — be, ant — ent, ur — er u. s. w.

Sehr beſchränkte Giltigkeit hat die Regel, daß derartige Verba mit Hauptton auf dem erſten Beſtandteil intranſitiv, die anderen tranſitiv ſeien, wie z. B. dúrchreiſen und durchreiſen. (Vergl. Frauer, Nhd. G., § 39.) Dies trifft allerdings oft zu:

durchblicken, -brechen, -fallen, -fahren, -gehen, -kommen;
überhüpfen, -kriechen, -laufen, -ſetzen;
umfahren, -fliegen, -gehen;
unterlaufen u. a.

Doch ſcheint dies meiſt an die Bedingung geknüpft zu ſein, daß die betreffenden Verba von Haus aus intranſitiv ſeien, wie z. B. die Verba der Bewegung.

Denn zahlreiche tranſitive Verba kennen dieſen Unterſchied nicht:

durchbeißen, -bilden, -denken;
überbauen, -binden, -breiten;
umbauen, -binden, -hauen;
unterbreiten, -geben, -halten.

Hinwiederum ſind dúrchbringen, -führen, -laſſen, überleiten, úmbehalten, únterbringen u. v. a. tranſitiv mit der Betonung ´`.

Höchſt ſelten iſt allerdings (und nur bei unter und wider), daß Verba mit der Betonung `´ intranſitiv ſind, wie unterbleiben, -liegen; widerfahren, -ſprechen, -ſtehen.

Minder bekannt hingegen dürfte der Unterſchied ſein, daß — abgeſehen von anderen Erwägungen — mit Vorliebe trennbare Kompoſition gebraucht wird, wenn das in Rede ſtehende Objekt ergänzt werden muß, desgleichen, daß die volkstümliche Sprache ſie entſchieden bevorzugt.

Um nur ein Beiſpiel für beide Ausdrucksweiſen anzuführen:

er ſchnitt durch ſetzt ein genanntes oder bekanntes Objekt voraus;
er durchſchnitt verlangt unbedingt eine nominale oder pronominale Ergänzung.

Auch gilt letztere Wendung — ceteris paribus — vielfach als gewählter, während die einfache Sprache im Falle der Wahl der erſteren den Vorzug giebt.

Alle dieſe Partikeln, welche trennbare und untrennbare Kompoſition eingehen können, ſind nach Urſprung und Bedeutung Adverbia. Doch losgelöſt aus dieſer Verbindung iſt ihre adverbielle Funktion eingeſchränkt und der gegenwärtige Sprachgebrauch greift lieber zu Erweiterungen oder Synonymen. So wählt man ſtatt durch oft hindurch, ſtatt hinter dahinter, hintenhin, nach hinten, über wird zu darüber, um zu umher oder herum, unter = darunter, hinunter, wieder = wiederum, wider = dawider (zurück, gegen) u. ä. Dieſer Umſtand hat auch die Verwendbarkeit vieler Compoſita beeinträchtigt und ſchränkt das Gebiet

der trennbaren Zusammensetzungen immer mehr ein. Am geläufigsten sind uns noch die Infinitivformen, die Part. Pt., überhaupt alle jene, wo die Part. vorangeht. Doch sobald Nachstellung und Trennung derselben eintritt, schwindet auch die Beliebtheit und Ersatzkonstruktionen treten ein. Am wenigsten noch wurde durch und um von dieser Bewegung ergriffen, am stärksten hinter, so daß fast gar keine trennbaren Zusammensetzungen mit hinter mehr existieren. Bei über und unter besteht das alte Verhältnis noch am häufigsten, falls das Verb eine Bewegung und Richtung zum Ausdruck bringt, während bei Verben, die eine Ruhe bezeichnen, meist Umschreibungen Platz greifen. Vgl. überladen und überhalten oder únterlegen mit únterfassen.

Doch alle die genannten Adverbien können schon im Altdeutschen als Präpositionen verwendet werden, welcher Gebrauch bei einigen heutzutage sogar überwiegt (s. oben). Wir haben oft drei ähnliche Fügungen: er schnitt das Brot durch (trennbar), er durchschnitt das Brot (untrennbar), er schnitt durch das Brot (Simplex und Präposition). Es stehen sich sodann Compositum und Simplex, adverbielle und präpositionale Verwendung der Partikel gegenüber, die oft für einander eintreten können, meist allerdings mit charakteristischer, wenn auch nur leiser Färbung in Bedeutung und Betonung, während dies in anderen Fällen der Sprachgebrauch nicht erlaubt; vgl. überschreiten mit übergehen und ähnliche Verba der Bewegung. Am nächsten kommen sich hierbei untrennbares Compositum und präpositionale Konstruktion (z. B. durchfließen = fließen — durch —), während untrennbare Zusammensetzungen wegen starker Betonung der Partikel naturgemäß mehr abseits stehen.

Wir wollen nun nach diesen allgemeinen Beobachtungen die einzelnen Partikeln nochmals kurz durchgehen.

durch: a) trennbar (´`) = durch und durch, von Anfang bis zu Ende u. ä., z. B. dúrchbacken, dúrchfeilen. Häufig in reflexiven Wendungen: sich dúrchfinden, -lügen -schlagen.

b) untrennbar (` ´): Der Begriff durch in seinen verschiedenen Bedeutungen bestimmt das Verbum, ohne wie früher vorzuherrschen, z. B. durchwáchen. Siehe Beispielsammlung.

hinter: Es wurde an verschiedenen Stellen dieses Aufsatzes ersichtlich, daß Composita mit hinter überhaupt nicht zahlreich, und fast nur untrennbar und in übertragener Bedeutung üblich sind. Gleichwohl fehlt es nicht an trennbaren Zusammensetzungen, die jedoch meist mundartlich sind: hinterbringen = hinunterbringen (essend oder trinkend, z. B. keinen Bissen); vgl. dagegen hinterbringen; hintertréten = nach hinten hin, rückwärts hin, Gegensatz: vortreten. Ebenso hintergehen, -lassen, -legen, -treiben im Gegensatze zu den gleichnamigen echten Zusammensetzungen.

über, unter: Oft genug ſtehen die damit zuſammengeſetzten Verba im Gegenſatze, dann erklärt ſich die ſtarke Betonung der Partikel von ſelbſt (überordnen — únterordnen). Aus den allgemeinen Geſetzen erhellt auch der Unterſchied in der Betonung bei überbleiben und unterbleiben u. a. Die mannigfaltigen Bedeutungen von über und unter finden ſich alle in den untrennbaren Zuſammenſetzungen (ſ. Sammlung sub 1b und 2). Die trennbaren laſſen hauptſächlich die lokale, und die mit über verbundenen auch die mit übrig ſynonyme Bedeutung erkennen.

um: Die hierher gehörigen Compoſita ſind ungemein zahlreich. Die wichtige Bedeutung dieſer Partikel im urſprünglichen und übertragenen Sinne, ihr großer Begriffsumfang erklären auch die Leichtigkeit, ſich mit Verben zu verbinden. Auch trennbare Zuſammenſetzung iſt hier beliebter als ſonſt, beſonders in der Bedeutung herum, anders, nieder, z. B. úmbehalten, úmändern, úmfallen; vgl. úmſchlagen mit ſeltenem umſchlágen = etwas ſchlagend umgeben.

Beſonders bei dieſer Gruppe kann man beobachten, wie leicht Intranſitiva durch Zuſammenſetzung mit um in untrennbare Tranſitiva verwandelt werden können: ſtehen — umſtéhen, fahren — umfáhren u. v. a.

Vgl. übrigens: rauſchen — durchraúſchen, reiſen — durchreiſen, fahren — überfáhren, ferner: hintergéhen, unterlaúfen (etwa eine Waffe), hingegen: unterbleiben (intranſ.). Vgl. überhaupt die gleiche Wirkung bei Vortritt gewiſſer Präfixe, wie: be, er, ver (begehen, erſtehen, verſtehen u. a.).

wider, wieder:

Zwei verſchiedene Bedeutungen ſind in dem alten widar bekanntlich vereinigt, durch Ausſprache und Schreibweiſe vielfach differenziert: gegen, zurück (contra, re-) und wiederum, abermals (iterum). Die Orthographie macht gern einen Unterſchied in der Schreibung mit und ohne e.) Doch da dies weder den früheren Verhältniſſen entſpricht, noch allgemein angenommen wurde, noch endlich innerhalb jeder Gruppe konſequent durchgeführt erſcheint, auch Bedeutungsübergänge ſtattfinden können (ſ. wi[e]derhallen), ſo habe ich oben die Beiſpiele ohne Scheidung zuſammengeſtellt.

Die meiſten ſicheren Fälle betreffen die Zuſammenſetzung mit wider = gegen (widerfáhren, légen, ráten, ſpréchen u. ſ. w.).

Sie ſind in der Regel untrennbar (´ ´). Bedeutet es abermals, neuerdings (= wieder), ſo wird es zumeiſt als ſelbſtändiges Adverb gedacht und geſchrieben und dann kann wieder vor jedes Zeitwort treten, ohne daß eine Zuſammenſetzung vorläge. Die a. a. O. aufgezählten enthalten wohl alle Fälle, wo die Schreibweiſe öfter innigere

Verbindung anzeigt, so daß wir sie zu den (trennbaren) Zusammensetzungen rechnen können, z. B. wiederbringen. Die Betonung ist dann dementsprechend ´`. Seltener findet sich hierbei untrennbare Composition (` ´): wiederhólen (vgl. dagegen wieder holen). Öfter finden wir Schwanken: wiederabdrucken, wiederauffinden. Vermengung mit wider ist hierbei im Spiel bei wi(e)derbezahlen, -erstatten, -vergelten u. a.

Ich habe mich im Vorhergehenden bemüht, die hauptsächlichen Erscheinungsformen der in Rede stehenden Composita in größere Gruppen zu bringen und zu erklären. Es würde zu weit führen, auf die zahlreichen Erwägungen einzugehen, die sich an die Betrachtung jedes einzelnen Zeitwortes knüpfen, und die in Wörterbüchern oder in einer Synonymik erschöpfende Behandlung verlangen und mehrfach auch gefunden haben. Außer den bekannten einschlägigen Werken sei hier auch auf J. Strobls Hilfsbuch f. d. Unt. in der deutschen Gramm. I. (Wien, K. Graeser) verwiesen, das viel Brauchbares für den Schulunterricht beibringt.

Dabei würde aber auch die Unerschöpflichkeit des Materials zu Tage treten, da nach Analogie der nachgewiesenen gebräuchlichen Verba viele singuläre Bildungen existieren und fortwährend neu geschaffen werden. Dazu kommen zahllose Unterschiede in Auffassung und Behandlung, sobald man darangeht, die historische Entwicklung, den verschiedenartigen Gebrauch der Schriftsteller, den Wandel selbst seit dem vorigen Jahrhundert, die Einflüsse des Dialektes mit einzubeziehen.

Nur auf einiges für die Schule Wertvolle sei noch in Kürze hingewiesen. So war unter Accent immer der die Tonstärke ausdrückende exspiratorische Accent zu verstehen. Doch haben wir bekanntlich auch einen die Tonhöhe bezeichnenden tonischen Accent, der freilich gewöhnlich mit ersterem zusammenfällt, zuweilen aber (s. diese Verba in gegensätzlichem Sinn oder in Fragesätzen) selbständig ins Gehör fällt. Auch hier wird die Schule im gegebenen Falle fruchtbare Untersuchungen und Übungen anknüpfen. Siehe über dieses noch wenig gewürdigte Kapitel Seemüller in seinen gediegenen Schriften zum grammatischen Unterricht (bes. Leitfaden zum Unt. in der d. Gramm. Wien, Hölder). Über die Einflüsse des durch die Betonung zum Ausdruck gebrachten Gegensatzes vergleiche man passende Bildungen mit über— unter, hinter — vor u. ä. und hinwiederum Gegenüberstellungen wie: übergeben nicht übernehmen; untertauchen — untersinken u. dgl. Doch auch der Einfluß des Satzaccentes wird öfter bemerkbar sein. Die rhetorisch und poetisch gehobene Sprache werden gleichfalls manches Eigenartige aufweisen, sei es, um größeren Wohlklang zu erzielen (rhythmische Gesetze des Tonfalles, Reim), sei es durch metrische

Geſetze veranlaßt. Selbſt Stilverſchiedenheiten, z. B. Nachahmung des altertümlichen Stiles werden Anlaß zu Beobachtungen geben können.

Wie ſich endlich dieſe ſechs Partikeln in der Zuſammenſetzung mit Nominibus und Adverbiis verhalten, iſt eine Frage für ſich, die hier nicht zu behandeln iſt. Nur das ſei erwähnt, daß nur untrennbare partizipiale Bildungen (ohne ge) zu Adjektiven werden konnten, z. B.

durchbróchen, durchfréſſen,
überbildet, überſpánnt,
wiederhólt.

Goethes Monodrama „Proſerpina“.

Erläutert von **H. Düntzer** in Köln.

Als eine in der altklaſſiſchen Sage wurzelnde, mit ſchöpferiſchem Feuer frei ausgeführte Dichtung dürfte Goethes „Proſerpina“ um ſo entſchiedener in den Kreis der zur Lektüre auf unſern höhern Lehranſtalten geeigneten Werke zu ziehen ſein, als ſie die mannigfachſten Regungen einer edlen Seele ergreifend anklingen läßt. Neben ihrem inneren Gehalt giebt der Reichtum an raſchen Übergängen dem Scharfſinn des Schülers erwünſchte Gelegenheit, ſich erfolgreich zu bethätigen, wie ſie ſeine Kenntnis alter Sage und Dichtung vielfach anregt. Auch mangelt es nicht an einzelnen durch knappe Kürze der leidenſchaftlich ſich ergießenden Rede und durch Kühnheit der Sprache ſchwierigen Stellen, deren Verſtändnis die auf ihre Löſung verwandte Mühe reichlich lohnt. Bisher hat es noch an einer eingehenden Erklärung gefehlt, welche die Lektüre auf Schulen in erwünſchter Weiſe erleichterte, ja die richtige Auffaſſung der ganzen Dichtung iſt noch nicht gelungen. Die neueſte Beſprechung von Erich Schmidt in Seufferts „Vierteljahrſchrift für Litteraturgeſchichte“ I, 27—52 hat den richtigen Standpunkt verſchoben, indem ſie das Monodrama aus einem Trauergedicht hervorgehen läßt[1]) und es als einen Abſchied vom Leben, einen Threnos der Jugend faßt, da es vielmehr das Unglück der jugendlichen Göttin darſtellt, dem Genuſſe des vollen Naturlebens unter dem freien, lichten Himmel entriſſen und zur freudloſen Königin der Schatten, der Gemahlin des finſteren Herrn der Unterwelt verdammt zu ſein, und ihre wechſelnden Gefühle bis zur wütenden Verzweiflung über die Unabwendbarkeit ihres gräßlichen Unglücks

1) Dieſe Annahme habe ich eben in der „Gegenwart“ widerlegt.

ergießt. Im Jahre 1786 hat auch „Proſerpina“ bei Durchſicht der „dramatiſchen Grille“, die damals „Der Triumph der Empfindſamkeit“ genannt wurde (urſprünglich hieß ſie „Die Empfindſamen“), in deren viertem Aufzuge ſie als Monodrama ſtand, kleine Veränderungen des Ausdrucks erlitten, meiſt dadurch veranlaßt, daß die dichteriſch angehauchte proſaiſche Faſſung in Verſe abgeteilt wurde, denen freilich nicht jene ſorgfältige Umbildung zu teil wurde, welche „Iphigenie“ in Italien zu reinem klaſſiſchen Wohllaut erhob. Die rhythmiſche Proſa ward in freie Verſe geteilt, welche das wogende Gefühl zu reinerer Anſchauung bringen ſollten. Dieſe Änderungen ſind für uns auch deshalb von Wichtigkeit, weil ſie uns zuweilen über die beſtrittene Proſodie ſeiner Verſe aufklären.

Schon aus den „Verwandlungen“ des Ovid, einem Lieblingsbuche des Knaben, war der Dichter mit der Sage vom Raube der Proſerpina bekannt geworden, die auf ihn einen tiefen Eindruck machen mußte. Mochte auch Herder, als Vertreter des natürlichen Gefühls, ihm die Luſt an dem formgewandten, redneriſchen und witzigen Zeitgenoſſen des Auguſtus verleidet haben, mit der Wärme friſcher Jugend hatte er den ſich einſchmeichelnden Dichter aufgenommen, ſo daß ſeine Geſtalten und Gefühle in ſeiner Seele lebten, und auch ſpäter wußte er ihn gebührend zu ſchätzen, da die leicht fließenden Verſe, die Anſchaulichkeit der Schilderungen, die Kunſt gefälliger Abrundung und der blendende Glanz der Gefühle dem Erben Alexandriniſcher Bildung bei allem Mangel an tieferm Gemüte und reiner Vollendung einen eigenen Reiz liehen. Die Erzählung der „Verwandlungen“ (V. 346—572) ſchließt mit Jupiters Verſöhnung der Ceres durch die Beſtimmung, daß ihre Tochter nur die erſte Hälfte des Jahres in der Unterwelt, die andere bei ihr wohnen ſolle. Der weltgewandte Dichter, den ſpäter ein ähnliches Schickſal treffen ſollte, wie ſeiner Proſerpina gedroht hatte, da er auf ewig von der Seele ſeines Lebens, der Weltſtadt Rom, verbannt blieb, behandelte die Sage wohl zu derſelben Zeit, wenn auch erſt nach dem Abſchluſſe des fünften Bandes der „Verwandlungen“, auf andere Weiſe in der Darſtellung des römiſchen Kalenders, den „Faſten“, auf Veranlaſſung der am 1. April gefeierten Spiele der Ceres (IV, 419—620). Hier konnte er ſie gleichmäßiger ausführen, da er nicht durch das Streben gebunden war, möglichſt viele Verwandlungen anzubringen; dieſes hatte dort den Lauf mehrfach abgeleitet und ihn genötigt einzelnes zu übergehen oder nur kurz anzudeuten.

Goethe, der bei ſeinem ungemein raſchen Leſen und der Kunſt, keinen Augenblick unthätig zu verlieren, die römiſchen Dichter weit genauer kannte, als man ihm gewöhnlich zutraut, hatte auch die „Faſten“ geleſen,

die durch die vielfachen römiſchen Sagen, die Mitteilungen über Feſte und Gebräuche und eine weniger anſpruchsvolle Darſtellung für ihn beſondern Wert hatten, und der Vorzug der dortigen Darſtellung der Proſerpinaſage vor ihrer Erzählung in den „Verwandlungen“ konnte ihm nicht entgehen, ſo daß es nicht zu verwundern, wenn er auch von ihr einige Züge nahm. Freilich darf man ſich nicht denken, ihm hätten bei der Dichtung die Ovidiſchen Gedichte vorgelegen, er hatte ſie, ehe er dieſe begann, wohl wieder geleſen, und ſein ungemein gutes Gedächtnis bot ihm von ſelbſt die zu ſeinem Zwecke paſſenden Züge. Die großartige Weiſe, wie bei Homer die „ſchreckliche“ Perſephone als Todesgöttin erſcheint, konnte er nicht brauchen; er hatte dieſe ſchon in ſeiner Farce „Götter, Helden und Wieland“ benutzt, die mit einer launigen Erwähnung des Pluto und ſeines Weibes ſchließt. Im Jahr 1798 führte die Elegie „Euphroſyne“ ſie als erhabene Göttin auf und noch im zweiten Teile des „Fauſt“ erſcheint ſie ergreifend. Den Raub der Proſerpina fand Goethe in einem großen, mitten in der Irrfahrt der Ceres abbrechenden epiſchen Gedichte eines hervorragenden Nachzüglers der römiſchen Dichtung dargeſtellt, des bis in den Anfang des fünften Jahrhunderts reichenden Alexandriners Claudian. Konnte auch Goethe keinen geborenen Dichter in ihm erkennen, mußte ihm manches als erkünſtelt und geſchmacklos widerſtehen, ſo ſchätzte er doch deſſen reiche Erfindungskraft und die in Betracht der Zeit glänzende Gewandtheit der Form als Frucht liebevoller Aneignung der älteren Dichter. Schon allein der Verſuch, die Sage in einem großen Epos neu zu geſtalten, war anerkennenswert und auch die Ausführung zeigte eine Kraft, die bei der einreißenden Barbarei jener Zeit Goethe ſehr anziehen mußte. Er war weit entfernt, über den „öden“ Claudian den Stab zu brechen, ja er hat ihn nachweisbar nicht unbenutzt gelaſſen, freilich mit freier Umgeſtaltung ſeiner Erfindungen.

Nach Schmidt wären Ovids „Verwandlungen“ Goethes Quelle geweſen, ſelbſt „ſein Motiv, daß die Parzen den hohen (aber bei Goethe ſteht ‚des Ahnherrn‘) Ratſchluß verkünden“, ſtamme aus der Stelle der „Verwandlungen“: Nam sic Parcarum foedere cautum est. Dabei iſt aber überſehen, daß bei Goethe die Parzen in ganz anderer Weiſe erſcheinen als bei Ovid. Freilich wird V. 242 nebenſächlich auch einmal ihr Spinnen erwähnt, aber ſie treten als Dienerinnen des Pluto auf, haben als ſolche ihre Wohnung in der Unterwelt, verehren die Proſerpina als ihre Königin (215, 219, 231 flg. u. ſ. w.), die Unterwelt iſt ihr Reich (212). Erſt als der Schickſalsſpruch erfüllt iſt, verkünden ſie denſelben und nicht ihrem Spruche verfällt Proſerpina, ſondern dem Ratſchluſſe des Jupiter (216, 220), ſie wirken nur dazu

mit, daß Proſerpina von der Frucht der Unterwelt genießt. Dieſes alles widerſpricht ſo offenbar dem Ovid, wie es der Vorſtellung der ſpäteren Dichter gemäß iſt, wonach die Parzen Dienerinnen des Todesgottes ſind, wie ſchon Klauſen gezeigt hat. Beſonders tritt dies bei Claudian hervor. Der Gott der Unterwelt ſpricht zur jammernden Proſerpina, um ſie zu begütigen (II, 305 flg.): Accipe Lethaeo famulas cum gurgite Parcas. Sic fatum, quodcunque voles. Sie ſind es auch, welche den Pluto von der Empörung abhalten (I, 48—67). Freilich fehlt auch nicht die alte Vorſtellung, daß ſie das Geſchick beſtimmen, es ſpinnen (I, 51 flg., 218 flg., II, 6, 354, III, 410 flg.), aber es iſt dies nur überkommene Redensart; in demſelben Atem heißt es: Sic Atropos urget, sic cecinit longaeva Themis (I, 218), nachdem unmittelbar vorher die Beſtimmung des Schickſals (decreta dari) erwähnt iſt. So behält der Dichter die alten Vorſtellungen neben den neueren bei. Anderswo wird wieder der Ratſchluß des Schickſals dem Jupiter zugeſchrieben (III, 419: Hoc placitum patri, vgl. II, 237), ganz entſprechend dem Ratſchluß des Ahnherrn bei Goethe (216), wogegen I, 217 flgg. Jupiter nur die Zeit beſtimmt, wann der Ratſchluß ausgeführt werden ſoll. Demnach iſt es unzweifelhaft, daß Goethe die neue Vorſtellung von den Parzen als Dienerinnen des Pluto von Claudian genommen. Sie wohnen bei Goethe in einer Höhle der Unterwelt; denn wenn es in der urſprünglichen ſzeniſchen Bemerkung des Monodramas hieß: „Höhle im Grunde", ſo kann hier nur die Höhle der Parzen gemeint ſein, aus welcher ſpäter ihr Spruch erſchallt. Bei der Aufführung als Melodrama im Jahre 1815 erſchien auf dem Schlußtableau nach Goethes Beſchreibung „in der Mitte eine ſchwachbeleuchtete Höhle, die drei Parzen umſchließend". In der ſchon angeführten urſprünglichen Angabe der Szene hieß es: „Auf der einen Seite ein Granatbaum mit Früchten." Dieſen haben die Parzen als Dienerinnen des Pluto wachſen laſſen, um die Proſerpina zu dem verhängnisvollen Genuſſe zu verleiten. Daß ſie der Unglücklichen das Schickſal verkünden, nachdem ſie demſelben verfallen, und ſie als Königin begrüßen, iſt ganz neu. Bei den Alten ſingen die Parzen das Schickſal bei der Hochzeit der Eltern oder bei der Geburt zu. Wenn bei Ovid in den „Verwandlungen" Askalaphus, der infolge des Verrates verwandelt wird, es verkündet, daß Proſerpina vom Apfel gegeſſen, in den „Faſten" Jupiter den Merkur in die Unterwelt ſchickt, um zu erfahren, ob dieſe nüchtern geblieben, ſo haben bei Goethe die Parzen ſehnlich auf den Augenblick gewartet und ſie ſprechen es aus, daß Proſerpina der Unterwelt durch den Genuß verfallen ſei.

Auch bei einer andern Stelle Goethes scheint Claudian vorzuschweben. Wenn Proserpina 140 flgg. des goldenen Stuhles[1]) gedenkt, zu dem Jupiter sie als Kind (klein) so oft aufgehoben habe und im Spaße zu dem endlosen Himmel erhoben, so heißt es bei Claudian (III, 173 flgg.) von ihrer Amme Elektra: Haec post cunabula dulci ferre sinu summoque Jovi adducere parvam sueverat et genibus ludentem aptare paternis.

Goethe wollte nur die wechselnden Gefühle der gewaltsam vom Herrscher der Unterwelt entführten lebensfrohen jungen Göttin darstellen, den entsetzlichen Schmerz, dem Himmelslicht entrissen, an die trostlose Stätte der Nacht, der Schatten und der Qual und an einen finstern Gebieter gebannt zu sein, die Milderung desselben durch die Erinnerungen an ihre fröhliche Jugend und an die durch ihren Unfall in ihrer Gottheit verletzte, leidenschaftlich alles zu ihrer Rettung aufbietende Mutter, die Belebung der Hoffnung, durch Jupiter hergestellt zu werden, die furchtbare Enttäuschung, durch den Genuß des Apfels ihr Schicksal entschieden zu haben, ihre Wut gegen die Parzen, die sie als ihre Königin unterthänig verehren, und den grimmigen Abscheu vor ihrem aufgezwungenen Gemahl. Gerstenberg hatte so in seiner Kantate „Ariadne auf Naxos" die Verzweiflung der von Theseus verlassenen Braut, der Tochter des Minos, der Enkelin des Jupiter, geschildert, der zuletzt keine Zuflucht übrig bleibt, als in den Wellen zu enden, Brandes sodann in seiner Umdichtung der Kantate zu einem „Drama mit musikalischen Accompagnements" (1775), das er später (1777) „Duodrama" nannte, das liebende Mädchen zu einer Heroine gesteigert, und die Schuld des Theseus durch ein vorausgeschicktes Auftreten desselben zu mildern gesucht. Als Herder im Jahre 1802 denselben Gegenstand in seinem Melodrama „Ariadne Libera" behandelte, bemerkte er, eine Kantate dürfe hinter allen Idyllenszenen des Schreckens, der Liebe, des Jammers so enden, aber kein Drama, freilich ein Monodrama, das eben ein Monodrama sei. Ein Drama müsse nach dem hohen Gesetz des griechischen Dramas auch zeigen, daß über Thaten und Verirrungen der Sterblichen ein lohnendes und strafendes Schicksal walte, und so hatte er den zweiten Teil der Sage hinzugefügt, daß „der freudegebende Gott die Verlassene fand und sie zur Königin der Freude erhob", zugleich aber seine Ariadne zu einer Tugendheldin zu machen gesucht, wodurch er die schöne Sage nicht hob, sondern entstellte. Bei der

1) Bei Homer ist alles von Gold, was die Götter besitzen, und so schreibt ihnen auch Goethe in der „Iphigenie" goldene Stühle und Tische zu (IV, 353. 368). Im „Triumph der Empfindsamkeit" hat auch der älteste Priester einen goldenen Sessel (I, 2).

Proſerpinaſage war eine ſolche ſittliche Ausſöhnung unmöglich: denn der überlieferte Vertrag zwiſchen Jupiter und Ceres, der aus der Beziehung der Perſephone auf das aus der Erſtarrung des Winters im Frühlinge ſich neu erhebende Naturleben hervorgegangen war, konnte das an der Tochter der Ceres begangene Unrecht nicht ſühnen. Daß das Monodrama ſo ſtumpf abbrach, war dadurch gerechtfertigt, daß Goethe eben ein neumodiſches Monodrama geben wollte, das er freilich mit ſeinem vollen Dichterfeuer ausſtattete, und der Schluß ſollte einen komiſchen Eindruck machen, da die Proſerpina-Mandandane der Poſſe[1]) die Verwünſchungen ihrem eben auftretenden Gemahl entgegenſchleuderte. Urſprünglich folgte auf V. 268 die ſzenariſche Bemerkung: „Andraſon tritt während der letzten Worte herein. Steht verwundert, ſieht ſie an und folgt ihr, da ſie abgeht."

Goethe faßte es als Beſtimmung des Schickſals, daß auch dem Gebieter der Unterwelt, wie ſeinen im Himmel und im Waſſer thronenden Brüdern, eine Göttin als Gemahlin zu teil werde, wie er es bei Claudian ausgeführt fand (I, 103—110, 217 flgg.), der ſogar die Trauer der Ceres um ihre geraubte Tochter als die von Jupiter beſtimmte Veranlaſſung zur Verbreitung des Ackerbaues darſtellte (III, 33—65). Pluto hatte die Proſerpina geraubt, aber ſie ſollte wie dieſer ſtets finſter und ihm abgewandt bleiben, was er bei der Aufführung im Jahre 1815 auch im Schlußbilde veranſchaulichen wollte; denn dort ſollte ſie zuletzt „neben ihrem Gemahl, einigermaßen abgewendet, ſitzen und ſie, die Bewegliche unter den Schatten, erſtarrt". An eine Ausſöhnung konnte er nicht denken, während bei Claudian die Hochzeit feierlich vollzogen, ja von dem Hymenäus ſogar dem hohen Brautpaar eine glückliche Nachkommenſchaft gewünſcht wird (II, 370 flgg.).

Verfolgen wir den Gang von Goethes ſchöner Dichtung. Verzweifelnd iſt die junge Königin der Unterwelt aus dem Palaſt geſtürzt

---

1) Den Namen Mandandane in derſelben nahm er von der Tochter des Aſtyages mit Verdoppelung der Mittelſilbe; auch die übrigen Namen ſind mit luſtiger Laune gewählt. Im Oronaro, dem ebenfalls vierſilbigen fremdlautenden Namen des tollen Prinzen, könnte man den Narren durchklingen hören, dem das Oro des Namens Oromedon vorgeſetzt worden, um einen auf die leere Tändelei deutenden Gleichklang der zweiten und vierten Silbe zu bilden. Unter den Namen der Damen finden wir ſogar die der Göttin Lato, des Stammvaters der Deutſchen, des aus Klopſtock bekannten Mana, und des ſpaniſchen Granden Feria. Über die anderen Namen liegen Vermutungen nahe, wie z. B. Mela, das freilich auch ein römiſcher Name iſt, aus Meta, Sora aus Sara abſichtlich umgebildet ſein könnte. Bei Merkulo könnten Shakeſpeares Merkulio und Trinkulo benutzt, Andraſon ein halb griechiſcher, halb deutſcher Name, wie Oronaro, ſein.

und lange in den „rauhen Wüſten", in der „öden felſigten Gegend", wie die Scene urſprünglich bezeichnet war, in dieſen „Trauergefilden", (tristis iſt den römiſchen Dichtern ſtehender Ausdruck von der Unterwelt) vorwärts geeilt, aber überall hat ſie dieſelbe Öde gefunden. Verzweifelnd ſteht ſie jetzt ſtill, da ſie ſich ſagen muß, die Wonne einer heitern Gegend, die ſie ſo innig genoſſen, ſei ihr entſchwunden, liege für immer hinter ihr (V. 1—4).[1]) Aber wie nicht vorwärts, ſo darf ſie auch den Blick nicht aufwärts richten, was ſie die volle Schwere ihres Unglücks empfinden läßt (V. 5—13). Statt des lichten, blauen Gewölbes des Himmels ſchaut ſie über ſich die ſchwarze Höhle des Tartarus. Verwölbt ſchrieb Goethe bei der Durchſicht im Frühling 1786 ſtatt des urſprünglichen umwölkt (durch Wolken bedeckt), im Sinne „durch die Wölbung verdeckt". Der Himmel iſt die Wohnung ihres Ahnherrn Jupiter, bei dem es froh hergeht, den ſie kindlich liebt, weil er ſo väterlich für ſie geſinnt iſt. Gerade die Erinnerung an ihn läßt ſie bitter empfinden, wie tief ſie geſunken, wie ſie ganz verloren iſt. Goethe nahm hier an, Perſephone ſei, gleich Ariadne, eine Enkelin des Jupiter, während die Sage ſie zur Tochter des Jupiter und der Demeter macht, auch Claudian, nach dem Cybele, als Mutter der Ceres von Saturn (III, 271 flg.), von dieſer längere Zeit in Phrygien beſucht wird. Was Goethe zu dieſer Abweichung von der Überlieferung beſtimmte, ob er etwa die Cybele ſich als Tochter des Jupiter dachte, wiſſen wir nicht. Statt des urſprünglichen Enkelin des Jupiter (12) ſchrieb er erſt 1786 die Tochter in Übereinſtimmung mit 138: „Wo deine Tochter iſt", aber im Widerſpruch mit Ahnherrn (12. 216), womit doch nach ſtehendem Sprachgebrauch nicht der Vater bezeichnet wird.

Kann ſie auch nicht mehr zum Himmel blicken, ihre Erinnerung läßt ſich nicht feſſeln, mit lebhafter Freude gedenkt ſie des muntern Lebens mit ihren lieben Geſpielinnen am Ufer des Alpheus (V. 14—27). Auffallen muß es, wie Goethe im Jahre 1815 bei der Prachtvorſtellung des Melodrams als Koſtüm- und Dekorationsſtück Proſerpina hier den vollen Schmuck (prächtige übereinander gefaltete Mäntel, Schleier und Diadem), in welchem ſie erſchienen war, ablegen ließ, ſo daß ſie auf einmal blumenbekränzt als Nymphe daſtand. Wie bedeutend dieſer Wechſel auch bei der Vorſtellung wirken mochte, er widerſpricht den Worten, die nur die Sehnſucht nach dieſer ihr auf ewig geſchwundenen glücklichen Zeit ausdrücken. Freilich ſtellt ſie ſich die Luft jener zephyrleichten, jugendglühenden,

---

1) Die vier erſten Verſe ſind unverändert aus der proſaiſchen Faſſung herübergenommen, nur iſt des leichtern Fluſſes wegen V. 3 ſie nach liegen ausgefallen. Das beginnende „Halte! halt!" las Goethe anapäſtiſch.

liebeſeligen Zeit mit aller ſinnlichen Friſche vor, aber unmöglich kann ſie in dieſer ſchaurigen Einſamkeit ſich ganz wieder in jener wonnigen Gegend fühlen, vielmehr wird ihre lebhafte Zurückverſetzung trüb umflort. Nur echt menſchliche Züge ſind zum Bilde des in wundervoller Gegend ſorglos dem Genuſſe der Natur und ihres jungen Lebens ſich freuenden Mädchens glücklich verwandt, beſonders alle der Einbildungskraft nichts ſagenden Namen vermieden. Weder das mythologiſch berühmte Enna, noch der gefeierte See Pergus (Met. V, 386, Claudian II, 112), noch eine der vielen Quellen und Höhen werden erwähnt, nur im allgemeinen blumenreiche Thäler genannt, die Hauptſcene aber an den Alpheus verlegt, von dem die von Ovid benutzte Sage berichtet, daß er bei Syrakus mit der Arethuſa ſich verbinde, nachdem er von Elis aus, von Sehnſucht getrieben, unter dem Meere nach Sicilien gefloſſen. Dort denkt er ſich auch wohl den Raub, deſſen Ort nicht näher bezeichnet wird; überhaupt tritt dieſer nur nebenſächlich hervor, zuerſt V. 32 flgg., bei den Quellen, an denen die Mädchen die ihr dabei entfallenen Blumen aufſuchen, dann 109 flgg., wo dieſe bei den Weiden mit leidenſchaftlichem Schmerze um die Verlorene klagen. Weiden ſtehen auch an Flüſſen, weshalb Ovid ſie (Met. X, 96) amnicolae nennt. Daß die Mädchen für einander Kränze winden, bei denen ſie an ihre Geliebten denken, iſt ein eben ſo glücklich erſonnener Zug, den Goethe auch am Anfange des „Taſſo“ verwendet, wie ihre geſchwätzige Unterhaltung bis in die Nacht, ihr Plätſchern im Fluſſe am Abend und ihr Wandeln auf den Wieſen mit nackten Füßen im Morgentau[1]). Bei Claudian kränzen Proſerpina und ihre Begleiterinnen ſich ſelbſt (II, 129 flg., 140; III, 246 flg.). Auch Ovid läßt Proſerpina und ihre Begleiterinnen mit nacktem Fuße über die Wieſen wandeln (Fast. V. 425). Wie glücklich ſind auch dieſe Züge gehoben! Alles atmet hier friſches, ſinnliches Leben mit der anmutigſten Gewalt über die klangvolle Sprache.

Die ſehnſüchtige Erinnerung an ihre Genoſſinnen bringt ſie auf die Not, in welche dieſe durch ihre unbegreifliche Entführung verſetzt worden (V. 29—35). Wie ſie eben mit dem Ausrufe „Geſpielinnen“ die Erinnerung eingeleitet hat, ſo hier mit dem noch innigeren „O Mädchen! Mädchen!“ Abſichtlich werden ihre Begleiterinnen hier nicht näher bezeichnet, weder werden ſie als Quellnymphen eingeführt, noch ihre Zahl, noch ihre Beſtimmung als Dienerinnen angegeben; es genügt dem

1) Urſprünglich begann V. 28 „Wieder früh“. Goethe ſtrich 1786 das „wieder“, obgleich es einen leichten Fluß des Verſes durch den beginnenden Anapäſt bot und es durch den Gegenſatz zur ſpäten Nacht ſeine Beziehung erhielt. Der jetzt beginnende Anapäſt früh im Tau (denn trochäiſch darf man den Vers nicht leſen) iſt härter.

Dichter, daß es alle junge Mädchen waren, heiter, sorglos und gemütvoll wie Proserpina selbst. Lebhaft muß sie sich vorstellen, wie diese, als sie ihnen so schrecklich entrissen war (einsam), einzeln (zerstreut) an den reichlichen Quellen der Gegend gedrückt hingehen werden (schleicht), um etwa noch eine der Blumen zu finden, von denen bei der Entführung so viele aus ihrem Schoße gefallen. Aber auf einmal bleiben sie stehen, sehnsüchtig nach der Gegend schauend, in welcher sie geraubt worden. Das von Ovid (Met. V, 391—401) besonders ausgeführte Herabfallen der in Körbchen und ihrem Schoß gesammelten Blumen bietet Goethe nur einen, so trefflich verwandten, das Bild der Entführung eigen beleuchtenden Zug. Durch das bezeichnend anapästisch endende „wohin ich verschwand" ist leicht der Übergang gefunden zur schauerlichen Erinnerung (V. 36—39), wie der unerbittliche Gott der Unterwelt (bei Homer heißt er ἀμείλιχος, Horaz nennt ihn inlacrimabilis, wie den Orcus nil miserans) die Sträubende mit starken Armen festgehalten und mit seinen raschen Pferden zu der Unterwelt gebracht hat, von welcher das Mädchen die schrecklichsten Vorstellungen von früher Jugend an gehabt. Aber daran denkt sie zunächst nicht, so wenig sie des schwarzen Viergespannes Erwähnung thut, nicht einmal ihres Jammerns wird gedacht, das besonders Claudian weit ausführt, ja durch die ausschweifendsten Versprechungen des gerührten Entführers begütigen läßt. Die bildliche Darstellung des von Merkur begleiteten Viergespannes mit der vom Entführer in der Mitte des Leibes gehaltenen, quer vor ihm liegenden Proserpina fand Goethe schon in der Gesnerschen Ausgabe Claudians. In der für sie so traurigen Liebe des Pluto zu ihr (sie kann ihn nur als unerbittlichen Gott bezeichnen) muß sie einen der vielen Schelmenstreiche des Gottes Amor erkennen, der, nachdem er ihn verübt, lachend wieder zum Olymp geeilt ist (40). Ovids weitläufige Erzählung, wie Venus ihren Sohn aufgefordert, das Herz des Herrschers der Unterwelt zu treffen, damit sie auch auf dieses dritte Reich ihre Macht übe (Met. V, 359—384) konnte Goethe nicht benutzen. Daß Amor und Venus lachen, wenn sie ihr Spiel getrieben haben, ist eine den alten Dichtern geläufige Vorstellung. So lachen beide, als die durch Jupiter verführte Europa in Klage ausbricht, bei Horaz (carm. III, 27, 66—68). Floh vom Enteilen, ohne die Bezeichnung der Furcht; keineswegs hatte das Bewußtsein, etwas Ungehöriges gethan zu haben, ihn fortgetrieben; eher dürfen wir annehmen, daß er im Olymp nach seiner Weise sich seines neuesten Streiches rühmen werde.[1]) Schmidt

1) V. 40 lautete ursprünglich: „Amor! ach Amor floh lachend zum Olymp auf". 1786 setzte Goethe auf vor zum Olymp, wonach, dem Sinne entsprechend, am Schluß zwei Anapäste stehen.

glaubte, dem Dichter habe vielleicht ein Werk der Plastik vorgeschwebt, auf welchem Amor als Lenker des Wagens oder als Fackelträger erscheine. Das ist aber ja das gerade Gegenteil; dort geleitet Amor feiernd den zur Unterwelt eilenden Wagen. V. 41—44 werden eingeleitet durch das schmerzliche, zwischen das wiederholte „Amor" sich drängende „ach". Proserpina beklagt sich über das große Unrecht des Liebesgottes, daß er, nicht zufrieden, Himmel und Erde zu beherrschen (mythisch könnte hier auch noch das Meer genannt sein, wie bei Ovid Met. V, 310 die numina ponti stehen), das Unglück der Hölle durch seine Qual noch vermehre, wobei sie nur an sich denkt, die er dadurch unendlich unglücklich gemacht. Flammen der Hölle, wie V. 235 flgg. der Cocyt voll Flammen gedacht wird.[1]) Der Feuerfluß der Unterwelt ist eigentlich der Phlegethon oder Pyriphlegethon, aber auch die übrigen Flüsse der Hölle sind heiß (in dem, dem Monodrama vorangehenden Prolog des Askalaphus heißt es: „Acheron und Pyriphlegethon speien ewige Flammen"), wie der Tartarus (ein tiefer Abgrund), aus welchem diese sämtlich entspringen. Vergl. Lucr. III, 1025: Tartarus horrificos eructans faucibus aestus. So läßt Goethe auch in der Iphigenie (III, 1, 137) vom Acheron Dampf aufsteigen, und Oreſt sieht (III, 1, 217 flg.) „durch Rauch und Qualm den matten Schein des Höllenflusses ihm zur Hölle leuchten". Mephisto spottet im zweiten Teile des „Faust" 3345 flg. auf die Art, wie die alten Griechen „Höllenqual und Flamme schüren".

Ihr ganzes Unglück, in die endlose Tiefe des Tartarus hinabgerissen zu sein, um hier die Schatten zu beherrschen, spricht sie ergreifend aus (V. 46—50). Bitter fragt sie, ob die eine Königin sei, deren Macht nur Schatten anerkennen. Daran schließt sich die an Dantes berühmte Inschrift der Höllenpforte (3, 9) erinnernde Betrachtung, daß die Hoffnung auf ein Ende ihres Unglücks hier für alle Zeit geschwunden sei, wie für sie selbst, die, obgleich eine Göttin, der Unterwelt als Königin verfallen ist (V. 51—57). Alle empfinden den bittern Schmerz, daß sie abgeschieden, aus der Welt auf immer verbannt sind, und leider vermag sie ihr Schicksal (Glück, wohl ohne Bitterkeit) nicht zu ändern (wenden).[2]) Und sie sind abgeurteilt. Bei den ernsten Gerichten

---

1) Des Verses wegen schrieb Goethe 1786 V. 42 genug statt gnug und schob vor Flammen den Artikel ein. Der erste Druck deutete hier wohl mit Recht einen starken Absatz durch zwei Gedankenstriche an, wie er einen nach V. 13 und 35 hatte. 1787, wo die 1786 durchgesehene Posse erschien, trat hier auch ein Punkt ein, wie V. 40; auch nach Olymp kam infolge der Änderung statt des Punktes ein Gedankenstrich.

2) Wenn seit 1787 Abgeschiedenen statt Abgeschiednen steht, so wollte der Dichter wohl diesen Vers wie den vorigen anapästisch schließen.

ſchwebt wohl Minos vor, nach der freilich, wie wir jetzt wiſſen, ſpäteren Darſtellung in der Unterwelt der Odyſſee, der auch Horaz und Properz an berühmt gewordenen Stellen folgen, nicht Vergils ſtrenger Strafrichter Rhadamanthus. Und unter ihnen wandelt ſie, die eine Göttin und zugleich Königin hier unten iſt, demſelben Schickſal, der ewigen Abgeſchiedenheit von der Welt der Lebenden, anheimgegeben. Außer dieſem Gefühl, den Schmerz der Abgeſchiedenen nicht enden zu können, quält ſie der Anblick der großen Sünder, deren gräßliche Strafen ſie lindern möchte (V. 58—75). Zunächſt nennt ſie den ſchon bei Homer vorkommenden Tantalus. Sie bedauert den armen Alten, der zu ſtreng von den Göttern geſtraft worden, weil ihr Vertrauen ihn gereizt hatte, ſich ihnen gleich zu ſtellen, wie Goethe es ähnlich ſeine Iphigenie ausſprechen läßt (I, 315—322). Neben Tantalus gedenkt ſie kürzer des von Ovid, auch von Claudian II, 335 flg., damit verbundenen Frevlers Ixion, deſſen Rad ſprichwörtlich geworden.[1]) Doch ſelbſt die Götter können die ewigen Qualen nicht innehalten, und ſo iſt Proſerpinas Leben in der Unterwelt, wie für ſie ſelbſt, ſo auch für jene troſtlos. Sie benutzt dieſen Gedanken geſchickt, um auch großer, zu ewiger Strafe verdammter Sünderinnen zu gedenken, der Danaiden, deren Horaz nach Ixion, dem er den Tithos geſellt, ausführlich in der Unterwelt gedenkt (carm. III, 11, 22—29), während Ovid (Met. X. 43 flg.) ſie erſt nach Ixion und Prometheus nur ganz kurz erwähnt. Selbſt dieſe, wie ſchwer ſie auch gegen ihren Bräutigam ſich vergangen, bedauert ſie,[2]) ja in ihrem vergeblichen Schöpfen erkennt ſie ein Abbild ihres eigenen Zuſtandes in der troſtloſen Unterwelt, da ihr Herz hier gar nichts findet, was ſie erfreut, und auch kein anderes Herz, dem ſie ſich mitteilen kann. So muß wohl der Vers: „Woher willſt du ſchöpfen? — und wohin?“ verſtanden werden. Urſprünglich ward „der armen Danaiden Geſchäftigkeit“ unmittelbar darauf in den Worten ausgeführt: „Leer und immer leer, wie ſie ſchöpfen und füllen! Leer und immer leer“; davon findet ſich ſeit der Ausgabe von 1787 nur einmal „Leer und immer leer!“ So ſtand auch durch Druckverſehen in der Berliner Theaterzeitung, aus welcher Himburgs Nachdruck der „Proſerpina“ ſchöpfte, doch war dies auf Goethes Durchſicht ohne Einfluß, da bei dieſer die vollſtändige Abſchrift ſeiner Poſſe zu Grunde lag. Jedenfalls würde man lieber das erſte als das zweite „Leer und immer leer!“ geſtrichen und das die „Be-

1) Um die Verſe fließender zu machen, ſchrieb Goethe 1786 greifen ſtatt eingreifen und einhalten ſeinen ſtatt Einhalt thun ſeinem.

2) Urſprünglich lautete V. 68: „Wohn' ich und ſchau' auf“. Goethe hob den ſchwachen Vers 1786 dadurch, daß er „unter ihnen“ nach „ich“ einfügte und mit „ſchaue“ ſchloß.

ſchäftigung" veranſchaulichende „Wie ſie ſchöpfen und füllen!" beibehalten ſehen. Man könnte denken, Goethe habe das auch eigentlich beabſichtigt. Wenn der Danaiden Strafe in der Unterwelt eigentlich als eine immer vergebliche Arbeit gedacht wurde, ſo fällt der mitfühlenden Proſerpina auch ein, daß dieſe ſelbſt Durſt empfinden, den ſie nicht löſchen können. Sie ſchöpfen und füllen ihre Gefäße (Krüge oder Eimer), aber dieſe rinnen beim Tragen. Die gewöhnliche, bei Horaz ſich findende Vorſtellung iſt, daß ſie das Waſſer in ein Faß tragen, das aber rinnt. Etwas auffallend heißen die Gefäße hier Wannen, was kaum auf die wannenartige Geſtalt geht, ſondern auf das Schwingen der Gefäße beim Tauchen in den Fluß und beim Herausziehen aus ihm ſich beziehen kann. Wir haben uns die fünfzig Danaiden in langer Reihe am Fluſſe zu denken. Das Waſſertragen iſt der Dienſt der Sklavinnen ſchon bei Homer.

Ihre traurige Lage im Schattenlande läßt die Schattenkönigin des ſeligen Glückes der Götter im Olymp gedenken, das ihr auf immer geraubt iſt (V. 76—84). Homer ſagt Od. VI, 43—46 vom Olymp: er werde nicht vom Winde bewegt noch von Schnee und Regen heimgeſucht, wolkenloſe Heiterkeit herrſche in ihm, Glanz umfließe ihn und die ſeligen Götter erfreuten ſich in ihm immerfort. Auch hier hat Goethe die zu Grunde liegende Darſtellung, ganz der Anſchauung des jungen Mädchens gemäß, zu heben gewußt. Proſerpina klagt, das ruhige Wandeln der ſeligen Götter (im Geiſte ſieht ſie dieſe vor ſich wandeln) ſtreiche an ihr nur wie ein Traumbild vorüber, ſie dürfe nicht mit ihnen gehen. In weiterer Ausführung gedenkt ſie ihrer leichten Tänze, wobei dem Dichter, der hier ſich der größten Freiheit bedient, beſonders die Muſen, Grazien und Nymphen vorſchweben könnten, die aber nicht auf dem Olymp tanzen, der tiefen Haine, worin ſie ſich der erfriſchenden Kühle, des Duftes und des Blickes auf die mächtigen, dem Auge wohlthuenden Bäume freuen, der traulichen (lieblichen) Wohnungen, bei denen Pavillons, „verſtreut-bequeme Häuslein" (Fauſt II, 5559) gedacht werden, in denen Liebende ſich zuliſpeln. Dort rauſcht es von Leben (immer herrſcht dort lebendige Bewegung), man empfindet der Seligkeit Fülle, da ſchmerzlichem Verlangen (das auch zum Liebesglücke gehört) froher Genuß folgt. Hier muß in den Worten ein Verſehen ſtattgefunden haben. Freilich können wir uns die drei Verſe „In euren leichten Tänzen . . . Wohnung" als abgebrochenen Ausruf denken, wie 147—149 „Nicht zu deinem Haupte in dem ewigen Blau des feuerdurchwehten Himmels", und demnach Ausrufungszeichen nebſt Gedankenſtrich ſtatt des Kommas ſetzen, aber es fehlt der durchaus nötige Gegenſatz, auf den auch „wie droben" ausdrücklich hinweiſt, wir verlangen ein

hier vor rauſcht, wo dann der Vers wohl rauſcht es fordern würde. Es geht nicht an, in Gedanken aus mein Weg (78) zu ergänzen „auf meinem Wege". Goethe hatte dies bei der erſten Abſchrift überſehen und auch bei der Durchſicht bemerkte er nicht den Ausfall des unentbehrlichen Wortes. Freilich könnte man ſtatt hier auch etwa mir vermuten.[1])

Der Mangel an jedem frohen Leben führt ihre Gedanken zunächſt auf denjenigen, bei dem ſie dies vor allem finden müßte, auf ihren Gatten, deſſen Herz der Liebe unzugänglich iſt, nur in einem unglücklichen Augenblick gereizt worden, ſie zu entführen, um eine Königin für ſeinen traurigen Thron zu haben (V. 85—98). Da das es nach iſt (85) ſich auf das vorangehende Leben bezieht, dürfte der Gedankenſtrich nach 84 trotz des Überganges nicht an der Stelle ſein; beſſer ſtände ein ſolcher nach 98.[2]) Claudian (II, 310 flg.) berichtet, den wilden (ferox) Gott der Unterwelt habe man, als er in dieſe wieder eingefahren ſei, heiter, ja lächelnd geſehen. Goethes Proſerpina klagt bitter die Liebesgöttin ſelbſt, nicht Amor an (Liebe, was Goethe auch ſonſt von der Macht Liebe braucht); noch ſchärfer wirft ſie ihr vor, daß die Göttin ihn gerade auf ſie, ſtatt auf eine ihrer Nymphen, hingelenkt habe. Die bisher nur als Mädchen bezeichneten Genoſſinnen heißen hier Nymphen, wie bei Claudian III, 230, und werden als ihre Dienerinnen gedacht, was hier zweckmäßig ſchien, da wir es der Proſerpina kaum vergeben könnten, wenn ſie einer von ihren Freundinnen ein ſolches Schickſal wünſchte; ſie werden hier im Gegenſatze zu ihr, der hehren Göttin, gedacht, wie ähnlich Ceres bei Claudian II, 271 ſich darauf beruft, daß ſie nicht zum niedern Volke (plebs) der Dryaden gehöre, ſondern des Saturnus Tochter ſei. Freilich könnte man meinen, Proſerpina hätte ihm eine der Göttinnen der Unterwelt als ſeiner würdige Gattin zuweiſen ſollen, wie es Claudian die über die Entführung der jungen Tochter Jupiters, ihrer Schweſter, entrüſtete Minerva thun läßt (II, 218 flg.), aber ſie will gerade den Gegenſatz zu ihrer hohen Geburt hervorkehren, was ſie dann mit dem ſchließenden „mich, die Tochter der Ceres" noch ausdrücklich thut.

Damit hat der Dichter ſich den Übergang zu ihrer Mutter Ceres gebahnt, deren Götterwürde durch den Entführer ſo ſchwer verletzt iſt (V. 99—103). Ihre Gottheit verläßt ſie, inſofern dieſe ſie nicht gegen den ſchnöden Entführer ſchützte. Sie hatte geglaubt, ihre Tochter werde, gegen jeden Angriff geſichert, ihre Jugend mit den Geſpielinnen glück-

1) Vgl. hierzu das Sprechzimmer dieſes Heftes. D. L.

2) Statt des urſprünglichen Blick V. 86 zog Goethe hier den weiblichen Ausgang Blicke vor; männliche finden ſich erſt V. 90—92 wieder. Von dem dreifachen Liebe! ſtrich er das letzte.

lich genießen können.[1]) Hier weicht Goethe ganz von Claudian ab, nach welchem Ceres, als sie zu ihrer Mutter Cybele ging, ihre Wohnung stark befestigt und ihrer Tochter verboten hatte, dieselbe zu verlassen. Nach den „Verwandlungen" befand sich Ceres zu Hause, als der Raub geschah; nach den „Fasten" war sie vor kurzem zurückgekehrt. Goethe nimmt an, sie sei in einer der sie verehrenden sicilischen Städte gewesen, von wo sie zuweilen nach ihrer Wohnung gekommen, um sich zu erkundigen, wie es ihr gehe, ob die Tochter etwas bedürfe.

Lebhaft stellt sich Proserpina nun vor, wie diese, als sie die Schreckensthat vernommen, sofort sich entschlossen, den Räuber zu verfolgen und nicht zu ruhen, bis sie die Tochter wiedergefunden oder die ganze Erde durchirrt habe (V. 99—127). Unter den Gegenständen, welche die Tochter sich etwa wünsche, werden ein neues Kleid oder goldene Schuhe genannt.[2]) Die letzteren nahm Goethe nicht etwa aus der Märchendichtung; schon bei Homer ist alles, was die Götter besitzen, von Gold (vgl. zu 140). Die Götterkönigin heißt von ihren goldenen Sohlen χρυσοπέδιλος und auch die Sohlen des Hermes sind golden. Bei Ovid wird Ceres durch die Klagen der Mädchen aufgeschreckt, bei Goethe kam sie erst später, doch fand sie die Mädchen noch bei den Weiden des Alpheus, wo sie die Gespielin, die sich weiter entfernt hatte, zuletzt gesehen; sie klagten noch und überließen sich dem Ausbruche ihres Schmerzes, als wäre das Unglück erst eben geschehen. Das laute Jammern, das Zerraufen der Haare und das Schlagen des entblößten Busens mit den Händen ist als Zeichen der Trauer bei römischen Frauen bekannt. So fand es Goethe auch in unserer Sage bei Ovid Met. V, 471 flg., wogegen in den „Fasten" IV, 454, auch bei Claudian III, 405, das Zerraufen der Haare fehlt. Goethe dagegen ließ das unsern Sitten fremde Zerschlagen oder gar Zerkratzen des Busens weg.[3]) V. 116—124 führt Proserpina ihre Mutter sprechend ein, doch am Schlusse kürzt sie ihre Rede, indem sie, statt die Gegenden zu nennen, die sie bis zum Auf- und zum Untergange der Sonne aufsuchen wird, sich mit dem einfachen „hierhin und dorthin" begnügt, da hier eine Aufzählung von vielen Orten nach dem ganzen Tone der Klage nur erkältend gewirkt haben würde. An die wiederholte Frage, wohin

---

1) Ursprünglich stand V. 103 hinspielend und hintändelnd. Durch den Wegfall des und wurde der zweite Fuß ein Anapäst.

2) V. 108 schrieb Goethe 1786 goldene statt goldne, wie V. 140 goldenen statt goldnen, um einen Anapäst zu gewinnen, und aus gleichem Grunde V. 109 fandest statt fandst.

3) Das ursprüngliche „In ihre Locken rauften" (V. 113) veränderte Goethe 1786 in das gangbarere „Ihre Locken zerrauften".

ſie gekommen, ſchließt ſich die näher eingehende, wohin der Räuber ſeinen Weg genommen, und noch ehe ſie dieſe durch die Erwähnung, daß er auf einem Wagen ſie entführt, ergänzt hat, muß ſie die Schmach hervorheben, die er dadurch den Nachkommen Jupiters zugefügt; die letztere Frage ſchließt ſich an die Bezeichnung „der Verruchte" an. Hier hätte wohl die ſpätere Durchſicht die Verſe etwas fließender machen können. Der erſte rein jambiſche Vers ſchließt ziemlich hart mit rufſt du; auch die beiden folgenden mit einem Anapäſt beginnenden lauten jambiſch, alſo weiblich aus. Der folgende Vers: „Wohin geht der Pfad ſeiner Roſſe?" hat im zweiten und dritten Fuß Anapäſte. Das Präſens geht deutet darauf, daß ſie den Räuber als noch auf der Fahrt begriffen ſich vorſtellt. Die weiteren Erkundigungen, die ſie bis zum Abend anſtellte, übergeht Proſerpina und wendet ſich gleich zum Abend, wo ſie die Verfolgung beginnt, indem ſie, wie die Sage berichtet, ſich Fackeln am Ätna anzündet. Hier hat Goethe die Rede dadurch gehoben, daß er den raſchen Ruf „Fackeln her!" zu einem anapäſtiſchen Verſe machte und ſtatt des ungefügen: „In der Nacht. Nach will ich ihm ziehen", ſchrieb: „Durch die Nacht will ich ihn verfolgen", mit zwei Anapäſten, wogegen der folgende längere Vers nur im fünften Fuße einen Anapäſt zeigt. Derſelbe hätte gewonnen, wenn er in zwei kleine rein jambiſche Verſe geteilt worden wäre. Gang iſt nicht wörtlich zu nehmen, da ſie auf ihren geflügelten Drachen den Weg antritt. Bei Claudian heißt es (III, 317 flg.): Nulla cessabitur hora. Non requies, non somnus erit, dum pignus ademptum inveniam. Sehr ſchön wird ſtatt des Antrittes der Fahrt der verſtändigen Aufnahme ihrer hier nicht näher bezeichneten Befehle von ihrem treuen Drachenpaare gedacht, das alle Pfade (über Meer und Berge) gewohnt iſt. Die von Ovid Fast. IV, 497—570, kürzer von Claudian III, 321—374 angegebene Drachenfahrt wird damit bezeichnet, daß ſie auch in die unbewohnte Wüſte bringt. Treibt dichs irre (127), wie bei Ovid pererrare ſteht, aber hier ſoll es auch den Übergang zum folgenden bahnen. Nach 127 fehlt ſeit 1787 Punkt vor dem eine Pauſe bezeichnenden Gedankenſtrich.

Leider kann ihre Mutter nicht ahnen, daß ſie in der Unterwelt weilt, die keiner der Götter betreten darf (V. 128—132). Nach Claudian I, 98 flg. war das Betreten der Unterwelt nur dem Merkur als Boten zwiſchen den Gebietern des Himmels und der Unterwelt geſtattet. Bei Ovid droht Ceres ſich in die Unterwelt zurückzuziehen und Goethes Proſerpina hält es V. 151 flg. für möglich, daß Ceres ſie aus der Unterwelt heraufführe. Der Graus, der grauſige Aufenthalt, liegt wie eine Laſt auf Proſerpina (beſchwerend), unter der ſie erliegt

(ermattet), da ihr als lebensfroher Göttin alles fehlt, was sie erfreuen kann. Da muß sie denn den innigsten Wunsch aussprechen, Ceres möge zu Jupiter, ihrem Gatten, ihre Zuflucht nehmen, da dieser allein ihr sagen könne, wo sie sich befinde (V. 133—138). Bei Ovid ist Ceres auf Jupiter so erbittert, daß sie diesen nicht angehen mag. In den „Fasten" (in den „Verwandlungen" tritt die Nymphe des Alpheus hier vermittelnd ein, da der Dichter wieder eine Verwandlungsgeschichte erzählen will) IV, 575 steigt Ceres, nachdem sie die Erde durchirrt hat, auch in den Himmel, wo das Sternbild der Bärin, das sie zuletzt befragt, sie an die Sonne weist, da die Freveltat am Tage geschehen sei. Goethes Proserpina kann nur an ihren Vater, den Allwissenden (den „Erhabenen") denken, der allein weiß, wo sie ist.[1]) Schlangenpfad ist nicht vom geschlängelten Wege zu verstehen, sondern die Schlangen sind ihre Drachen. Ovid nennt ihr Gespann bald Schlangen, bald Drachen.

So hat der Dichter sich den Übergang der Unglücklichen zu dem Gebete an Jupiter gebahnt, den „Vater der Götter und Menschen". Bei Homer heißt er „Vater der Menschen und Götter", bei Vergil auch „Vater der Götter und König der Menschen". Jupiter ist ja auch ihr Vater und hat sie einst als Kind so herzlich geliebt. So möge er denn der Mutter auf die Spur helfen, und sie zweifelt nicht, daß diese sie dann aus ihrem Kerker befreien werde (V. 139—157). Bei der Erinnerung, wie sie als kleines Kind von Jupiter geliebt worden, schwebt, wie wir schon bemerkt, eine Stelle Claudians vor[2]), die aber Goethe wunderbar gehoben durch die Verwendung eines bekannten Scherzes, den sich Nahestehende mit Kindern erlauben, um sie den Himmel sehen zu lassen, und der dem Kinderfreund Goethe noch in Weimar beliebt war. Auf treffendste Weise ist dies zu dem Gegensatz benutzt, daß er sie jetzt nicht mehr zu seinem Haupte erheben könne.[3]) Der nach hier! seit 1787 stehende doppelte Gedankenstrich ist jedenfalls zu stark; früher stand hier ein genügender einfacher. Aus der bittern Trauer, hier eingesperrt zu sein, erhebt sie sich zu dem vertrauensvollen Gebete,

---

1) V. 138 lautete früher „Wohin deine Tochter sei. Goethe änderte 1786 wo und ist, nicht des Verses wegen.

2) Hier hat Goethe 1786 Kleine statt des zweideutigen klein geschrieben.

3) V. 149 stand ursprünglich nach Himmels Semikolon mit Gedankenstrich. 1786 trat ein bloßer Punkt ein. Passender wäre ein das Abbrechen der Rede bezeichnender Gedankenstrich. Vergl. oben zu V. 83. Zu ergänzen ist „kannst du mich erheben", wie zu hier! V. 150 „bin ich". Wider den Zusammenhang denkt sich Strehlke 149 „darf ich mich emporschwingen", 150 „muß ich bleiben".

Jupiter möge ihre Mutter auf ihren Aufenthalt hinweisen. Leite sie her! Man sollte jeden Zweifel für unmöglich halten, wer hier unter sie gemeint sei, auch ehe man noch die folgenden unzweideutigen Verse gelesen: „Daß ich auf mit ihr Aus diesem Kerker fahre", aber Strehlke bezieht sie auf die V. 156 genannte Luna, obgleich man gar nicht begreift, was diese hier zu thun habe. Ganz natürlich ist es, daß Proserpina bei ihrer Befreiung zunächst an die beiden großen Himmelslichter denkt, die clarissima mundi lumina (Verg. Georg. I, 5. 6), das lucidum caeli decus (Hor. C. S. 2), deren Anblick sie so schmerzlich entbehrt hat. Phöbus wird auch von den römischen Dichtern der Sonnengott genannt; er bringt Strahlen wie Helios bei Homer den Unsterblichen und den Sterblichen Licht bringt. Ganz besonders lieb ist dem jungen Mädchen Luna, wie die Mondgöttin auch bei den römischen Dichtern heißt; sie scheint ihm wie eine vertraute Freundin mit freundlichem Gesicht zu lächeln. Goethe denkt sie sich wie die Göttinnen bei Homer gelockt (εὐπλόκαμος); in der Kunst erscheint sie mit einem Schleier. Silbern wird der Mond schon von den alten Dichtern genannt; bei den Deutschen erscheint er so besonders seit Klopstock.

In ihrem Vertrauen auf Jupiters Vatergüte (daß ihre Mutter ihn aufsuchen werde, bleibt hier ganz zur Seite, da sie selbst ihr Gebet an ihn gerichtet hat), glaubt sie in freudiger Zuversicht, dieser werde sie in seinen Himmel erheben (V. 159—167). In den anapästisch bewegten einfach schönen Versen wirkt das doppelte wieder recht bezeichnend.[1]) Sie selbst spricht ihrem Herzen zu, wie schon der Homerische Odysseus und Goethes Iphigenie (IV, 1, 158 flgg.), und bald erhebt sich in ihrer Seele die Hoffnung, die ihr, wie sie in einem schönen Bilde von der nach einer stürmischen Nacht wieder hell aufgehenden Morgenröte sagt, so wohl thut in ihrer argen Not. Diese Stelle hat Seckendorff in Musik gesetzt und schon 1779 in der zweiten Sammlung seiner „Volks- und anderen Lieder, mit Begleitung des Fortepiano" erscheinen lassen als aus Goethes Monodrama „Proserpina" genommen, doch stand hier „mich freundlich, lieber". Zur Erläuterung der Stelle trägt es gewiß nicht bei, wenn man gesagt hat, Goethes Lieblingsgöttin die Hoffnung belebe und durchleuchte die Stimmung. Nein, das Vertrauen, daß Jupiter sie erhören werde, verscheucht das durch ihr schreckliches Unglück erregte Zagen des Herzens und fällt wie ein Hoffnungsstrahl in ihre Seele.

---

1) Wir wollen hier ausdrücklich bemerken, daß wir Goethes Verse nach denjenigen Regeln messen, nach welchen Goethe selbst sie maß, nicht nach den heutigen prosodischen Regeln.

Im Jahre 1815, nach der mit Aufwendung aller theatralischen Künste erfolgten glänzenden Aufführung der „Proserpina“ als Melodrama, schrieb Goethe von der ergreifenden Darstellung von V. 29 an bis hierher: „Die Nymphe (die sich in das Thal von Enna versetzt geglaubt), wird bald aus ihrer Täuschung gerissen, sie fühlt ihren abgesonderten kläglichen Zustand, ergreift eines der Gewänder, mit welchem sie den größten Teil der Vorstellung über ihre Bewegungen begleitet, sich bald darein verhüllt, bald daraus entwindet und zu gar mannigfaltigem pantomimischen Ausdruck, den Worten gemäß, zu benutzen weiß.“ Aber gerade die Worte, dieser lebenswarme Ausdruck so rein natürlicher, die Seele mannigfach bewegender Gefühle, scheinen uns zu einem solchen pantomimischen Schauspiel durchaus nicht zu passen, dieses vielmehr eine musikalische Begleitung zu fordern, welche sich zwischen die Reden fremdartig eindrängt, die gefühlvoll sich ergießende Dichtung in ihrer Grundfeste erschüttert, an ihrer Stelle etwas ganz Widersprechendes einführt. Goethe war damals von der mächtigen Wirkung einer solchen melodramatischen Darstellung so begeistert, daß er auch die beiden ersten Monologe Fausts als Monodrama zu einer solchen Aufführung bearbeitete (Weimarische Ausgabe S. 320 flg.).

Als Proserpina, von frischer Hoffnung bewegt, in der unterweltlichen Wüste umherschreitet, bemerkt sie, daß hier nicht überall totes, höchstens mit Moos bedecktes Gestein ihr entgegenstarrt, die Berge nicht mehr ganz schwarz und wüst erscheinen, vielmehr auch Spuren von Leben sich zeigen (V. 168—181). Es ist wohl nicht richtig, wenn Schmidt bemerkt: „Mit der Hoffnung scheint sich die im Eingang geschilderte rauhe Landschaft zu begrünen“; denn nicht Schein ist es, sondern Wirklichkeit, ja schon am Anfange des Monodramas sah man, wie es in der Angabe der Szene heißt, „zur Seite einen Granatbaum mit Früchten“. Die sonstigen Zeichen von Pflanzenleben bleiben dort unerwähnt, weil sie weniger in die Augen fallen, wogegen des Rasens um den Baum in dem freilich sonst mit unserem Monodrama in Widerspruch tretenden humoristischen Prolog des Askalaphus gedacht ist. Weiter wandelnd bemerkt Proserpina auch eine bei der vorgeschrittenen Jahreszeit schon welke Blume, die sie nicht kennt, aber sie erfreut ihr kindliches Herz um so mehr, als sie sich vorstellt, diese habe sich erhalten, um sie zu begrüßen. Es ist nicht etwa an ein herabgewehtes welkes Baumblatt zu denken; denn außer dem erst später gewahrten Granatbaum findet sich hier kein solcher. Die kleinen jambisch-anapästischen Verse drücken treffend ihre frohe Überraschung aus; alle, mit Ausnahme der kurzen. Zu ihrer höchsten Freude bemerkt die Glückliche dann einen ihr so lieben Granatbaum mit Früchten. Wie könnte sie in ihrer unschuldigen

Freude ahnen, dieser ihr Liebling sei eine List der Dienerinnen des Pluto, der Parzen, um durch den Genuß seiner Frucht sie nach der Bestimmung des Schicksals auf ewig an die Unterwelt zu fesseln!

Da kann sie sich denn nicht enthalten, einen Apfel abzubrechen (die szenarische Bemerkung fehlte ursprünglich), den sie herzlich begrüßt; er soll sie alles überstandene Leid vergessen machen durch die Erinnerung an die glückliche, so rasch in sorgenlosem Genusse mitten in der herrlichsten Natur hingeschwundene Jugendzeit, wo der Geruch und Duft der Blüten und Früchte sie entzückten, und ein solcher Apfel oft die Durstende labte. Auch diese lieblich fließenden Verse, in denen nur am Schlusse einmal ein Anapäst eintritt (181—194), hat Seckendorff als Lied gesetzt.

Der Genuß weniger Körner erfrischt die Schmachtende auch jetzt. Die erst 1786 eingeschobene szenarische Bemerkung gedenkt „einiger Körner", weil die Zahl hier ganz nebensächlich ist. Ovid nennt nach dem Bedürfnisse des Verses einmal sieben, das andremal drei, beides heilige Zahlen. Aber die dem Gaumen so angenehmen Körner erregen ihr bald Höllenschmerz (V. 196—201). Durch die Empfindung der Freude, ja Wonne, deren Ausdruck sie nicht zurückhalten konnte (offne[1]), greifen plötzlich entsetzliche Schmerzen, als ob eiserne Hände ihre Eingeweide packten wie die Verdammten der Hölle. Nach 201 ist in der Ausgabe von 1787 ein doppelter Gedankenstrich statt des einfachen eingeführt worden, obgleich keine stärkere Pause anzunehmen wie nach 206. Bitter schmerzt es sie, daß dieser erste Genuß ihr so arg vergällt worden; aber nun fühlt sie auch ihr Herz angegriffen (V. 203—206). In ihrer Angst sieht sie die Schrecken der Unterwelt ihr näher rücken, als wollten diese sie für sich in Anspruch nehmen (V. 207—214). Sie schaut, wie die Felsen ihr von oben schrecklich winken und ihr näher kommen. Hier, wo sie noch eben solche freudige Hoffnung gehegt, im Gegensatze zu den bisher in der Unterwelt geschauten Felsen. Und nun scheinen auch die Wolken tiefer herabzugehen, um sie einzuhüllen, und sie glaubt in dem in der Ferne hinter ihr liegenden Abgrunde (dem Tartarus (233), dem Avernus (258), dessen Namen sie nicht nennt, nur seine Tiefe im Gegensatze zu den Wolken bezeichnet) drohende Gewitter donnern (tosen ist bezeichnender) zu hören. Ja alles im weiten Reiche der Unterwelt, die sie hier

1) Offne ist 1786 nicht, wie oben goldne, durch ein zwischentretendes e erweitert, weil der Dichter hier nicht durch einen Anapäst dem Verse einen bewegten Abschluß geben wollte, wie V. 199 und 202. In der Theaterzeitung und daraus in Himburgs Nachdruck stand durch Versehen offene. Druckfehler sind dort auch V. 211 der Ausfall von zu und 217 das vor solltest eingeschobene du.

als Herrschaft der grausen Mächte der Parzen faßt, scheint ihr zu verkünden, dieses nehme sie für sich in Anspruch.

Was sie mit schrecklicher Angst empfunden, bestätigt der Zuruf der unsichtbar in der Höhle des Hintergrundes hausenden Parzen, die ihr den Ratschluß ihres Ahnherrn (der nur Jupiter sein kann) verkünden, der Genuß des Apfels habe sie ihnen zugeeignet, worauf sie ihr als Königin huldigen (V. 215—219).

Die Wahrheit der Parzen unterliegt keinem Zweifel, und sie hat selbst die in ihr vorgegangene Veränderung empfunden, aber sie faßt es nicht, wie ihr Vater Jupiter sie, die nichts verschuldet, hierher verbannen konnte, statt sie zu seinem in heiterm Strahle des Himmels glänzenden Throne zu berufen, wie sie gefleht hatte (V. 220—224). Und daß zu ihrer Verlockung der Apfel bestimmt worden, findet sie grausam; ihr Groll verflucht den Reiz schöner Früchte, der solches Unglück anrichte (V. 225—228). Nur einmal tritt in den neun ihren bittern Schmerz über Jupiters Ratschluß aussprechenden Versen der lebhafte Anapäst ein, in der Verwünschung: „O verflucht die Früchte!" Die Parzen suchen sie zu beruhigen; brauche sie ja nicht zu trauern, da sie als Königin von ihnen geehrt werde (V. 229—232). Sie bedienen sich von jetzt an immer kurzer Verse; hier beginnen alle anapästisch. Sie singen nicht, sondern sprechen; beides kommt bei den Alten vor. Statt „Du bist unser!" (216) tritt hier das die vorgegangene Veränderung andeutende „Bist nun unser!" ein. V. 232 schrieb Goethe 1786 „Unsere (statt „Dich, o") Königin!" Diese Ehre muß die um ihr ganzes Lebensglück Betrogene mit einem wütenden Fluch erwidern; da sie durch keine Höllenqual die Parzen bestrafen kann, möchte sie diese vernichten, aber leider vermag sie nicht, obgleich sie ihre Königin ist, Unsterbliche zu töten (V. 233—239). Daß Proserpina die im Tartarus wohnenden Dienerinnen des Pluto gleichsam als Nymphen der Hölle in einem Höllenflusse sich baden läßt, entspricht ihrer wütenden Leidenschaft. V. 233 flg. lauteten früher: „O hätte der Tartarus eine Tiefe, daß ich euch drein verwünschte." Sie wünschte, daß es einen tiefern Abgrund gebe als den Tartarus, den schon Homer als tiefste Höhle der Unterwelt und als Strafort bezeichnet, an welchem die Titanen, die Söhne des Kronos, sitzen. Zeus droht einmal in leidenschaftlicher Übereilung dem Ares, wäre er nicht sein Sohn, so säße er schon längst tiefer als die Titanen. Von den Feuerströmen der Hölle (vgl. zu V. 40) wird hier der Cocyt genannt, wohl mit Beziehung auf seinen Namen, der Wehklagen bedeutet. Nur einmal tritt in diesen Versen ein Anapäst ein. Als die Parzen nichts erwidern, erklärt sie (V. 240): da sie denn mit ihnen zusammen leben müsse, so solle ewiger Haß sie mit ihnen

verbinden. Daran ſchließt ſich ihr bitterer Ausruf: weil ſie das Elend der Hölle nicht mildern könne, möge es denn ewig fortdauern; ſie ſelbſt, die Königin, leide ja ärgeres Elend (V. 241—245)[1]).

Wenn unter den Leidenden der Unterwelt auch die ſpinnenden Parzen erſcheinen, ſo denkt ſich Proſerpina, dieſe empfänden Leid über alles von ihnen den Menſchen bereitete Unglück, wie ſie auch von den Furien annimmt, daß ſie mit Widerwillen die Sünder beſtrafen. Die Parzen wiederholen nur, daß Proſerpina ihnen angehört und ſie freudig ihr als Königin alle Ehre erweiſen (V. 246—249). Urſprünglich ſtand auch hier, wie 229 „Biſt nun unſer", dann 247 nach früherem Sprachgebrauch „Wir neigen dir", wo 1786 uns vor dir eingeſchoben wurde, ſo daß den zweiten Fuß ein Anapäſt bildete, wie in V. 249 „Hohe Königin".[2]) Die Verſicherung ihrer Unterthänigkeit ſteigert die Erbitterung der Proſerpina: ſie wehrt ſie von ſich ab („Fern!"), will von ihrer Treue und der von ihnen angeprieſenen Herrlichkeit nichts wiſſen, wiederholt dagegen den Ausdruck ihres ärgſten Haſſes (V. 250—252).[3])

Von den Parzen aber ſpringt ſie zu ihrem Gatten über, den ſie noch viel ärger haßt, da ſie ſeinen Umarmungen, die ihr das Schrecklichſte von allem ſind und die ihre ſchaudernde Einbildung ihr ſtets vorſtellt, ſich nicht entziehen kann (V. 254—256). Urſprünglich ſtanden hier nach „haſſ' ich dich" noch die Worte „Abſcheu und Gemahl, o Pluto, Pluto!" aber Goethe glaubte bei der ſpäteren Durchſicht, die Anrede komme hier zu früh, da Proſerpina in ihrer Wut den Gemahl noch nicht nennen dürfe, dieſes erſt geſchehen könne, nachdem ſie der auf ihn deutenden verhaßten Umarmungen gedacht habe, und ſo ſetzte er ſie mit dem einleitenden, aus 254 genommenen „wie haſſ' ich dich" V. 261 nach dem ſcharfen Ausdrucke, daß ſie ihn nicht leiden könne. Vergebens treten die Parzen nochmals mit dem Rufe ein, ſie gehöre ihnen, ſei ihre Königin (V. 256 flg.)[4]) ſie hört nicht darauf, ſondern fährt in der leidenſchaftlichen Abwehr ſeiner Umarmungen fort (V. 257

1) Nur V. 240 und 244 findet ſich ein Anapäſt. In letzterem Verſe ſtand urſprünglich das elidierte beherrſch'. V. 245 ſchrieb Goethe 1786 darum ſtatt drum. Der Vers wäre freilich richtig, wenn man „und bin drum" als Anapäſt läſe, aber er ſollte gleich lang mit 233 und 240 ſein. Der männlich auslautende 235 iſt noch um eine Silbe länger.

2) In der Abſchrift der Weimariſchen Bibliothek ſteht hier „Du hohe". Andere Abweichungen derſelben, wie der Ausfall von ewig V. 235, ſcheinen auf Verſehen des Abſchreibers zu beruhen.

3) Urſprünglich fehlte 252 eure vor Herrlichkeit.

4) Statt unſere ſchrieb Goethe 1786 unſre.

bis 264). Seine Arme ſoll er nicht nach ihr ausſtrecken,[1]) ſondern nach dem Avernus, dem feurigen Abgrund, worin die Verdammten leiden (vgl. zu V. 233), und nach den Qualen dieſer dunklen Tiefe, den „ſtygiſchen Nächten", wo ſtygiſch ſich nicht auf den Styx bezieht, ſondern die Bedeutung des Schrecklichen hat, wie ſchon bei den Alten gleichbedeutend mit στυγερός, στυγνός iſt. Wie einem Beſchwörer werden die Qualen ſeinen Armen folgen, aber nimmer dieſe ihre Liebe anziehen. Nach dem ſchon erwähnten Ausdrucke ihres Haſſes des aufgedrungenen ſchrecklichen Gemahls fordert ſie von ihm die Qualen ſeiner Verdammten, da er der Liebe unfähig iſt (vgl. V. 90 flg.), und ſie ſchließt mit dem Ausrufe, er möge mit ſeinen verhaßten Armen ſie in die zerſtörende Qual des brennenden Avernus ſtürzen (V. 265 – 268). Daß ſie nach „Nenn' es nicht Liebe!" mit verſtärkter Kraft neu anhebt, deutet der 1786 nach V. 266 geſetzte Gedankenſtrich an. So endet ſie mit der vollſten Verzweiflung über ihr unendliches Unglück in der Unterwelt, wo ſie an einen unerträglichen Gemahl gefeſſelt ſei. Der 1786 hinzugefügte Zuruf der Parzen „Unſer! unſer! hohe Königin!" gibt nicht den von Goethe bezweckten Abſchluß, da er nur das mehrfach Geſagte noch ſtärker wiederholt. Es ſind eigentlich die Verſe 249 flg. zu einem verbunden, mit Weglaſſung des beginnenden „biſt".

Schmidt ſieht darin eine Antwort auf die „Ausbrüche der Verzweiflung, die Anklage gegen den harten Ratſchluß des Ahnherrn, die Verwünſchungen, kurz eine wundervoll aufgebaute Schilderung des Jammers und der Erſtarrung", womit die Stelle ſeit der erſten Verkündigung der Parzen wenig treffend bezeichnet, ja der zuletzt mit grimmiger Wut hervortretende Grund der Verzweiflung, daß ſie an den ſchauerlichen Gott der Unterwelt gebannt iſt, ganz übergangen wird; gerade auf dieſen müßten die Parzen antworten, wenn wirklich von einer Antwort die Rede ſein könnte.

Aber wir müſſen hier nicht allein dem jüngſten Erklärer, ſondern dem Dichter ſelbſt widerſprechen, freilich einer Äußerung der ſpäteren Zeit, wo er das Monodrama als ein Ausſtattungsſtück betrachtete, was es nicht ſein ſollte. Damals meinte er, Proſerpina erkenne in der wiederholten Huldigung der Parzen ihr unwiderrufliches Schickſal und, „die Annäherung des Gemahls ahnend" (vielmehr ſchaudert ſie vor dem fürchterlichen Gedanken an ſeine unvermeidlichen Umarmungen zurück), breche ſie unter den heftigſten Geberden in Verwünſchungen aus. Proſerpina hatte bei der Aufführung den königlichen Schmuck,

1) Recken bezeichnet das vollgeſpannte Ausſtrecken. Urſprünglich ſtand nach mir aus und über den Avernus. V. 257 iſt der letzte, 258 der erſte Fuß ein Anapäſt, 259 ſchließt der längere Vers mit drei Anapäſten.

den sie früher abgelegt, allmählich (seit der Begrüßung von Seiten der Parzen als Königin) wieder angelegt, so daß sie zuletzt in der vollen Tracht der Königin der Unterwelt da stand. Wie es aber möglich sei, daß die Unglückliche, deren Schmerz und Verzweiflung sich immer schrecklicher steigern, die ihre Erhebung zur Königin wütend abwehrt, die ihr Schicksal verflucht, mittlerweile den Schmuck dieser verabscheuten Würde Stück für Stück anlege, will uns nicht eingehen; die Dichtung wird dadurch völlig zerstört. Wir können in jener nach Wirkung haschenden Aufführung des Jahres 1815 nur eine Verirrung sehen; für diese hätte wenigstens der letzte, so ergreifende Teil des Monodramas abgeändert werden müssen, zum Nachteil der dichterischen Wirkung.

Gehäufte Verneinung.

Von **Rudolf Hildebrand** in Leipzig.

Da einmal neulich, in dem metrischen Aufsatze, die gehäufte Verneinung erwähnt wurde (S. 3) in Bezug auf den alten logisch-grammatischen Schulwahn, der sich daran gehängt hat, so möchte ich doch gleich auch vollends klar machen, was an der Äußerung noch dunkel sein möchte. Viele unserer Leser werden es freilich wohl nicht mehr brauchen, aber Manche können es doch vielleicht noch brauchen, und gute Anregung geben wird es wohl auf alle Fälle, ich denke auch für den Unterricht.

Wenn man Latein lernt, hört man auch ziemlich früh, daß da zwei Verneinungen eine Bejahung darstellen, während der ungeschulte Deutsche vielfach Verneinungen gemüthlich häufe, so daß es damit doch nur beim Verneinen bleiben solle. Also lateinisch z. B. nemo non videt, niemand sieht (erkennt) nicht, oder da dort die beiden Verneinungen scharf neben einander treten: niemand nicht, also: jeder! es ist keiner, der nicht einsähe. Bei uns dagegen in gemüthlicher Alltags- oder Volksrede: Das sieht kein Mensch nicht ein — kein Mensch nicht, also doch auch jeder? Ist das nicht logisch zwingend? das deutsche aber unlogisch? soll gerade das Gegentheil von dem sagen, was es wirklich sagt? ist also barbarisch?

So ungefähr waren meine Schülergedanken von Quarta an. Ein Stoß dagegen kam freilich nachher, als man fürs Griechische zu lernen hatte, daß da im besten Stil die Verneinung verdoppelt, ja gehäuft wird und doch nur Eine Verneinung meint, also wie bei uns in der gemeinen Rede. Aber der Stoß schlug nicht durch, weil die am Latein gewonnene Logik schon zu fest war, wie granitfest; die Lehrer sagten

auch nichts darüber, hätten vielleicht auch Scheu gehabt, das hohe Griechisch so mit dem Deutsch des gemeinen Mannes, das ja ohnehin aus der Schule ausgewiesen war, auf eine Linie zu stellen — das wird ja wohl nun, um fünfzig Jahre später, besser sein. Wer sich von uns die Sache zu Herzen, nicht bloß zu Kopfe nahm, dem blieb nichts übrig als zu denken oder doch halb denkend zu empfinden: da findet man doch die Griechen uns näher, auf dem gemüthlichen deutschen Standpunkte, im Gegensatz zu dem strengen Standpunkt des Lateins, das aber doch — recht hat.

Wie merkwürdig war mirs nachher, um fast tausend Jahre rückwärts den Weißenburger Mönch dort im Elsaß, den lieben Otfried auf derselben Gedankenlinie mit demselben patriotischen Kummer zu finden, nur daß dem Guten der vom Griechischen kommende Trost entgieng. Er konnte in der Erscheinung *nur* eins von den vielen Merkmalen unserer angeborenen Barbarei sehen, hujus linguae barbaries usw. (s. S. 3), in der fast jedes Wort einen Fehler mit sich bringe — nach der lateinischen Grammatik, der einzigen die er kannte und die ihm die Grammatik schlechthin war, wie sie das noch Jahrhunderte lang nach den Schulbegriffen gewesen ist. Er äußert, er würde gern von allen den Fehlern Beispiele geben, wenn er nicht dem Spott der Leser aus dem Wege gehen wollte, nisi inrisionem legentium devitarem, denn agrestis linguae inculta verba cachinnum legentibus praebent, also Spott und lautes Lachen der lateinisch Geschulten über die Muttersprache; man fühlt aus dem Ganzen deutlich heraus, mit welchem vaterländischen Schmerz er das niedergeschrieben hat. Das eine ganz deutliche Beispiel, das er gibt, betrifft eben die gehäufte Verneinung: duo negativi dum in latinitate rationis dicta confirmant, in hujus linguae usu pene assidue negant. Es ist übrigens eigen, daß dieses älteste Zeugniß von patriotisch grammatischem Kummer gerade aus dem Elsaß kommt, das zu und mit seinem Deutsch nun eine so ganz andere Stellung hat. Noch im 17. Jahrhunderte waltete dort begeistertes Deutschthum gerade in Bezug auf Reinheit und Schönheit der Muttersprache, und später, bis tief in unser Jahrhundert herein, theilweis bis jetzt, sollte es so kommen, daß der Elsässer sowohl mit seinem Deutsch wie mit seinem Französisch keinen Augenblick vor Spott und Lachen sicher war, in Paris wie vor den Franzosen im eignen Lande.

Wie würde sich aber der alte Otfried wundern und freuen, wenn er jetzt wiederkommen könnte, und nun, wenn auch nicht in seiner engeren Heimat, sein geliebtes Deutsch, um in seinen Worten zu reden, im „Zügel der Regeln grammatischer Kunst" (vgl. S. 3) wohlgezogen einhergehen sähe, wenn er auch das ärgerliche doppelte Verneinen nicht mehr hörte,

ſondern die lateiniſche Regel darin walten fände. Denn der Ärger iſt nun ausgemerzt im Kreis der Bildung, ſie iſt darin dem Latein ſo folgſam geworden, daß es ein wahres Wunder iſt, wie ſich gleich zeigen wird. „Da iſt kein wahres Wort nicht dran" und dergl. ſieht man nicht mehr in der Schrift und hört es auch nicht mehr im Leben, außer beim ſogenannten gemeinen Mann, im Hauſe bei den Dienſtboten, die doch auch in neuerer Zeit von einem ſolchen Bildungsſtreben ergriffen ſind, mit dem ſie ſich beſonders auf die Sprache werfen, daß dabei auch gar wunderliche Dinge zu Tage kommen.

Und doch iſt dieſer Stand der Dinge, daß man ſich geradezu ängſtlich auf einfaches Verneinen beſchränkt oder an anderes Verfahren durch die Macht der Gewöhnung gar nicht mehr denkt, ziemlich jung, und, was das Merkwürdigſte iſt, eigentlich nicht deutſch; es iſt ein Triumph der lateiniſchen Grammatik, ein Sieg der Schule im Kampfe um die Logik, der (ich meine den Kampf) um viele Jahrhunderte zurückgehen muß, wie ſchon Otfrieds Stellung zur Sache verbürgt, der aber bis ins 17. Jahrhundert weit herein ausſichtslos erſchien.

Ich bekam mit der Sache ſo zu ſagen von Amts wegen zu thun bei der Wörterbuchsarbeit unter kein und habe ſie da Jahre lang im Auge gehabt; ſo ſind, da ein großer Theil der Arbeit lange ungedruckt liegen mußte, faſt ſieben Spalten voll Belege weſentlich nur aus dem neuhochdeutſchen Zeitraum zuſammen gekommen, die übrigens vom Stand der Dinge noch immer kein allſeitiges Bild geben, da ich mich auf Belege mit kein darin zu beſchränken hatte; aber der Gang, den die merkwürdige Erſcheinung durch die drei, vier Jahrhunderte hin genommen hat, der mußte auch ſo erkennbar werden, und es lag mir viel daran, in dem einen beſonders lehrreichen Punkte den Kampf der Schule mit dem Leben, der Logik mit der Phantaſie, römiſcher und deutſcher Denkweiſe zu möglichſter Klarheit zu bringen und, da die deutſche Art unterlegen iſt, ihr wenigſtens geſchichtlich zu ihrem Rechte zu verhelfen. Ich will die Hauptpunkte, die ſich herausſtellten, möglichſt kurz zum Vortrag bringen.

Im 15. 16. Jahrhundert hat die alte eigne Art noch die volle Herrſchaft, auch z. B. in Luthers Bibel, in der doch jeder Satz wohlerwogen iſt, um dem heiligen Texte das beſte Deutſch zu geben. Daß das Verfahren in den Lateinſchulen dabei nicht ohne Anfechtung blieb, kann man ruhig annehmen, Beweiſe werden ſich bei genauerem Achten wohl finden. Auch im 17. Jahrhundert hat es lange noch die volle Herrſchaft, auch z. B., was einen wundern darf, bei Opitz, dem Beginner der eigentlich gelehrten Dichtung, die ja ein lateiniſches Denken nothwendig mit ſich brachte. Bei Opitz waren Beiſpiele ſo ziemlich auf

jeder Seite zu finden; hier nur ein paar (nach der Fellgiebelſchen Ausgabe Bresl. 1690):

Du achteſt keinen Regen nicht. 1, 82;
Den Tod ruft keiner nicht. 2, 138;
Ich ſehe nun zum letzten an
Der Sonnen ſchönes Liecht
Und ferner nimmer nicht ...
Man ſtimmet mir kein Hochzeitslied nicht ein,
Der Acheron wird ſelbſt mein Bräutgam ſein. 1, 187.

Auch bei dem gelehrten Logau viel Belege, z. B.:

Der in allen ſeinen Sachen
Nimmer kan kein Ende machen. 1, 2, 33;
Jeder Menſch hat ſein Geſicht,
Keiner wie der andre nicht. 1, 7, 19;
Ronchus iſt alleine klug, Klugheit bleibt ihm auch alleine,
Denn es ſucht und holt bei ihm nun und nimmer keiner keine. 3, 1, 58.

Schwer zu finden dagegen waren ſie z. B. bei P. Fleming, A. Gryphius, Günther, es muß bei ihnen ſchon ein Sträuben dagegen gewirkt haben, wie in der nächſten Zeit überhaupt. Daher bei Gottſched in der Sprachkunſt (3. Theil, 7. Hauptſtück § 5, 1762 S. 500): „Die verdoppelte Verneinung, die noch im vorigen Jahrhunderte bei guten Schriftſtellern gewöhnlich war, um deſto ſtärker zu verneinen, muß itzo in der guten Schreibart ganz abgeſchaffet werden", ja ſogar: „Heute zu Tage ſpricht nur noch der Pöbel ſo, artige Leute vermeiden es, und zierliche Scribenten noch mehr", das wäre alſo damals weſentlich ſchon wie heutzutage.

Aber Gottſcheds Angabe, die zwar die Bewegung richtig überſieht, greift ihr doch auch vor, es war noch nicht ſo weit. Haller, Hagedorn, Gellert, die maßgebenden Schriftſteller um die Mitte des Jahrhunderts, brauchen die Verdoppelung noch ohne Bedenken, wo die Verneinung recht wirkſam ſein ſoll, aber, wie es ſcheint, mit einem weſentlichen Unterſchied, d. h. vielleicht nur im Verſe; in der Proſa, auch im Briefſtil iſt mir bei ihnen kein Beiſpiel aufgefallen, ausgenommen natürlich Gellerts Luſtſpiele, wo es die Sprache des Lebens wiederzugeben galt. Ein genaueres Zuſehen in ſeiner und der Proſa der Zeit überhaupt wäre ſchon der Mühe werth, zumal man gerade damals auch den proſaiſchen Stil, ſobald man die Feder in die Hand nahm, mit einer Sorgfalt pflegte, von der unſere Zeit kaum einen Begriff hat. Ja ſelbſt fürs 17. Jahrhundert hat dieſe Unterſcheidung von Vers und Proſa in Bezug auf die Verneinung vielleicht ſchon Geltung, daß man alſo in Proſa der lateiniſchen, im Verſe der griechiſchen Art gefolgt wäre.

Mit dem Beginn der großen Zeit, die aufs Genieweſen hindrängt und über die Regel gern hinwegſpringt, ſchon weil ſie eben Regel,

Schulregel ist, nimmt auch das verdoppelte Verneinen einen neuen Ansatz oder Aufschwung, bei Klopstock, Lessing, bei diesem auch in Prosa. Bei jenem erscheint sie in den Oden und im Messias, also im höchsten Stil und Ton gar nicht selten, ja sogar neu aufgenommen gegen früheres Vermeiden, z. B. im Messias 4, 831, wo er von seiner Liebe zur Fanny handelt, als seiner gottgegebenen Führerin zu allem Hohen und Heiligen:

Wie ein Kind voll Unschuld mit biegsamen Herzen,
Folgt' ich dem leichten Gesetz der sanftgebietenden Stimme,
Daß ich deinen Besitz, die du mir theurer, als alles,
Was die Schöpfung hat, warst, durch keinen Fehl nicht entweihte.

So in der Ausgabe letzter Hand v. J. 1800, Bd. 1, 229, im ursprünglichen Texte v. J. 1751 aber: durch keinen Fehltritt entweihte, in den Ausgaben von 1769 und 1780: durch einen Fehl nicht entweihte; er brauchte für sein Empfinden die Kraft, die die alte Verdoppelung bot, und setzte sie so spät noch ein. Auch Lessing, der über die Sprache wohl so viel nachdachte, wie Klopstock, macht noch so viel Gebrauch davon, daß es wohl kein Sichgehenlassen ist, sondern ein bewußtes Festhalten. Vielleicht dachte er ans Griechische als Schutz, wie Klopstock auch gethan haben könnte, und wie schon Gottsched von einem Kritiker seiner Sprachkunst erinnert wurde, da er in der letzten Ausgabe a. a. O. in einer Anmerkung angibt: „Ein gelehrter Gönner, der sich aber nicht zu nennen beliebet, meynet, weil das Deutsche in diesem Stücke mit dem Griechischen eine Ähnlichkeit hätte („Analogie" ist gemeint), so sollte man diese Verdoppelung nicht abschaffen"; er fügt als Antwort hinzu: „Ich würde es auch gewiß nicht thun, wenn es nicht schon von sich selbst abgekommen wäre, aufbringen aber kann und mag ich es von neuem nicht" usw.

Aber dieß „abgekommen" war eben vorgegriffen, das zeigen die zum Theil reichlichen Belege aus Lessing, Wieland, Claudius, Lavater, Zimmermann, Sturz, Bürger, Klinger, Merck, durchaus nicht bloß brieflich oder im volksmäßigen Ton, sondern auch im ganzen Ernst des hohen Buchstils, in nachdrücklicher oder bewegter Rede, alles zugleich ein Beweis, daß die Angeführten die Wendungen, die nun für niedrig gelten, auch im Leben, im Hause noch frischweg gebrauchten wie die Kinder und die Frauen. Bei Lessing z. B. nicht nur im Verse und in den Lustspielen, sondern auch im wissenschaftlichen Ernste: Wo ist der witzige Kopf unter ihnen (den Ausländern), der, wenn er dichtet und wenn er Briefe schreibt, so systematisch ist als nimmermehr kein Compendium der wolfischen Philosophie? 3, 188 Lachm. (aus d. Berl. Zeit. 1751); sind das die Leute, mit denen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiset? Keine bessern wissen Sie nicht? 3, 422 (Vade mecum für

Lange); keinen wirklichen Nebel ſahe Achilles nicht. 7, 455 (Laok. 12); daß auch die Franzoſen noch kein Theater haben. Kein tragiſches gewiß nicht! 7, 359 (Hamb. Dram. 80. Stück).

Wie es damit dann auf der Höhe der Bewegung ſtand? Im Schwinden iſt es, bricht aber oft genug noch aus. Daß Goethe unter Umſtänden auch noch ſo ſprach, wie er es ja ſicher im Hauſe hörte (und das Hausdeutſch, das er hörte, wirkte erkennbar auf ſeinen Stil), das verbürgen Briefſtellen, wie in Mercks Briefſammlung 3, 188: Keine weitere Überredung mag ich nicht anfügen, v. J. 1776, und noch i. J. 1790, in einem Brief an Herder aus Nürnberg: Keine neuen Begriffe habe ich bis jetzt (auf der Reiſe) noch nicht erobert. Aus Herders Nachl. 1, 117. Von Schiller hatte ich allerdings keine Briefſtellen zur Verfügung, auch aus den Dichtungen nur drei, aber ſehr bezeichnende, die ich doch herſetzen will. Aus den Räubern 2, 3: Es iſt kein Haar an Keinem unter euch, das nicht zur Hölle fährt (hiſt.-krit. Ausg. 2, 106, 3. 267, 18). Aus der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges im 4. Buch (8, 317): In Schnee und Eis treibe man ſie hinaus, und nirgends kein Dank für dieſe unendliche Arbeit. Und aus Wallenſteins Tod 3, 15:

Alles iſt Partei und nirgends
Kein Richter!

Auch aus Göthes Dichtung lagen nicht viel vor, darunter aber einige ſehr bekannte. z. B. in Gretchens Munde von Mephiſtopheles:

Man ſieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt. 12, 183 (Ausg. l. H.);
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu lieb
Als mit dem Ring am Finger. 12, 197;
Keine Luft von keiner Seite,
Todesſtille fürchterlich. 1, 73 (Meeresſtille und glückliche Fahrt).

Um 1800 auch noch bei Novalis, Hölderlin (ausgew. Werke 1874 S. 219: Da wäre geholfen, wo kein Gott nicht helfen kann), dann bei Eichendorff, Chamiſſo, Wilh. Müller, Dingelſtedt, der z. B. einmal i. J 1856 von Helgoland aus die Klage erſchallen läßt:

Kriegsſchiffe nahn, Kriegsſchiffe gehn,
Kein deutſches hab' ich nie geſehn.

So hat ſichs im Vers am längſten gehalten und wird wohl da für gewiſſe Fälle auch nie ganz ausſterben, und gilt doch vor der Bildung für niedrig, für bildungslos, zum ungeſchulten Mann verwieſen, rückt alſo in die Reihe der Fälle ein, wo die Sprache des gemeinen Mannes und die des Dichters über und unter der Sprache der Bildung hinweg ſich berühren, für die Schule und die wahre Bildung ein gar wichtiges Capitel, ſchon mit der bloßen Frage, die

den Schülern unfehlbar von ſelbſt kommt, wenn mans nur ausſpricht: wie das möglich iſt? Das Leſebuch gibt überall Anlaß, die Frage vorzunehmen, ſie gehört zu den alleranregendſten und fruchtbarſten, die dem deutſchen Lehrer durch die Hände gehen.

Auch das doppelte Verneinen fehlt in keinem Leſebuche, was die Schüler in Schrift und Wort vermeiden müſſen oder von ſelbſt ſchon vermeiden als überwundenen Standpunkt, das erſcheint dort mit der Ehre der ſchwarzen Lettern bekleidet, von edlen Schriftſtellernamen gedeckt. Alſo kann es die Schule nicht ebenſo behandeln, wie im Leben die gebildete Geſellſchaft, ſie kann es unmöglich mit dem Schein des Niedrigen, Bildungswidrigen befleckt laſſen. Und wäre es auch nicht um Leſſing, Goethe, Schiller zu thun, ſchon Luthers Bibeldeutſch verlangt das, ſchon in den unterſten Claſſen. Wenn man da z. B. liſt: Ich habe ihr keinem nie kein Leid gethan. 4 Moſ. 16, 15; hab ich doch nirgends keine Hülfe, und mein Vermögen iſt weg. Hiob 6, 13; und denke keiner kein Arges. Zach. 8, 17; habt ihr auch jemals Mangel gehabt? Sie ſprachen: nie keinen. Luc. 22, 35 — wer wollte daran etwas ändern, der ſogenannten Bildung zu gefallen? Wer das thäte und ſtatt der zweifachen, dreifachen Verneinung nur eine ließe, würde doch bei aller grammatiſch-logiſchen Genugthuung ſicher das Gefühl nicht los, daß er der Kraft des Gedankens und Ausdrucks die Spitze abſchnitte. Und auch der Schönheit im Gedankenverlauf wie im Tonfall geſchähe ein Schade, das fühlte wohl auch jeder. Gewönne aber etwa die Klarheit damit? Gewiß nicht, iſt ſie doch an Nachdruck und Wohlklang mit gebunden, das wird keiner leugnen, der die Klarheit nicht bloß in kahler Logik ſucht. Es iſt aber mit den aus neuerer Zeit angeführten Stellen im Grunde nicht anders. So in der aus Wallenſtein: alles iſt Partei und nirgends kein Richter, oder in der aus den Räubern: es iſt kein Haar an keinem unter euch uſw., oder bei Goethe: keine Luft von keiner Seite — jede Änderung daran in der jetzt bildungs- und ſchulmäßigen Richtung ſchnitte dem Gedanken die Kraftſpitze ab oder ſtreifte ihm die Farbe ab, wie ein Knabe einem Schmetterlinge, den er plump anfaßt. Wer dort ſetzen wollte: „nirgends ein Richter", oder in Dingelſtedts Klage: „ein deutſches hab ich nie geſehn", der hätte wohl den kahlen Gedanken noch, aber den wahren Gedanken doch nicht mehr, denn es fehlte ihm der volle Inhalt, der gefühlte ganze Ernſt der Sache, den auszuſprechen und im Leſer anzuregen ſo ſchwer und doch ſo nöthig iſt, dazu hilft aber hier das wiederholte Verneinen ſtatt eines einfachen, ſo wie man bei wichtigen und ernſten Dingen nein! zwei, dreimal ſagt, während bei gleichgültigen, alltäglichen ein einfaches ausreicht.

In dieſem Sinne könnte und ſollte ſchon in einer unteren Claſſe von der Sache beiläufig einmal die Rede ſein. Die Schüler würden dabei mit ihrem friſchen Gefühl wacker mitarbeiten, ſchon weil die Gewalt der heutigen Gewöhnung bei ihnen noch nicht ſo ſtark iſt, wie in den oberen Claſſen. Freilich würde damit auch das Gefühl lebhaft aufwachen, daß da die heutige Grammatik etwas vor die Thüre weiſt, was eigentlich recht und echt gut deutſch iſt, ein Gefühl, das wohl auch beim Leſer meiner Ausführungen und Anführungen hier ſich ſchon von ſelbſt geregt hat durch die Gewalt der Gewöhnung hindurch, die ſich nun einmal über das natürliche Gefühl gelagert hat. Der Lehrer kann freilich dabei Sorge haben, daß der Bildung, die ſein Ziel iſt, damit ein Schade geſchehe. Aber wenn auch die Schüler daran einmal merken, daß die Bildung keine unfehlbare Göttin iſt (wovon gar viel zu ſagen wäre), ſo iſt das gar kein Schade. Brauchte aber darauf hin einer einmal, gemüthlich oder trotzig, in einer Arbeit ſo etwas wie „das wußte damals kein Menſch noch nicht", und beriefe ſich auf das Leſebuch oder die Bibel, ſo könnte ſich der Lehrer mit gemüthlichem Scherz helfen: Ja du biſt kein Luther, oder kein Claudius oder ſo — ich hätte beinah geſchrieben: kein Claudius nicht, und der Lehrer könnte ſchon ſo ſagen, das erfolgende Lachen hälfe ihm mit über die Schwierigkeit hinweg — in der Überlieferung der lateiniſchen Schule gab es für den Fall das hübſche Kraftwort, wie ſo manches: quod licet Jovi, non licet bovi. Und ſelbſt wenn etwa ein ſcharfer Kopf doch darauf beſtände: „Sie können uns doch nicht zu ſchreiben verbieten, was eigentlich gutes Deutſch iſt, das haben Sie uns ja ſelbſt gezeigt", ſo ließe ſich ihm ſchon auch der Mund ſtopfen. „Du ſagſt Sie zu mir und alle Erwachſenen reden ſich ſo an, und ich bin doch keine Mehrzahl, ſondern nur Einer" uſw. Dieß wunderliche Sie muß ja ohnehin einmal zur Sprache gebracht und beleuchtet werden, ſonſt muß der Schüler für ſich ſelbſt die Verwunderung darüber einmal durchmachen, daß man ſich in der Bildung gegenſeitig als Mehrzahl behandelt (und noch dazu in dritter Perſon), und daß das einzig Natürliche das Du iſt, das doch nun faſt bloß noch für Kinder und Thiere gilt, und bei den Engländern auch da nicht. Da rennen freilich Natur und Bildung ſcharf gegen einander, wie bei der mehrfachen Verneinung deutſche Natur und Schulbildung. Daß aber auch ſolcher Unnatur gegenüber, die zur Sitte geworden iſt, die Natur in der Entwickelung der jungen Seelen einmal voll und lebhaft zu ihrem Rechte komme und ſich da eine ſtille Stelle bereite, wenn auch nicht ohne Ärger oder Weh, das gehört auch zur höheren oder tieferen Bildung, des Geiſtes und des Charakters.

Auch in den höheren Classen müßte wieder von der gehäuften Verneinung die Rede sein und wenigstens ein Stündchen einmal darauf verwendet werden. Da lernen es die Schüler aus Lessing, Goethe, Schiller kennen, der geschichtliche Blick ist ihnen weiter und größer aufgegangen, und nichts fast bedarf solcher Pflege, als dieser; sie ist aber, das kann ich nicht oft genug wiederholen, an nichts so nahe und sicher zu haben, als an der Sprache, der Muttersprache. Dem Niedrigen, Pöbelmäßigen, das der gehäuften Verneinung jetzt anhaftet, ist auf dem Gymnasium leicht beizukommen, daß es als ein bloßer Schein und Irrthum des Gefühls erkannt werde, durch Verweisung auf das Griechische, wo ja eben das grammatisches Gesetz ist, was bei uns aus dem Kreis der Bildung verwiesen wird. Ich sehe übrigens nicht ein, warum dieser Hinweis auf die Griechen nicht auch in Schulen, die kein Griechisch lehren, vorgebracht werden sollte. Es wäre den Schülern wie ein kurzer Blick von einer Wasserscheide in ein reiches, blühendes Land, das man doch selbst zu betreten nicht Zeit hat. Die häufige Ähnlichkeit des Deutschen mit dem Griechischen, gegen das Latein, kann doch auch den Schülern zur Freude werden, die nicht Griechisch lernen, wenn sie z. B. hören, daß das Latein zwar gar keinen Artikel hat, aber das Griechische wenigstens einen bestimmten, eben so entstanden, wie der unsere, oder daß die Griechen den Infinitiv oder eine Infinitivwendung ebenso durch vorgesetzten Artikel im Neutrum frischweg als Substantiv gebrauchten, wie wir es thun. Man bemerkte das schon im 16. Jahrhundert mit patriotischer Freude, als man sich endlich auch dem Studium des Griechischen zuwandte, daher z. B. eine Äußerung Luthers in den Tischreden 4,674, am 19. Dec. 1538: „Die deutsche Sprache ist die allervollkommenste (unter den neuern Sprachen), hat viel Gemeinschaft mit der griechischen Sprache."

Um den fraglichen Punkt in sein volles geschichtliches Licht zu rücken, müßte mit ein paar auserlesenen Proben ein Blick nicht bloß aufs 17. und 16. Jahrhundert geworfen werden, sondern auch in die Zeit weiter rückwärts. Also bei Otfried z. B., trotz seines patriotischen Verdrusses darüber: ni si man nihein sô feigi. I, 24, 7, möge keiner nicht so feig sein; nist (d. i. ni ist) niaman thero friunto usw., III, 4, 23; in niamêr sin ni brusti. IV, 15, 57, nie würde ihnen dessen (des Trostes) gebrechen (gebresten). Das ist dann bis in die mittelhochdeutsche Zeit die Regel, daß außer der Verneinung eines bestimmten Begriffes im Satze auch noch beim Zeitwort die alte einfache Verneinung steht und die beiden sich gleichsam helfend die Hand reichen über den ganzen Gedanken hinweg, nur daß die letztere sich nun durch ne hindurch zu en (eigentlich 'n) verdünnt und sich auch schon ganz auflöst oder verduftet,

außer wo das Verneinen mit Kraft und Nachdruck auftreten ſoll. Aber im Franzöſiſchen iſt das regelrechte mhd. Verfahren bis heute und wohl auf immer Geſetz, mit wohlerhaltenem ne, wie nul homme ne pourra uſw., jamais on n'a vu uſw., es iſt eben eigentlich gut Deutſch, aus der fränkiſchen Zeit her. Kräftiger z. B, auch ſchon ohne das en- (doch könnte wohl auch enlache noch ſtehen):

ich gelache niemer niht,
wan dâ ez ir dekeiner siht. Walther 120, 5,

d. h. ich füge mich ſelbſtentſagend in die allgemeine düſtere Stimmung und lache nur, wenn ich allein bin.

Auch gehäuft zu größtem Nachdruck, nicht bloß gedoppelt, wo es die Sache mit ſich bringt, z. B. ahd. (in den Formen ſchon mit leichtem Übergang zum Mhd.): der sîner (Gottes) wundero ist sô vilo, daz ih ne mac noch ne wil necheinemo dumben nimêr vor gelesan noh gesagan. Haupts Zeitſchr. 8, 274, wo jede Stelle des Gedankens, die eine Verneinung irgend zuließ, auch mit einer beſetzt iſt, ganz wie im Griechiſchen, an deſſen Einfluß doch nicht entfernt zu denken iſt. Und ſo auch im Ernſt des Lebens, im urkundlichen und Geſetzesſtil, wo ein Verbot oder ſonſt eine Verneinung nachdrücklich auszuſprechen war, z. B. im alten Stadtrecht von Meran in Tirol: ez sol kein fleischhückel (Fleiſchhacker, Fleiſcher) keinen nieren niht machen an keinem vihe, wan als ez got gemachet hât, mit keinerlei gemächte (künſtlicher Zurichtung). Haupts Zeitſchr. 6, 417. Oder in einem alem. Weisthum aus dem 14 Jahrh.: und sol kain herr (Grundherr) kain ligend gut (in Todesfällen) noch kain hus von kainem (Mann) noch kainer (Frau) ze Nuwkilch (Neukirch) erben in kainem weg. J. Grimms Weisthümer 1, 295, ſechs Verneinungen (die noch nicht mit gerechnet), wo nach dem heutigen Gebrauch eine zu ſetzen wäre. Man ſieht aber oder hört ordentlich, wie der Geſetzgeber dem Gedanken einen Hochton nach dem andern an allen möglichen Stellen aufſetzt, um die Verneinung ſicher durchzudrücken. Wer möchte daran ändern?

Ich habe ja wohl erreicht, was mir als Ziel vorſchwebte, daß auch der ganz tief in das heutige Gleis des Denkens und Redens Eingewöhnte an den wenigen Beiſpielen über tauſend Jahre hinweg erkennt oder empfindet, wie dieß andere alte Verfahren gut deutſch iſt, oder noch mehr, daß es an ſich natürlich iſt. Wer es anders verlangte, z. B. in den letzten Fällen, das käme mir vor, als verlangte er, daß ein wuchtiger Nagel in hartem Holze mit einem einzigen Hammerſchlage feſt werden müſſe, oder daß ein Bret mit nur einem Nagel feſt gemacht werden ſollte, ſtatt mit vier oder mehreren.

Ja ich darf nun wohl den Spieß umkehren und die Spitze gegen den Sieger, den heutigen Gebrauch richten: wie ist es nur möglich geworden, etwas so alt Eingewachsenes und zudem Natürliches auszurotten? Wie schwer es vor sich gegangen ist und mit welchem Schwanken, das sieht man recht deutlich noch an Gottscheds Angabe, die erst auf unsere Zeit zutrifft. Wo ist die Macht, die das Deutsche da so mit der Wurzel ausrotten und aus dem Garten der Bildung hinauswerfen konnte? Es kann nur die Schule sein, vom lateinischen Standpunkt aus. Es müssen wie gesagt auch Zeugnisse zu finden sein aus der Geschichte des Schulbetriebs, die den Kampf deutlicher machen.

Als Waffe in dem Kampfe diente vielleicht auch der mächtige alte Schulbegriff der sogenannten Tautologie oder unnützen Wiederholung, der jetzt noch in der Schulbildung als eine Art Popanz wirkt weit über seine ursprüngliche gute Berechtigung hinaus, daß man sich hütet etwas zweimal zu sagen, als wäre das ein Hauptkennzeichen — wovon denn? von Gedankenarmut und Schwachköpfigkeit: so sieht mans wohl an, und das jagt Furcht ein. Ich erinnere mich, daß ich in dem Fahrwasser des schulmäßigen Stilbegriffes auch damit fast ängstlich kämpfte und den Popanz doch als falsche Puppe erkannte, wie kluge Sperlinge einen im Schotenfelde. Mir half zu völliger Beruhigung die angenehme Betrachtung: wenn man nun bei einer Melodie verlangen wollte, daß sich darin eine Tonverbindung oder ein ganzer Tongang niemals wiederholen dürfte, wo bliebe da die Kunst und ihre Wirkung? Alle Rede steht aber zuletzt unter den Gesetzen der Kunst und sie sind bei Rede und Gesang im innersten Grunde dieselben. Wer wird auf jene Schulregel hin ein „nein! nein! nein!", mit dem im gegebenen Falle die Stimmung sich allein voll aussprechen kann (in melodischen Gang übertretend), als tautologisch bekritteln wollen? Niemand, denk ich mir, außer etwa ein kalter kahler Stilist, der es gedruckt läse und vor den Worten den Ernst der Sache, vor der Schale den Kern nicht sähe oder faßte. Dieser kalte kahle Stilstandpunkt wird aber wohl mitgewirkt haben im Kampfe gegen das doppelte Verneinen.

Aber auch die Logik muß als Waffe dagegen gedient haben, vielleicht in erster Linie. Fürchtet man sich doch vor nichts so sehr, als vor dem Vorwurf verletzter Logik, oft mehr als vor dem verletzter Moral. Schon Otfrieds Worte oben deuten auf den Satz hin, der uns als Schülern in der Frage zuerst als durchschlagend entgegentrat und wohl jetzt noch in der grammatischen öffentlichen Meinung wie unbestritten und unbestreitbar umgeht: daß je zwei Verneinungen nach genauer Logik, wie mathematisch sicher, eine Bejahung ergäben. Und doch ist auch das ein hohler Popanz, wie die Tautologie, oder doch,

wie dieſe, dazu gemacht worden. Freilich können zwei Verneinungen ſo auf einander wirken, aber ſie müſſens nicht, das iſt der Wahn, der wohl noch vielfach halb bewußt umgeht. Das bezeugt ſchon eben das Latein. Da iſt z. B. nemo non, niemand nicht, gleich jeder, nunquam non, niemals nicht, gleich immer; aber umgekehrt non nemo bedeutet mancher, non nunquam manchmal, alſo die beiden Verneinungen wirken im erſten Falle allgemein bejahend, im zweiten nur theilweis, ſo verſchieden war ihre negative Wirkung je nach Stellung und, was wir ja nicht mehr hören können, Betonung. Es gibt aber, eben auch logiſch, noch einen dritten Fall, daß ſie nicht auf einander wirken, ſondern auf einen dritten Punkt im Gedankenganzen, und das iſt der griechiſche und deutſche Fall. Ich habe es im Unterricht gewöhnlich an der Tafel klar gemacht mit Punkten und Linien, daß der Unterſchied auch mathematiſch ſicher, ja ſichtbar wurde, für den lateiniſchen Fall zwei Punkte, deren Wirkung als Linie ſich gegen andere kehrt, im deutſchen und griechiſchen zwei oder mehr, deren Wirkungslinien ſich zuſammen auf einen dritten oder vierten Punkt richteten. Und das iſt, wie geſagt, doch wohl auch logiſch.

Käme aber ein Kluger, wohl auch ein Schüler beim Unterricht, auf die Frage: wie ſoll man denn aber das unterſcheiden können? ſo wäre auf die Stimme zu verweiſen, die ſich freilich den Mitteln unſerer Schrift verſagt, die aber mit den wunderbaren Mitteln der Betonung die feinſten Unterſcheidungen ganz deutlich zum Ausdruck bringt. Das ließe ſich freilich nur mündlich klarer machen. Übrigens läßt der Zuſammenhang ſo gut wie nie einen Zweifel, aber es iſt eben ein Fehler des kahlen Logikers und Stiliſten, daß er ſich peinlich gewiſſenhaft auf eine Stelle klemmt wie mit der Lupe und darüber den größeren Zuſammenhang nicht mehr ſieht, aus dem doch alles Einzelne kommt und ihm dient. Wer viel Aufſätze corrigiert hat, wie ich auch, ganze Stöße auf einem Sitz, der weiß, wie leicht man bei der Jagd der Arbeit in dieſen Fehler geräth.

Übrigens iſt noch zu erinnern, um die lateiniſche Schullogik für unſern Fall genauer in ihre Grenzen zu verweiſen, daß das griechiſche und deutſche Verfahren auch dem Latein keineswegs fremd war — warum auch? warum ſoll dort nicht auch das Natürliche gegolten haben? Denn wenn das andere zwar nicht unnatürlich iſt, ſo iſt es doch ſehr künſtlich, ja geſucht, und wirft wohl die Frage auf, wie man auf ſolch gekünſteltes Denken und Reden verfallen konnte. Mir klingt es, wie eine im ſcharfen Streit entwickelte Form. Von dem natürlicheren Verfahren geben aber die Komiker Zeugniß, z. B. im miles gloriosus des Plautus V. 1411: jura te nociturum non esse homini de hac re ne-

mini, ſchwöre, niemandem nicht, non nemini, deßhalb zu Schaden zu ſein; bei Terenz in der Andria 205: neque tu haud dices tibi non praedictum, was noch im Deutſch des 16. Jahrh. heißen könnte: noch ſage nicht etwa hernach, man hätte dirs nicht voraus geſagt. Man ſieht es als volksmäßig an, gewiß mit Recht. So hat es ſich wohl auch, wie ſo Manches aus dem volksmäßigen Latein, ſpäter in der Schriftſprache wieder mit geltend gemacht. Im 12. Jahrh. z. B. in den Briefen einer adelichen Jungfrau in einer Tegernſeer Handſchrift, die Haupt in den Anm. zu Minneſangs Frühling mitgetheilt hat, S. 224: sperabam non esse opus nullis scriptis (nahe neben nullus virorum unquam). Das könnte wohl auch bei Plautus ſtehen, kann freilich auch deutſch gedacht ſein.

Bemerken möchte ich doch auch noch, daß die angeregte Frage mit den vorigen Ausführungen keineswegs allſeitig erledigt iſt. Außer mehreren ſchon berührten Punkten, die noch genauer zu erörtern wären, muß ich namentlich hervorheben, daß das Häufen der Verneinung in unſrer alten Sprache, ahd. wie mhd. und noch im 16. Jahrh., nicht ſo durchgehende Regel war, wie im Griechiſchen (und wohl auch im volksmäßigen Latein nicht), was freilich deutlicherer Ausführung bedürfte, als hier jetzt möglich iſt. Das erklärt wohl mit, daß es ſo ganz abkommen konnte. Da es aber noch ſo weit hereinreicht in den Kreis unſerer Literatur, kann es die Schule nicht unerörtert laſſen und hat ja wohl daran wieder auch eine auserleſen fruchtbare — Denkübung.

Bemerkungen zu Bruchmanns pſychologiſchen Studien zur Sprachgeſchichte.[1])

Von **F. Paulſen** in Berlin.

Durch die Freundlichkeit des Herausgebers iſt es mir geſtattet, zu dieſem Buch, über das von anderer Seite ſchon im letzten Heft des vorigen Jahrganges dieſer Zeitſchrift gehandelt worden iſt, nochmals das Wort zu ergreifen. Der Leſer wolle aber nicht eine Kontroverſe erwarten; ich werde nicht als Richter über das Buch urteilen, dazu fehlt mir die fachmänniſche Vertrautheit mit den behandelten Gegenſtänden, ſondern als Leſer, der Belehrung zu empfangen bereit war, darüber berichten, was mir als ſein Inhalt ſich darſtellte.

Mir iſt das Buch als ein überaus nachdenkliches vorgekommen, aus langem Nachdenken und Beobachten hervorgegangen, und geeignet, zu

1) Leipzig, Friedrich 1888.

Nachdenken und Beobachten anzutreiben. Es giebt kaum ein Problem der Sprachgeſchichte, der Linguiſtik, der Pſychologie, der Philoſophie, das nicht darin wenigſtens geſtreift, freilich wohl auch keines, das abſchließend behandelt würde: aber wer wollte ſagen, er ſei auf dieſem Gebiet auch nur an einem Punkt bis ans Ende der Dinge gekommen?

Als den Gegenſtand, der im Mittelpunkt der Unterſuchung ſteht, kann man bezeichnen: die Sprache, ſofern ſie Ausdrucksmittel des Gefühls iſt. Die Sprache hat zwei Seiten, entſprechend der Doppelnatur des geiſtigen Lebens, das in ihr ſich darſtellt: eine logiſch-rationale und eine irrational-emotionelle. Sie bezeichnet einerſeits Anſchauungen und Begriffe, ſie dient aber anderſeits als Ausdrucks- und Erregungsmittel von Gefühls- und Willensvorgängen. Sie ſteht in der Mitte zwiſchen der rein logiſchen Begriffsſymbolik der Mathematik und der reinen Gefühlsſymbolik der Muſik. Der Rationalismus des 18. Jahrhunderts ſah bloß die erſte Seite der Sache, ihm erſchien alles, was nicht nach dem logiſchen Schema der Grammatik und Rhetorik ſich konſtruieren ließ, als auszumerzende Abnormität, als Unvollkommenheit, welche ein aufgeklärteres, logiſch gebildeteres Zeitalter beſeitigen müſſe. Unſer Verfaſſer folgt dem Zuge des 19. Jahrhunderts, das mit der Romantik begann und in geſchichtlichen Forſchungen ſeine Stärke und Freude hat, indem er mit unermüdlicher Liebe dem Alogiſchen in den Sprachen und Litteraturen nachgeht.

Am meiſten tritt dieſe Seite der Sprache in der Poeſie hervor. Poeſie, urſprünglich eins mit Geſang, iſt weſentlich Gefühlsausdruck: die ſtärkſten Gefühle der Menſchenſeele, Liebe und Trauer, Kampfglut und Siegesjubel, bewundernde Verehrung und enthuſiaſtiſche Verzückung brechen darin hervor und erreichen in der Äußerung ihren Höhepunkt und zugleich ihre Entladung; das ariſtoteliſche κουφίζεθαι μεθ' ἡδονῆς gilt nicht bloß vom Drama, ſondern von aller Poeſie. Poeſie aber ſteht wieder im engſten Zuſammenhang mit Religion. Man kann Religion vielleicht ganz allgemein erklären als Ausdruck des Gefühlswertes der Welt und des Lebens in einer Volksſeele; in dem Glauben ſtellt ſich gleichſam der Geſamteindruck, den der Weltlauf auf das Gemüt eines Volkes macht, dar, während die Wiſſenſchaft bemüht iſt, die Summe der gegebenen und möglichen Wahrnehmungen und ihrer Beziehungen mit Begriffen und Formeln zu umſpannen. Sofern aber Gefühle und Stimmungen nur in Anſchauungen ſich darſtellen oder objektiv werden können, iſt Dichtung und Kunſt überhaupt die notwendige Erſcheinungsform der Religion überhaupt.

Damit iſt als das eigentliche Unterſuchungsgebiet die poetiſche Sprache gegeben. Der Verfaſſer geht ihrer geſchichtlichen Erſcheinung in der

griechiſchen und lateiniſchen, der vediſchen und hebräiſchen, der alt- und neudeutſchen Litteratur nach: Bibel und Veden, das lateiniſche und deutſche Kirchenlied, Homer und Oſſian, Goethe und Eichendorff, Keller und Storm, Björnſon und Dickens, bieten der Betrachtung Stoff und der Erklärung Beiſpiele.

In der erſten Hälfte des Werks, der als geſchichtlicher Teil bezeichnet wird, hat der Verfaſſer Stoff zuſammengetragen und unter Geſichtspunkte geordnet: zuerſt wird die perſonifizierende Beſeelung der Natur und der Gebrauch der Mythologie, heimiſcher und fremder, in zahlreichen Beiſpielen aus jenen Gebieten nachgewieſen; hieran ſchließt ſich eine Zuſammenſtellung über die Verwendung von Licht und Farben, ſowie von meteorologiſchen Anſchauungen im poetiſchen Sprachgebrauch; endlich folgt eine Sammlung von formelhaften Ausdrücken des deutſchen Sprachgebrauchs. Die zweite Hälfte, die ſich als pſychologiſche einführt, bringt die theoretiſchen Betrachtungen. Dieſelben knüpfen, mit wiederholtem neuen Anſatz, an Avenarius' Prinzip des kleinſten Kraftmaßes, an Steinthals Begriff der Apperzeption, an Fechners pſycho-phyſiſche Anſchauung an. Ob dieſelben ſich in ein einheitliches Theorem zuſammenfaſſen laſſen? ich geſtehe, daß es mir nicht ganz gelungen iſt. Auch kann ich einen Zweifel nicht unterdrücken, ob die Trennung des Theoretiſchen von dem Hiſtoriſchen zweckmäßig war.

Aus der Fülle des Gebotenen hebe ich im folgenden ein paar einzelne Betrachtungen heraus.

In jeder Sprache und vor allem in dem poetiſchen Sprachgebrauch wird eine Tendenz ſichtbar, überlieferte Anſchauungen feſtzuhalten, obwohl ſie eigentlich nicht mehr der Vorſtellung von der Wirklichkeit entſprechen. Wir ſagen: ſcher dich zum Teufel, obwohl wir nicht mehr an das Daſein eines ſolchen Weſens glauben; ebenſo ruft der Dichter die Muſen an, oder that es bis vor kurzem, denn die Formel iſt jetzt allerdings altmodiſch und ſo gut wie außer Kurs geſetzt, der ganze klaſſiſche Apparat, Apollo und Aurora, Olymp und Parnaß wird bald nur noch von poetiſchen Sekundanern und auch von dieſen nicht mehr lange gebraucht werden. Dagegen fordern wir noch im Kirchenliede die Erde auf zu frohlocken und die Hügel zu jauchzen, mit Ausdrücken, die aus den Pſalmen ſtammen; oder wir hören im Donner Gottes Stimme, obwohl wir das Gewitter nicht mehr mythologiſch, ſondern naturwiſſenſchaftlich erklären, und unſere Dichter laſſen ihren Helden unter einem guten oder ſchlimmen Stern geboren ſein, obwohl ſie nicht an Aſtrologie glauben. Warum das? Warum ſagen wir, was wir nicht denken? Iſt es nicht ein unnützer Aufwand an Worten und zugleich ein Verluſt an Beſtimmtheit der Meinung, wenn wir ſtatt zu ſagen: geh fort, ſagen: ſcher dich zum Teufel?

Die Sache läge ſo, wenn wir rein theoretiſche Weſen wären. Aber wir ſind zugleich oder vielmehr zuerſt wollende und fühlende Weſen. Und für ſolche iſt jene Wendung durchaus nicht unzweckmäßig, d. h. gegen das Prinzip des kleinſten Kraftmaßes oder die Maxime: mit kleinſten Mitteln den größten Erfolg, verſtoßend. Im Gegenteil, es giebt ſchwerlich eine Redewendung, die kürzer und verſtändlicher gewiſſe Gefühle und Beſtrebungen zum Ausdruck brächte. Sie erreicht ein doppeltes, was jener andere Ausdruck nicht erreichte: ſie verſchafft dem Gefühl des Redenden Erleichterung und anderſeits wirkt ſie auf das Gefühl, auf die Nerven des Angeredeten mit einer Kraft, die durch nichts anderes zu erreichen wäre. In dem Wort Teufel iſt der Abſcheu, der Haß, das Grauen der Jahrtauſende verdichtet. So ſind umgekehrt die Gefühle des Erhabenen, Hohen, Verehrungswürdigen, Guten, Schönen, Seligen und Beſeligenden in den Wörtern Gott und Himmel verdichtet. Die Vorſtellungen mögen ſich ändern: die Worte bleiben, wie Taſten, durch welche eine ganze Welt von Gefühlen zum Erklingen gebracht werden kann.

Ja gerade altertümliche, dem gewöhnlichen Vorſtellungkreis entrückte, bis zu einem gewiſſen Grade fremdartig und unverſtändlich gewordene Ausdrücke ſind oft beſonders mächtig als Gefühlserreger. Der däniſche Dichter Drachmann erzählt in einer ſeiner Novellen von einem alten Lootſen, deſſen Gefühl durch nichts ſo ſtark ergriffen wurde, als durch ein altes Kirchenlied mit der wiederkehrenden Endzeile jedes Verſes: bei Herr Gott Zebaoth; alles, was von Poeſie und Religion in ihm war, wurde durch dies dunkel feierliche Wort erregt. Wer erinnerte ſich nicht aus ſeiner Kinderzeit ähnlicher Eindrücke? Wie die unbeſtimmten Umriſſe der Dinge im Dämmerlicht der Nacht die Einbildungskraft ſtärker in Thätigkeit ſetzen, als die klaren Bilder bei Tage, ſo wirken auch fremdartige und nur halbverſtändliche Ausdrücke auf Phantaſie und Gefühl ſtärker, als Wörter ſicherer, beſtimmter Deutung. Aller Aberglaube bedient ſich unverſtändlicher Formeln: ſie erregen unbeſtimmte, unheimliche und phantaſtiſche Vorſtellungsgebilde und die ihnen entſprechenden Gefühle. Aber mit denſelben Mitteln wirkt religiöſe Poeſie. Der Verfaſſer handelt von einem bei den kirchlichen Dichtern des Mittelalters ſehr beliebten Ausdrucke: Maria wird Meeresſtern genannt. Was iſt der Meeresſtern? Ein Aſtronom wird es uns ſchwerlich zu ſagen vermögen. Aber wem ſagte es nicht das Gefühl? Ich wüßte kaum ein Wort, das ſo die Hoffnung und Sehnſucht, die Ahnung eines fernen und doch ſicheren Zieles zu erregen vermöchte. Der Verfaſſer geht der geſchichtlichen Entſtehung des Ausdruckes nach: er findet hiſtoriſche Beziehungen zwiſchen Maria und der alten heidniſchen Huldgöttin Venus, dieſe aber hatte

ihre Tempel vorzugsweise am Meeresgestade; anderseits wird der Abendstern nach ihrem Namen genannt: ein ahnungsvoller dämmeriger, geschichtlicher Hintergrund für das poetische Beiwort!

Durch dieselbe Ursache wird, wie leicht ersichtlich, die Übertragung von Wörtern und Bildern aus einer Sprache und einem Kulturkreis in den andern begünstigt: das Fremde hat einen „romantischen" Beigeschmack, wie das Altertümliche.

Ebenso beruht die für die ganze Entwickelung der Sprache so wichtige Thatsache der Analogiebildung vielfach auf dem Gefühlswert der Wörter. Eichendorff spricht von schönen hellblauen Zeiten, Storm von den goldenen Augen eines Mädchens; der Himmel ist licht und die Hölle finster, trotz des Feuers, das nicht erlischt. Warum? Offenbar ist es der Gefühlswert, nicht der anschauliche oder begriffliche Inhalt der Wortbedeutung, wodurch diese Verwendung möglich wird. Der theoretische Gehalt, wenn man so will, ist im Bewußtsein so verdunkelt, daß bloß der Affektionswert wirkt; so kommen jene seltsamen Ausdrücke zu stande: steinreich, mordsbrav, höllisch kalt, furchtbar dumm, riesig klein, obwohl Riesen nicht klein sind und Dummheit nicht furchtbar, noch Steine reich machen. Es ist bloß das unbestimmte Gefühl der Steigerungskraft von der ursprünglichen Bedeutung übrig geblieben. So ist in der Sprache der Veden der Stier das Symbol der Kraft überhaupt und es wird nun möglich, alles und jedes, was als stark bezeichnet werden soll, Stier oder stierstark zu nennen.

Der Verfasser deutet am Schluß an, diese Betrachtung lasse sich erweitern über das ganze Gebiet des geschichtlichen Lebens. Sicherlich ist das der Fall. Spencers Werk über das Ceremoniell würde manche Anknüpfungspunkte bieten, wie denn auch dessen Abhandlungen über Stil in den Essays sich mit den Betrachtungen des Verfassers vielfach berühren.

Zu H. von Kleists Hermannsschlacht.

Von L. Zürn in Rastatt.

In H. von Kleists Hermannsschlacht 3. Akt 3. Auftr. sagt Hermann zu Thusnelda:

> Ja, liebste Frau, da hast du recht! Beiß zu!
> Danach wird weder Hund noch Katze krähen.

Herr Dr. Weißenfels erklärt in seinem kürzlich in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen 80. Bd. erschienenen sehr beachtenswerten Aufsatze „Über französische und antike Elemente im Stil H. von Kleists" (S. 280) den zweiten Vers als eine unbewußte Kontamination

der Redensarten „Danach kräht kein Hahn" und „Das ist für die Katze" oder „Darum weint oder singt keine Katze", wie man z. B. in Wien sagen soll. Daß der einen Hälfte jenes Verses die Redensart „Danach kräht kein Hahn" zu Grunde liegt, scheint mir zweifellos. Aber der zweiten Redensart „Das ist für die Katze" muß ich jeden Anteil an jenem Vers abstreiten, da die Bedeutung dieser Ausdrucksweise (= das ist unnütz, zwecklos) sich mit dem Sinn, den Hermann in jenen Vers legt (= das wird niemand beachten, darum wird sich niemand kümmern) nicht vereinbaren läßt. Eher ließe sich dies annehmen von der andern Wendung, die in Wien gebräuchlich sein soll. Aber fürs erste ist Herr Weißenfels selbst nicht sicher, ob man sich in Wien überhaupt derselben bedient; zweitens, wenn sie sich dort auch als gebräuchlich finden sollte, konnte sie Kleist bekannt oder wenigstens so geläufig sein, wie eine unbewußte Verschmelzung mit jener ersten in ganz Deutschland jedermann geläufigen Wendung voraussetzt? Bevor mir dieser Erklärungsversuch von Dr. Weißenfels bekannt wurde, erläuterte ich in meiner 1888 in Ed. Wartigs Verlag in Leipzig erschienenen, mit Anmerkungen versehenen Ausgabe der Hermannsschlacht S. 44 jenen Vers als eine komische Verdrehung der volkstümlichen Redewendung „Danach kräht nicht Hund noch Hahn". Diese scheint in Norddeutschland gebräuchlich zu sein, während man sie in Süddeutschland meines Wissens nicht kennt. Ich fand sie nämlich in E. M. Arndts Schrift „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein" (3. Abdruck) S. 25 und in Nettelbecks Selbstbiographie (her. v. Hagen, 4. Aufl.) 1. Teil S. 96 (vergl. über letztere Stelle meine Ausgabe der Hermannsschlacht S. 166). An erster Stelle erzählt Arndt die Ermordung Pauls I. und fährt fort: „Es schien zunächst weder Hund noch Hahn danach zu krähen, wie laut die schwarze Mär auch über alle Meere und Länder klang."[1]) An zweiter Stelle erzählt Nettelbeck, wie bei einer Schiffsreparatur ein Tischler ganz unerwartet hinter einem Verschlag Pretiosen und Geldsachen vor seinen und anderer Augen hervorholt und so nach Jahr und Tag ihn selbst von dem schweren Verdachte erlöst, er habe diese seiner Zeit entwendet. „Wären wir nicht", fährt er fort, „alle zugegen gewesen — wer weiß, wie weit die Ehrlichkeit des Finders Stich gehalten, ob je Hund oder Hahn danach gekräht und ich nicht Zeit meines Lebens Dieb geheißen hätte." An beiden Stellen ist der Sinn der Ausdrucksweise „Danach kräht weder Hund noch Hahn" offenbar der: Das beachtet niemand, darum kümmert sich niemand. Es

1) Auch fand ich bei Arndt (Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen (Berlin 1803) S. 9 und 13 die Form „Germanier" (Hermannsschlacht, 3. Akt, 5. Auftritt).

ſcheint mir demnach keinem Zweifel zu unterliegen, daß Kleiſt in jenem Verſe dieſe Redewendung vorſchwebte und daß er Hermann in komiſcher Verdrehung derſelben an die Stelle des Hahns die Katze ſetzen läßt. Wie iſt nun aber der Ausdruck „Danach kräht weder Hund noch Hahn" ſelbſt wieder zu erklären? Wie kam er zu dem oben angegebenen Sinne? Haben wir, da „krähen" wohl auch von anderen Vögeln, z. B. von Kranichen (vergl. Schillers Kraniche des Ibykus, 6. Str.), von Krähen, Dohlen, Raben, nicht bloß vom Hahn, aber nicht vom Hund geſagt werden kann, ein Zeugma, oder iſt in dieſer volkstümlichen Ausdrucksweiſe bereits in komiſcher Vertauſchung „Hund" ſtatt „Huhn" geſetzt? Letztere Vermutung ſprach ich in meinem Kommentar S. 44 aus. Aber wenn auch bekanntlich die Hühner zu Zeiten, freilich nicht ſo kräftig und ausdrucksvoll wie die Hähne, krähen, beſtimmt behaupten will ich doch nicht, daß dieſe Vermutung das Richtige trifft. Wer weiß eine andere befriedigende Erklärung, oder findet ſich eine ſolche in irgend einer Sammlung von volkstümlichen Redensarten, Sprichwörtern ꝛc.? Daß beſonders mundartliche Eigentümlichkeiten in Kleiſts Sprache eine große Rolle ſpielen, hat ja Herr R. Kade (in dieſer Zeitſchr. 1888, S. 193 flg.) in einem höchſt intereſſanten Aufſatze an zahlreichen Beiſpielen nachgewieſen. So hörte ich ſelbſt in den Herbſtferien 1887 auf dem Schwarzwalde, als ich mich eingehend mit Kleiſts Dramen beſchäftigte, zufällig aus dem Munde eines Sachſen aus Dresden den Ausdruck: Ich nehm's auf meine Kappe. Auf meine Bemerkung, daß ſich gerade dieſe Wendung auch in Kleiſts Prinz Friedrich von Homburg (2. Akt 2. Auftr. Schluß) und „Familie Schroffenſtein" (4. Akt 1. Auftr.)[1]) finde, daß man ſie aber in Süddeutſchland nicht kenne, erklärte mir der Herr, daß dieſelbe in ganz Sachſen gebräuchlich ſei. Bedient man ſich derſelben auch in den Marken und im übrigen Norddeutſchland? Beruht etwa der Gebrauch von „wirken" in den Ausdrücken „mit Kanonen loswirken" (Prinz Fr. v. Homburg II 2) und „Succurs wirken" (ebendaſelbſt V 5), ebenſo der wiederholte Gebrauch von „herab" (ebendaſelbſt I 1 V. 29, IV 2 V. 201, V 2 V. 31) ſtatt „hinab" (ähnlich I 5 in der ſzenar. Bemerkung vor V. 280 „herüber" ſtatt „hinüber") auch auf mundartlichen Eigentümlichkeiten?

1) Vergl. über beide Stellen meine Schulausgabe von Kleiſts Prinz Friedrich von Homburg (Leipzig 1888, Sigismund und Volkening) S. 31. Da dieſelbe doch manchem Leſer dieſer Zeitſchrift in die Hände kommen dürfte, ſo benutze ich die Gelegenheit, um einige Verſehen zu verbeſſern. S. 10 Z. 8 von unten iſt ſtatt: Hackenberg zu leſen: Hakenberg, S. 106 Z. 6 von oben ſtatt: Sund vielmehr: kl. und gr. Belt, S. 154 Z. 7 von oben ſind die Worte: „ſechsfüß. katalekt." zu ſtreichen, S. 22 V. 302 iſt zu leſen: Wer? ſtatt: Wer.

Abenteuer — Mehltheuer.

Von **Gustav Hey** in Döbeln.

Der deutsche Unterricht hat unter seinen mannigfaltigen Aufgaben auch der gerecht zu werden, dem Leben in den Gliedern der Sprache, den Wörtern, nachzugehen, deren Werden, Wachsen und Wandel der Jugend darzulegen, soweit das geistige Auge derselben dies mit Verständnis zu verfolgen imstande ist. Solches Eingehen auf die Etymologie wird, wenn es mit vorsichtiger Beschränkung geschieht, nicht wenig zur Belebung des Unterrichts mit beitragen und eine genauere Erkenntnis des Lebens unsrer Sprache vermitteln helfen. Sollte es sich nun nicht auch lohnen, dann und wann einem äußerst lehrreichen Sprachstoffe etwas Aufmerksamkeit zuzuwenden, wie er in den deutschen Ortsnamen sich vorfindet? Bietet nicht schon die Lektüre öfters solche Gelegenheit? Schwerlich wird man es doch unterlassen, eine Bemerkung daran zu knüpfen, wenn man eine Stelle lesen läßt wie:

> Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
> Weil dort die Waldung ausgereutet ward.

Und ähnliche Fälle werden sich gar nicht selten bieten, wo es angezeigt erscheint, einem in Namen verwendeten Worte mit den Schülern nachzugehen und deren Spürkraft zu schärfen und ihr Sprachbewußtsein zu heben. Vollends wird es wünschenswert sein, das Gebiet der Ortsnamen zu berühren, wenn von daher irgend einem Worte eine schärfere Beleuchtung und Verdeutlichung zu teil werden kann. Dafür hier ein eigenartiges Beispiel.

Entschieden wird an einer höheren Schule der Lehrer Gelegenheit nehmen, die Erklärung des Wortes Abenteuer oder aventiure aus dem spätlateinischen adventura, aventura darzubieten und etwa noch evenit, événement u. s. w. zum Vergleich heranzuziehen. Noch besser, wenn er ein Gegenstück gleicher Bildung zur Hand hat. Und gerade hier läßt sich auf ein ganz seltsames Wortgebilde hinweisen, welches schon wegen der in ihm erscheinenden Volksetymologie besonders beachtenswert ist: es ist der Name Mehltheuer, über den wohl schon mancher den Kopf geschüttelt haben mag. Ein Dorf Mehltheuer giebt es im Vogtlande bei Pausa, ein zweites bei Lommatzsch, urkundlich Meltewr, ein drittes bei Bautzen mit der wendischen Bezeichnung Lubjenc, einen Berg Mehltheuer bei Niederschlema, ein Dorf Mehlteuer am Romsberge in Schlesien, früher Melture genannt, ein Maltheuer bei Leitmeritz, urkundlich Maltwer, ein Malter bei Dippoldiswalde, früher angeblich Maltehora (Malthora?)

und endlich achtens wird von Buck im Oberdeutſchen Flurnamenbuch auch ein Mulitürli erwähnt, und zwar als Zuſammenſetzung aufgefaßt. Wegen ſolcher Verbreitung des Namens iſt die ſonſt verſuchte Erklärung aus dem Slaviſchen unbedingt abzuweiſen, zumal da auch der böhmiſche Ort von Palacky nur mit der unſlaviſchen Form Maltheyr im Tſchechiſchen wiedergegeben wird. Alle dieſe Namen ſtellen ohne Zweifel ein im Volksgebrauch verloren gegangenes Subſtantiv dar, welches auf das ſpätlateiniſche molitura zurückzuführen iſt. Dasſelbe bezeichnet wie das ebenfalls daraus hervorgegangene afrz. moulture, nfrz. mouture das Mahlen, Mahlgeld (bayr. Mülter), Mengekorn, aber auch gleich mola, molina, molinum, molendinum Mahlwerk oder Mühle, und in dieſem letzteren Sinne ſind natürlich jene Ortsnamen, die vielleicht von Mönchen herrühren, aufzufaſſen, ohne daß gerade überall an Waſſermühlen gedacht werden müßte. Wie aus aventura ſich die Formen aventiure, abentewer, Abendtheuer, Abenteuer entwickelten, ſo aus molitura mhd. möltiure, dann meltewer und endlich mit dem naheliegenden Gedanken an teures Mehl Mehltheuer, während in Süddeutſchland ſich ein Deminutiv Mulitürli bildete; wollte man bei dieſem letzteren dem äußern Anſchein trauen und darunter eine Mühlthür verſtehen, was wäre das für eine ſeltſame Ortsbezeichnung? So gewinnen wir neben den aus lat. mola und molina hervorgegangenen Lehnwörtern ahd. muli, mulin, mhd. müli, müle, mül, nhd. Mühle, niederdtſch. Möll, Möhle, noch ein mhd. möltiure oder mültiure, welches mit frz. mouture ſich deckt und nhd. Mühlteuer lauten müßte. Daß dies unſerm Sprachſchatze abhanden gekommen iſt, dürfte indes nicht gerade als bedauerlicher Verluſt zu betrachten ſein; immerhin aber könnte es in der Form der oben erwähnten Ortsnamen bei der Erklärung des Wortes Abenteuer oder aventiure als merkwürdiges Seitenſtück wohl Verwendung finden.

Eine ganz erkleckliche Zahl von Namenwörtern läßt recht wohl eine Beſprechung in der angegebenen Richtung zu, ohne daß dem Schüler damit zuviel zugemutet würde, und es lohnt ſich gewiß der Mühe, einen ſolchen Verſuch zu machen mit ſofort oder bald verſtändlichen Wörtern wie: Brunn und Born, Mund, Furt, Werth, Weid, Tann, Hag und Hain, Heim, Halle, Reut und Rode, Süd und Sund u. ſ. w.

Möchte dieſer kurze Hinweis der Beachtung wert gehalten und als eine Anregung aufgenommen werden, für unſre Jugend gelegentlich doch auch aus dem reichen Borne unſrer deutſchen Ortsnamen zu ſchöpfen und zugleich für dieſe letzteren einiges Verſtändnis zu eröffnen, das wiederum dem geographiſchen und geſchichtlichen Unterricht zu gute kommen würde.

Das Schrifttum der Gegenwart und die Schule.

Zweiter Teil.

Dichtergestalten unserer Zeit.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

II.

Martin Greif.

Nicht als einzelner nur, als Kläger erschein' ich in Wahrheit
Aller mißhandelten Kraft, aller mißachteten Kunst.
Nicht an Talent ja gebricht's, es gebricht nur an ehrlichen Schätzern,
Nicht an empfänglichem Sinn, aber am führenden Ernst.
Saget der künftigen Zeit, ihr heute verachteten Verse,
Daß, der sie einstmals schrieb, hart mit dem Leben gekämpft.

Martin Greif.

„Denn das ist es, was uns in der Poesie entzückt, jene Verbindung des Göttlichen und Irdischen: wie der Mensch fest und liebend steht auf der Erde, sein Haupt aber aufwärts richtet zum Himmel, so soll die Poesie sein; tief in die Erde dringen ihre Wurzeln, ihre Zweige geben Schatten und Obdach, ihre Blüten aber steigen hinauf in den blauen Tag, wo sie im Abendrot stehn, am Tau sich erfrischen, dann die Sterne schauen und die heilige Nacht." An diese Worte Wilhelm Grimms mußte ich denken, sie traten mir unmittelbar vor die Seele in ihrer ergreifenden Schlichte und Wahrheit, als ich zum ersten Male über einen Dichter kam, der so ganz anders war als die meisten sogenannten Dichter unserer Zeit, über einen echten und wahren Dichter von Gottes Gnaden: über Martin Greif. Ich habe im vorigen Hefte dieser Zeitschrift die Neigung unserer Kunst und Litteratur zur Unwahrheit und Unnatur, zu jener krankhaften Absichtlichkeit geschildert, die mit ihren aufdringlichen Wirkungen das Haus der Kunst fast zu einer Mördergrube gemacht und viele fromm Genießende durch ihren lauten Gang daraus vertrieben hat. Aber die Kraft unseres Volkes ist unverwüstlich. Und so ist auch das Gesunde und Wahre in unserer Dichtung keineswegs erstorben. Wie könnte das auch sein in einem Volke, das soeben das Größte vollbracht hat, was überhaupt ein Volk zu vollbringen vermag: seine nationale Wiedergeburt, seine kraftvolle Erhebung zu einem einigen, großen, gewaltigen Ganzen, dessen Macht der Freund jubelnd verkündet, der Feind widerstrebend anerkennt. Ein solches Volk kann unmöglich schon ins Greisenalter getreten sein, nein, wir hoffen vielmehr: es steht eben erst am Anfange einer langen und glücklichen Entwickelung. Und da regen

ſich auch die Keime einer jungen, einer neuen Poeſie, die nicht ein ſpäter Nachklang der Kunſt Goethes und Schillers iſt, nicht ein kraftloſes Epigonentum, ſondern ein Ureigenes, Neues, der volle, große, eigenartige Ausdruck unſerer mächtig aufſtrebenden Volksſeele und unſeres innerſten Weſens, das Jahrhunderte lang durch Fremdes verſchüttet war. Wir fühlen es alle: wir ſtehen am Anfange einer neuen Zeit. Und unſere Litteratur und Kunſt wird hinter der politiſchen That nicht zurückbleiben. Wer die Natur unſeres Volkes kennt, der wird an dieſer Thatſache nicht zweifeln. Unſere Dichtung hat in ihren beſten Vertretern begonnen, die alten, ausgefahrenen Geleiſe zu verlaſſen, ſie hat ſich neue Wege gebahnt, und wir können es zwar nicht wiſſen, aber wir können es hoffen, daß wir einer neuen ſchönen Entfaltung unſerer Dichtung und Kunſt entgegengehen, die das, was Goethe und Schiller unſerer Kunſt errungen, niemals preisgeben, aber doch auch nicht thatlos, wie der weiland deutſche Michel mit der Schlafhaube, auf dem Errungenen in breiter Ruhe ſitzen bleiben wird.

Alſo die Dichterkraft iſt da, wird hier mancher ſagen, aber wie kommt es denn, daß man ſo wenig davon merkt? Die Antwort liegt nahe. Wir haben kein Publikum. Die leitenden Kreiſe und die größte Zahl der Gebildeten ſtehen ſeitab von der lebendigen Dichtung unſrer Zeit, ſie nehmen an der Dichtung nur ein gelehrtes Intereſſe, die Dichtkunſt iſt für ſie nur vorhanden, ſoweit ſie bereits der Litteraturgeſchichte angehört; andere Kreiſe haben ſich vorwiegend der Oper und dem Ballet mit ihrer ſinnenfälligen Ausſtattungspracht, ihren lungengewaltigen Sängern und ihren leichtfüßigen Tänzerinnen zugewandt, zudem hat die Verſchwommenheit moderner Muſik in vielen den Sinn für Geſtaltung, die Fähigkeit zu plaſtiſcher Anſchauung völlig ertötet — die große Schar aber derer, die urteilslos hinter dem Wirbel der Lärmtrommel dreinziehen, wird wohl niemand für ein wirkliches, urteilsfähiges Publikum erklären. Wollen wir alſo eine Kunſt haben, ſo müſſen wir ein Publikum ſchaffen, mit andern Worten: wir müſſen unſer Volk zum Genuſſe für das Echte und Geſunde in der Kunſt, in der lebendigen Kunſt der Gegenwart erziehen. Daß hierzu die Schule weſentlich mithelfen kann, ſteht außer allem Zweifel. Ja, ich halte es ſogar für eine der allerwichtigſten Aufgaben derſelben. Gegenwärtig blicken unſere höheren Schulen zu einſeitig nach den Univerſitäten. Die Schule ſoll aber nicht Gelehrte bilden, ſondern Menſchen; die Univerſität iſt nur einer, freilich ein ſehr wichtiger von den verſchiedenen Mittelpunkten des deutſchen Geiſteslebens, aber nicht der einzige. Die Schule darf aber über dem Eifer für die Wiſſenſchaft die anderen Kreiſe des geiſtigen Lebens nicht vernachläſſigen. Sie ſteht im Dienſte der geſamten Nation, ſie iſt nicht eine Fachanſtalt für einzelne

Berufsklaſſen. Ich darf hier nur an die Religion erinnern, welche Schule wollte ſich der ernſten Pflicht entſchlagen, dieſen Urgrund unſres deutſchen Gemütslebens zu bebauen? Eine ähnliche Pflege erfordert aber auch Litteratur und Kunſt. Freilich entbehrt die Litteratur und Kunſt eines Centrums, wie es die Wiſſenſchaft in den Univerſitäten beſitzt. Und ich zweifle nicht, daß einmal ein Staat der Zukunft ein ſolches Centrum ſchaffen wird als notwendige Ergänzung der Univerſitäten. Das würde genau ein ebenſo großer Kulturfortſchritt ſein wie einſt die Gründung der Univerſitäten einer war. Erſt dann würde die Dichtung gleichberechtigt neben der Wiſſenſchaft im Staate ſtehen, erſt dann würde die ſich immer und immer wiederholende furchtbare Ungerechtigkeit aufgehoben ſein, daß Geiſter allererſten Ranges, welche durch ihre Werke die Nation auf eine höhere Stufe heben, darben, ja oft recht armſelig ſich durchs Leben ſchlagen müſſen, daß ihre beſte Kraft durch die Widrigkeit eines unverdienten Schickſals gelähmt wird, während weit untergeordnetere Geiſter, die klug genug waren ſich auf eine Fachwiſſenſchaft zu beſchränken, mit Gütern überſchüttet werden. Auch in des Dichters Bruſt wohnen zwei Seelen, von denen die eine ſich mit aller Kraft derb an das Irdiſche klammert. Glaubt man denn, Dichter müßten immer nur mit Denkmälern und Grabſteinen belohnt werden? Oder habe ich nicht recht? Wer war es denn, als im vorigen Jahrhundert der Geheimrat Klotz und ſeine Spießgeſellen, welche die Lehrſtühle der deutſchen Univerſitäten bevölkerten, durch ihr erbärmliches litterariſches Treiben Schande um Schande auf den deutſchen Namen häuften, wer war es denn da, der die Ehre der deutſchen Litteratur, die Ehre des deutſchen Namens rettete? Leſſing, „der arme Recenſent eines verkrachten Theaters".[1]) Und wer war es denn, der, während unbedeutende Geſchichtslehrer die beſten Pfründen inne hatten, einen für alle Zeiten muſtergiltigen hiſtoriſchen Stil ſchuf, wer war es, der durch den Adel und Flug ſeines Geiſtes die ganze Nation in feuriger Begeiſterung mit ſich riß? Schiller, der arme Extraordinarius einer kleinen Univerſität. Für Geiſter von dem Range eines Leſſing und Schiller hat aber der Staat keinen Platz als höchſtens nach dem Tode den auf dem Piedeſtal eines Steines. Nach Klotz und ſeinen Genoſſen, den hochmütigen und aufgeblaſenen Ordinarii des vorigen Jahrhunderts, für die der Staat ſo liebevoll ſorgte, kräht heute kein Hahn mehr, aber Leſſings und Schillers Geiſt beherrſcht die Welt. Ja, Martin Greif hat Recht, wenn er in bitterem Zorne in ſeinem Epigramm „In Deutſchland" ſagt:

Alles ernährt ſich durch thätige Kraft, nur einzig der Dichter
Kann mit dem emſigſten Fleiß nicht ſich erſchwingen ſein Brot.

---

1) Vgl. hierzu Erich Schmidt, Leſſing II.

Hochgeehrt für alle Zeiten stehen die Fürsten in der Geschichte da, welche durch einen Ehrengehalt einen Dichter der Sorge um das tägliche Brot enthoben. Wer dächte hier nicht an Walthers Jubellied, in dem er die Gnade seines Kaisers verkündet: Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen. Aber ist es eines Staates würdig, den Dichter der Gnade des Landesherrn zuzuschieben wie einen invaliden Arbeiter? Oder meint man vielleicht, die Dichtkunst solle wie einst zu Hagedorns Zeiten nur eine Gespielin froher Nebenstunden sein? Ich glaube, daß kein Einsichtiger heute mehr dieser Meinung sein kann; wenigstens hätten für einen solchen Klopstock, Lessing und Schiller umsonst gelebt. Nein, alles drängt darauf hin: wir bedürfen eines Centrums für Dichtung und Kunst, wie wir es in den Universitäten für die Wissenschaft besitzen. Der Vorschlag, den ich hier mache, ist nicht unausführbar; im Gegenteil, er scheint mir ziemlich leicht zu verwirklichen zu sein. Sollten einflußreiche Kreise an diesem Gegenstand Anteil nehmen, so bin ich gern zu weiteren eingehenden Vorschlägen bereit.[1]) Hier kommt es mir nur darauf an, der Schule recht nachdrücklich die Pflicht ans Herz zu legen, der lebendigen Dichtung unserer Zeit mehr Aufmerksamkeit und Pflege angedeihen zu lassen, als es bisher geschehen ist. Dann werden wir auch bald ein Publikum haben, und haben wir erst ein Publikum, so ist unsre Dichtung gerettet.

Und ich habe hier einen Dichter, einen Meister vor andern. Martin Greif[2]) ist gesund durch und durch, an ihm ist nichts schief, nichts falsch, nichts krankhaft, aus seiner Seele, die sich an den Dingen voll Gestalt gesogen hat, quillt der Born der Dichtung rein und unverfälscht, ein echter Jungbrunnen für Geist und Sinn. Martin Greif steht abseits von der großen Heerstraße, auf der sich die schwatzhaften und fingerfertigen Dichterchen unserer Zeit tummeln wie die Sperlinge. Er könnte mit Walther von der Vogelweide singen:

Die daz rehte singen stœrent
der ist ungeliche mêre
Danne die ez gerne hœrent:
des volg ich der alten lêre:

---

1) Man vergl. auch meinen Aufsatz in der „Täglichen Rundschau" 1887, Nr. 220. 221: Die Dichtung der Gegenwart und das deutsche Volk.

2) Er heißt eigentlich Friedrich Hermann Frey und ist am 18. Juni 1839 zu Speier geboren. Nachdem er in München studiert hatte, wurde er bayrischer Offizier, 1867 nahm er seinen Abschied und lebt gegenwärtig in München. Der von F. Avenarius in Dresden herausgegebene und trefflich geleitete Kunstwart hat in zwei Aufsätzen dieses Dichters gedacht: I, 9. G. Klee, Martin Greif als Dramatiker; und II, 7. F. Avenarius, Martin Greif als Lyriker.

Ich enwil niht werben zuo der mül,
dâ der stein sô riuschent umbe gât
und daz rat sô mange unwise hât.
merket wer dâ harpfen sül.

Seine Gedichte sind soeben in fünfter Auflage erschienen.[1]) Alles, was das Menschenherz bewegt, hat darin einen eigenartigen Ausdruck gefunden, auch die treibenden Gedanken unserer Zeit reden in ihnen eine gewaltige Sprache. Wahrhaft religiös wie jeder echte Dichter läßt er in tiefempfundenen Worten das Geheimnisvollste, was die Menschenseele birgt: ihr Sehnen nach Gott und dem Göttlichen, ihren freudigen Aufblick zum Himmel, ihre Hoffnung auf ein höheres Dasein anklingen, nicht abstrakt erörternd wie der Philosoph, sondern ahnungsvoll schauend wie der Seher, mehr andeutend, winkend und weisend. Und er stellt diese religiösen Gedanken, die plötzlich einmal wie ein Blitz aus der Höhe ihr wunderbares Licht über sein Denken und Empfinden gießen, es fast traumhaft verklärend und erhöhend, mitten in das volle Leben hinein, das in seinen Gedichten pocht wie in den Adern eines warmblütigen, lebensfreudigen Menschen. So in seinem Gewitterhymnus, wo uns mitten in der Schilderung des erhabenen Naturschauspiels die Worte entgegentreten:

Wer wohl ruft mir im Gewittersturm?
Seine Stimme kenn' ich —
Nicht erbeb' ich vor ihr.
Er ist's, der mein Schicksal lenkt,
Der den Lebenshauch mir gab
Und mir setzt die Todesstunde,
Ihm vertrauen will ich wie immer,
So auch jetzund.

Da, mit berstendem Krach
Fährt ein prasselnder Blitz hernieder,
Jählings neben mir
Schlägt er ins bange Gehölze.
Taumelnd steh' ich da,
Doch im nächsten Augenblick schon
Knie' gefaßt ich,
Stammelnd
Deiner Allmacht, Vater,
Kindliche Laute.

Schon Franz Muncker hat in seinem Klopstock darauf hingewiesen, daß in diesem Hymnus Greifs die Frühlingsode Klopstocks in ihren ge-

1) Gedichte von Martin Greif, Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. Preis: 5 Mark. Ich citiere jedoch nach der mir vorliegenden 4. Auflage.

waltigſten Tönen nachzittert. Und doch iſt Munckers Hinweis irreführend für den Unkundigen. Denn er könnte die Meinung hervorrufen, als gehe Martin Greif hier rein in Klopſtocks Bahnen. Das iſt nicht der Fall. Martin Greifs ganze dichteriſche Anſchauung iſt durchaus eigenartig und neu. Er knüpft allerdings dort an, wo Klopſtock aufgehört hat, wo das, was Klopſtock und Herder ſo ſchön begonnen hatten, jäh abgebrochen wurde durch Goethes und Schillers Wanderung nach dem griechiſchen Dichterhügel, aber er hat doch das, was Goethe und Schiller eben auf jenem Umwege über Griechenland unſerer Kunſt erobert haben, voll behauptet und auch nicht in einem Tüpfelchen preisgegeben: es iſt Klopſtocks Empfinden überſetzt in Goethes Sprache. Man leſe daraufhin den Gewitterhymnus durch, und wer jemals Klopſtock und Goethe rein auf ſich hat wirken laſſen, der wird hier einen tiefen, ganz eigenartigen Genuß finden. So kann nur ein Dichter ſingen, der gründlich durch die Schule Klopſtocks und Goethes gegangen iſt, d. h. der ſich an dem Beſten geſchult hat, was unſere Dichtung bietet. Ich will hier eine Anmerkung machen für diejenigen, die in meinen Worten etwas anderes finden möchten, als was darin liegt. Wenn ich hie und da einmal auf ähnliche und verwandte Erſcheinungen in unſerer älteren oder neueren Dichtung hinweiſe, ſo wird dadurch Greifs Urſprünglichkeit, ſeine Originalität auch nicht im mindeſten angetaſtet. Denn nicht auf den Stoff kommt es an, ſondern auf die Behandlung desſelben. Wie einer den Stoff, und ſei es der bekannteſte, alltäglichſte, erfaßt, das eben macht den Dichter. Es verrät einen unglaublich niedrigen Standpunkt litterariſcher Kritik, wenn man aus einem — oft zufälligen, oft ſogar vom Dichter beabſichtigten — Anklange auf Beeinfluſſung eines Dichters durch einen andern ſchließt. Auf Kritiker von ſolchem Schlage möchte ich Otto Bancks Worte anwenden:

Und nahmſt du aus Liedern des Volkes gar
Einzelne Strophen, um innig und wahr,
Vielleicht einen ſchönen verlornen Ton
Aus matter Umgebung zu retten,
So kannſt du ſicher wetten,
Nachahmer oder Dieb nennt dich der ſtumpfe Hohn,
Und was du ſagen magſt, es bleibt dabei:
Reminiſcenzenriecherei
Iſt flacher Köpfe Loſungswort;
Weil ihnen ſelbſt niemals Gedanken kommen,
So fragen ſie natürlich immerfort:
„Wo hat ſie der und jener hergenommen?“

Aber wieder auf unſern Dichter zu kommen. Alles, was Martin Greif anfaßt, ſei es, was es auch ſei, erhält das ſcharfe Gepräge ſeiner Perſönlichkeit. Und was für einer Perſönlichkeit! Aus ſeinen Gedichten

blickt eine harmonisch abgeklärte, gesunde, kraftvolle und gerade Natur, die mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten Erde steht. So gesund ist auch sein religiöses Gefühl. Ich wüßte es keinem andern zu vergleichen als dem Walthers und Goethes. Wie wir Walther mitten in seinem rastlosen Wanderleben hie und da plötzlich einmal von Lenz und Liebe hinweg zu Gott empor schauen sehen, etwa in seinem von wahrhaft kindlicher Frömmigkeit erfüllten Morgen- und Reisesegen: Mit sælden müeze ich hiute ûf stên, got herre, in dîner huote gên, wie wir Goethe selbst in dem überschäumenden Kraftleben seiner Genieperiode manchen raschen, innigen Aufblick thun sehen zu „dem lieben Ding, das sie Gott heißen", so bricht auch bei Martin Greif mitten in die Naturbilder und Liebesgesänge der Gedanke an das Göttliche überraschend herein. So in dem Gedicht „Hochsommernacht":

Stille ruht die weite Welt,
Schlummer füllt des Mondes Horn,
Das der Herr in Händen hält.

Nur am Berge rauscht der Born —
Zu der Ernte Hut bestellt
Wallen Engel durch das Korn.

Auf tiefe innere Kämpfe deutet sein Gedicht: Der Zweifler (S. 67 flg.). Ergreifend ist die Schilderung, wie der Zweifler beim letzten Abendschein sich in die Kirche einschleicht und durch die kleine Hinterpforte an den Gnadenhort tritt, wie er, während durch die Fenster lang und schmal der letzte Sonnenstrahl fällt, das oft verlästerte Kreuzesbild anstarrt. Der Zweifler schließt seine kurze, volksmäßig knappe Erzählung mit den Worten:

Sehnsuchtbang ist mein Gefühl,
Weinend sitz' ich ins Gestühl.

Von schöner Lebenswahrheit ist namentlich auch das dritte Gedicht aus den fünf, die unter der genannten Überschrift vereinigt sind:

Ernst hinab von hoher Wand
Schaut ein Kreuz ins stille Land.

Jüngst vom Thal ich stieg hinauf,
Plötzlich ragt' es vor mir auf.

Will vorbei mit keckem Mut,
Schnell doch fahr' ich an den Hut.

Übung noch aus alter Zeit
Faßt mich in der Einsamkeit.

Wo der Föhn den Paß durchbraust,
Die Lawine niedersaust,

Wo der Erde Marken stehn,
Kniet' ich lange ungesehn.

Jedenfalls liegt dem Gedicht eine große dichterische Anschauung zu Grunde: der Zweifler kniet vor dem in einsamer, wilder Gebirgsgegend ragenden Kreuzesstamm, umgeben von einer gewaltigen Natur, im Herzen den neugebornen Glauben seiner Kindheit. Und wie versöhnend ist der Schluß des Ganzen im fünften Gedicht, wie führt sich der Zweifler den Heiland menschlich näher in den Schlußworten:

Aller Hilfe barer Held,
Sieger auf dem Leidensfeld,

Der mit liebender Geduld
Auf sich nahm der Menschen Schuld,

Laß in ihrer letzten Pein
Alle dir empfohlen sein!

Um die Gesundheit und Tiefe der Auffassung, die in Greifs Gedicht liegt, voll zu würdigen, braucht man nur ein Gedicht wie Lenaus Waldkapelle oder dessen Gedicht: Die Zweifler dagegenzuhalten: bei Lenau ein krankes Gemüt, das seine Zerrissenheit in den mißlungenen Versuch einer künstlerischen Gestaltung hineinträgt, bei Greif eine starke, gewaltige Natur, die unter dem Zweifel bis ins Innerste erzittert, aber sich wie ein junger lebenskräftiger Mann, der unversehens von einer Krankheit gepackt wurde, zur Gesundheit durchringt: zur Versöhnung der Gewalten, die sich im Busen bekämpfen. Derselbe Grundzug geht durch seine übrigen Gedichte ähnlicher Art; die schönen ernsten Gedichte: Abendsegen; Abendgebet; Dämmerstunde; Am Allerseelentage; Am Grabe meiner Mutter u. a. erwachsen durchweg aus demselben Boden.

Daß Greif die Natur liebt und sie in ihren mannigfaltigsten Gestalten vor unser geistiges Auge führt, das braucht hier wohl nicht erst versichert zu werden. Die Natur ist die Mutter alles dichterischen Empfindens, aus ihr saugt es allezeit frische Nahrung und neues Blut. Es giebt aber ganz verschiedene Arten der Naturbetrachtung: so eine abstrakt zergliedernde wie die eines Brockes und Haller, eine süßlich sentimentale wie die eines Geßner, eine elegisch malende wie die eines Matthisson und Salis, eine philosophisch-moralische, wie sie in den Idyllen des Theokrit, in den Eklogen des Vergil, in dem Amynt Tassos, in dem „treuen Schäfer" Guarinis, in der Arkadia Philipp Sidneys und in der Schäferpoesie des 17. und 18. Jahrhunderts, ja noch in Auerbachs Dorfgeschichten lebt, wir nennen sie so, weil sie absichtlich die Natur als den Zustand heiterer Unschuld der Kulturmenschheit als Vorbild entgegenhält; es giebt endlich eine romantische Naturbetrachtung, welche Wald, Berg und Flur mit den Gestalten der Vorzeit belebt, abgesehen von der lediglich praktischen, die den Boden auf seine Ertrags-

fähigkeit prüft. Zu allen diesen Arten gehört Greifs Art der Naturauffassung nicht, seine Art möchte ich vielmehr die plastisch-rundende nennen, es ist dieselbe wie sie Goethe hatte, die kerngesunde Art des echten Dichters. Selbstverständlich mischen sich damit gewisse romantische Züge, wie könnte ein echter Sohn des 19. Jahrhunderts frei sein von diesem romantischen Hauche unserer Zeit; aber auch Goethe hatte schon diese romantische Färbung[1]), man denke beispielsweise an sein Gedicht Geistes Gruß:

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist,
Der wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt u. s. w.

Und dieses Romantische ist ja nichts anderes als die Liebe zu unserer Vorzeit, die plötzlich mit elementarer Gewalt hervorbrach, nachdem wir Jahrhunderte hindurch unser selbst vergessen und alles Heil im Auslande und in der Fremde gesucht hatten. Die romantische Naturbetrachtung ist daher recht eigentlich die deutsche Art, die Natur zu erschauen, die sich heute in jedem echten deutschen Dichter mit der allgemein menschlichen, d. i. der plastisch-rundenden mischt.

Greif versteht es wie Goethe die einfachsten Erscheinungen der Natur zu einem stimmungsvollen Bilde zu vereinigen, das uns, weil es durchaus wahr ist, mit voller Sinnenkraft empfangen und geboren, mit unwiderstehlicher Gewalt über uns selbst erhöht. Greifs Seele ist nicht verkrüppelt wie die so vieler Menschen unserer Zeit, sein Geist nicht verbildet wie der unzähliger moderner Leute, sein Auge sieht die Dinge rein wie sie sind, in seinem Gemüt spiegelt sich die Welt wie in einem klaren Bergsee. Und überall deutet er auf das Ewige und Göttliche, das geheimnisvoll hinter dem Wechsel der Erscheinungen lauscht. An die besten griechischen Lyriker werden wir erinnert durch ein Gedicht wie das folgende:

Abendzeit.

Ruhe hat die Natur ergriffen und Schlummerdrang,
Alles regsame Leben schweigt,
Und die Geschöpfe der weiten Erde schlafen.
Die unsteten Vögel haben ihr Nest besetzt
Und die scheuen Tiere des Waldes ihre Höhlen,
Die willig entjochten Rinder rasten
Wie die werklosen Herden der Weide.

Je öfter wir dieses kleine Gedicht lesen, um so reiner und tiefer bemächtigt sich unser jene Abendstimmung, die uns in besonders glück-

1) Man vergleiche hierzu namentlich: St. Waetzoldt, Goethe und die Romantik (Zwei Goethevorträge, Berlin 1888).

geweihten Stunden, nach einem in thätiger Reine vollbrachten Tage, gefangen nimmt. Eng verwandt und doch ganz anders in der Wirkung ist das folgende Gedicht Greifs:

Abend im Thal.

Tiefblau ist das Thal,
Über den Wäldern gehet
Die Sonne still zur Ruh,
Im sinkenden Strahl
Der Wipfel Regung wehet
Den leisen Sternen zu.

Hier giebt der Dichter mit wenigen, meisterhaften Strichen die abendliche Beleuchtung der Landschaft wieder, es ist gleichsam ein in Farbe und Gestalt umgesetztes Abendgebet. Von ähnlicher gesunder und wahrer Schönheit erfüllt sind seine Gedichte: Hochsommernacht (s. oben S. 175), Sommerhymnus, Gewitterhymnus, Herbsthymnus, An den Mond (Gedichte S. 129), Ruhe im Wald, An die Natur, Waldesschauer, Hymnus an den Mond (S. 88) u. a. Aber er weiß auch die Natur in eigenartiger Weise in Beziehung zum Menschenleben zu setzen oder der Beziehung durch eine eigenartige Auffassung den Reiz der Neuheit zu geben. Von letzter Art ist z. B. sein „Wunsch am Abend“:

Sturm gestillt zu leisem Hauch,
Welch' ein Abendfrieden —
Wär' einst meinem Leben auch
Solch' ein End' beschieden!

Hier wird dem alten Gedanken, der uns so leicht beim Eintritt der Abendruhe naht und dem schon Goethe in seinen Gedichten: „Der du von dem Himmel bist“ und „Über allen Gipfeln ist Ruh“ unvergänglichen Ausdruck geliehen, eine ganz neue Fassung gegeben durch das wunderbare Bild: „Sturm gestillt zu leisem Hauch“, das zu dem besten gehört, was unsere Sprache je hervorgebracht hat. Ich stehe nicht an, solche Gedichte Greifs unmittelbar neben Lenaus Abendbilder zu stellen[1]), die zu dem wenigen Gesunden und klassisch Vollendeten in Lenaus Dichtung, aber zugleich zu den köstlichsten Perlen unserer Poesie gehören. Von schöner Innigkeit in Gehalt und Ausdruck ist auch folgendes Gedicht Greifs:

Heimlicher Trost.

Im fernen tiefen Himmel
Ein Sternlein wohnt allein,
Das letzte im Gewimmel
Stellt es sich abends ein.

Ich schick' es zu erkunden
Oft Blick um Blick hinauf,
Und ist es auch verschwunden,
Die Seele sucht es auf.

1) „Friedlicher Abend senkt sich aufs Gefilde“ und „Stille wirds im Walde“ u. s. w.

Er ſucht den tröſtenden Stern, mit dem ihn das gleiche Geſchick der Einſamkeit verbindet, am weiten Nachthimmel mit der Seele auf, ähnlich wie einſt Goethes Iphigenie das Land der Griechen mit der Seele ſuchte — ein treffender und geſunder Ausdruck der tiefſten Sehnſucht. Hierher gehört auch folgendes Meiſterſtück Martin Greifs, es iſt das Gedicht, durch das ich zuerſt auf den Dichter aufmerkſam wurde:

Der Wanderer und der Bach.

Wohin, o Bächlein, ſchnelle?
„Hinab ins Thal.“
Verhalte deine Welle!
„Ein andermal.“

Was treibt dich ſo von hinnen?
„Ei, hielt ich je?“
Willſt du nicht ruhn und ſinnen?
„Ja, dort im See.“

Biſt du ſchon gram der Erden?
„Ich eile zu.“
Du wirſt ſchon ſtille werden!
„Nicht minder du.“

Daß des Dichters Leben ein kampfvolles war, daß er ſich oft vereinſamt ſah, daß ſchweres Leid durch ſeine Seele geſchritten, das künden uns manche ſeiner Lieder. Aber er iſt kein Weltſchmerzler geworden. Und der Peſſimismus, die geiſtige Modekrankheit unſerer Zeit, hat keine Macht über ſeine urgeſunde Seele gewonnen. Faſt immer ringt ſich die göttliche Freude am Leben auch aus den düſter geſtimmten ſeiner Lieder, faſt immer ein hoffnungsfreudiger Aufblick hervor. Und die Natur bietet ihm da manch willkommenes Gleichnis. So in ſeinem „Frühling der Heide“:

Auch die Heide blühet
Jahres einmal,
Und es iſt kein Leben ſo troſtlos,
Daß ihm die Freude nicht nahet
Einmal.

Oder in ſeinem „Frühlingsrätſel“:

Und nun in all' der Luſt ſo trüb,
In all' dem Drang ſo ſtille!
Sag' an, wo dir der Jubel blieb,
Haſt du nicht mehr das Leben lieb?
O Herz, wo iſt dein Wille,
Wo deiner Hoffnung Fülle?

Du ſcheineſt wie der Eichenbaum
Vom Lenz dich auszuſchließen,

Er hängt am längſt entſchwundnen Traum,
Man ſieht ihn leiſe knoſpen kaum, —
Doch bald von Haupt zu Füßen
Wird junges Laub ihm ſprießen.

So offenbart ſich überall die ſchöne Gleichſtimmung ſeines Gemüts, zu der er durch Leid kämpfend ſich durchgerungen, mag er die Kiefer beſingen, „des Frühlings Pfand im eiſigen Sturm", oder die Blume Steinbrech, die ſich „aus ſtarrer Felſen Schoß zu heben weiß", mag er die Alpen, das Meer, den See, Moor und Heide, den Rhein, die Donau, Sagunt, Venedig, Italien, die Campagna, das Liriſthal u. a. preiſen. Seine „Reiſe in die Berge", ſowie ſeine zahlreichen Lieder aus den Bergen gehören zu dem ſchönſten, was unſre Dichtung nach dieſer Richtung hin beſitzt. Mit deutlicher Beziehung auf das Leben ſagt er von den Bergen:

Eure Gipfel ſind im Blauen,
Wenn zu Füßen euch die grauen
Dunkeln Wetterwolken ziehn.

Auch im Anſchauen des Meeres, das ihm beides: Durſt nach Thaten und betrachtende Ruhe weckt, weiß er wunderbare Töne zu finden und auch ſeiner Begeiſterung für Italien hat er beredten Ausdruck verliehen. Und wie meiſterhaft iſt ſein Gedicht Sagunt, wo der lockige ſpaniſche Jüngling, gänzlich unbekannt mit dem mächtigen Schickſal ſeiner Heimat, auf alle Fragen des altertumskundigen Wandrers nach den Erinnerungsplätzen der Geſchichte in Sagunt ſtaunend das Haupt ſchüttelt, bis der Wandrer endlich ſagt:

Führ mich hinunter.
Spielſt du die Zither?
Kannſt du ſingen
Spaniſches Kampflied,
Oder ein weiches
Süßes Lied der Liebe?
Zeig' mir dein Mädchen!
Zeig' mir die Tänze
Ihrer Füße!
Zeig' mir das Feuer
Ihrer Augen!
Singt ſie auch?
Tanzt ſie ſchön?
Küßt ſie gut? —
Lockiger Jüngling,
Nimmermehr ſchüttelſt du
Staunend dein Haupt.

Der Rhein aber weckt romantiſche Gefühle im Herzen des Sängers, er gedenkt der Burgen, die verlaſſen ſinnen, und ein wunderbarer Dom

steigt in die abendlichen Lüfte, die Donau ruft in ihm Anklänge an ein volkstümliches Lied wach, die sich zu einem neuen reizenden Sang gestalten, während der Dichter in der „Mondnacht am Strome“ (S. 158) sich zu den reinsten Klängen ewiger Poesie erhebt.

Aber auch ihm ist wie jedem wahren Dichter der Mensch das Wichtigste in der Natur. Der Menschheit Lust und Leid, ihre Liebe, ihr Glück, ihre Wonne und ihr Weh ist das wechselvolle Thema, das durch alle seine Lieder klingt. Mitten in seinen Liedern aus den Bergen, mitten in den herrlichsten Naturbildern steht ein reizendes, neckisch leichtes Lied, im Volkston gehalten, prächtig die glückliche Stimmung des Wandrers wiederspiegelnd:

Beim Jägerwirte.

Wir kamen in ein Nachtquartier
Zu einem Jägerwirte,
Der Nebel hing vor unſ'rer Thür,
Der Sturm am Fenſter klirrte.

Tief in Tirol auf freier Höh'
Lag's Dorf um ſeine Kirche,
Die Wolken und der erſte Schnee
Verhingen das Gebirge.

Wir ſaßen droben recht in Ruh'
Und ließen's draußen ſauſen,
Es ſang uns ein verliebter Bu',
Wie Burſch und Mädel hauſen.

Die Zither ſchlug das Mägdelein
Zu ihres Burſchen Lieder,
Ein Alpenröslein ſtak allein
Ihr vor dem knappen Mieder.

Die Wirthin frug uns allerlei,
Der Jäger ſprach Geſchichten;
Wie's draußen jetzt im Reiche ſei,
Mußt' ich genau berichten.

So war die lange Abendzeit
Uns allen bald verronnen —
Das Bergdorf lag im Nebelkleid,
Es murmelten die Bronnen

Es gehört dieſes Gedicht zugleich zu den ganz auffallend wenigen, in denen uns Greif in ein Wirtshaus, zu einer Tafelrunde führt, aber das Lob des Bechers wird auch in dieſen wenigen nicht geſungen. Greif hält ſich, ſo ſehr er ſich auch an das Volkstümliche anſchließt, in ſeiner ganzen Lyrik auf einer vornehmen Höhe. Und das wiſſen wir ihm

Dank, doppelt Dank in einer Zeit, wo unsre Lyrik etwas sehr verscheffelt und von einem wohlfeilen Spielmannsklingklang durchsetzt ist. Gewiß hat der Wein und der Becher seine große Berechtigung in der Poesie, wer möchte der Wirtin Töchterlein in unsrer Volkspoesie, wer Goethes Ergo bibamus! missen, wer erfreute sich nicht an zahlreichen kraftvollen Trinkgesängen, wie sie bei studentischer Tafelrunde zu erschallen pflegen — aber zum leeren Kneipenulk wie in einzelnen Liedern Scheffels und in den meisten seiner ungezählten Nachtreter darf die Lyrik doch nicht herabsinken. Greif hat eine weit höhere Auffassung der Lyrik als Scheffel und seine Jünger, freilich wird er darum wohl auch erst in später Zeit die verdiente volle Anerkennung bei seinem Volke finden; denn unser heutiges Publikum neigt sich entschieden dem Leichten und Seichten zu und das Gewöhnliche meistert die Welt Wie hoch er mit Recht den Beruf des Lyrikers stellt, bekunden seine Verse:

An den reifen Dichter.

Wollt ihr wahre Sänger sein
Auf des Lebens Höhen,
Schreibt uns Dramen nicht allein
Oder Epopöen,

Sondern übt euch im Versuch
Froher Jugend wieder,
Denn des Dichters schönstes Buch
Bleiben seine Lieder.

Um diese Verse recht zu verstehen, muß man ein Distichon Greifs zur Erklärung heranziehen, in dem er andeutet, welche Ansprüche er an ein wirkliches Lied stellt:

Beruf und Anmaßung.

Niemals gab es der Dichter so viel als heute sich zählen,
Aber auch niemals ward seltner gesungen ein Lied.

Nun, Martin Greifs Gedichte sind echte, wahre Lieder, deren Klang uns in der Seele nachzittert noch lange, nachdem wir sie gehört. Greif steht ganz auf dem Boden, auf den Goethe die neue Kunst gestellt und den dieser klar und scharf bezeichnet hat in den Worten: „Wir wissen von keiner Welt als in Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst als die ein Abdruck dieses Bezuges ist.“ Auch in Greifs Dichtung deutet alles auf den Menschen, wie wir schon oben ausführten. Selbstverständlich erklingt in seinen Liedern auch die Liebe, der Urquell aller Lyrik, die geheimnisvolle, unerklärliche Gewalt, die gerade in der deutschen Dichtung schon im Zeitalter der Minnesinger und in der neueren Litteratur seit Klopstock und Goethe eine wunderbare Verklärung und Vertiefung gefunden hat. Greifs Liebesdichtung ist von hehrer Reine wie

die Klopstocks, von plastischer Anschaulichkeit wie die Goethes, von tiefer Innigkeit wie die des Volksliedes. Gerade hier hat er, wie einst Goethe, dem Volksliede seine besten Weisen abgelauscht. So das folgende:

Das zerbrochene Krüglein.

Ich hab' zum Brunnen ein Krüglein gebracht,
Es ging in Scherben,
Mein Schatz verließ mich über Nacht,
Und ich möcht' sterben.

Ich geh' zum Brunnen gar nimmermehr —
Soll einer werben!
Sein Schiff ist wohl schon weit im Meer,
Und ich möcht' sterben.

Meisterhaft in seiner Gestaltung, knapp und schlicht in der Fassung und gerade dadurch von tiefgehender Wirkung ist das nachstehende:

Ihr Grab.

Es blüht ein Grab in treuer Hut,
Das beste Herz darinnen ruht.

Zu oberst blühen Rosen rot —
Dein Mund so manchen Kuß mir bot.

Und weiter ab die Lilie blüht —
Dein Herz hat rein für mich geglüht.

Zu Füßen liegt ein grüner Kranz —
Ich schwang dich oft im Maientanz.

Die Leute gehen dran vorbei,
Mir aber bricht das Herz entzwei.

An die anmutige Leichtigkeit und schöne Natürlichkeit Goethes erinnert das folgende Lied, in dem nur der Schluß wieder das verhaltene Leid andeutet, das in seinem Liebesliede immer hinter den Zeilen lauscht:

Jugendliebe.

Denkst du an den Sommertag,
Da wir früh uns fanden
Und allein am grünen Hag
Junge Rosen banden?

Lerchen in der blauen Luft
Sangen ungesehen,
Ferne lag der Morgenduft
Über allen Höhen.

Standen still uns zugewandt
Mochten träumend scheinen —
Wohl ich fühlte deine Hand
Manchmal in der meinen.

Plötzlich ſchlugſt du auf den Blick,
Alles war geſtanden —
Sag, wohin iſt Ruh' und Glück,
Seit wir dort uns fanden?

Wie Martin Greif in den Naturbildern ſeine Eigenart auch dadurch bekundet, daß er die Eiſenbahn mit in ſeine Naturbetrachtung hereinzieht, ſo ſteht mitten unter ſeinen Liebesgedichten ein hehrer „Preis des Eheſtandes“ (S. 9), wie er ſeit Wolfram von Eſchenbach in ſo einfacher Schöne und Klarheit nicht wieder in unſrer Poeſie erklungen iſt. Unſerer Zeit iſt, abgeſehen von dem Liebeſuchen und Liebewerben der Geſchlechter vor dem Brautſtande, das glücklicherweiſe noch immer ſeine Stellung in der Poeſie behauptet, ſonſt nur noch der Ehebruch ein würdiger Stoff für eine Dichtung, und alles, was mit dem Eheſtande zuſammenhängt, erſcheint ihr ſo hausbacken, ſpießbürgerlich und philiſterhaft, daß ein Dichter, der den Eheſtand als ſolchen zum Gegenſtand der Poeſie erhebt, wenig Ausſicht auf Beifall hat. Wie erklärt ſich das, da es doch noch genug glückliche Ehen in Deutſchland giebt? Das erklärt ſich aus einem außerordentlich verworrenen, krankhaften Begriffe der Kunſt, der in ſo vielen Köpfen ſpukt, indem man meint, das Außerordentliche, Ungewöhnliche, Seltſame, Überraſchende, Neue ſei das eigentliche Gebiet der Poeſie, nicht das Alltägliche. Nichts iſt verhängnisvoller als dieſer Irrtum. Nein, gerade das Alltägliche zu erhöhen, zu vergeiſtigen, das uns täglich umgebende volle Menſchenleben unter einem höheren Lichte zu klarer Vollendung vor unſerm geiſtigen Auge zu erheben: das iſt eine der höchſten und wichtigſten Aufgaben der Kunſt, die uns zuerſt Goethe mit der Sicherheit eines deutenden Sehers verkündigt hat. Und darum gerade erſcheint uns Greifs „Preis des Eheſtandes“ als eine Perle unſerer zeitgenöſſiſchen Lyrik. Er faßt in wenige tiefgegründete Worte, was im Eheſtande ſo unendlich beglückt und aus ihm ein ſo feſtes Gleichgewicht und ſo unbeugſamen Mut und Kraft erwachſen läßt. Man urteile ſelbſt. Hier iſt das Lied:

Preis des Eheſtandes.

Laß mich nicht zu lange weilen,
Ruhe fehlt mir ſonſt und Mut,
Könnteſt du mein Stüblein teilen —
Glücklich, der nicht einſam ruht!

Der in holderregter Stille
Morgens ſchon im Abend lebt,
Deſſen treu belohnter Wille
Nichts mehr zu erreichen ſtrebt.

Der das Glück der eignen Tage
An dem Wohl der andern mißt

Und dabei die eigne Plage,
Ja den eignen Schmerz vergißt.

Dankbar ſeinem guten Sterne
Lebt er unverdroſſen hin,
Kaum der Zukunft dunkle Ferne
Kümmert und beſchäftigt ihn.

Der Dichter, der hier ſo klar ein alltägliches Menſchenſchickſal beſingt, iſt von Leid und Kampf nicht verſchont geblieben; der Menſchheit ganzer Jammer hat auch ihn angefaßt, und viele ſeiner Lieder zeugen davon. Der Geliebten, die längſt im Schattenlande weilt, widmet er manchen tiefempfundenen Ton. Er klagt: „Ich ſchau ins Morgengrau und weine“ oder: „Hier in der Kammer kaum herfür graut's an den Höhn, lieg' ich im Jammer“. Zur vollſten Kunſthöhe erhebt ſich hier der Dichter in zwei Elegien (S. 339 flg.), die in Stanzen gedichtet und von echt dichteriſcher Stimmung getragen den Ehrenplatz neben Goethes „Zueignung“ und Walthers Klage (O wê war sint verswunden alliu miniu jâr) verdienen. Mir iſt es, als ſähe ich ſchon im voraus, wie künftige Jahrhunderte dieſe Elegien kommentieren und wie die Bemühungen der glücklichen Erklärer der Doktorhut krönt. In der erſten Elegie ſchildert der Dichter, wie er wieder in das kleine Dorf tritt, das immer und immer, wo er auch iſt, in ſeine Träume winkt, Zug um Zug tritt das Dorf mit ſeiner Umgebung vor unſer Auge, es mutet uns an wie das Gemälde eines niederländiſchen Meiſters, vollendet bis in die kleinſte Schattierung, kein Wort zu viel, keins zu wenig. Aus ziegelroter Mitte tritt der alte Kirchturm hervor. Das Abendläuten ſtimmt den Wandrer zu Thränen, und ein ſchmerzlich ſeliges Erinnern ergreift ihn. Hier war es, wo er mit der Lieblichen im Thale wandelte, die nur noch als Schatte mit ihm geht. Ich muß die Schlußverſe, die mir tief in die Seele greifen, mich zu immer neuer Bewunderung hinreißen, hierher ſetzen:

Das Abendrot liegt ruhig ausgegoſſen,
Am Lindenſtamme webt ſchon Dunkelheit,
Der Wellen denk ich, die hinab gefloſſen,
Ich denke weinend der Vergangenheit.
Des Lebens Frühlingstage ſind genoſſen,
Nun kommt heran die ſchwüle Mittagszeit
Und wie die Sonne jetzt hinabgegangen,
Erfaßt auch mich ein mächtig Ruhverlangen.

Ich möchte ſcheiden dankbar für das Viele,
Das mich von früher Kindheit an beglückt,
Für alle ſorgenloſen Maienſpiele,
Für alle Träume, die mich früh entzückt,

Für jedes hohe Schwelgen im Gefühle,
Für jeden Kuß, der mich der Welt entrückt —
Wohl ahn' ich heut', wie sie der Himmel liebte,
Der Einen nur, den letzten Tag ihr trübte!

Wer rettet vor den allgewalt'gen Schranken,
Die jeder Tag uns strenger auferlegt,
Da sich in flüchtigem Vorüberschwanken
Das Nächste wie ein Traum vor uns bewegt,
Da fremd wir selbst uns werden im Gedanken
Und Trauer uns ein froher Klang erregt:
Heilsame Muse, laß den Irrenden genesen[1]),
Vom Wesenlosen führe ihn zum Wesen.

Sieh', wo des Flieders Büsche niederhangen,
Spielt unbesorgter Kinder ros'ge Schar,
Die vormals, da wir diesen Pfad gegangen,
Noch nicht vom Mutterschoß empfangen war.
So wahrt die Schöpfung sich ihr Jugendprangen,
So tritt das Dauernde im Wechsel dar:
Vollendet ist die Welt in jedem Augenblicke[1]),
Vergiß in ihr dein kleines Leid und Glücke.

Welch eine Gewalt des Leides und der Klage, und doch welch eine Gesundheit und Kraft in diesen Zeilen! Hieran mögen unsere erbärmlichen Weltschmerzpoeten, wenn sie dazu fähig sind, endlich einmal begreifen lernen, wie in der Kunst Schmerz und Leid sich zu wahrem Ausdruck und zu wahrer Wirkung gestalten lassen und welch eine heilende Kraft in der wirklichen Kunst liegt. Die zweite Elegie führt den angeschlagenen Ton der ersten weiter, sie beklagt den frühen Tod der Gattin, von der der Dichter sagt: „Allum im Wohllaut ihrer holden Kehle Ward offenbar der Zauber ihrer Seele." Diese Elegie ist würdig, in unserm Jahrhundert dieselbe Stelle einzunehmen, die Hallers Marianne im vorigen Jahrhundert einnahm. Vergleicht man sie mit Hallers Gedicht, so erkennt man deutlich den ungeheuren Fortschritt, den die Gestaltungskraft unsrer Dichtkunst seit Haller gemacht hat; denn in Greifs Dichtung steht die moderne Poesie auf ihrer vollen Höhe. Aber die Innigkeit des Gefühls ist dieselbe wie bei Haller.

Über Dichtung und Kunst findet sich bei ihm manches treffliche Wort (S. 377, 378, 386, 387, 389, 390, 391, 394, 400, 422 u. a.), er besingt Michel Angelo (332), Albrecht Dürer (S. 312), Shakespeare (332, 361, 424), Franz Schubert (335), Hans Sachs (316 flg., eins seiner prächtigsten Gedichte), Walther von der Vogelweide (S. 331, 387), Goethe

1) Für solche Kritiker, die am einzelnen kleben, sei übrigens hier bemerkt, daß mir die beiden Sechsfüßler in den letzten Strophen nicht entgangen sind Dergleichen findet sich auch bei Schiller und Goethe

(334), Uhland (368), Grillparzer (406), Platen (337), Ludwig Steub (346) u. a. Manchen glücklichen Griff in die Geschichte thut er in seinen Balladen und Romanzen, von denen wir besonders als zur Deklamation in Schulen geeignet hervorheben: den stummen Kläger (S. 191), Calderon (218), die letzte Saat (220), das Mahl ohne Brot (221), den Krieg der Heinriche (225), den Rhätischen Grenzlauf (231), das Kind von Fehrbellin (236), den Sieger von Torgau (238), des Kaisers Erntekranz (240) u. a. Was aber seiner Dichtung den höchsten Wert verleiht, das ist ihre echt deutsche Haltung, ihr begeisterter Preis deutscher Eigenart und deutscher Kraft, ihr festes Eintreten für Deutschlands Ruhm und Größe. Dem Begründer der deutschen Einheit, dem Fürsten Bismarck, bringt er in seiner „Jubelhymne zum siebenzigsten Geburtstag des Fürsten Bismarck" (S. 323) eine Huldigung, die an Wucht des Gedankens und Gewalt des Ausdruckes ihresgleichen sucht. Wir heben daraus nur folgende Worte aus:

Plötzlich aufgetaucht,
Unbegriffen steht der Held da
Vor der staunenden Menge,
Und mit grimmigem Eifer
Schelten seinen vorblickenden Genius
Die am Alten blindhangenden starren Führer.

Doch ihn ficht kein Dräuen an
Und kein Lästern.
Durch der Widersacher Mitten
Wandelt er mit erhobenem Haupte
Und er schreitet beharrlich weiter
Auf der furchtlos betretenen Bahn,
Die ihm das Schicksal gewiesen,
Gradaus nach dem erkorenen Ziele.

Auch Moltke wird in einem prächtigen Liedchen gefeiert (384). Die Schlachten von 1870, die Wiedergeburt des deutschen Kaisertums, die ganze gewaltige Erhebung Deutschlands in jenen großen Jahren werden in manchem schönen Liede verherrlicht. Nur eins dieser köstlichen Gedichte sei hier angeführt, das meisterlichste von allen, das in seiner Knappheit und Kürze, in seiner Wucht und Kraft, in seiner Innigkeit und Tiefe wahrhaft herzbezwingend erscheint:

An Deutschland.
(1870).

Sei gegrüßt, du Heldenwiege,
Land der Milde, Land der Kraft!
Stets erringe neue Siege,

So im Frieden, ſo im Kriege,
Durch den Geiſt, der in dir ſchafft!

Ehre deinem greiſen Helden,
Den des Reiches Wille kürt,
Der, geſtärkt vom Herrn der Welten,
Treu' mit Treue zu vergelten,
Hohen Sinns das Szepter führt!

Deine Fürſten, wohlberaten,
Ruhn im Schirme ſeiner Hand,
Und ſie ſegnen ſeine Thaten,
Wenn ſie über reiche Saaten
Schauen in ihr glücklich Land!

Wohl ergeh' es deinen Stämmen,
Die ihr freies Feld bebau'n,
Von der Alpen wilden Kämmen
Zu der Marſchen letzten Dämmen,
Gott mit allen deutſchen Gau'n!

Er behüte deine Maſten,
Die auf ſchwanker Woge geh'n!
Wo die fernſten Schiffe raſten,
Einzutauſchen fremde Laſten,
Laß auch deine Wimpel weh'n!

Ruhm bedecke deine Heere,
Deiner Marken trutz'gen Wall!
Hort des Friedens, Hort der Ehre,
Durch die Länder, durch die Meere
Gehe deines Namens Schall!

Seit Walthers „Ir sult sprechen willekomen!“ iſt kein Gedicht zum Preiſe Deutſchlands geſungen worden, das ſo umfaſſend und gedankenreich tief poetiſche Anſchauung mit dem leichten Gange des Liedes vereinigte.

Dabei hält Greif auch das deutſche Altertum hoch; er erkennt klar, daß dort recht eigentlich die Wurzeln alles Großen und Schönen liegen, deſſen wir uns heute freuen. Wie er Jakob Grimm eins ſeiner Sinngedichte widmet, ſo ſingt er im Jahre 1871 nach den Einzugstagen:

Strebe immer wahr zu ſein,
Tapfer, fromm und bieder,
Pflege auch die Sprache dein
Und die alten Lieder!

In ſeinem Gedicht Heimatſtolz ruft er voll Zornes aus: „Wann ſchütteln wir doch ab den fremden Plunder? Wann zünden wir den Brand am eignen Zunder? Wann einen eignem Leib wir eigne Seele?“ So iſt der Dichter durch und durch deutſch, feſt wurzelt er im Boden der Heimat, ſein umfaſſend gebildeter Geiſt hat wie wenige das Fremde

mit eignem Saft durchdrungen und so in einen lebendigen Besitz umgewandelt, was tausende sogenannte internationale oder kosmopolitische Geister als einen toten, äußerlich aufgeklebten Scheinbesitz mit sich herumtragen.

Daß er dabei nichts preisgiebt, was wir Goethe und Schiller, was wir der griechischen Kunst und Litteratur verdanken, darauf habe ich schon oben hingewiesen. Die Kunst der Alten, der Romanen, der Engländer, das deutsche Altertum, das Volkslied und der Geist des achtzehnten Jahrhunderts haben gleich nachdrücklich auf ihn gewirkt, und daß ihn diese vielseitige Bildung nicht verwirrte, das zeigt der gesunde Wuchs seines Geistes. Dem entspricht auch der Reichtum seiner Formen. Er beherrscht antik-klassische Formen (Hexameter, Pentameter, Trimeter) und romanische Strophen (Stanze, Sonett, Madrigal, Ritornell u. a.) ebenso wie altdeutsche Strophen (altdeutscher dreigeteilter Spruch, alte und neue Nibelungenstrophe u. a.) Besonders liebt er die freie, reimlose Ode, wie sie von Klopstock und Goethe in die deutsche Dichtung eingeführt worden ist (vgl. S. 88, 91, 100, 102, 110, 111, 121, 140, 164, 323, 328, 337, 350, 353 u. v. a.) Man muß gestehen, daß er gerade in dieser Form Meister ist wie kein zweiter neuerer deutscher Dichter. Aber auch das Lied, wie es von Goethe geschaffen worden, sowie insbesondere den volksmäßigen Ton weiß er meisterlich zu handhaben. Wie gründlich er in den Geist der altdeutschen Dichtung und des Volksliedes eingedrungen ist, beweist am besten seine Dichtung: Das klagende Lied (S. 198), die aus sechs einzelnen Liedern besteht und ähnlich wie das Nibelungenlied mit den Worten schließt: „Hier hat die Mär ein Ende. Das ist das klagende Lied". Auch vom Kehrreim macht er mit Glück Gebrauch (S. 249, 262). Als Beispiel, wie er den Ton des Volksliedes zu treffen weiß, sei nur noch das folgende Liedchen angeführt:

Der Fußsteig.

Wenn dir Feinslieb verweist,
Daß sich kein Scherz nicht schickt,
So ist's noch nicht gemeint,
Daß dir's nicht glückt

Schräg von der Straßen ab
Zieht sich ein Fußsteig hin,
Geh' ihm nur allweil nach,
Trau dich auf ihn.

Seine Sprache ist mit manchem altdeutschen oder volksmäßigen, oft auch mundartlichen Ausdrucke belebt, z. B. Nächtens, spreitet (103), Gewölke, Pferch, Gezelt (107), Glast (109), die lohnende Schranne (113), schnalzt herauf (125), die Dämmer ziehn auf (125), Gethale

(128), Bühel (130), Schatte (132), Menſchenſtapfen (135), Jahres einmal (141), gröhlend und grau (143), ehvor (165), jetzo (171), gedenk (ſtatt: eingedenk, 181), mich küren alle Degen (198), ein Rehe (199), was an dem Ding wohl wäre (201), Schattenhut (206), mildig hohes Schloß (207), und kniet ſich in den Staub (212), in Handen (214), voll Huld und Milden (214), der ſpähe Held (221), er lauft (248), er ſtoßt (236, 257), Hirtenbu (250), zwei Liebſte (252), Kuchel, aparte (257), han, ſtahn (273), nit (269), willt (270), nix (271), wenn wer vorüberzieht (275), das umbollte Reich (327), keinen Schreck nicht (281), Urſtänd (389) u. v. a. Aber er verfügt ebenſo über Beiwörter aus der höchſten Sprache, wie ſie Klopſtock, Schiller und Goethe im Anſchluß an Homer in unſere Poeſie einführten, z. B. hochherblickende Sonne (131), volkreich, ſtolzen Umfangs, meerbeherrſchend (165), cypreſſenbeſchattet (165), bienendurchſummt (140), friedenumwohnte Wolke (150), gigantiſche Ringſpur (165), ſprunggewaltiger Satz (222), vorgewallter Pfühl (343) u. v. a. Ich habe abſichtlich dieſe beiden Gruppen angeführt, um die beiden Pole zu zeigen, zwiſchen denen ſich ſeine Sprache bewegt. Zwiſchen dieſen liegen unzählige Abſtufungen des Ausdruckes, die er alle mit gleicher Vollendung beherrſcht.

Gerade bei Greif tritt das Grundgeſetz des deutſchen Stiles, über das ich im vorigen Hefte dieſer Zeitſchrift gehandelt habe, deutlich zu tage. Wir finden bei ihm auch nicht eine einzige leere Phraſe, überall deckt der Ausdruck voll den Gedanken, überall ſind die Gegenſtände mit einer unglaublichen Reinheit erfaßt, angeſchaut und wiedergegeben. Weſſen Ohr durch tönende Phraſen, wie ſie jetzt überall kunſtverpeſtend umherfliegen, verbildet iſt, wer mit den gewöhnlichen Anſchauungen über Stil, Diktion, Tropen und Figuren an den Dichter herantritt, der findet ihn zuerſt ſpröde, ja zuweilen hart. Aber wunderbar, dieſer ſcheinbar ſpröden und herben Form entſpringt, je tiefer man in den Dichter eindringt, der köſtlichſte Wohllaut, namentlich beim lauten Leſen, die eigenartige reine und hehre Welt des Dichters nimmt uns unwiderſtehlich gefangen und immer neuer Genuß dringt aus der Tiefe ſeiner Seele zu uns empor. Ich will nicht verſchweigen, daß es vereinzelte Gedichte bei Greif giebt, welche matt ſchließen und uns daher nicht voll befriedigen (z. B. S. 32: Verbotene Liebe, mit dem ſchwachen Schluſſe: Sich ſelten nur zu küſſen, das macht das Leben trüb; S. 84 Morgennähe: Morgen, welch Gefühl biſt du; 85 Mittagsſtille: Halb wach ich, halb bin ich im Traum; 252 Lied der jungen Spinnerin: Bis ich ihn wieder laſſen will, bleibt er mir ruhig ſtehen u. a.), aber auch dieſer Fehler erwächſt aus ſeinem großen Wahrheitsſinn Es wäre ihm gewiß leicht geweſen, eine ſogenannte geiſtreiche Wendung zu finden; aber er verſchmäht es durchaus,

etwas Fremdartiges in das Gedicht hineinzutragen. Nur was aus dem Liede naturgemäß von selbst erwächst, nur das giebt er als Schluß — nichts anderes. Und er giebt lieber einen matten Schluß, als daß er zum Verräter an seiner eigenen Kunst würde. Auch der matte Schluß ist nie ein unwahrer; Greif zieht wie Goethe oft einen unbedeutenden Ausdruck vor, nur damit ja nicht das Wort den Inhalt übertöne. Aber nur selten finden sich solche matte Schlüsse, in der weitaus größten Zahl seiner Lieder ist der Aufbau ein wunderbar gelungener, die Wirkung eine sich nachhaltig steigernde. Und so müssen wir die Lyrik Greifs als eine der frischsten und köstlichsten Blüten am Baum unsrer Dichtung, ja der Dichtung aller Zeiten bezeichnen, bei der Form, Farbe und Duft aufs genaueste der köstlichen Frucht entsprechen, welche in ihrem Schoße sich birgt.

Möchten daher in keiner Schülerbibliothek Greifs Gedichte fehlen, möchte aber auch der Lehrer den reiferen Schüler nachdrücklich auf diesen Dichter hinweisen. Zur Aufnahme in die Lesebücher würde ich namentlich die Gedichte: An Deutschland, Deutsches Gebet, Zu Hans Sachsens Ehrentag, Jubelhymne zum siebenzigsten Geburtstag des Fürsten Bismarck, Gewitterhymnus, An den Mond (S. 129) und einige von den oben angeführten Balladen empfehlen. Es kommt nicht auf die Zahl der Stücke an, schon aus den genannten allein wird eine Fülle gesunder Nahrung in die jungen Geister übergehen, und das Bewußtsein, daß der Quell der Poesie noch frisch und ungeschwächt in unserm Volke rinnt, wird allmählich in den Herzen unsrer Jugend erwachen. Dem Dichter aber, dem einst die Jahrhunderte danken werden, wird solche Anerkennung seiner eigenen Zeit Kraft und Begeisterung geben, seine Schwingen zu immer gewaltigerem Fluge zu erheben.

Im nächsten Aufsatze noch ein kurzes Wort über Greif als Dramatiker. Es sind ihrer genug, die von den toten Dichtern reden, ich will einmal von einem lebenden handeln — ein einsamer Kritiker von einem einsamen Dichter.

Sprechzimmer.

Goethes Proserpina erscheint für die Schullektüre außerordentlich geeignet, und wir möchten allen Lehrern des Deutschen empfehlen, einmal einen Versuch zu machen das Stück in Prima zu lesen. Die Erläuterungen, welche Herr Prof. Düntzer im vorliegenden Hefte unsrer Zeitschrift giebt, bieten so viel Anregendes und Fruchtbares, daß nun die Proserpina recht wohl dauernd in den sogenannten „eisernen Bestand" der Schullektüre übergehen könnte. Wir wollen aber doch an dieser

Stelle eine Anmerkung zu Düntzers Aufsatz geben, die uns notwendig erscheint, die wir aber in den Aufsatz selbst nicht einstellen wollten, da wir denselben nicht durch eine längere Fußnote unterbrechen mochten. Wir können uns nämlich mit der Erklärung der Verse 76—84, welche Düntzer auf S. 138 flg. dieses Heftes giebt, nicht einverstanden erklären. Wir setzen die Verse hierher (nach der Hempelschen Ausgabe VIII, 313):

Euer ruhiges Wandeln, Selige,
Streicht nur vor mir vorüber;
Mein Weg ist nicht mit Euch!
In Euren leichten Tänzen,
In Euren tiefen Hainen,
In Eurer lispelnden Wohnung
Rauscht's nicht von Leben wie droben,
Schwankt nicht von Schmerz zu Lust
Der Seligkeit Fülle.

Düntzer vermutet, daß die letzten drei Zeilen sich auf den Hades beziehen und daß vor „Rauscht's" ein hier oder mir ausgefallen sei. Dadurch wird aber ein Sinn in die Worte hineingetragen, der gar nicht in ihnen liegt. Es ist vielmehr nichts ausgefallen, und Goethe hat nichts übersehen. Die Worte führen den Gedanken von dem ruhigen Wandeln der Seligen aus bis zum Schluß, und in den letzten drei Versen malen sie dieses ruhige Wandeln, indem sie das rauschende und von Schmerz zu Lust schwankende Leben droben auf der Erde in Gegensatz zu demselben setzen. Der Ton ist also auf rauscht's, nicht auf Leben zu legen. Leben ist auch bei den Seligen, aber kein rauschendes, lärmendes, lautes Leben. Droben sagt Proserpina mit Beziehung auf die Erde, da sie ja im Hades die Worte spricht. So sinnlich dachte Goethe; er versetzte sich lebendig an die Stelle der Proserpina und bezeichnete die Erde mit droben; er meinte mit droben nicht den Olymp, nicht den Himmel. Auch die Beiwörter leicht, tief, lispelnd stehen in deutlichem Gegensatz zu rauscht. Er meint: In Euren leichten (nicht schweren, lauten, lärmenden) Tänzen, in Euren tiefen Hainen (aus denen, weil sie so tief sind, keine oder nur gedämpfte Laute dringen), in Eurer lispelnden Wohnung (in der nicht laut gelärmt, nicht leidenschaftlich getobt, nicht gekämpft, nicht gestritten wird) giebt es kein rauschendes, brausendes Leben wie droben auf der Erde, sondern ein ruhiges, spiegelklares, sanft dahingleitendes Leben, giebt es keinen Wechsel von Schmerz und Lust, sondern eine ewige, unveränderliche, stetige Fülle der Seligkeit. Daher ist auch der Gedankenstrich nach „Fülle" berechtigt. Das es in dem folgenden Verse: „Ist's auf seinen düstern Augenbrauen" bezieht sich auf: „Euer ruhiges Wandeln" in V. 76. Der Zusammenhang ist klar. Proser-

pina hat vorher geklagt, daß sie mit Tantalus, Ixion, mit den Danaiden Mitleid habe und davon gequält werde; dieses Mitleid, das sie von droben, von der Erde, mit herabgebracht habe, sei den Göttern in ihrem ruhigen Wandeln fremd. Und dieses ruhige Wandeln streiche nur an ihr vorüber, sie finde es hier nicht, am allerwenigsten auf den düstern Brauen des Pluto.

Dresden. Otto Lyon.

Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt. Leipzig, B. G. Teubner 1888. IV, 198 S.

Seitdem L. v. Lancizolle Goethes Verhältnis zu Religion und Christentum zum Gegenstande einer eingehenderen Untersuchung machte (Berlin 1855), sind zahlreiche Einzeldarstellungen über diesen Gegenstand gefolgt, außer van Oosterzee (Bielefeld 1858), J. Bayer (Prag 1869), R. Jobst (Programm Stettin 1877), Steck (Protest. Kirchenzeitung 1880), O. Pfleiderer (ebenda 1883), Julian Schmidt (Goethe-Jahrbuch 1881), Harnack (1885, 1887) u. a. hat namentlich E. Filtsch, ein Schüler Rudolph Hildebrands, Goethes Stellung zur Religion (in einer ziemlich umfangreichen Dissertation) behandelt. Eine wirklich abschließende Darstellung dieses Verhältnisses ist aber noch keineswegs vorhanden. Als eine sehr verdienstliche Förderung der wichtigen Frage muß daher die vorliegende Schrift des Herrn Geh. Schulrats Dr. Th. Vogel in Dresden erscheinen. Vor allen Dingen verdient es den wärmsten Dank, daß der Verfasser die ganze Frage wieder auf den rechten Standpunkt gerückt hat, indem er nicht, wie so viele unsrer Goethephilologen, subjektive Meinungen über den Dichter giebt, sondern lediglich den Dichter selbst reden läßt. Nicht das Reden über den Dichter, sondern der Dichter ist ihm die Hauptsache. Ohne jede Zwischenrede hat daher der Verfasser die Äußerungen Goethes über Religion und religiöse Fragen zusammengestellt und uns dadurch ein Bild dieser Seite des Dichters vor die Augen geführt, das durch keinerlei Zuthat getrübt ist und aus diesem Grunde vollkommen rein auf uns zu wirken vermag. Mit größter Sorgfalt hat der Verfasser jede irgendwie bemerkens- und nennenswerte Äußerung Goethes zu der genannten Frage aufgesucht und zu diesem Zwecke nicht nur die gesamten Werke, sondern auch die große Fülle der Briefe und Gespräche Goethes, sowie dessen Tagebücher aufs eingehendste durchmustert. Und so hat er 898 Selbstzeugnisse Goethes, oft von ziemlichem Umfange, über seine Stellung zur Religion und verwandte Fragen aufgefunden und in dem vorliegenden Buche vereinigt. Diese Zahl vermindert sich nur um ein geringes, wenn

man einige wenige Aussprüche, die der Verfasser doppelt angeführt hat (wie S 7 und 17: Entschlafen sind nun wilde Triebe u. s. w., S. 24 und 45: Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen u. s. w, S. 14 und 103: Wer darf sagen: Ich glaub an Gott u. s. w.), nur einmal zählt. Diese doppelten Anführungen erklären sich daraus, daß der Verfasser den Stoff in Gruppen teilte und nun ausnahmsweise einmal das Wort, dessen Inhalt zwei verschiedenen Gruppen entsprach, in beide Gruppen aufnahm. Der Verfasser hat sich nämlich nicht damit begnügt, den Stoff einfach zusammenzustellen, sondern er hat ihn in folgende Gruppen geordnet: I. (Religion im allgemeinen): 1. Der Zug nach der Höhe. Andacht (Nr. 1—42); 2. Gott und Gottes Verehrung (Nr. 43—126); 3. Gott-Natur (Nr. 127—211); 4. Leib und Geist. Des Menschen Würde (Nr. 212—260); 5. Kämpfen und Wirken (Nr. 271—357); 6. Dulden und Entsagen. Des Herzens Unruhe (Nr. 358—456); 7. Einkehr und Buße (457—403); 8. Des Dichters „Christentum für den Privatgebrauch" (nach Worten in Dichtung und Wahrheit, Hempelsche Ausgabe 22, 178. Nr. 494—597); 9. Fortdauer nach dem Tode (Nr 598—651). II. (Religiös-kirchliche Fragen): 10. Offenbarung. Die heilige Schrift (Nr. 652—703); 11. Die Wunder (Nr. 704—719); 12. Christus (Nr. 720—759); 13. Das Urchristentum. Die unsichtbare Kirche (Nr. 760—781); 14. Die sichtbare Kirche. Lehre und Kultus (Nr. 782—840); Kirchengeschichtliches (Nr. 841—898). So hat der Verfasser, ganz Goethes Anschauungen gerecht werdend, den umfassenden Stoff aufs scharfsinnigste geordnet und dadurch die Benutzung des Buches in außerordentlicher Weise erleichtert. Ähnlich wie in Goethes Werken die Sprüche in Prosa durch ihre Einteilung in Gruppen, bei fortlaufender Zählung, unsrer Einsicht in das Geistesleben Goethes höchst förderlich sind, so wird nun auch durch die vorliegende Sammlung uns ein sicherer Einblick in die religiösen Anschauungen Goethes möglich. Dazu kommt nun aber noch, daß der Verfasser alle gesammelten Zeugnisse in zeitlicher Folge, in biographischer Anordnung giebt; jedem Ausspruche ist das genaue Datum beigefügt; wo dies nicht möglich war, wie bei einigen Stellen aus dem Faust, hat der Verfasser eine ungefähre Datierung versucht. Hierdurch hat derselbe jeden Ausspruch zugleich in die rechte wissenschaftliche Beleuchtung gerückt, und jeder Leser, der mit Goethes Leben vertraut ist, kann so ohne weiteres den Wert der einzelnen Aussprüche gegeneinander abwägen. Es ist doch ein großer Unterschied, ob wir es mit dem Ausspruche des zwanzig-, vierzig-, oder siebzigjährigen Goethe zu thun haben. Durch diese peinlich genaue Rücksicht auf die biographische Folge unterscheidet sich die vorliegende Schrift aufs vorteilhafteste von allen ihren Vorgängern.

Obwohl der Verfasser selbst angiebt, daß Vollständigkeit nicht ängstlich angestrebt sei, so ist doch fast eine absolute Vollständigkeit gegeben. Vielleicht entschließt sich der geehrte Herr Verfasser, in eine neue Auflage noch folgende Stelle aus einem Briefe Goethes an Schiller (vom 15. Nov. 1796) in Gruppe XIV zu Nr. 818 und 819 (Veni creator spiritus) aufzunehmen: „Doch leugne ich nicht, daß wir den Creator Spiritus wohl zum Freunde haben müssen, wenn wir das nächste Jahr nicht zurück, sondern vorwärts treten wollen." Damals also schon, im Jahre 1796, gedachte Goethe dieses geist- und kraftreichen Kirchengesanges, den er doch erst 1820 übersetzte, und zwar in ebenso deutlicher Beziehung auf das Genie wie in dem von dem Verfasser angeführten Spruche in Prosa. Wäre es möglich, Goethes Anschauungen über Religion und religiöse Fragen in ein kurzes Wort zusammenzudrängen, so möchten wir das mit einem Worte Goethes thun, an das wir beim Durchlesen der vorliegenden Sammlung fast auf jeder Seite erinnert wurden:

Halte dich im Stillen rein
Und laß es um dich wettern!
Je mehr du fühlst ein Mensch zu sein,
Desto ähnlicher bist du den Göttern. (H. II, 377.)

Doch der uns zu Gebote stehende Raum gestattet uns leider nicht, näher auf die treffliche Schrift einzugehen. Wir schließen unsere Besprechung mit dem lebhaften Wunsche, daß das vorzügliche Werk, das in seiner Eigenart zu dem Besten gehört, was die neuere Goethelitteratur hervorgebracht hat, eine recht weite Verbreitung finden möge und empfehlen es aufs wärmste nicht nur den Goethefreunden, sondern vor allem auch den Lehrern des Deutschen, für die das Werk sich geradezu als unentbehrlich erweisen dürfte.

Dresden. **Otto Lyon.**

Franz Kern, Goethes Lyrik ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. Berlin 1889, Nicolaische Verlagshandlung. 128 S.

Während Schulrat Wendt in Karlsruhe in den Badischen Schulblättern ausführt, daß sich von Goethe verhältnismäßig nur weniges für den Schulunterricht eigne, hat uns sein Freund Franz Kern mit der vorliegenden trefflichen Auswahl aus Goethes Lyrik beschenkt. Ich bin fest überzeugt, daß es der Schule gelingen wird, immer mehr aus Goethe für ihre Zwecke zu erobern, und die vorliegende Schrift Franz Kerns ist ein solcher zwar kühner, aber meines Erachtens wohlgelungener Eroberungszug. Ich werde es immer und jederzeit mit der lebhaftesten Freude begrüßen, wenn auch solche Gedichte Goethes für die Schul-

lektüre gewonnen werden, die man bisher aus derselben verbannte. Es kommt hier lediglich auf die Behandlung an, gerade an solchen Stücken kann die Kunst des Lehrers, die schwerste aller Künste, in ihrem hellsten Glanze leuchten, und der Gewinn für die ganze künftige Kunsterkenntnis und Lebensführung der Schüler wird bei rechter Behandlung ein ganz bedeutender sein. Wir stimmen daher von ganzem Herzen zu, daß in die vorliegende Auswahl auch Gedichte wie: Der Wanderer, Mahomets Gesang, Prometheus, Ganymed, An Schwager Kronos, Seefahrt, Harzreise im Winter, Das Göttliche, Ilmenau, Zueignung, Amor als Landschaftsmaler, Alexis und Dora, Euphrosyne, Dauer im Wechsel u. a. aufgenommen worden sind. Gerade in solchen Dichtungen ist Goethes wunderbare Art zu denken und zu schauen recht deutlich zu erkennen. Die beigefügten Erklärungen sind zur Einführung in das Verständnis in hohem Grade geeignet und gehen nicht über das Notwendige hinaus. Besonders wertvoll ist die Anführung paralleler Stellen aus anderen Dichtern und auch aus Goethe selbst. Sollen wir einen Wunsch aussprechen, so wäre es der, daß in einer künftigen Auflage nun auch Goethes Proserpina, die man in demselben Sinne lyrisch nennen kann wie den Prometheus, nicht fehlen möchte. Wir danken dem Herausgeber für sein unermüdetes Eintreten für einen gesunden Ausbau des deutschen Unterrichts und wünschen der vorliegenden Schrift die weiteste Verbreitung in unseren höheren Schulen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Zur Kenntnis.

Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Litteratur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters. Linz 1886, Forts. 1887. (Zu der Anzeige in dieser Zeitschr., Jahrg. 2, S. 559.)

Ich erlaube mir zu der Anzeige meiner Schrift zu bemerken, daß die von dem wohlmeinenden Recensenten vermißten Stellen sich in der dritten und den folgenden Fortsetzungen an jenem Orte finden, der ihnen von mir bei der Anordnung des Stoffes als der passende bestimmt wurde. Man vergleiche hierüber das Vorwort zu der Abhandlung.

Seitenstetten N.-Ö. **Prof. Dr. Anselm Salzer.**

Kleine Mitteilungen.

Zu Ostern d. J. wird die Verlagsbuchhandlung von Velhagen und Klasing in Leipzig und Bielefeld ein neues Unternehmen an die Öffentlichkeit treten lassen, das unmittelbar in den Dienst des deutschen Unterrichtes gestellt ist und auf das wir darum an dieser Stelle schon jetzt aufmerksam machen. Es ist die Absicht, in größerem Umfange, als das von irgendwelcher Seite bis jetzt geschehen ist, den höheren Lehranstalten die Werke unserer Nationallitteratur in schulmäßigen Ausgaben zuzuführen. Besonderes Gewicht ist dabei auf die Einreihung prosaischer Werke gelegt. Der 2. Absatz der uns vorliegenden Ankündigung lautet: „Dem

Grundsatze gemäß, daß die Schule ihren Zöglingen soviel als möglich Ganzes, Abgerundetes bieten muß, sollen auch solche prosaischen Werke in größerem Zusammenhange aufgenommen werden, die bisher nur durch kürzere, abgerissene Proben in den Lesebüchern vermittelt wurden". Da nun natürlich der Abdruck ganzer Werke wie Laokoon, Hamburgische Dramaturgie, Herders „Ideen zur Phil. d. Gesch." nicht im Interesse schulmäßiger Behandlung liegen kann, so ist die Auswahl der besten Teile durch verbindende Texte so verknüpft, daß eine gute sachliche Einsicht in den Plan des Ganzen möglich wird. Einleitungen und Anmerkungen, letztere am Schluß der Bändchen, werden sich auf die allernotwendigsten zum stofflichen und litterarhistorischen Verständnisse erforderlichen Angaben beschränken. Die Preise werden so gestellt, daß die Kosten des ganzen Lehrstoffes für eine Klasse diejenigen eines Lesebuches womöglich noch nicht erreichen. — Mitarbeiter sind u. a.: Dr. Beer-Leipzig, Dr. Böttticher-Berlin, Dr Franz (Köln), Prof. Franz Kern (Berlin), Dr. Legerlotz (Salzwedel), Dr. Lyon (Dresden), Dr. Michaëlis (Berlin), Prof. Dr. Nölbeke (Leipzig), Prof. Dr. Rauch (Berlin), Dr. Löschborn (Berlin), Oberschulrat Dr. von Sallwürk (Karlsruhe), Seminardirektor Schöppa (Delitzsch), Prof. Dr. Thorbecke (Heidelberg), Dr. Violet (Berlin), Prof. Dr. St. Waetzoldt (Berlin), Dr. Windel (Hameln). Die Leitung des Unternehmens hat Oberlehrer Dr. J. Wychgram in Leipzig übernommen. — Wir hören, daß zu Ostern schon etwa 25 Bändchen der Sammlung erscheinen werden, darunter an Prosabändchen: Goethe, Dichtung und Wahrheit; Herder, kleinere Schriften; Lessing, 1. Laokoon, 2. kleinere Schriften, 3 Hamburgische Dramaturgie; Schiller, über naive und sentimentalische Dichtung, ferner auch zwei Bändchen erzählender Prosa: Kleists Michael Kohlhaas und Immermanns Oberhof. Auch Shakespeare und die altklassische Litteratur sollen vertreten sein, von ersterem sind schon im Druck: Richard II. und Julius Cäsar. — Das Unternehmen, das gewiß in weiten Kreisen mannigfache Erwartungen erwecken wird, sei dem freundlichen Anteil der Fachgenossen aufs wärmste empfohlen.

Die Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen bringen im ersten Hefte des neuen (25.) Jahrganges einen außerordentlich beachtenswerten Aufsatz von Prof. Dr. O. Brenner in München „über einige Mängel des Unterrichts im Deutschen und ihren Ursprung" (S. 7—24). Der vorzüglich geschriebene Aufsatz, der sich aufs engste mit den Zielen unserer Zeitschrift berührt, sei unseren Lesern aufs dringendste zur Beachtung empfohlen.

— Das von Otto Arendt in Berlin herausgegebene „Deutsche Wochenblatt" enthält in Nr. 6 des zweiten Jahrganges (S. 68flg.) einen fesselnd geschriebenen Aufsatz von Prof. Dr. F. Paulsen in Berlin: „Ein Wort über Gegenwart und Zukunft der deutschen Gelehrtenschule", der mit großer Ruhe und Umsicht die einschlagenden Fragen erörtert.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: Nr. 11 J. Seemüller, Der deutsche Sprachunterricht am Obergymnasium, besprochen von O. Behaghel (Eine ganz vortreffliche kleine Schrift; Behaghel möchte der Hilfe des Altdeutschen in der Schule nicht entbehren). — Oskar Böhme, Beiträge zu einem vogtländischen Wörterbuche, besprochen von Friedrich Kauffmann. — Karl Euling, Hundert noch ungedruckte Priameln des fünfzehnten Jahrhunderts, besprochen von Albert Bachmann.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: Nr. 12: F. Pfaff, Das deutsche Volksbuch von den Heymonskindern, besprochen von G. Klee (eine Ausgabe, welche in der That dem Philologen wie dem Liebhaber Genüge leistet). — A. Socin, Der Kampf des niederdeutschen Dialekts gegen die hochdeutsche Schriftsprache, besprochen von F. Jostes. — Hubert Roetteken, Die epische Kunst Heinrichs von Veldeke und Hartmans von Aue, besprochen von G. Ehrismann.

— 1889, Nr. 1: Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 1.—7. Lieferung, besprochen von O. Behaghel (schon die ursprüngliche Gestalt des Buches hat reichen Beifall gefunden, in noch höherem Maße verdient die vorliegende Auflage die Anerkennung des Fachmannes wie des Laien). — Wilmanns, Ezzos Gesang von den Wundern Christi, besprochen von Ehrismann. — Wiggers, Heinrich von Freiberg als Verfasser des Schwankes Vom Schrätel und vom Wasserbären, besprochen von O. Glöde. — J. Fey, Albrecht von Eyb als Übersetzer, besprochen von M. Herrmann. — Die Lieder der Edda, herausgegeben von B. Sijmons, besprochen von E. Mogk.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XXXII, 4: Strauch, Bruchstück einer md. Margaretenlegende. — Zingerle, Zur Neidhardlegende. — Euling, Zwei ungedruckte Rosenplütsche Sprüche. — Steinmeyer, Noch einmal Heinrich von Hesler. — Much, Hercynia. — Stosch, Zur Frage nach der Abfassungszeit der Titurellieder.

Zeitschrift für deutsche Philologie XXI, 2: J. Bolte, Das Liederbuch der Anna von Köln. — G. Witkowski, Briefe von Opitz und Moscherosch. — E. Peters, rex mortis. — J. Pawel, Beiträge zu Klopstocks Messias. III. Das Gericht über die bösen Könige. — G. Kettner, Ein Schreibfehler in Lessings Hamburgischer Dramaturgie. — K. Elze, Zu Saxo Grammaticus. — F. Jonas, Zu Paul Gerhardt. — G. Ellinger, Zur Frage nach der waldensischen Herkunft des Codex Teplensis. — F. Branky, Einige Vogelnamen aus dem nördlichen Böhmen. — J. Minor, Zum Jubiläum Eichendorffs.

Badische Schulblätter 1888, Nr. 10. E. Keller, Zwei Bücher eines badischen Kollegen (anerkennende Besprechung von L. Zürns Kleistausgaben). — Nr. 12: Wendt, H. Grimm über die Schulfrage und unsere Klassiker. — L. Zürn, Eine neue Schrift über Josef Victor von Scheffel (Besprechung einer Schrift Stöckles).

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie XII, 4: Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte, besprochen von Ludwig Tobler.

Zarnckes litterarisches Centralblatt 1889, 1: Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte, besprochen von G. M.

Preußische Jahrbücher, September: R. Hessen, Ein Ausweg aus der Fremdwörternot. — J. Mähly, Der Ursprung der Tell-Sage. — Oktober: A. Döring, Neue Schriften zur Poetik und zur Lehre vom Schönen.

Die Grenzboten 38 und 39: Zeitschriften und Sprachreinigung. — Richter, Frau Gottsched. — 40: Die Universitäten im Mittelalter. — H. Düntzer, Kuno Fischer über Goethes Iphigenie. — 42: Fr. Pfalz, Goethe und Schopenhauer. — 45: Neuere schwäbische Dialektdichtung.

Deutsche Rundschau XV, 1: Erich Schmidt, Eine neue Schiller-Biographie.

Die Gegenwart 36: Reichel, Die Frauenerscheinung in der Hexenküche. — Gebhardt, Zur Fremdwörterfrage. — 40: L. Geiger, Die Braut von

Korinth als französisches Drama. — 43: F. W., Die Faustvision und das erste Weib. — 44: Reichel, Zum letzten Mal die Frauenerscheinung in der Hexenküche.

Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften zu Wien Bd. CXVI: Busson, Die Sage von Max auf der Martinswand und ihre Entstehung.

Berichte der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 21. Juli F. Zarncke, Neue Mitteilungen zu den Werken Christian Reuters. — F. Zarncke, Zur Bibliographie des Faustbuches.

Westermanns Monatshefte Oktober: Geiger, Charlotte von Schiller.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 138, 9: Conr. Hermann, Über das Malerische in der Sprache.

Die Mädchenschule 1889, 1: C. Euler, Friedrich Ludwig Jahns Anschauungen über weibliche Erziehung und Bildung. — Stephan Waetzoldt, Englische Hochschulen für Frauen. — K. Hessel, Zu Kaisers Geburtstag 27. Januar 1889. — A. H. Winter, Zum Glockenguß von Breslau.

Neu erschienene Bücher.

Andresen, K. G., Über deutsche Volksetymologie. 5. verbesserte und stark vermehrte Auflage. Heilbronn 1889. Gebr. Henninger. VIII, 431.

Kade, R., Kleists Prinz von Homburg. Schulausgabe. Wien 1888, Graefers Verlag.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin 1887, 9. Jahrg. Erste und zweite Abteilung. 333 S. Leipzig 1888, Carl Reißner.

Kluge, Friedrich, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 4. Aufl. 8. bis 10. Lieferung (Schluß des Werkes). Straßburg, Trübner 1888. XXII, 453 S.

Maler, W., Die Stellung der höheren Schulen zur Fremdwörterfrage. Stuttgart, F. Frommann 1888. 61 S. Mark 1.

Meyer, Hans, Preußische Festspiele für Schulen. Berlin, Julius Springer 1889. 112 S. Mark 1,60. (Vom Herausgeber verfaßt.)

Maydorn, Bernhard, Hilfsbücher für den deutschen Unterricht und für die selbständige Beschäftigung mit den deutschen Klassikern, für Lehrer und Litteraturfreunde zusammengestellt. Ratibor, Simmich 1889. IX, 77 S. (Eine höchst willkommene und empfehlenswerte Zusammenstellung, die einem großen Bedürfnis entgegenkommt.)

Richter, Karl, Die Herbart-Zillerschen formalen Stufen des Unterrichts nach ihrem Wesen, ihrer geschichtlichen Grundlage und ihrer Anwendung im Volksschulunterrichte dargestellt. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Max Hesse 1888.

Schumann, G. V., Deutsche Aufsätze im Anschlusse an deutsche Dichtungen Für das Bedürfnis der Volksschule. Leipzig, Max Hesse 1888.

Schröder, Otto, Vom papiernen Stil. Berlin, Walther und Apolant 1889. VII, 93 S. Mark 2.

Stoffel, J., Lessings Minna von Barnhelm, im einzelnen erklärt und gewürdigt, Langensalza, Beyer u. Söhne 1888.

Voigt, Ludwig, Aufgaben zur Einübung der Lehre von den Satzzeichen, Dresden, Alwin Huhle 1889. 24 S. Mark 0,25.

Die Berliner Erklärung wider den Allgemeinen Deutschen Sprachverein.

Von Rudolf Hildebrand.

(Aus den Grenzboten, Heft 13, gebessert und gemehrt.)

Diese Erklärung, in den Preußischen Jahrbüchern abgegeben unter dem Datum Berlin, 28. Februar 1889 und in alle größern Blätter aufgenommen, ist auf alle Fälle ein Ereignis in unserm neuen deutschen Leben, dessen Gesamthauch sich nun immer deutlicher und mächtiger geltend macht gegenüber anfänglichen Zweifeln, auch in der Erklärung selber nach Geist und Wortlaut. Es ist, als hätte Einer (man wüßte gern den Namen) in Deutschland herum von den Höhen der Geisteswelt einen „Congreß" nach Berlin berufen, um von da aus, recht von oben her, siegreich Stellung zu nehmen zu der vom Allgemeinen Deutschen Sprachverein angefachten Bewegung, die mehr in volksmäßigen Kreisen oder bei volksmäßig Gesinnten arbeitet und ihre Kreise immer weiter zieht. Die Erklärung wird in einer spätern Geschichte der deutschen Sprache jedenfalls einmal eine wichtige Stelle einnehmen, das verbürgen die Namen der Unterzeichner, darunter nicht wenige mit dem besten Glanze um sich, den wir zur Zeit im Vaterlande sehen: aber welche Stelle? ja das wird mit Sicherheit doch erst um 1950 oder so gesagt werden können. Aber auch jetzt schon kann man sich auf eine Höhe stellen, von wo man sowohl weit rückwärts mit Sicherheit, als auch mit ungefährer Gewißheit zugleich vorwärts sehen kann, wie in dem Streit, dem Hin- und Herziehen die Dinge im Ganzen gehen und gehen werden.

Auch die Erklärung tritt mehrfach auf höhern geschichtlichen Standpunkt, besonders in dem Satze: „Unsere durch die Freiheit gedeihende Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern allmählich das ihrem Geiste Fremde wieder ausgeschieden, aber die Wortbilder neuer Begriffe als bereichernden Gewinn festgehalten." Also eigentlich der volkswirthschaftliche Grundsatz der Manchesterschule auf das große Sprachleben übertragen. Er enthält ja eine wahre, dabei noch ziemlich neue tröstliche Weisheit, aber nur innerhalb gewisser Grenzen, mit der Gefahr schädlicher Übertreibung, wie man schon genug erfahren hat. Gehört das Sprachleben ganz in diese Grenzen? Kann man sagen: laßt nur die fremde Flut herein und frei im Gau walten, das Überflüssige und Schädliche läuft von selbst wieder ab, ohne daß jemand die Hand dazu rührt?

das besorgt der Geist der Sprache! Ja wo ist und wirkt denn der Geist? Doch nur in den Einzelnen, nicht ohne oder gar wider sie als eine höhere göttliche, unpersönliche Gewalt? Der Geist der Sprache kommt immer nur in tonangebenden Stimmen zu Wort und Wirkung. In den „führenden Schriftstellern" sollte er sein Wirken entfalten, auf die sich die Erklärung beruft, oder sie geben ihr Führeramt an Andre ab, die die Geführten sein sollen, an die Masse. Wollen das die Unterzeichner? Eben nicht! aber sie thuns in der Fremdwörterfrage eigentlich grundsätzlich in jenem Satze. Oder nicht?

Bei der „Hochflut" übrigens möchte man gern wissen, ob damit für jetzt oder für die letzte Zeit vor der Sprachbewegung eine solche „Hochflut von Fremdwörtern" als bestehend zugestanden wird? Es klingt doch wirklich so, schon weil der eigentliche Sinn des Satzes im Zusammenhange kein andrer sein kann als: der Sprachverein ist ganz unnötig, was er Gutes oder Rechtes wollen kann, wird von selber kommen, es kostet nur Zeit und Geduld — und: wir thun jedenfalls nichts dazu, weil das verkehrt wäre — aber nein, gar mancher von den Unterzeichnern thut schon mit dazu, selbst recht wesentlich, wie urkundlich zu belegen wäre, wenn man sich Namen zu nennen entschließen könnte. Diese sträuben sich da mit Worten oder „im Princip", helfen aber selbst wirksam bei der Sprachbewegung unsers neuen Lebens. Also gut! Andre werden auch noch kommen.

Daß es eine solche Flut gab und auch nach dem weltgeschichtlichen Aufschwunge des deutschen Selbstgefühls seit 1870 noch groß und garstig genug giebt, das kann man nur übersehen, wenn man nicht so vorsichtig ist, sich mit Bewußtsein gegen die Gewalt der Gewöhnung zu wehren und Auge, Ohr und Sinn für das schlechte oder unnütze Fremde offen zu halten, das gemäß Jahrhunderte alter Verwöhnung immer und immer noch so leicht bei uns fröhlich gemütliche Aufnahme findet. Als Riegel an die Gründung des Vereins ging und auch mich unter Vorlegung des Planes zum Eintritt in den Vorstand aufforderte, da sträubte ich mich dagegen und machte ernste Bedenken geltend, wesentlich dieselben, die hier in der Erklärung erklingen: niemand will sich schulmeistern lassen, und es werden sich Unberufene herandrängen, die das Heil im Knaupeln und Kritteln am Kleinen und Äußern suchen u. s. w. Aber Riegel, der diese Bedenken vollständig anerkannte, wußte sie doch auch niederzuschlagen, ich schlug freudig ein: Ja, es ist wieder einmal Zeit, wie im siebzehnten Jahrhundert zur Zeit der Fruchtbringenden Gesellschaft, mit gesamter Hand ans Werk zu gehen, daß wir im Reden und Denken deutscher werden, als wirs noch sind. Die Bewegung ist schon von selber in Gang gekommen, recht aus der gehobenen Stimmung des Ganzen, aus

dem neuen Geiſt der großen Zeit heraus, wie allemal nach großen Stößen von außen oder innen, die durch die Erſchütterung wieder einmal das Geſamtbewußtſein des Deutſchtums wachriefen und ſteigerten, z. B. im Jahre 1813 und auch 1848, ſie braucht aber eine vorſichtige Führung (die den „führenden Schriftſtellern" zukäme). Machen wir den Verſuch! Der Geiſt der Zeit fordert es, und was dabei Kleines und Kleinliches notwendig mit unterläuft, das iſt doch eben zu klein, um dem Großen den Weg vertreten zu können. Nun ſind denn die Dinge in kurzer Zeit ſo gegangen, daß man nach menſchlichem Maße mit dem Erfolge nicht bloß zufrieden, ſondern hoch zufrieden ſein kann. Ich fürchtete gleich zuerſt ganz beſonders einen Stoß dagegen aus einer beſtimmten Windecke, die ja auch geſchichtlich bekannt genug iſt, ich will ſie, um kurz zu ſein, die vornehm kühle nennen. Die Erklärung bringt nun dieſen Windſtoß, auch mit geſamter Hand, aber auch er kommt doch lange nicht ſo ſcharf und ſchlimm, als ich gefürchtet hatte. Ja der Sache nach bläſt er eigentlich in der Richtung, in der der Verein arbeitet. Alſo gut!

Er will aber doch auch den Verein treffen, möchte ihn am liebſten hinwegblaſen, wenigſtens aus der Gunſt der Nation, und ich habe ſchon von Mitgliedern gehört, die auf die Erklärung ſolcher Namen hin ausgetreten ſind. Am ſchärfſten trifft wohl in der öffentlichen Meinung das Schlußwort von der „behenden Geſchäftigkeit der Puriſten, die nach Jakob Grimm in der Oberfläche der Sprache herumreuten und wühlen." Welchen ſchlimmen Klang hat das Wort Puriſt, Purismus, auch mir, ſchon wegen ſeiner barbariſchen Bildung, die noch dazu auf einem Misverſtändnis beruht (Puritaner ſagte man zuerſt, im ſiebzehnten Jahrhundert). Sein Begriff iſt nun ungefähr beſchränktes deutſchtümelndes Philiſterium, das auch nicht einmal, wie andres Philiſtertum, etwas Gemütliches an ſich hat. Man denkt dabei an Campe, Jahn u. ſ. w. und kreuzigt ſich davor im Stillen. Ich muß doch dieſe Männer, ſeit ich ſie mir ſelber genauer anſah, und das iſt lange her, auch mit ihren ſprachlichen Beſtrebungen durchaus in Ehren halten, gar manches nun beſtens anerkannte Wort iſt von ihnen gemacht. Und wenn, wie der brave Pfiſter, der in allerbeſter jugendlicher Begeiſterung auch für den Verein doch zu weit geht, neulich in der Kaſſeler Allgemeinen Zeitung (Nr. 70) aus mündlichem Verkehr mittheilte, Jakob Grimm einmal Infanterie mit „das Vendich" verdeutſchen wollte (von mhd. vendo), den Omnibus, der ihn offenbar auch ärgerte, wie Andere, als er von England herüber geweht kam, mit „Allen", ſo iſt das doch auch — Purismus? Und wenn er in ſeinem Deutſch intereſſant und ſeine Sippe durchaus meidet, wohl auch? Es giebt eben auch an der Oberfläche zu arbeiten. Und wenn Schiller von der „Auswahl einer Nation" ſpricht (in der Recenſion von Bürgers

Gedichten vom Jahre 1791), also das französische élite kurzweg übersetzt, was ist das anders als „Purismus"? Ist er doch auch bei Goethe zu finden. Wenn dieser z. B. dem ästhetisch so wichtigen Katastrophe ausweicht mit einfacher Übersetzung: „kurz vor der Umwendung", d. h. im Aufbau des Dramas Mahomet (Wahrh. u. D. 14. Buch a. E.), oder combiniren: „Ich erfand, verknüpfte, arbeitete durch" (ebenda 12. Buch, wo von Höpfner die Rede ist), so weht uns das doch unfehlbar „puristisch" an? Also auch dieses kleine deutschgesinnte Thun, das an die nichtstudirten Leser denkt, wird man doch nicht einfach verdammen oder verhöhnen können, wie es bei der „Elite der Nation" Mode ist. Und mit der Berufung auf unsre Klassiker: „Die Unterzeichneten wollen in diesen Fragen da stehen, wo die freien Meister der Sprache, unsere Klassiker, standen", damit gewinnen sie keineswegs den festen Standpunkt, den sie dort zu haben meinen, wie schon die paar Belege zeigen können, zu deren Häufung ja hier der Platz nicht ist; es giebt dort kein bequemes Ruhekissen für die Fremdwörterfrage, sie ist da vielmehr in lebhaftester Bewegung, vorwiegend aber bei allem Schwanken in der Richtung, in welcher der Verein und die Stimmung der Zeit arbeitet, eine Arbeit, die bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückgeht, wie die Fremdwörterfrage.

Daß auch die Erklärung diese Richtung nicht nur anerkennt, sondern auch selbst in ihr geht, zeigt nicht nur das Vermeiden unnötiger Fremdwörter darin (das den Verfasser sicher einige Gewalt gekostet hat) — denn praktisch, Autorität, national, Litteratur, pädagogisch, Vereinsorgan sind ja sogenannte recipirte Fremdwörter, dafür wird z. B. kosmopolitisch mit weltbürgerlich gegeben, Protest mit Verwahrung, sodaß auch der Verein, wenigstens in seinem rechten Flügel, auch dem Centrum, damit völlig zufrieden sein und seine Freude daran haben kann — sondern auch die bestimmten Erklärungen: „Sie meinen allerdings, daß verständige Rede und Schrift von berufener Seite (nur durch ihren Einfluß als stilles Vorbild?) dem verschwenderischen Mißbrauche der Fremdwörter im geselligen und geschäftlichen Verkehre steuern kann" und „Die Unterzeichneten, denen es fern liegt, den Überschwang der Sprachmengerei zu schützen" — wozu also die Gegnerschaft? und zwar mit einem Grundklange von Entrüstung, die selbst in stille Erbitterung übergehen will, wie lange geduldig angesammelt, bis sie endlich überwallen mußte, wie ein kochender Topf?

Bevormundung, die sich zeigen soll, ist es, was den wallenden Unwillen zum Überlaufen gebracht hat: „Jetzt, wo der Gesamtvorstand die Autorität der Regierung anruft, die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen und nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte, fühlen die Unterzeichneten

ſich gedrungen, öffentlich zu erklären, daß ſie auf Grund der Entwicklung unſrer Sprache (ich muß das Weitere auslaſſen, weil es eine Erörterung brauchte, zu der hier nicht der Platz iſt, die aber zum Teil genügend angedeutet iſt) ſolche Bevormundung entſchieden zurückweiſen."

Bevormundung? weſſen denn? der Schriftſteller ſelber? Wer um Himmels willen ſoll denn auch nur in einem dummen Traume darauf verfallen, und wär es ein Miniſter, Männer wie Gerok, Döllinger, Freytag, Treitſchke u ſ. w. in ihrem Deutſch als ungeſehener Kobold hinter dem Schreibtiſch in Vormundſchaft nehmen zu wollen? Und doch klingt das eigentlich ſo, als wäre das Wirken des Vereins ſchon ſo angewachſen, daß die Schriftſteller vor dem Augenblicke ſtänden, wo es hieße: „Und biſt du nicht willig, ſo brauch ich Gewalt!" Wir lernen von ihnen, ſind innig dankbar für die guten Stunden, in denen wir uns durch ſie bereichert, beglückt, geſtärkt fühlten, aber wahren dabei unſre Freiheit auch vor ihnen, alſo z. B. auch in der Fremdwörterfrage — das iſt gut germaniſch und ſolls bleiben, treue Hingebung mit innerer Freiheit gepaart.

Regelung des Sprachgebrauchs von oben? Wenn es jugendliche Heißſporne einzeln giebt, denen das als Hilfe in der Noth einmal in die Gedanken tritt, ſo iſt das menſchlich begreiflich, aber es wäre franzöſiſch gedacht, nicht deutſch, und der Verein als ſolcher denkt nicht im Traum daran! Als ich ſeiner Zeit zu der Conferenz für Regelung der Rechtſchreibung mit nach Berlin berufen wurde als Vertreter des Grimmſchen Wörterbuchs, mußte ich wegen Unwohlſeins mich entſchuldigen, war aber im Stillen recht froh darüber, weil ich bei meiner feſten Geſinnung in Bezug auf Sprachentwickelung doch nur mich und die Andern dort geärgert hätte. Freiheit iſt freilich das rechte einzige Loſungswort, nur nicht in einem gewiſſen Parteiſinne von heute, ſondern gepaart mit treuer, ſelbſtvergeſſener Hingebung an das lebendige Ganze. Dieſe Paarung als Grundſatz alles menſchlichen Gedeihens iſt nirgends ſo deutlich als das Naturnotwendige und Gottgewollte zu erkennen, als gerade an der Sprache. Nur willige, frei willige Mitglieder ſind es, die der Sprachverein ſucht, nicht ſolche, die ſich Gewalt angethan oder bevormundet fühlen.

Oder iſt dabei an eine Akademie für deutſche Sprache gedacht? Der Gedanke daran iſt allerdings im Verein aufgetaucht, aber von der Mehrheit gut deutſch zurückgewieſen oder zurückgeſtellt worden. Soll es aber nicht erlaubt ſein, die Frage aufzuwerfen? nicht eine Stelle geben, wo ſolche Fragen verhandelt werden? Daß eine bejahende Antwort nicht ſo von vornherein zu verwerfen iſt (a limine abzuweiſen wäre der Modeausdruck), das zeigt doch wohl Du Bois-Reymonds warmes Eintreten dafür, und der ziemlich vergeſſene Umſtand, den ich deshalb in

der Vorrede zum fünften Bande des Grimmschen Wörterbuchs wieder ins Bewußtsein zu rücken mich bemühte, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften von Haus aus zu keinem andern Zweck gegründet ist; Leibniz wollte damit der deutschen Sprache und dem deutschen Geiste überhaupt eine Art Geistesbehörde schaffen, um dem armen Deutschthum in Deutschland und Europa endlich zu seinem ganzen Rechte zu verhelfen; war er doch „teutschgesinnet" durch und durch und sah in jener Hebung des Deutschthums sein höchstes Lebensziel. Mir selbst ist der Gedanke oft genug nahe getreten, da ich seit fast dreißig Jahren unzählige Male angegangen worden bin, von Einzelnen wie auch von Behörden, mit Fragen, was denn dies und das seltne Wort eigentlich und genau bedeute oder was das Richtige wäre in einem einzelnen Sprachstreit, auch wie man dies und jenes Fremdwort gut deutsch geben könne. So wäre eine solche Stelle für solche Auskünfte und Ratschläge doch wohl brauchbar in unserm neu aufsteigenden Leben, in dem das Sprachleben, wie seit Jahrhunderten gerade bei uns im Kampfe um unser Dasein, eine besonders wichtige Stellung einnimmt, es ist und bleibt der treue Spiegel des Geisteslebens in seiner Kraft und Gesundheit, seinem Streben und Gedeihen.

Unter den Vorwürfen, auf welche hin die drohende Bevormundung zurückgewiesen wird, steht der voran, daß der Verein nun sogar „die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen möchte", und einige namhafte Schuldirektoren sind deshalb mit zugezogen worden, um die Verwahrung zu unterzeichnen. Wird also eine Bevormundung der Nation gefürchtet durch die Gefangennehmung des nachwachsenden Geschlechtes unter das Joch des Vereins? Ich bin auch Schulmann gewesen viele Jahre lang, besonders gerade im Dienste des deutschen Unterrichts, und kann von mir sagen, ich habe die dafür auftauchenden Fragen recht reiflich durchdacht, ja durchlebt. Wenn hier in Bezug auf die Sprache als genügendes Ziel aufgesteckt wird, daß die Jugend, „wie bisher, zum saubern Gebrauch der Sprache angeleitet werde", so ist das ja an sich ganz recht (nur daß man dem unsichern „sauber" doch anmerkt, wie man dem altherkömmlichen „rein" ausweichen wollte, da es ja den Fremdwörtern zu Leibe gehen konnte) — aber mit seiner negativen Seite ist es zugleich so dürftig, daß ichs nicht fertig bringe zu begreifen, wie dem geistvolle Schulhäupter haben ihren Stempel leihen können; sie gewannen freilich damit Deckung für ihre eigne Gewöhnung an die Fremdwörterei, wie man sie ja gewöhnlich von der Universität mitbringt, was auch bei manchem andern Unterzeichner mitgewirkt haben mag. Oder ist das zu boshaft gedacht? das sollte mich freuen. Ich habe in meiner Schrift über den deutschen Sprachunterricht unter wachsendem Beifall der Lehrer-

ſchaft ſchon für untere Klaſſen der Volksſchule das Ziel höher und tiefer ausgeſteckt, als hiermit doch auch für die oberſten Klaſſen der Gelehrtenſchulen geſchieht. Auch von der Fremdwörterfrage iſt dort aufs eingehendſte die Rede, die recht eigentlich in die Schule gehört, von der Volksſchule angefangen bis zu den höchſten. Nicht um die Fremdlinge todt zu ſchlagen, ſondern den Schülern ihnen gegenüber innere Freiheit, ich will kurz ſagen, ihre deutſche Freiheit wiederzugeben (die gar mancher geübte und namhafte Schriftſteller — verloren hat), und um die Fremden zugleich zu benutzen zur Einführung der Schüler in das Culturleben der Völker und der Menſchheit, daß ſie daran einen freien, weiten Blick gewinnen in das große Geſamtleben Europas hinaus, von dem das unſere ein Theil oder Glied iſt und bleibt. Die Antwort des preußiſchen Cultusminiſters v. Goßler auf die betreffende Eingabe des Vereins, die ich bei ihrer hohen Bedeutung mit einiger Bangigkeit in die Hand nahm, klang in einem Tone, daß ich ſtill aufjubelte, noch aus tiefern Gründen: Gott ſei Dank, da iſt in Berlin an höchſter leitender Stelle alſo der rechte beſte Geiſt, der die neue Zeit, die für das deutſche Weſen angebrochen iſt, vollkommen verſteht und an die Spitze der Bewegung für eine neue Zukunft tritt. Der Verfaſſer der Erklärung hingegen muß wohl auch oder gerade daran ſeinen Groll genährt haben, der dann ſo überwallte. Die Erklärung thut ja faſt, als gälte es, die armen jungen Deutſchen vor einem eindringenden Gift von Parteigeiſt zu ſchützen, wie eine Hürde Schafe vor einem Wolfe. Und wer iſt der Wolf? der beſte deutſche Geiſt, neu und alt zugleich, die beſte Summe unſers langen Lebens als Nation (denn das iſt die Sprache), ſo klang es auch in der Auffaſſung des Miniſters. Denn auch dem Verein „beruht die Pflege der Sprache nicht vornehmlich auf Abwehr der Fremdwörter, die jetzt zum Gebot des Nationalſtolzes („Chauvinismus"?) erhoben wird", das weiſen ſeine Statuten, wollte ſagen Satzungen aus; aber wo auf einem Beete gute Pflanzen wachſen und guter neuer Same gedeihen ſoll, muß man doch zuerſt und von Zeit zu Zeit wieder das Unkraut ausjäten?

Ich denke doch, wenn die Erklärung in zweiter Auflage erſchiene, was ja möglich iſt, könnte ſie auch eine verbeſſerte ſein, mit recht weſentlichen Berichtigungen und Ergänzungen, vielleicht auch im Geiſte des Ganzen? und im Beſtand der Unterſchriften? Was iſt denn der Unterſchied zwiſchen hüben und drüben? Der Verein denkt nicht daran, alle Fremdwörter ausmerzen zu wollen, die Erklärung denkt nicht daran, alle in Schutz nehmen zu wollen — worum und warum alſo der Streit, vollends bitterer? Um ein Mehr oder Weniger, nicht um die Sache ſelbſt. Es iſt wie bei einer ſogenannten Inventur, wo auch Streit entſtehen kann, welche Gegenſtände oder Papiere aufgehoben werden ſollen,

welche nicht, weil sie für die Zukunft noch nötig oder dienlich sind oder nicht. Auch in unserm neuen deutschen Leben ist eine solche Inventur nötig und schon gründlich im Gange, in Bezug auf wichtigste Verhältnisse wie Begriffe, daß gesichtet werde, wie in einem Garten, der lange der Pflege entbehrt hat und nun zu neuem schönen Leben kommen soll. Nun und die Sprache gehört zu den wichtigsten. Sie ist, wie unser ganzes Leben, in einer Häutung begriffen, und das geht nicht ohne Wehgefühl ab und gemischten Zustand. Wer sich in der alten Haut so lange wohl befunden hat, klagt darüber, wer die neue fühlt, erträgt das Unbehagen im Vorgefühl eines gesteigerten Lebens, und auch jene würden sich in der neuen Haut nach einiger Gewöhnung wieder wohl fühlen oder noch wohler. Zu der alten Haut gehörten z. B. auch im höhern Sprachleben die unreinen Reime, sie sind in der Hauptsache schon abgehäutet. Wer aber in der Fremdwörterfrage unbewegt stehen bleiben will, und sich dafür auf den Stand beruft, den sie in unsrer letzten klassischen Zeit hatte, der macht es wie ein Dichter, der sich auf die alten unreinen Reime versteifen wollte, weil sie durch Schiller und Goethe (die doch auch darin vorwärts strebten) als „klassisch" festgestellt wären.

Um aber wieder auf den Anfang und damit zum Schluß zu kommen: was wohl die Geschichte der deutschen Sprache und des deutschen Lebens etwa um 1950 zu dem Streit um die Häutung sagen wird? Der Sprachverein wird gewiß zusammen genannt werden mit der Fruchtbringenden Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts, aber mit einem Unterschiede: damals waren es die besten Schriftsteller der Zeit, die ein edler Fürst versammelte, um die Häutung zum Heil des Ganzen zu bewirken oder zu befördern, denn der Drang dazu war auch schon vorhanden und Fürsten und Herren und Dichter nahmen nur die Bewegung hochherzig in die Hand! Und jetzt? versagen sich ihr die „führenden Schriftsteller" — das thut weh. Aber die Bewegung ist im Gange, ja sie hat schon, um einen Kriegsausdruck des 16. Jahrhunderts zu brauchen, dem Widerstand gegenüber „den Druck gewonnen", das ist nicht zu verkennen und — hat wohl eben die Erklärung mit hervorgerufen. Und Fürsten fehlen ihr mit ihrer Gunst doch auch nicht, unser jugendlicher Kaiser, der „deutschgesinnt" ist wie einer, voran, im Hintergrund aber die nachwachsende Jugend als Trägerin der Zukunft. Da unsere heutige Geistesbewegung auch sehr nachdrücklich (eigentlich durch Goethe und Schiller begonnen) auf unsere ältere Zeit, die vorfranzösische gerichtet ist, um allerhand dann abgerissene schöne Fäden von dort wieder anzuknüpfen zum Gesamtgewebe, auch in Bezug auf die kernige, einfach viel sagende Sprache von damals (wie trefflich versteht das z. B. G. Freytag und mancher noch von den Unterzeichnern), so wäre es schon möglich, daß um 1950 auch ein Ausdruck wieder auf-

genommen wäre, mit dem man damals bei einer Häutung des Zeitgeiſtes, z. B. in der Zeit der Reformation, die Parteien unterſchied, man nannte ſie oder ſich einfach und alles ſagend „die Alten“ und „die Neuen“. Wie im zwanzigſten Jahrhundert die Anwendung auf unſre Sprachparteien wäre, braucht man nicht zu ſagen, der Ausdruck paßt auf den Kampf um unſere Neugeſtaltung überhaupt, nur daß die „Neuen“ in Anſpruch nehmen können, zugleich die rechten „Alten“ zu ſein, wie Luther auch that. Der freudige Schluß ſeines Liedes vom Jahre 1523 von den beiden Glaubensmärtyrern in Brüſſel paßt wirklich auch auf unſre Zeitlage:

Der Sommer iſt hart für der Thür,
Der Winter iſt vergangen —
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden.

Anhang. Es iſt unſern Leſern vielleicht erwünſcht, den Beſcheid des Miniſters v. Goßler im Wortlaut gleich mit zur Hand zu haben, ſchon damit ſie ſelbſt beurtheilen können, ob ich mich etwa gar zu warm darüber ausgeſprochen habe.

„Berlin, den 15. Januar 1889. Mit aufrichtiger Freude habe ich den mir von Hrn. Muſeumsdirector Profeſſor Dr. Riegel übergebenen Ausführungen des Geſamtvorſtandes des Allgemeinen deutſchen Sprachvereins vom 8. December v. J. entnommen, daß die Beſtrebungen des Vereins ſich in den Jahren ſeines Beſtehens weithin über das Vaterland verbreitet und immer mehr Verſtändniß und Förderung gefunden haben. Indem er Kreiſen, die der unmittelbaren Einwirkung wiſſenſchaftlicher Erörterung ferner bleiben, ein Bewußtſein von dem Reichtum, von der Kraft und von der Hoheit unſerer Mutterſprache und zugleich von der allen Deutſchen obliegenden Pflicht mittheilt, in Sühnung alter Schuld nach Reinheit und Richtigkeit der Sprache zu trachten, trägt der Verein an ſeinem Theile zu der ſich vollendenden Erneuerung unſeres Volkstums bei. Der Geſamtvorſtand wird vertrauen, daß die preußiſchen Schulbehörden und Lehrer eine heilige Aufgabe der Schule in der Hut und Pflege des in unſerer Sprache und in unſerem Schrifttum uns überkommenen Beſitzes erkennen. In der That wüßte ich nach der Erziehung des heranwachſenden Geſchlechts zu Glauben und Sittlichkeit keine Aufgabe der Schule, die mit gleicher Einhelligkeit, wie der deutſche Unterricht, als die ſelbſtverſtändliche und unentbehrlichſte Grundlage für jegliche Bildungsſtufe erachtet würde. Mit einer Schule, welche in dieſer Gewißheit ſtark und zugleich der Zuverſicht theilhaftig iſt, mit welcher unſer Volk ſeiner Zukunft entgegenſchreitet, darf ich hoffen in die Herzen der Jugend Liebe und Verehrung der Mutterſprache zu ſenken. v. Goßler.“

Auch der ſächſiſche Cultusminiſter v. Gerber hat ſchon im vorigen Jahre in höchſt wohlwollender Weiſe auf eine ähnliche Eingabe der Sprachvereine zu Leipzig und Dresden geantwortet und einen den Wünſchen des Sprachvereines entſprechenden maßvollen Erlaß an die Schulen gerichtet.

Gustav Freytag und die Fremdwörter.

Mit dem vor mehreren Monaten erschienenen 22. Band ist die Sammlung der Werke Gustav Freytags vollendet. Es ist hier nicht die Absicht, auf diese näher einzugehen, Gustav Freytag ist ein Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes und die Würdigung seiner Werke steht fest; bei Gelegenheit seines siebenzigsten Geburtstages im Sommer 1886 hat die gesamte deutsche Presse seine Schöpfungen mehr oder weniger ausführlich besprochen. Nur auf zwei Punkte möchten wir die Aufmerksamkeit lenken. Der erste betrifft die Sorgfalt, mit der Freytag jedes Werk vor einer neuen Auflage durchsieht, um überall, oft in unscheinbarer Weise, Änderungen und Verbesserungen vorzunehmen. Wer sich der sehr lohnenden Mühe unterzieht, daraufhin einen Band der Gesammelten Werke in Augenschein zu nehmen, der wird staunen, wie ein Beherrscher der Sprache, der seinesgleichen sucht, noch immer im einzelnen feilt, um einen Ausdruck durch einen treffenderen zu ersetzen oder die Wiederholung des nämlichen Wortes in kurzer Aufeinanderfolge zu vermeiden und was dergleichen sogenannte Kleinigkeiten mehr sind. Freytag befindet sich in dieser Beziehung ebenso sehr in wohlthuender Übereinstimmung mit anderen bedeutenden Schriftstellern, wie im Gegensatz zu vielen unserer Feuilletonisten. Wenn für letztere das Wort Julian Schmidts gilt, daß sie anmutig zu sein meinen, wo sie bloß nachlässig sind, so hat Freytag in seiner minutiösen Sorgfalt keinen geringeren Vorgänger, als David Friedrich Strauß, der, gleichfalls ein unbestrittener Meister des Stils, jedes Werk, mochte es groß oder klein sein, vor dem Druck nochmals von Anfang bis Ende abschrieb und dabei im einzelnen berichtigte und besserte, so z. B. die beiden Bände seines Hutten in dem heißen Sommer des Jahres 1857.

Wir haben speziell den letzten Band von Freytags Gesammelten Werken, welcher die Biographie Karl Mathys enthält, von diesem Gesichtspunkt näher angesehen und können die Versicherung geben, daß eine Fülle von Verbesserungen vorgenommen sind, deren Namhaftmachung indessen für ein größeres Publikum nicht von besonderem Interesse sein dürfte.

Dagegen glauben wir, daß dies in hohem Grade von dem zweiten Punkt gilt, von welchem wir die Schriften Freytags hier angesehen wissen möchten. Dieser betrifft die Fremdwörterfrage, die gegenwärtig im Vordergrund der Erörterungen steht und über die schon viel hin und her geschrieben ist. Freytag greift in erfreulichster Weise in

dieſe Frage ein durch die That: ohne als Puriſt aufzutreten, iſt er bemüht, überall, wo es dem Ausdruck und der ganzen Darſtellung zum Gewinn gereicht, die Fremdwörter der früheren Auflagen zu verdeutſchen. Dabei begnügt er ſich nicht damit, ein einzelnes Fremdwort durch das entſprechende deutſche Wort zu erſetzen, ſondern (und hier zeigt ſich oft in überraſchender Weiſe die Kunſt des Verfaſſers) er gebraucht häufig andere Wendungen, welche den nämlichen Sinn geben, unter Vermeidung der bisherigen Fremdwörter. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß es den Leſern dieſer Zeitſchrift erwünſcht ſein wird, im einzelnen kennen zu lernen, in welcher Weiſe einer unſerer erſten Schriftſteller die Fremdwörter ausmerzt, und geben deshalb in nachſtehendem eine Überſicht davon, wie wir ſie bei aufmerkſamem Durchleſen des erwähnten 22. Bandes gewonnen haben. Hierbei enthalten wir uns alles Urteilens, dieſes dem Leſer überlaſſend, über die Vorzüge der Verdeutſchungen bezw. Änderungen. Der Leſer möge die Stellen nachſchlagen und ſich aus dem Zuſammenhang überzeugen, wie weit die Neuerungen den Vorzug verdienen. Nur darauf möchten wir noch hinweiſen, daß Freytag manchmal ein Fremdwort ſtehen läßt, offenbar aus dem Grunde, um im Ausdruck abzuwechſeln, ein gewiß gerechtfertigtes Verfahren.

Seite 1 früher: Konglomerat; jetzt: Gemenge.
" 2 " Induſtrie; jetzt: Gewerbfleiß, ebenſo in der Folge; S. 362 und 397: Gewerbthätigkeit.
" 214 " induſtriell; jetzt: gewerblich, ebenſo S. 363, 387 (kurz danach iſt „induſtriell" ſtehen geblieben) 388 und öfter.
" 381 " induſtriös; jetzt: gewerbsmäßig.
" 2 " Generationen; jetzt: Geſchlechter, ebenſo S. 58, S. 133: Geſchlechtsfolgen, S. 264: Bevölkerung.
" 5 " charakteriſtiſch; jetzt: bezeichnend, ebenſo S. 30, 160, 217, S. 21: ausmalend, S. 54: bemerkenswert, S. 381 treffend.
" 195 " charakteriſieren; jetzt: kennzeichnen.
" 6 " keine Diplomatenkunſt feiger Staatsmänner; jetzt: keine Kunſt vorſichtiger Staatsmänner.
" 100 " mit der Diplomatie unterhandeln; jetzt: mit den auswärtigen Staatsmännern unterhandeln.
" 370 " in der Diplomatie; jetzt: in den Kreiſen der Staatsmänner.
" 7 " Reſtauration; jetzt: Wiederherſtellung.
" 97 " öſterreichiſche Reſtauration; jetzt: Wiederherſtellung der öſterreichiſchen Oberherrſchaft.
" 279 " reſtauriert; jetzt: wiederhergeſtellt.
" 391 " Reſtauration; jetzt: Gaſtwirtſchaft.

Seite 13 früher: Kollegen; jetzt: Amtsgenossen, ebenso S. 288, 293 (kurz darauf ist „Kollegen" stehen geblieben, ebenso S. 350), S. 406: Genossen, S. 310: seine früheren Amtsgenossen.

= 13 = durch Lektüre; jetzt: durch fleißiges Lesen.

= 20 = Pietät gegen Ehrwürdiges; jetzt: Verehrung (kurz darauf ist „Pietät" stehen geblieben).

= 21 = Opposition gegen Ehrwürdiges; jetzt: Nichtachtung des Ehrwürdigen.

= 65 = Opposition; jetzt: Widerstand (sonst ist „Opposition" stehen geblieben, z. B. S. 201).

= 21 = modern; jetzt: neuzeitlich.

= 225 = moderne Staatsordnung; jetzt: Staat der Neuzeit.

= 21 = Interesse; jetzt: Vorteil, ebenso S. 202, 216, 297, 371; S. 134: Nutzen; S. 384: Reiz; S. 388: Gedeihen; S. 167: Wißbegierde; S. 121: eigennütziges Bestreben; S. 55: Teilnahme; S. 390: lebhafte Teilnahme.

= 62 = politisches Interesse; jetzt: politische Bewegung.

= 76 = für sein eigenes Interesse; jetzt: für sein eigenes Leben (kurz vorher ist „Interesse" stehen geblieben).

= 224 = Kulturinteresse; jetzt: Bewegung der Seelen.

= 43 = Interessen; jetzt: Anschauungen, S. 120, 237, 293: Angelegenheiten; S. 269: Verhältnisse; S. 337 und 362: Anforderungen; S. 213: Anforderungen und Vorteile; S. 399: Forderungen (S. 212, 237 ist „Interessen" stehen geblieben).

= 49 = Lebensinteressen; jetzt: Lebensbedürfnisse.

= 185 = Tagesinteressen; jetzt: Tagesereignisse.

= 185 = fremde Interessen; jetzt: fremde Pläne und Ziele.

= 138 = ideale Interessen; jetzt: ideale Ziele.

= 373 = reale Interessen; jetzt: Lebensforderungen.

= 374 = große Kulturinteressen; jetzt: wichtige Kulturangelegenheiten.

= 230 = Förderung der materiellen Interessen; jetzt: Förderung der Volkswohlfahrt.

= 25 = Renoncen; jetzt: Zugehörige (kurz vorher ist „Renoncen" stehen geblieben), S. 26: die Jüngeren.

= 25 = Virtuosität; jetzt: Meisterschaft.

= 29 = Energie; jetzt: Entschiedenheit; S. 112: scharfes Vorgehen; S. 244 und 368: Kraft.

Seite 211 früher: die Energie ſeiner Empfindung; jetzt: die Gewalt ſeiner Empfindung.
= 70 = energiſch; jetzt: ſcharf, ebenſo S. 102; S. 79, 200, 409: eifrig; S. 116, 308, 405: kräftig; S. 270, 293, 388: thatkräftig (S. 121 iſt „energiſch" ſtehen geblieben).
= 357 = ſehr energiſch; jetzt: mächtig.
= 30 = Exiſtenz; jetzt: Daſein, ebenſo S. 77; S. 144: Lebensſtellung.
= 34 = Reſignation; jetzt: Entſagung, ebenſo S. 367.
= 303 = reſignieren; jetzt: abdanken (S. 390 iſt „reſigniert" ſtehen geblieben).
= 36 = Korporation; jetzt: Körperſchaft.
= 36 = Autorität; jetzt: amtlicher Einfluß; S. 194: maßgebendes Vorbild; S. 254: Machtbefugnis; S. 293: Anſehen.
= 186 = geſetzliche Autorität; jetzt: geſetzliche Macht.
= 36 = intelligent; = einſichtsvoll.
= 38 = Souveränetät; = landesherrliche Gewalt.
= 224 = Souveränetätsrechte; = Hoheitsrechte, ebenſo S. 400.
= 307 = Souveräne; = Fürſten.
= 201 = ſouverän; jetzt: überlegen, ebenſo S. 207, 227, 389; S. 287, 290: unumſchränkt.
= 372 = höchſt ſouverän; jetzt: überlegen.
= 395 = ſouveräne Nichtachtung; jetzt: völlige Nichtachtung.
= 38 = Konſtitution; jetzt: Verfaſſung, ebenſo S. 124.
= 39 (Zeile 5) früher: Phyſiognomie; jetzt: Anſichten.
= 39 früher: populär; jetzt: volkstümlich; S. 101: allgemeinverſtändlich.
= 186 = die populären Helden des Tages; jetzt: die beliebten Helden des Tages.
= 187* = im Lande populär; jetzt: ſehr volkstümlich.
= 116 = populär machen; jetzt: im Volke verbreiten.
= 192 = Popularität; jetzt: Beliebtheit beim Volke; S. 228: Beliebtheit.
= 210 = Sklaven ihrer Popularität; jetzt: Sklaven der Volksgunſt.
= 239 = unpopulär; jetzt: nicht nach der Anſicht des Volkes; S. 272: unbeliebt; S. 287: unvolkstümlich.
= 40 = Enthuſiasmus; jetzt: Begeiſterung, ebenſo S. 56, 265; S. 262: begeiſterter Ausbruch.
= 55 = revolutionärer Enthuſiasmus; jetzt: Eifer und Begeiſterung.
= 41 = Remuneration; jetzt: Vergünſtigung.

Seite 44 früher: Reaktion; jetzt: Rückschritt, ebenso S. 236, 352; S. 192: rückschrittliche Maßregeln; S. 349: Rückschrittsbestrebungen; S. 273: Rückschrittspartei.
= 271 = reaktionär; jetzt: rückschrittlich.
= 44 = Loyalität gegen Frauen; jetzt: Gesinnung gegen Frauen.
= 280 = loyal; jetzt: lauter; S. 309: gesinnungstreu; S. 374: offen.
= 95 = Legitimität; jetzt: Königtum.
= 143 = legitimieren; jetzt: schützen.
= 140 = Legitimation; jetzt: schriftliche Beglaubigung.
= 148 = wegen mangelnder Legitimation; jetzt: wegen mangelnden Reisepasses.
= 306 = illegitim; jetzt: ungesetzlich.
= 65 = legal; jetzt: gesetzlich.
= 45 = Honorar; jetzt: Erträge (kurz vorher „Honorar" stehen geblieben).
= 174 = statt des Honorars; jetzt: statt des gehofften Geldes.
= 46 = Essay; jetzt: Aufsatz; S. 105: Abhandlung; ebenda: Arbeit.
= 46 = Regulierung; jetzt: neue Ordnung; S. 376: Ordnung.
= 46 = Methode; jetzt: Grundsätze; S. 104: Verarbeitung; S. 210: Verhalten; S. 282: Weise.
= 165 = Lehrmethode, jetzt: Lehrweise.
= 46 = kompliziert; jetzt: künstlich.
= 166 = komplizierte Gegenstände; jetzt: schwierige Gegenstände.
= 46 = Detailkenntnis; jetzt: Einzelkenntnis.
= 166 = mit Detail berichten; jetzt: bis ins einzelne berichten.
= 195 = Detail; jetzt: Einzelwerk.
= 46 = Kommunen; jetzt: Gemeinden.
= 48 = Artikel; jetzt: Aufsatz, ebenso S. 183, 235, 338, 343, 353, 384, 406, 416; S. 346: Beiträge (S 199, 228, 347, 406 ist „Artikel" stehen geblieben).
= 354 = Zeitungsartikel; jetzt: Zeitungsaufsätze.
= 127 = Journalartikel; jetzt: Zeitungsbeiträge.
= 101 = Journal; jetzt: Zeitschrift.
= 49 = Tendenz; jetzt: Richtung, ebenso S. 111; S. 95: Streben; S. 195: Zweck; S. 277: Ziel.
= 93 = Tendenzen; jetzt: Ziele, ebenso S. 278.
= 49 = Solidarität; jetzt: Gemeinschaft; S. 57: Gemeinsamkeit.
= 49 = proklamieren; jetzt: verkünden, ebenso S. 97, 252; S. 50: erklären; S. 243: ausrufen.
= 161 = sich proklamieren; jetzt: sich ausrufen.
= 261 = Proklamation; jetzt: Aufruf; S. 262: Bekanntmachung.

Seite 49 früher: Individuum; jetzt: Menſch; S. 100: Einzelbürger.
= 186 = Freiheit des Individuums; jetzt: Freiheit des Mannes.
= 226 = paßloſe Individuen; jetzt: paßloſe Fremde.
= 49 = ſkrupellos; jetzt: gefügig; S. 242: bedenkenlos.
= 50 = Patrioten; jetzt: Vaterlandsfreunde, ebenſo S. 116, 126, 264 und oft, an anderen Stellen iſt „Patrioten" ſtehen geblieben, z. B. S. 57; S. 51: Freigeſinnte.
= 107 = Patriotismus; jetzt: Vaterlandsliebe, ebenſo S. 269, 318.
= 278 = patriotiſch; jetzt: deutſch geſinnt.
= 50 = Tribüne; jetzt: Rednerbühne, ebenſo S. 67, 110, 191, 201, 211 und oft; auch ſtatt „hohe Tribüne" einfach: Rednerſtuhl S. 53; ſtehen geblieben iſt „Tribüne" S. 211 dicht neben „Rednerbühne".
= 50 = Agitator; jetzt: Vorkämpfer.
= 306 = Agitation; jetzt: Volksbewegung.
= 158 = für die Aufhebung des Zehnten agitieren; jetzt: die Aufhebung des Zehnten lebhaft erſtreben.
= 230 = ſtark agitieren; jetzt: ſtark arbeiten.
= 50 = Deputationen; jetzt: Abordnungen, ebenſo S. 208, 260, 271, 276, 309.
= 252 = Deputierte; jetzt: Abgeordnete, ebenſo S. 202 (S. 254 iſt „Deputierte" ſtehen geblieben).
= 52 = Deviſe; jetzt: Aufſchrift.
= 52 = auf Koſten der Integrität Deutſchlands; jetzt: auf Koſten des Ländergebietes Deutſchlands.
= 191 = um ihre Integrität zu erhalten; jetzt: um ihren Beſtand zu erhalten.
= 52 = ſuſpendieren; jetzt: aufheben.
= 54 = Symbol; jetzt: ſinnbildliches Zeichen; S. 94: Sinnbild.
= 54 = Phraſen; jetzt: Redeſchwall; S. 60, 62, 192: Wortſchwall; S. 103: ſchöne Redensarten; S. 252: hochtönende Redensarten (S. 136 iſt „Phraſen" ſtehen geblieben).
= 264 = entſchloſſene Phraſen; jetzt: kräftige Schlagwörter.
= 56 = Phänomen; jetzt: Erſcheinung.
= 56 = reale Intereſſen; jetzt: wirkliche Intereſſen (gleich darauf iſt „real" ſtehen geblieben).
= 62 = real; jetzt: ſachlich; S. 103: thatſächlich.
= 110 = die mächtigen realen Intereſſen eines wirklichen Staates; jetzt: die mächtigen Forderungen eines wirklichen Staates.

Seite 56 früher: modifiziert; jetzt: abgeändert.
= 316 = Modifikationen; = Abänderungen.
= 57 = Nationalität; = Volkstum, ebenso S. 101.
= 344 = Nationalintereſſe; = Volksangelegenheit.
= 101 = nationaliſiert; jetzt: mit vaterländiſcher Geſinnung erfüllt.
= 186 = national; jetzt: volkstümlich.
= 57 = monarchiſches Prinzip; jetzt: monarchiſches Weſen.
= 100 = Prinzipien; jetzt: Grundſätze.
= 58 = feſtorganiſierte Einheit; jetzt: feſtgeordnete Einheit.
= 235 = organiſiert; jetzt: herangebildet.
= 394 = ungewöhnlich organiſierte Männer; jetzt: ungewöhnlich beanlagte Männer.
= 247 = organiſieren; jetzt: bilden; S. 291: ausrüſten.
= 101 = Organiſation; jetzt: Ausbildung; S. 255: Einführung und Ausbildung; S. 259: ins Werk ſetzen; S. 390: Parteigunſt.
= 411 = Militärorganiſation; jetzt: Heeresumgeſtaltung.
= 115 = zentrale Organiſation; jetzt: einheitliche Oberleitung.
= 390 = Reorganiſation; jetzt: Neubildung.
= 57 = feindliche Okkupation; jetzt: feindliche Beſetzung.
= 57 = ſyſtematiſch; jetzt: planmäßig.
= 104 = Syſtem; jetzt: Lehre; S. 64: Regierungsweiſe.
= 59 = das Urteil über das Syſtem Friedrich Wilhelms III.; jetzt: das Urteil über die Regierung Friedrich Wilhelms III.
= 37 = ein allgemeines Maß- und Gewichtsſyſtem; jetzt: Gleichheit der Maße und Gewichte.
= 247 = ein Syſtem des Handels, der Schiffahrtsgeſetze; jetzt: Gleichheit in Handels- und Schiffahrtsgeſetzen.
= 184 = ſtrengeres Regiment, als das alte patriarchaliſche Syſtem regierender Familien; jetzt: ſtrengeres Regiment, als unter der Verwaltung regierender Familien möglich war.
= 57 = ruiniert; jetzt: tiefverſchuldet.
= 61 = Korreſpondenzen; jetzt: Mitteilungen; S. 71: Zeitungsberichte; S. 195: Berichte von auswärts; S. 338: ſchriftſtelleriſche Beiträge.
= 80 = ſeine Korreſpondenzen und Kammerberichte; jetzt: ſeine Tages- und Kammerberichte.
= 229 = Korreſpondenz; jetzt: Briefwechſel.
= 173 = korreſpondieren; jetzt: Beiträge liefern, ebenſo S. 214.
= 338 = Korreſpondenten; jetzt: Berichterſtatter, ebenſo S. 378; S. 120: auswärtige Berichterſtatter.

Seite 59 früher: lokale Angelegenheiten; jetzt: örtliche Angelegenheiten; S. 62: örtliche Anforderungen.
= 127 = lokale Typen; jetzt: örtliche Gestalten.
= 204 = Lokalblätter; jetzt: Ortsblätter, ebenso S. 230.
= 337 = Lokalinteressen; jetzt: örtliche Interessen.
= 398 = lokale Bedeutung; jetzt: örtliche Bedeutung.
= 293 = der Lokalstolz und Separatismus; jetzt: der Stolz einzelner Stämme.
= 62 = Talent; jetzt: Begabung, ebenso S. 199, 305, 376.
= 202 = mit den Talenten des Landtags; jetzt: mit den hervorragenden Mitgliedern des Landtags, ebenso S. 288 (S. 216, 280, 418 ist „Talent" stehen geblieben).
= 183 = talentvoll; jetzt: begabt, ebenso S. 297; S. 202: reichbegabt.
= 62 = Tirailleurfeuer; jetzt: Kleingewehrfeuer.
= 63 = Konfiskation; jetzt: Beschlagnahme.
= 63 = triumphieren; jetzt: frohlocken, ebenso S. 252.
= 64 = kolportieren; jetzt: austragen.
= 65 = Prätension; jetzt: Überhebung.
= 67 = Zensuredikt; jetzt: Zensurverordnung.
= 70 = Konflikt; jetzt: Zwiespalt, ebenso S. 301; S. 384: Zusammenstoß.
= 213 = tragischer Konflikt; jetzt: tragischer Widerstreit.
= 72 = Propaganda; jetzt: Parteibewegung.
= 74 = gravierend; jetzt: belastend, ebenso S. 149.
= 149 = er sei sehr graviert; jetzt: es liege Schweres gegen ihn vor.
= 78 = Stabilität; jetzt: Festigkeit.
= 80 = inkommodieren; jetzt: belästigen.
= 81 = Revision; jetzt: Durchsicht.
= 81 = Konzession; jetzt: Genehmigung.
= 309 = Konzessionen; jetzt: Zugeständnisse; S. 210: entgegenkommende Zugeständnisse.
= 374 = Bankkonzessionen; jetzt: Erlaubnis zu neuen Bankschöpfungen.
= 83 = sanguinisch; jetzt: vertrauensselig (S. 151 ist „sanguinisch" stehen geblieben).
= 84 = Exekution; jetzt: Richterspruch.
= 94 = Chef; jetzt: Häuptling; S. 98: Oberhaupt; S. 354: Geschäftsinhaber; S. 396: Vorgesetzter.
= 94 = Grade; jetzt: Würdestufen.

Seite 95 früher: human; jetzt: menſchenfreundlich; S. 113: menſchenwürdig.
= 137 = die humanen Seiten; jetzt: die edlen Seiten.
= 100 = humaniſiert; jetzt: veredelt.
= 96 = imponieren; jetzt: Einfluß üben; S. 388: Achtung gebieten.
= 236 = imponierend; jetzt: achtunggebietend.
= 298 = impoſant; jetzt: bedeutend.
= 98 = Expedition; jetzt: Freiſcharenzug; S. 102: Kriegszug; ebenda: Einfall; S. 144: Spürzug.
= 99 = Kopie; jetzt: Abſchrift.
= 100 = privilegiert; jetzt: bevorrechtet.
= 101 = internieren; jetzt: einen ſtreng überwachten Aufenthaltsort feſtſetzen.
= 102 = inſurgieren; jetzt: in Aufruhr ſetzen.
= 102 = Inſurrektion; jetzt: Freiſchärlertum.
= 102 = Theorie; jetzt: Lehre; S. 113: Anſicht; S. 371: Anſichten; S. 388: Volkswirtſchaftslehre.
= 103 = konſtituieren; jetzt: einrichten.
= 116 = ſich konſtituieren; jetzt: ſich vereinigen.
= 97 = die Hohe Venta konſtituierte ſich als Haute Vente Universelle; jetzt: die Hohe Venta wandelte ſich zur H. V. U. um.
= 105 = radikal; jetzt: gründlich.
= 105 = fatal; jetzt: verhängnisvoll.
= 106 = der Verſchwörungsapparat; jetzt: die Verſchwörungsmittel.
= 107 = Kontinent; jetzt: Feſtland.
= 115 = Reform; jetzt: beſſernde Umgeſtaltung; S. 271: Umgeſtaltungen.
= 223 = militäriſche Reformen; jetzt: militäriſche Umgeſtaltungen.
= 107 = reformierte Kantonverfaſſungen; jetzt: Umgeſtaltung der Kantonregierungen.
= 108 = Agent; jetzt: Kundſchafter; S. 296: Vertrauter; S. 337: Vertrauensmann; S. 370: Geſchäftsvermittler; S. 371: Unterhändler.
= 110 = Biographie; jetzt: Lebensbeſchreibung.
= 111 = disponieren; jetzt: verfügen, ebenſo S. 369.
= 112 = Emiſſäre; jetzt: Sendlinge.
= 113 = Disciplin; jetzt: Parteizucht.
= 113 = Anarchie; jetzt: Unordnung, ebenſo S. 289; S. 297: Geſetzloſigkeit.

Seite 115 früher: proteſtieren; jetzt: Widerſpruch erheben, ebenſo S. 142, 176; S. 256: Widerſpruch einlegen.
= 115 = Kulte; jetzt: Glaubensbekenntniſſe.
= 116 = Kompromiß; jetzt: Ausgleich.
= 238 = Kompromiſſe; jetzt: Verſtändigungen, ebenſo S. 308
= 116 = Statut; jetzt: Satzung; S. 363: Satzungen (kurz nachher „Statut" ſtehen geblieben); S. 374: Satzungen.
= 122 = inſerieren; jetzt: in die Spalten des Blattes einrücken.
= 122 = der Gerant; jetzt: der Herausgeber, ebenſo S. 145.
= 122 = Satisfaktion; jetzt: Genugthuung.
= 123 = Kollekte; = Geldſammlung.
= 123 = Duell; = Zweikampf.
= 124 = garantieren; = verbürgen, ebenſo S. 165.
= 400 = Garantien; = Bürgſchaften.
= 124 = Volkstribunen; = Volksanwälte.
= 125 = Plaid; = Umſchlagetuch.
= 125 = denunzieren; = verdächtigen; S. 157: insgeheim anzeigen.
= 228 = Denunziation; = Verdächtigung.
= 127 = deportieren; = ausweiſen, ebenſo S. 150.
= 143 = nach England deportiert; jetzt: nach England geſchafft.
= 130 = Terraſſen; jetzt: Gelände.
= 134 = Egoismus; jetzt: Selbſtſucht, ebenſo S. 187, 279, 387; S. 279: Eigennutz (S. 213 iſt „Egoismus" ſtehen geblieben).
= 369 = egoiſtiſch; jetzt: ſelbſtſüchtig, ebenſo S. 393.
= 137 = manche ſeiner Inſpirationen; jetzt: ſeine geiſtreichen Einfälle (kurz darauf iſt „Inſpirationen" ſtehen geblieben).
= 137 = originell; jetzt: eigenartig.
= 381 = origineller Charakter; jetzt: eigenartige Perſönlichkeit.
= 292 = Departement; jetzt: Amt.
= 141 = Erziehungsdepartement; jetzt: Erziehungsbehörde.
= 143 = Exekutive; jetzt: vollziehende Staatsgewalt, ebenſo S. 283.
= 143 = hantieren; jetzt: handeln.
= 144 = kapitulieren; jetzt: unterhandeln.
= 146 = Verhörlokal; jetzt: Verhörzimmer.
= 148 = auf der großen Touriſtenſtraße; jetzt: auf der großen Straße der Vergnügungsreiſenden.
= 150 = Transport; jetzt: Beförderung.
= 146 = nach Frankreich transportiert; jetzt: nach Frankreich geſchafft.

Seite 152 früher: Memoiren; jetzt: Denkwürdigkeiten; S. 343, 376, 411: Denkschrift.
= 152 = konsequent; jetzt: regelstreng.
= 184 = Konsequenz; jetzt: Beharrlichkeit, ebenso S. 388.
= 210 = Konsequenzen; jetzt: letzte Folgerungen.
= 152 = Kommentar; jetzt: Erläuterungen.
= 156 = reskribierte; jetzt: schrieb zurück.
= 156 = Probelektionen; jetzt: Probestunden.
= 156 = den Examinatoren; jetzt: dem Prüfungsausschuß.
= 156 = Grenzbureau; jetzt: Grenzamt.
= 417 = Bureau; jetzt: Amtsgemach.
= 417 = er besuchte das Bureau; jetzt: er arbeitete auf seinem Amtszimmer.
= 391 = sein Bündel Papiere in das Bureau einsperren; jetzt: sein Bündel Papiere in das Schreibpult einsperren.
= 156 = Ausweisungsdekret; jetzt: Ausweisungsbefehl; S. 157: Ausweisungsbeschluß.
= 157 = Proskriptionsliste; jetzt: Verbannungsliste.
= 158 = historisch; jetzt: geschichtlich (zweimal).
= 163 = historischer Ruhm; jetzt: geschichtlich gegründeter Ruhm.
= 159 = Diplom; jetzt: Urkunde.
= 162 = Zentralregierung; jetzt: Landesregierung.
= 162 = weite Kombinationen; jetzt: weitzielende Entwürfe.
= 162 = tyrannisch; jetzt: gewaltthätig; S. 225: herrschsüchtig.
= 166 = korrigieren; jetzt: bessern.
= 200 = Korrekturen; jetzt: Berichtigungen.
= 170 = desertierte; jetzt: wurde fahnenflüchtig.
= 175 = die Prozesse; jetzt: die Verfahren.
= 180 = Improvisation; jetzt: Zuthat.
= 184 = Minoritäten; jetzt: Minderheit; S. 278: Minderzahl.
= 205 = Majorität und Majoritäten; jetzt: Stimmenmehrheit, ebenso S. 306; S. 240, 254, 256, 278, 281, 410: Mehrheit; S. 256, 410: Mehrzahl; S. 211: Landtagsmehrheit; S. 305, 311: Reichstagsmehrheit; S. 336: Parlamentsmehrheit.
= 185 = Richtlinie; jetzt: Richtschnur.
= 186 = Kontinuität; jetzt: Festigkeit.
= 186 = Regiment; jetzt: Herrschaft (sonst öfter „Regiment").
= 187 = dotiert; jetzt: ausgestattet, ebenso S. 397.
= 191 = Institute; jetzt: Einrichtungen; S. 370: Banken.

Seite 398 früher: Geldinſtitut; jetzt: Unternehmen (gleich darnach „Geldinſtitute" ſtehen geblieben, ebenſo S. 374).
= 192 = Debatte; jetzt: Wortgefecht; S. 305: Verhandlung (S. 285 und 344 iſt „Debatte" ſtehen geblieben).
= 316 = Debatten; jetzt: Verhandlungen.
= 398 = heftige Debatte; jetzt: heftige Landtagsſitzung.
= 278 = debattiert; jetzt: verhandelt.
= 195 = prägnant; jetzt: gedrängt.
= 195 = Summa; jetzt: Inhalt.
= 337 = Summe; jetzt: Geldbetrag; S. 369: Betrag (auf derſelben Seite „Summe" ſtehen geblieben).
= 201 = bedeutſame Momente; jetzt: bedeutſame Züge.
= 410 = ein entſcheidendes Moment; jetzt: von entſcheidender Bedeutung.
= 206 = Militäretat; jetzt: Heeresausgaben (S. 208 iſt „Militäretat" ſtehen geblieben).
= 206 = Kontingent; jetzt: Truppenbeſtand.
= 295 = die Kontingente in Schleswig-Holſtein; jetzt: die Bundestruppen in Schleswig-Holſtein.
= 206 = Petition; jetzt: Geſuch.
= 207 = Motion; jetzt: Antrag (zweimal).
= 208 = Referat; jetzt: Bericht (S. 211 iſt „Referat" ſtehen geblieben).
= 206 = Kammerreferat; jetzt: Kammerbericht.
= 210 = ſie adreſſierten offene Briefe; jetzt: ſie erließen offene Briefe.
= 210 = Kriſis; jetzt: Schickſalswendung; S. 235: ſchwere Wendung; S. 267: drohender Umſturz; S. 292: Verwicklung; S. 305: Kämpfe; S. 357: Umſchlag.
= 404 = in ſolchen Kriſen; jetzt: in gefahrvollen Zeiten.
= 210 = Taktik; jetzt: Kriegsführung; S. 212: Verfahren; S. 235: Gefechtsweiſe.
= 211 = der elaſtiſche Schwung; jetzt: der leichte Schwung.
= 215 = günſtiges Omen; jetzt: günſtiges Vorzeichen.
= 216 = Autoren; jetzt: Schriftſteller, ebenſo S. 229, 369.
= 224 = Komplott; jetzt: Verſchwörung.
= 224 = Phaſe; jetzt: Bahn.
= 225 = Konfeſſionen; jetzt: Bekenntniſſe (S. 227 iſt „Konfeſſionen" ſtehen geblieben).
= 225 = aus den Dogmen ſeiner Kirche; jetzt: aus dem Glaubenszwang ſeiner Kirche.

Seite 230 früher: Weinproduzenten; jetzt: Weinbauer.
= 231 = Konsumenten; jetzt: verbrauchendes Volk.
= 231 = Emanzipation der Juden; jetzt: Gleichstellung der Juden.
= 235 = Elemente jetzt: Richtungen; S. 238: Bestandteile.
= 235 = Organ; jetzt: Mittelpunkt.
= 373 = sein Organ; jetzt: treuer Ausdruck seiner Meinung.
= 292 = Organe; jetzt: Hilfsmittel.
= 236 = Publizisten; jetzt: Tagesschriftsteller.
= 294 = publizieren; jetzt: veröffentlichen, ebenso S. 295.
= 374 = Publikum; jetzt: Öffentlichkeit, ebenso S. 396.
= 368 = Publikum; jetzt: Bevölkerung.
= 236 = Differenzen; jetzt: Meinungsverschiedenheiten.
= 318 = Dissertierende; jetzt: Andersmeinende.
= 268 = Dynastie; jetzt: Fürstenhaus.
= 269 = Dynastien; jetzt: Fürstengeschlechter; S. 245: regierende Familien.
= 309 = dynastische Interessen; jetzt: fürstliche Interessen.
= 340 = die Liga der Dynastien; jetzt: der Bund der Fürstenhäuser.
= 406 = Liga; jetzt: Übereinkunft.
= 246 = terrorisieren; jetzt: einschüchtern.
= 255 = Terrorismus; jetzt: Vergewaltigung.
= 247 = Kompetenz; jetzt: Machtbefugnis, ebenso S. 342 u. 376.
= 247 = Zivilgesetzgebung; jetzt: bürgerliche Gesetzgebung.
= 248 = Militär mußte kommandiert werden; jetzt: Militär mußte herbeigezogen werden.
= 263 = Kommando; jetzt: Befehl, ebenso S. 270.
= 402 = Kommandant; = Oberbefehlshaber.
= 248 = Disziplin; = Mannszucht.
= 252 = Chaos; = wüste Verwirrung.
= 252 = isolieren; = trennen.
= 397 = Isolierung; = Vereinsamung, ebenso S. 401.
= 259 = Dokumente; = Schriftstücke.
= 259 = arretieren; = festnehmen.
= 260 = Tumult; = Lärm.
= 260 = Tumultpartei; = Umsturzpartei.
= 293 = Tumulte; = Massenaufläufe; S. 303: Getümmel.
= 260 = Passagiere; = Reisende.
= 260 = Kondukteure; = Bahnbeamte.
= 298 = Katastrophen; = Schicksalsschläge.

Seite 301 früher: Kataſtrophe; jetzt: Bruch.
= 260 = ohne Ahnung der Kataſtrophe; jetzt: ohne Ahnung des Vorgefallenen.
= 261 = mit Emphaſe; jetzt: mit lauter Stimme.
= 263 = Kaution; jetzt: Bürgſchaftszahlung.
= 263 = Operationen; jetzt: militäriſche Unternehmungen; S. 373: Maßnahmen.
= 375 = Geldoperationen; jetzt: Finanzunternehmungen.
= 266 = Moment; jetzt: Augenblick, ebenſo S. 306; S. 287 und 345: Stunde.
= 267 = Plakate; jetzt: Maueranſchläge.
= 269 = Klaſſen; jetzt: Bevölkerungsteile.
= 270 = Kommiſſare; jetzt: Bevollmächtigte (vorher: „Kommiſſare", kurz darauf wieder „Kommiſſare"); ebenſo S. 293 u. 302; daneben S. 302: Vertreter der Regierungen.
= 275 = Szene; jetzt: Vorgang; S. 287: Auftreten.
= 276 = anonyme Drohbriefe; jetzt: Drohbriefe ohne Namensunterſchrift.
= 282 = Reſultate; jetzt: Ergebniſſe.
= 302 = ergab ein troſtloſes Reſultat; jetzt: hatte ein troſtloſes Ergebnis.
= 282 = Reglement: ſtehen geblieben.
= 288 = Intriguen; jetzt: heimliche Umtriebe; S. 304: Umtriebe; S. 398: die Umtriebe ſtatt „die Intrigue".
= 370 = ſie intrigierten; jetzt: ſie ſuchten heimliche Wege.
= 288 = Konferenz; jetzt: Beſprechung; S. 400: Beratung.
= 294 = Konferenzen; = Beratungen.
= 291 = requiriert; = eingefordert.
= 291 = ſiſtieren; = beanſtanden, ebenſo S. 292.
= 292 = konſtatiert; = offenbart.
= 293 = turbulent; = ſtürmiſch.
= 295 = votiert; = bewilligt.
= 295 = Marine; = Seemacht (ſonſt gewöhnlich: Marine).
= 295 = materiellen Inhalts; jetzt: volkwirtſchaftlichen Inhalts.
= 347 = Materialien; jetzt: Stoff.
= 295 = ignorieren; jetzt: darüber wegſehen.
= 296 = Dialekt; jetzt: mundartlicher Ausdruck.
= 299 = ſarkaſtiſch; jetzt: beißend.
= 299 = die Parteitaktik eines Leiters; jetzt: die Klugheit eines Parteileiters.

Seite 300 früher: Kontrolle; jetzt: Überwachung.
= 302 = Instruktion; jetzt: Verhaltungsvorschrift.
= 303 = interimistisch; jetzt: vorläufig; S. 396: in Stellvertretung.
= 303 = die Präsidialmacht Österreich; jetzt: die Vormacht Österreich.
= 304 = die Neugestaltung desavouiert; jetzt: der Neugestaltung abgesagt.
= 308 = Episode; jetzt: Zwischenspiel.
= 308 = projektiert; jetzt: geplant.
= 369 = Projekt; jetzt: Vorhaben, ebenso S. 398.
= 374 = großes Projekt; jetzt: bedeutsames Vorhaben.
= 138 = weitschichtige Projekte; jetzt: abenteuerliche Pläne.
= 361 = industrielle Projekte; jetzt: industrielle Entwürfe.
= 362 = Bankprojekte; jetzt: Bankentwürfe.
= 362 = Bankprojekte; jetzt: Bankvorhaben.
= 308 = Mission; jetzt: Auftrag.
= 309 = Oktroierung; jetzt: Machtäußerung der Regierungen.
= 309 = die Bocksaison; jetzt: der Bockbierschank.
= 310 = Ordre; jetzt: Anweisung.
= 310 = das Portefeuille abgeben; jetzt: sein Amt aufgeben.
= 311 = Zentrum; jetzt: Brennpunkt.
= 318 = Position; jetzt: Stellung.
= 337 = circa (ca.); jetzt: ungefähr.
= 337 = circa (ca.); jetzt: etwa.
= 342 = Wahlmodus; jetzt: Wahlverfahren.
= 343 = Präsident; jetzt: Vorsitzender.
= 345 = Zollvereinsintraden; jetzt: Zollvereinseinnahmen.
= 351 = Symptom; jetzt: Anzeichen, ebenso S. 375, 390, 404.
= 353 = prüfende Kritik; jetzt: prüfende Besprechung.
= 354 = Kommis; jetzt: Handlungsgehilfe; S. 385: Bankgehilfe.
= 357 = Polizeichikanen; jetzt: Polizeiquälereien.
= 357 = Reaktivierung; jetzt: Wiederherstellung; S. 393: Wiedereinsetzung.
= 361 = Technik; jetzt: Betrieb.
= 361 = Tradition; jetzt: Überlieferungen.
= 361 = inspizieren; jetzt: mustern.
= 362 = Advokaten; jetzt: Anwälte.
= 362 = Koterieweſen; jetzt: Günstlingswesen (S. 157 ist „Koterie" stehen geblieben).

Seite 362 früher: Mechanismus; jetzt: Triebwerk.
= 364 = Spekulationen; jetzt: Unternehmungen, ebenso S. 369; S. 371: Entwürfe und Unternehmungen (S. 387 ist „Spekulationen" stehen geblieben).
= 368 = Spekulation; jetzt: Gewinnsucht.
= 388 = Spekulation; jetzt: Oberleitung.
= 370 = Subjekte; jetzt: Persönlichkeiten.
= 371 = Tantièmen; jetzt: Einkünfte.
= 371 = Kompagnon; jetzt: Handlungsgenosse (S. 213 ist „Kompagnon" stehen geblieben).
= 371 = brutal; jetzt: ungeschliffen.
= 371 = Kontrastfarben; jetzt: Gegenfarben.
= 373 = sozial; jetzt: wirtschaftlich.
= 374 = Kartell; jetzt: Verbindung.
= 374 = Konkurrent; jetzt: Mitbewerber.
= 374 = wohlthätige Konkurrenz machen; jetzt: zum allgemeinen Besten die Spitze bieten.
= 375 = humoristisch; jetzt: scherzhaft.
= 417 = er rezitierte humoristisch; jetzt: er sagte mit scherzhafter Anspielung.
= 378 = Broschüren; jetzt: Flugschriften.
= 383 = Disput; = Wortgefecht.
= 385 = Produkte; = Erzeugnisse.
= 387 = Kontrakte; = Verträge.
= 388 = Reduktion; = Verringerung.
= 388 = Reduktion; = Abminderung.
= 388 = Praxis; = Wirklichkeit.
= 388 = Liquidation; = Geschäftsauflösung.
= 389 = respektieren; = achten.
= 389 = Usancen; = Bräuche.
= 390 = despotisch; = herrisch.
= 390 = volkswirtschaftlicher Kongreß; jetzt: volkswirtschaftliche Versammlung.
= 393 = stand auf dem Perron; jetzt: stand auf dem Bahnhof.
= 396 = offizielle Ehren; jetzt: äußere Ehren.
= 400 = offizielle Verabredungen; jetzt: amtliche Verabredungen.
= 400 = Truppendislokation; jetzt: Truppenaufstellung.
= 401 = Objekte; jetzt: Gegenstände.
= 401 = direkt; jetzt: unmittelbar.
= 401 = formell; jetzt: äußerlich.
= 405 = rationelle Abwicklung; jetzt: allmähliche Abwicklung.

Seite	407	früher:	Kontribution;	jetzt: Kriegszahlung.
=	407	=	Allianzvertrag;	= Bündnisvertrag.
=	408	=	Anomalie;	= Absonderlichkeit.
=	409	=	Session;	= Sitzungszeit.
=	229	=	Kammersession;	= Kammersitzungen.
=	411	=	Initiative;	= Vorgehen.
=	411	=	Initiative;	= freiwilliges Anerbieten.
=	411	=	gute Chancen;	= gute Aussichten.
=	411	=	Pression;	= Druck.
=	411	=	Notiz;	= Vermerk.
=	411	=	Konzept;	= Entwurf.

Auf solche Weise, durch die That sollten alle bedeutenden Schriftsteller, überhaupt alle Schriftsteller für die Reinheit unserer deutschen Muttersprache arbeiten und zur Lösung der Fremdwörterfrage beitragen, und nicht zuletzt unsere Tagesblätter, deren Ausdrucksweise auch sonst häufig von Mustergiltigkeit mehr als billig entfernt ist.

Daß übrigens Freytag nicht bloß in formeller Hinsicht die bessernde Hand angelegt hat, sondern mehrfach auch in Bezug auf den Inhalt, darauf wollen wir noch kurz hindeuten; die wesentlichsten Zusätze, das mit größerer Bestimmtheit ausgesprochene Urteil über die Entschließung Mathys zum Eintritt ins badische Ministerium als Staatsrat im April 1848, und die Zusammenstellung von Heinrich von Gagern und Mathy nach ihrer Bedeutung, wobei Mathy, der sich selbst mit der ihm eigenen Zurückhaltung und allzu großen Bescheidenheit neben dem „glänzenden" Freund in die zweite Reihe stellte, in die erste rückt, finden sich S. 273 und 281.

Die altdeutsche Litteratur im Rahmen der amtlichen Bestimmungen in Preußen.

Von **G. Böttticher** in Berlin.

Der Besorgnis, daß die amtlichen Bestimmungen über den deutschen Unterricht in Preußen und Österreich vielfach Veranlassung geben, die altdeutsche Litteratur auf den höheren Schulen in unbilliger Weise zu vernachlässigen, ist in dieser Zeitschrift wiederholt Ausdruck gegeben worden. Ganz besonders dankbar ist der energische Hinweis zu begrüßen, wie man ohne Gefahr der Zersplitterung und Oberflächlichkeit das Nibelungenlied und Walther sogar im Originaltexte lesen könne (vgl. Webers Sendschreiben, Zeitschr. I, 193—206). Auch in Österreich und Bayern er-

heben sich immer mehr Stimmen für die Pflege unsrer alten Litteratur, wenn möglich im Urtext. So notwendig es aber auch ist, immer wieder für dieses Ziel einzutreten, so ist es doch für jetzt noch wichtiger, sich zu fragen, was nun unter den einmal vorhandenen Umständen thatsächlich geleistet werden kann, um unsere Jugend, wie es in den preußischen Bestimmungen heißt, „für die Heroen unserer Litteratur durch das Verständnis der bedeutendsten ihnen zugänglichen Werke mit dankbarer Hochachtung zu erfüllen."

Sollen wir zu diesem gewiß hohen Ziele auch auf dem Gebiete der altdeutschen Litteratur wirken, so haben wir uns selbstverständlich zunächst auf den Boden zu stellen, auf welchen wir durch diese Bestimmungen gewiesen sind, d. h. wir haben uns für die alt- und mittelhochdeutsche Zeit der Übersetzungen zu bedienen. Das ist die Voraussetzung. Die Hauptfrage ist aber, welche Auswahl aus dieser Litteratur zu treffen ist, um das zugleich mit den oben angeführten Worten ausgesprochene Ziel zu erreichen, daß die Schüler „auf Grund einer wohl gewählten Klassen- und Privatlektüre mit den Hauptepochen unserer Litteratur bekannt gemacht" und damit auch in den Entwicklungsgang unserer Litteratur eingeführt werden. Andeutungen nach dieser Seite hin hat jüngst schon W. Schulze in dieser Zeitschrift II, 409—422 gegeben. Er betont mit Recht den nationalen Gesichtspunkt, den idealen Gehalt, soweit er Ausdruck eigentümlich deutscher Sinnesart ist. Die ästhetischen Fragen treten hier durchaus zurück, der Inhalt ist das maßgebende. Allein Schulze hat meines Erachtens doch einen etwas zu engen Maßstab angelegt. Ich will im folgenden in kurzem ein Programm entwickeln, an dessen Verwirklichung bereits Hand gelegt ist, und dessen erster Ausführungsversuch demnächst den Fachgenossen zur Beurteilung vorliegen wird.[1])

Zweifellos steht im Vordergrunde unserer älteren Litteratur die mittelhochdeutsche Periode. Diese wird auch im Lehrplane besonders hervorgehoben, indem gewünscht wird, „daß die Schüler aus guten Übersetzungen einen Eindruck von den Eigentümlichkeiten der früheren klassischen Periode unsrer Nationallitteratur gewinnen". Mit Recht stellt man hier an die erste Stelle das Nibelungenlied. Es ist nur die Frage, ob dasselbe ganz gelesen werden soll oder nur in den Lachmannschen Liedern oder überhaupt nur in einem Auszuge, welcher etwa unter den von Schulze a. a. O. entwickelten Gesichtspunkten große zusammenhängende

1) Denkmäler der älteren deutschen Litteratur, für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen vom 31. März 1882, herausgegeben von Gotthold Böttticher und Karl Kinzel, Halle a. S., Waisenhaus. — Die ersten beiden Hefte sind bereits erschienen.

Partien mit verbindenden Inhaltsangaben giebt. Die letztere Behandlungsart halte ich gerade bei diesem Werke nicht für empfehlenswert, weil dieselbe bei den übrigen in Frage kommenden Werken mehr oder weniger eintreten muß und der Schüler doch wenigstens diese eine berühmteste Schöpfung deutschen Volksgeistes als ein Ganzes mit ins Leben nehmen muß. Es ist ja unvermeidlich, daß ein Werk, welches dem Schüler bruchstückweise geboten wird, auch mehr oder weniger in seinem Interesse und seiner Wertschätzung sinkt. Aber auch die Lachmannschen Lieder entsprechen den Bedürfnissen der Schule nicht ganz. Die eingeschobenen Strophen enthalten zum Teil doch sehr wünschenswerte Ergänzungen und kulturhistorisch wichtige Schilderungen. Den ganzen Text von Bartsch aber, oder gar den Zarnckeschen zu geben wird niemand ernstlich befürworten können. Deshalb scheint es mir am geeignetsten, einen Text zu gebrauchen, welcher außer den Lachmannschen Liedern diejenigen Verbindungsstrophen enthält, welche inhaltlich von Wert sind. Unter den vielen Übertragungen und Bearbeitungen des Nibelungenliedes ist leider keine, welche diesen Gesichtspunkt zielbewußt zur Geltung gebracht hätte; am nächsten kommt ihm noch H. Kamp, dessen sonst empfehlenswerte Ausgabe jedoch durch ihre Einrichtung Einbuße erleidet (vgl. meine Anzeige Zeitschr. f. Gymnw. 40, 369 bis 371). Leider hat auch L. Freytag in seiner zweiten Ausgabe darauf verzichtet. Möchte doch einer der Herren bei einer neuen Auflage diesen Wunsch berücksichtigen! Wir selbst wollen bei unsrer Sammlung von einer Neubearbeitung des Nibelungenliedes vorläufig absehen, weil wir die große Zahl der vorhandenen nicht ohne Not noch um eine neue vermehren möchten. Unsere Thätigkeit richtet sich zunächst auf das, was außer dem Nibelungenliede zur Erreichung des amtlich bezeichneten Zweckes heranzuziehen ist. Dazu gehört nun zweifellos noch Gudrun, ein höfisches Epos und Lyrik.

Für Gudrun gilt derselbe Gesichtspunkt, wie für das Nibelungenlied. Die Lektüre des Ganzen in der Schule ist ein Unding; wer es versucht hat, weiß, wie der Ballast der Spielmannspoesie gerade hier drückt und den Genuß am echten Kerne beeinträchtigt. Aber auch auf die Müllenhoffschen Strophen darf man sich nicht beschränken, es ist vielmehr ein gekürzter Text unter didaktischen Gesichtspunkten herzustellen, und da man diesem dringenden Bedürfnis bisher noch von keiner Seite entgegengekommen ist, so soll in unsrer Sammlung der Versuch gemacht werden.

Für das höfische Epos steht der Parzival in erster Linie. Er ist eine unerschöpfliche Fundgrube für die christlich-germanische, ritterliche Weltanschauung, eine Ergänzung zugleich für den Geschichts- und Religions-

unterricht, wie sie nicht vollkommener gewünscht werden kann. Es ist auch ein Irrtum, wenn man ihn für zu schwer hält; dies ist er nur dann, wenn man fortfährt, ihn durchaus religiös-allegorisch auslegen zu wollen. Ich habe in meiner für die Schule mit berechneten Ausgabe[1]) die nach meiner Ansicht richtigen, wirklich fruchtbaren Gesichtspunkte angegeben, unter denen er zu behandeln sein dürfte; es ist auch zu erwarten, daß mit der zweiten Auflage eine nur auf den Text und die notwendigsten Erläuterungen beschränkte, besonders billige Schulausgabe erscheint. — Daneben glaubten wir aber in unsrer Sammlung zwei kleinere Epen zur Auswahl bieten zu müssen, die für die Schule Wert haben. Es ist dies der Arme Heinrich und der Meier Helmbrecht, jener als Vertreter des religiös gerichteten Ritterepos, dieser als ein Stück wirklicher Zeitgeschichte, über dessen kulturhistorischen und ethischen Wert kein Zweifel besteht.

In der Lyrik endlich bildet selbstverständlich Walther den Mittelpunkt; zur Ergänzung sind nur die besten Gedichte aus Minnesangs Frühling heranzuziehen. Auch hier kommt es auf die Auswahl an, z. B. muß in den Minneliedern der Frauendienst den herrschenden Gesichtspunkt abgeben. Hier halten wir es auch für nötig, den mittelhochdeutschen Text daneben zu stellen, weil der Lehrer hier öfter als irgendwo das Bedürfnis empfinden wird, auf den Originaltext zurückzugreifen. Die auch in dieser Zeitschrift geforderten Einführungen in die Sprachgeschichte (vgl. den Aufsatz von Münch, Zeitschrift I, 412—440) finden hier Stoff und Anknüpfungspunkte.

Ist nun mit der Heranziehung der „klassischen" Periode in diesen Grenzen für die altdeutsche Litteratur genug geschehen? Ich meine, nicht. Das Nibelungenlied führt von selbst schon auf die Geschichte des deutschen Volksepos, und da die ältesten Überlieferungen desselben, Hildebrandslied und Waltharilied, einen so hervorragenden und eigenartigen ethischen und poetischen Wert haben, so halten wir es für durchaus geboten, daß diese Gedichte in den Mittelpunkt der litteraturgeschichtlichen Betrachtung der vorklassischen Zeit gestellt werden und damit zugleich die Lektüre des Nibelungenliedes vorbereitet wird. Als Denkmäler von nationalem Werte mögen daneben an geeigneter Stelle noch die Zaubersprüche und Muspilli Berücksichtigung finden. Diese vier Denkmäler werden daher zusammen in einem Hefte, und zwar als das erste, erscheinen. Der alte Text wird gegenüber gestellt und mit sprachgeschichtlichen Hinweisen versehen. — Auch den Heliand zu lesen ist gewiß sehr wünschenswert, doch dürfte es erhebliche Schwierigkeiten machen, ihm den geeigneten Platz anzuweisen.

---

1) Berlin, Friedberg und Mode. LXXI u. 350 S. 3 M.

Aber auch aus anderen besondern Gründen müssen wir vorläufig verzichten, ihn in unsre Ausgaben aufzunehmen.

Es fragt sich nun, wie weit die spätere Zeit bis Klopstock noch zu berücksichtigen ist. Genauere Betrachtung erfordert unbedingt die Reformationszeit. Die Schüler müssen eine Ahnung von der Bedeutung derselben auch nach der litteraturgeschichtlichen Seite hin erhalten. Deshalb müssen sie einige Hauptsachen von Luther und Hans Sachs im engsten Anschluß an das Original in die Hände bekommen. Die Beziehungen Goethes auf Hans Sachs machen dies um so wünschenswerter. Gleichfalls im Hinblick auf Goethe und zugleich auf Herder, sowie auf die Romantiker Uhland und die Brüder Grimm erscheint endlich auch eine Auswahl der besten Volkslieder des 16. Jahrhunderts zweckmäßig.

Über das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts kann man verschiedener Meinung sein. Für Opitz, Gottsched, Bodmer wird vielleicht eine Auswahl von Stellen aus ihren litteraturgeschichtlich wichtigen Schriften angebracht sein; wenigstens dürfte einiges aus der zeitgenössischen Dichtung als Erläuterung zum Vortrage des Lehrers, also etwa Fleming, Gleim, Gellert, wozu selbstverständlich das Kirchenlied in den von den Schülern gelernten Liedern tritt, zur Erreichung des oben bezeichneten Zieles kaum zu entbehren sein.

So hat sich uns folgendes Programm für unsere Sammlung ergeben:

I. Die deutsche Heldensage.
   1. In der vorklassischen Zeit: Hildebrandslied, Waltharilied. — Dazu Zaubersprüche, Muspilli.
   2. In der klassischen Zeit: (Nibelungenlied) Gudrun.

II. Die höfische Dichtung des Mittelalters: (Parzival) Armer Heinrich, Meier Helmbrecht. Walther.

III. Reformationszeit: Luther, Hans Sachs, Volkslied.

IV. 17. und 18. Jahrhundert in noch näher zu bestimmender Auswahl.

Diese Denkmäler sollen zwanglos in Heften von durchschnittlich 6—8 Bogen erscheinen, und damit wollen wir vor allem den Lesebüchern entgegentreten, welche mit ihren „Proben" den oben bezeichneten Zweck niemals erreichen können. Wir geben mit ihnen für jedes Denkmal besonders eine kurze Einleitung, welche die notwendigen litteraturgeschichtlichen Angaben enthält unter Heranziehung von quellenmäßigem Material, soweit es allgemeines Interesse hat; außerdem werden hier die litteraturgeschichtlichen, kulturgeschichtlichen und ästhetischen Gesichtspunkte angedeutet, welche bei der Lektüre im Auge zu behalten sind, ohne dem Lehrer irgendwie vorzugreifen. Eine Reihe von Fragen, welche zu Thematen von Vorträgen und Aufsätzen führen, ergeben sich daraus von

ſelbſt. Ergänzend treten dazu eine Reihe von Anmerkungen unter dem Texte, welche die nötigſten ſachlichen Erklärungen geben und anderſeits das Intereſſe des Schülers wecken und rege halten ſollen durch Hinweiſe auf die in der Einleitung gegebenen Geſichtspunkte, durch Anregung beſondrer Beobachtungen, durch Hinweis auf gleiche und ähnliche Erſcheinungen in andern Dichtungen — alles das in knappeſter, Nachdenken und Selbſtthätigkeit der Schüler herausfordernder Form. Auf dieſe Weiſe wird die Möglichkeit gegeben, einen großen Teil des Penſums auch der Privatlektüre zuweiſen zu können. Ohne Privatlektüre wird der Stoff natürlich nicht bewältigt werden können, und dies veranlaßt mich ſchließlich, hier einen am Grauen Kloſter in Berlin bereits in Anwendung gebrachten Ausführungsmodus dieſes Programms mitzuteilen. Mein Mitherausgeber, Herr Dr. Kinzel, äußert ſich darüber folgendermaßen:

„Aus Veranlaſſung einer Reviſion unſres Gymnaſiums durch den Provinzial-Schulrat Pilger wurde im allgemeinen nach ſeinen Fingerzeigen der Lehrplan des deutſchen Unterrichts für die drei Oberklaſſen etwa folgendermaßen umgeſtaltet. Die Behandlung des Mittelalters wurde nach Ober-Sekunda verlegt. Im Sommer ſind die Schüler in die Geſchichte der deutſchen Sprache einzuführen. Die beſte Vorbereitung findet der Lehrer in Behaghels „Die deutſche Sprache“ (Leipzig, Freytag 1886); aus dieſem von einem Fachmann populär geſchriebenen Werke mag er das Angemeſſene auswählen, nicht aus den abgeleiteten Büchern von Dilettanten, damit die in den landläufigen Litteraturgeſchichten noch immer verbreiteten thörichten Anſchauungen, nach welchen z. B. die gotiſche die Mutter der deutſchen Sprache ſei und Ulfilas das erſte deutſche Litteraturwerk u. a., gründlich ausgerottet werden. Geſchmackvoll, ſchlicht und gründlich beſprochen wird dieſer Stoff immer das Intereſſe der Schüler erwecken und das Gefühl für die Mutterſprache ſtärken. Im Winter werden die Schüler ebenſo in die Entwicklung der Litteratur eingeführt, natürlich nach Vorſchrift im Anſchluß an die Lektüre. Dieſe iſt auf zwei Jahre verteilt. In einem Sommer ſteht im Mittelpunkt das Nibelungenlied, während die Gudrun als Privatlektüre den großen Ferien bleibt. Im nächſten Sommer iſt es umgekehrt. Vorangeſchickt wird eine Geſchichte des Volksepos. Nach den Ferien überzeugt ſich der Lehrer durch kurze Beſprechung und einen Aufſatz davon, daß die Privatlektüre fruchtbar geweſen. Das eigentliche Leſen erfolgt zu jeder Stunde als Vorbereitung zu Hauſe, in der Stunde eingehende Beſprechung. Im Winter wird für die althochdeutſche Periode der Litteraturgeſchichte im erſten Vierteljahr wiederum das Volksepos in den Mittelpunkt geſtellt und demnächſt nach Böttichers Übertragung Hildebrands- und Waltharilied geleſen reſp. beſprochen. Im zweiten Vierteljahr wird nach gründlicher

Vorbereitung für die mittelhochdeutsche Zeit einmal Walther in den Mittelpunkt gestellt, für den eine passende Auswahl in einem Heftchen erscheinen soll. Die beste Vorbereitung findet der Lehrer in Fr. Pollacks „Epischen und lyrischen Dichtungen" u. s. w. (Berlin, Hofmann), einem Werke, das natürlich in keiner Schulbibliothek fehlen darf. Walther läßt sich, wie ich eben erprobt habe, in etwa sechs Wochen ausreichend lesen und die Behandlung durch einen Aufsatz zum Abschluß bringen. Mehr Zeit kann darauf nicht verwendet werden, da hier auch noch Dispositionslehre im Anschluß an eine Anzahl von Musterthematen zu geben ist. Dennoch bleiben wohl noch einige Stunden zur kurzen Übersicht über das höfische Epos übrig. Dies wird nun im folgenden Winter in den Mittelpunkt gestellt, wo dann Walther nebenher durch Privatlektüre zu erledigen ist. So wird jeder Schüler bei steter Wiederholung (in jeder Stunde fünfzehn Minuten) einen genügenden Einblick in die altdeutsche Litteratur und in die Geschichte der Sprache gewinnen. In Prima ist dann im ersten Halbjahr die Zeit von Luther bis Klopstock, im zweiten Lessing, im dritten Goethe, im vierten Schiller zu behandeln."

Die Weltanschauung Goethes im ersten Teil des Faust.

Von **Christian Semler** in Dresden.

Willst du dich deines Wertes freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen.
Goethe.

Werther entdeckte das Schöne in der landschaftlichen Natur, in dem einfachen Thun und Treiben des Volkes und in Lotte; aber er litt schließlich durch diese drei, weil er von der Sehnsucht und der bloßen Empfänglichkeit nicht zum Streben und zum Schöpferischen sich aufraffen konnte. Von dem leidenden Affekte vermochte er nicht, um mit Spinoza zu reden, zu dem thätigen und tapfern zu gelangen. Die Entwicklungsfähigkeit war ihm versagt.

Der in der Studierstube vereinsamte und verdüsterte Faust dagegen wird, nachdem ihn in der Osternacht die Erinnerung an die glückliche Jugendzeit vor der Schale mit Gift bewahrt hatte, durch den Spaziergang, durch das unter der Linde tanzende Volk und durch Gretchens Anmut und kindlichen Sinn verjüngt und dem schöpferischen Streben gewonnen.

Das Leben war ihm, wie Hamlet, durch seine Enttäuschungen und Qualen überdrüssig geworden. Dem gelehrten Berufe, der ihn der Natur und dem Weltleben entfremdet und, bei dem verknöcherten Zustande der

Wiſſenſchaften, weder zu den Geſetzen der Natur, noch zu einer überzeugenden Weltanſchauung geführt hatte, kehrt er den Rücken. Er will die Wahrheit nicht mehr erforſchen, auch keine neue Methode mühſam ausſinnen, ſondern ſich ſeines Zieles durch geniale Eingebung, durch fühlendes Schauen und unmittelbares Erleben bemächtigen.

Fauſt kann da die Wiedergeburt finden, wo auf Werther geiſtige Umnachtung wartete. Denn er hat männliche Leidenſchaft in ſich und klebt nicht feſt wie dieſer, und mit dem ungeſtümen Drang nach den wechſelnden Bildern des Lebens vereinigt ſich das begeiſterte Streben, welches ſchon die Seele Clavigos erfüllte und ihn zu dem ſein Selbſt- und Lebensgefühl erweckenden ſchriftſtelleriſchen Berufe geführt hatte.

Fauſt faßt den Entſchluß, aus dem engen in das ganze und volle Leben hinauszutreten:

Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen;
Mit Stürmen mich herumzuſchlagen
Und in des Schiffbruchs Knirſchen nicht zu zagen.

Eine ſo kühne Sprache war dem weichen Werther fremd; doch Carlos im Clavigo iſt ſie aus der Seele geſprochen. Dieſer Entſchluß des Fauſt, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, verkörpert ſich dichteriſch in der Erſcheinung des Erdgeiſtes. Aber der Erdgeiſt iſt zugleich die Verkörperung deſſen, was Fauſt das Leben bieten werde:

In Lebensfluten, in Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her.

Ein deutliches Licht fällt auf Fauſts Beſchwörung des Erdgeiſtes durch zwei Sprüche Goethes. Der eine lautet: „Mein ganzes inneres Weſen erwies ſich als eine lebendige Heuriſtik, welche eine unbekannte, geahnte Regel anerkennend, ſolche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.“ In dem andern Spruche heißt es: „Kepler ſagte: 'Mein höchſter Wunſch iſt, den Gott, den ich im Äußern überall finde, auch innerhalb, innerhalb meiner gewiſſermaßen gewahr zu werden.' „Der edle Mann fühlte, ſich nicht bewußt, daß eben in dem Augenblicke das Göttliche in ihm mit dem Göttlichen im Univerſum in genaueſter Verbindung ſtand.“

In dem Erdgeiſt vereinigt ſich Natur und Menſchenleben, Gutes und Böſes zu einem harmoniſchen Ganzen. Dieſes Univerſelle erinnert uns wiederum an einen Spruch Goethes: „Die vernünftige Welt iſt als ein großes unſterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltſam das Notwendige bewirkt und dadurch ſich ſogar über das Zufällige zum Herrn macht.“ — Der Erdgeiſt giebt Fauſt den Mephiſto mit, der das Ver-

führerische des Lebens, den Hohn und Spott, aber auch das Erzieherische in sich birgt: ohne letzters freilich zu bezwecken. Mephisto führt Faust Gretchen zu, um ihn von seinem idealen Streben abzulenken; aber gerade durch Gretchen gelangt Faust zum begeisterten Schauen der Harmonie in der Welt. Mephisto will Faust stören und verführen, wenn dieser in der Studierstube und in Wald und Höhle sich beruhigt und sammelt. Aber zugleich schützt Mephisto dadurch Faust, ohne es natürlich zu wollen, vor dem Schicksal Werthers, dem unfruchtbaren Versinken in sich selbst. Faust ist männlicher, kühner und leidenschaftlicher als Werther und Clavigo. Dementsprechend gab Goethe Werther den milden Albert zum Freunde, dem entwicklungsfähigen und ehrgeizigen Clavigo den klaren und entschlossenen Carlos, Faust dagegen, der mehr aushalten kann, Mephisto. Letztern lernen wir auch im Prolog im Himmel kennen, wo er belächelt wird, weil er im Grunde ohnmächtig ist, während er auf der Erde Faust lächerlich macht. Der Herr läßt den „Schalk" ruhig gewähren, damit Faust nicht der unbedingten Ruhe, der Selbstgefälligkeit und dem abstrakten Idealismus anheimfalle. Er vertraut auf das Streben des Menschen und ist gewissermaßen die Verkörperung dieses Strebens. Er hat also Zutrauen zu dem Erziehenden des Lebens und damit zu dem ewigen Gehalt desselben. Spinozas Weltanschauung schimmert hier durch; Luther freilich würde sich über solche gottlose Vorstellungen entsetzt haben.

Mephisto verlangt nicht die Seele des Faust, wie der Teufel in der Volkssage, sondern er will ihn hier auf der Erde in seine Gewalt bringen. Faust begehrt ebenso nur das Diesseits als Schauplatz seines Strebens und Genießens:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh' auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern!

Die diesseitige Welt hat bereits, wie wir zeigten, ihre Gaben auf Faust ausgeschüttet und die Wiedergeburt angebahnt. Der Spaziergang in der Frühlingslandschaft weckte die Sehnsucht, mit dem Adler über die Felsen, mit dem Kranich über die Flächen und Seen zu ziehen. Das unter der Linde tanzende Volk aber entzündete leidenschaftlich seine Phantasie, daß er nachher in der Studierstube sich freute, sagen zu können:

Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungestümen Thun.

Beim Anblick der fröhlich tanzenden Menge läßt Goethe seinen Faust aus innerster Seele sagen: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's

ſein.“ Wir finden ſchon im Werther eine Anzahl Stellen, die uns zeigen, welch' eine große Zuneigung unſer Dichter zu dem eigentlichen Volke gehabt habe. Seinen Wahlſpruch „Saure Wochen, frohe Feſte“ hat er hier kennen gelernt. Als er 1774 Werthers Leiden an Schönborn, Konſulatsſecretär in Algier, ſchickte, ſchrieb er, indem er eine Feuersbrunſt in Frankfurt erwähnte: „Ich habe bei dieſer Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt und bin dabei aber und abermals vergewiſſert worden, daß das doch die beſten Menſchen ſind.“ Noch eingehender ſpricht er 1777 in einem Briefe von Klausthal aus an Frau von Stein: „Wie ſehr ich wieder auf dieſem dunkeln Zug Liebe zu der Klaſſe von Menſchen gekriegt habe, die man die niedre nennt, die aber gewiß vor Gott die höchſte iſt! Da ſind doch alle Tugenden beiſammen, Beſchränktheit, Genügſamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichſte Gute, Harmloſigkeit, Dulden, Ausharren.“ — Von dieſem Geſichtspunkte aus tritt auch das ſchöne Gedicht Hans Sachſens poetiſche Sendung in die richtige Beleuchtung. In dem ſchlichten Nürnberger Handwerksmanne ſpiegelt ſich ein kerngeſundes, edles und heiters Volksgemüt, welches Goethe dauernd feſſelte. Und ſicher wird derjenige den Fauſt in der Phantaſie am beſten ſich vergegenwärtigen, der wohlvertraut iſt mit den Schwänken und einigen Faſtnachtſpielen des Hans Sachs.

Ein Kind des Volkes iſt auch Gretchen, wie dasjenige, um welches Goethe als Knabe ſich ſo abhärmte. Fauſt, der, wie es bei der phantaſievollen und leidenſchaftlichen Mannesnatur nicht ſelten der Fall iſt, dem Zwieſpalt „zweier Seelen“ preisgegeben war, ſchaut hier zum erſtenmal den Einklang in der Welt, die Verſöhnung mit dem Leben. Ähnliches zeigte ſich ihm ſchon im Erdgeiſt, doch nur als Eingebung, als Fühlen und Ahnen. In Gretchen dagegen tritt ihm leibhaftig verkörpert die Weltanſchauung entgegen, die er in der Studierſtube vergeblich geſucht hatte. Schon in Gretchens Stube überkommt ihn das Gefühl der Verſöhnung; es wird ihm die „Hütte zum Himmelreich“:

Wie atmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieſer Armut welche Fülle,
In dieſem Kerker welche Seligkeit!

Solch' eine Stimmung leitete ehemals die nordiſchen Maler, wenn ſie die Madonna ſchlicht bürgerlich in ihrer Häuslichkeit darſtellten.

Unerreicht in der Poeſie iſt, wie Gretchen kindlich plaudert von ihrer Arbeit in der Küche und am Waſchtrog, von ihrer Sorge für das Schweſterchen bei Tag und bei Nacht. Hatte Fauſt bisher die Schranke des Lebens, das Kleine und Kleinliche als häßlich angeſehen, ſo zeigt es ſich ihm nun mit dem Schönen und Sittlichen vereinigt. Das ein-

fache Thun giebt Gretchen die Poesie und Harmonie, wie den Menschen in der Ilias und Odyssee. Diese haben nicht „zwei Seelen" in ihrer Brust.

Sollte Faust beim Anblick dieses lieblichen Geschöpfes nicht die Ahnung und Eingebung kommen, daß ihm, wie hier in Gretchen das Leben, so dereinst die Wissenschaft in einem edlern Bilde als bisher erscheinen werde, in welchem Kleinliches und Pedantisches mit tiefsinnigen und klaren Gedanken sich vereinigt? Dann brauchte ihn Goethe nicht Landwirt werden zu lassen; er konnte ihn in die Studierstube zurückführen, in welcher der Dichter selbst, Alexander von Humboldt und Darwin wahrlich nicht Pedanten wurden.

Den philosophisch denkenden Faust und das gläubige Gretchen sehen wir nebeneinander sitzen und von den göttlichen Dingen sprechen. Und das harmlose Mädchen bringt mit ihrem schlichten Geplauder den Geliebten, der den Erdgeist beschworen hatte, doch in Verlegenheit. Sie hält ihm seinen Umgang mit dem spöttischen und herzlosen Mephisto vor und deutet damit, ohne es sich klar bewußt zu sein, an, daß Faust von der Willkür und nicht von der Sitte und Treue sich könne leiten lassen. Gretchen hat in ihrem frommen Sinn weit mehr als Faust, der noch aus einem Extrem in das andre stürzt und erst lernen muß, was die sittlichen Mächte sind. Ein Spruch Goethes belehrt uns über den freidenkenden Faust: „Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich." Die sittlichen Mächte werden ihm erst klar, wenn er das arme Gretchen im Kerker auf dem Stroh liegen sieht. „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an", ruft er bei diesem Anblick aus. Vor der Beschwörung des Erdgeistes gelobte er, beim Eintritt in das Leben, mit Stürmen sich herumzuschlagen und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen. Hier in dem Kerker sieht er das Schicksal, wie er einst in Gretchens Stube den Frieden und die Versöhnung geschaut hatte. Er wird auf der hohen See des Lebens noch mehr Jammer und Elend erblicken als zwischen den feuchten Mauern des Kerkers. Wir ahnen aber, daß er sein Gemüt vertiefen und sein sittliches Bewußtsein stärken werde. Vielleicht kommt ihm der Gedanke, daß die ehemalige Enge mit ihren Schranken nicht so schlimm gewesen sei. Er wird dann mit Goethe sagen:

Wir wenden uns, wie auch die Welt entzückt,
Der Enge zu, die uns allein beglückt.

Recht anschaulich wird dieser Gedanke durch die Worte Lotharios in Wilhelm Meisters Lehrjahren: „In Amerika glaubte ich zu wirken, über dem Meere glaubte ich nützlich und notwendig zu sein; war eine Handlung nicht mit tausend Gefahren umgeben, so schien sie mir nicht

bedeutend, nicht würdig. Wie anders ſeh' ich jetzt die Dinge, und wie iſt mir das Nächſte ſo wert, ſo teuer geworden." Jarno ergänzt dieſen Ausſpruch durch die Anführung eines Briefes Lotharios von Amerika aus: „Ich werde zurückkehren und in meinem Hauſe, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen ſagen: hier oder nirgend iſt Amerika."

Aber die Fauſtidee, d. h. das Anſtreben der Harmonie des Unendlichen und Endlichen im Leben, das Verſöhnen des Ewigen mit der Schranke und Enge, iſt auch in einem Briefe Goethes aus Italien ausgeſprochen. Er bewundert in den Wandgemälden der Farneſica und der Kirche Maria della Pace die Größe Raphaels, inſofern er nicht durch die Schranken des gegebnen Raumes beirrt worden ſei, vielmehr im Anſchluß daran das Höchſte geleiſtet habe. Dazu fügt dann Goethe den ſchönen Satz: „Wie in dem Organismus der Natur, ſo thut ſich auch in der Kunſt innerhalb der genaueſten Schranke die Vollkommenheit der Lebensäußerung kund." Was hier von der Natur und Kunſt geſagt iſt, gilt auch von dem menſchlichen Leben.

Goethe, der freigeſinnte Proteſtant, ja, der nach Spinoza und nicht nach Luther ſich richtende Denker, verherrlicht den frommgläubigen Sinn und in dem Gebet Gretchens vor dem Muttergottesbilde ſowohl wie in dem „dies irae" den katholiſchen Kultus in einer Weiſe, wie es wohl noch nie ein katholiſcher Dichter vermocht hatte. Goethe iſt eben der edle und unbefangne Menſch, der alles Große und Schöne in der Welt ruhig auf ſich wirken läßt. So waren denn auch die Zuhörer begeiſtert, wenn er die römiſchen Kirchenfeſte ſchilderte. Im Kreiſe der katholiſchen Fürſtin Gallitzin in Münſter deutete man darauf hin, daß er ein Heuchler ſei. Die edle Frau ſprach darüber offen mit Goethe. Er antwortete: „Ich ſtelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Ort; mir fällt nicht ſchwer, mit einem klaren, unſchuldigen Blick alle Zuſtände zu beachten, und ſie wieder auch eben ſo rein darzuſtellen."

Wie Fauſt zur Verſöhnung kommen wird, haben wir bisher ſchon angedeutet. Er muß lernen, neben dem Blick für das Große und Ganze zugleich das Kleine und Kleinliche zu beachten und zu ertragen. Ein kurzer Satz in Wilhelm Meiſters Lehrjahren drückt dies am klarſten aus: „Der Menſch iſt nicht eher glücklich, als bis ſein unbedingtes Streben ſich ſelbſt ſeine Begrenzung beſtimmt." Fauſt muß ſich, wie Goethe in Weimar, der berufsmäßigen Arbeit, dem reichen Menſchenverkehr und dem Wirken für andre unterziehen.

In der Fauſttragödie kommt das Dramatiſche nicht allein zur Geltung; das Lyriſche tritt in den Liedern und Selbſtgeſprächen zu Tage, und das Epiſche zeigt ſich in den reizenden Sittenbildern. Durch dieſes Neben-

einander der drei Dichtungsarten wird allerdings die Einheit des Kunstwerks gestört; aber dafür entrollt sich, trotzdem das Gedicht nur ein Bruchstück ist, beinahe ein umfassendes Natur- und Weltbild wie im Heldengedicht. Himmel und Erde erschließen sich vor uns, wie in der Ilias. Die beiden Welten bilden, in homerischer Art, keinen eigentlichen Gegensatz; sie gehen vielmehr, der Weltanschauung des Gedichtes entsprechend, ineinander über. Den Himmel würden wir sehr ungern vermissen, zumal in der Auffassung, die Goethe ihm giebt. Die Erzengel feiern in ihren herrlichen Strophen doch nur die Natur, also das Diesseits, und das Gespräch zwischen dem Herrn und Mephisto dreht sich nur um den Menschen im Diesseits. Also müssen Natur und Menschenleben sehr bedeutungsvolle und ewige Mächte sein, wenn man im Himmel sich ernstlich damit beschäftigt und daran so herzlichen Anteil nimmt, wie es die Götter in der Ilias thun. Es wird nicht davon geredet, daß alles nur Staub sei und wieder zu Staub werde. Hamlet freilich würde zum Herrn hinsichtlich des Menschen seufzend sagen: „Was ist mir diese Quintessenz vom Staube!"

Mag nun auch Mephisto auf der Erde sein Wesen treiben: er hilft ja doch nur das Gute fördern, welches ohne ihn zu paradiesisch selbstgenügsam und stillvergnügt wäre. Mögen auch Zerrbilder der echten Menschennatur sich in nicht geringer Zahl herumtreiben, wie die ewig bezechten Studenten in Auerbachs Keller, wie die friedliebenden Spießbürger, wie Wagner, der verknöcherte und eitle Schulmeister, oder die heiratslustige Frau Marthe: diese Käuze machen uns ja herzliche Freude! Sie steuern zum Festschmuck des Lebens reichlich bei, denn sie bieten uns Stoff zum Lachen. Wer aber lachen kann, schwebt über der Kleinkrämerei der Alltagswelt. Und wie vorzüglich sind einzelne dieser Figuren gezeichnet, vor allem Frau Marthe. Sie ist als Vertreterin des derbkomischen Selbstgefühls ebenso meisterhaft veranschaulicht wie die Amme in Romeo und Julie. Das Behagen, das sie auf ihre Weise am Leben findet, teilt sie als wohliges Gefühl uns mit. Sicherlich schwebten Goethe bei ihrer Zeichnung die Frauen vor, wie sie Hans Sachs in seinen Schwänken, besonders aber in den Fastnachtspielen „Der tote Mann" und „das heiß' Eisen" so belustigend darstellte.

Unter den volkstümlichen Figuren heben wir noch ganz besonders hervor die Soldaten mit ihrem Liede „Burgen mit hohen Mauern und Zinnen", das den schönsten Volksliedern des fünfzehnten Jahrhunderts nicht nachsteht. Diese Soldaten und die prächtige Figur Valentins, das sind keine Kleinbürger, sondern aus dem besten Mark des Volks entsprungne Naturen. Goethe hat doch recht, daß er das eigentliche und echte Volk so gern hat. Wenn es nur häufiger zu finden wäre!

Der erſte Teil des Fauſt endigt mit der Kerkerſzene im Helldunkel einer Ballade. Als die dichteriſche Kraft erloſchen war, ſchuf Goethe den zweiten Teil, durch deſſen Bewunderung im Theater das jetzige Publikum ſeinen Mangel an poetiſchem Sinne kundthut. Wie ſchade iſt es, daß er nicht, bei noch ungebrochner dichteriſcher Kraft, Fauſt nach Gretchens Tode zu der Lebensſtufe emporführte, die in Hermann und Dorothea Dorotheas erſter Verlobter betrat. Dann wäre ihm im öffentlichen Leben, ſei es im Parteikampf oder auf dem Schlachtfelde der Erdgeiſt „in Lebensfluten, in Thatenſturm" erſchienen. Das Erhabne des Heroiſchen hätte die Verjüngung und höhere Stufe geboten, wie vorher die Liebe zu Gretchen. Die That, die der Mann mit Männern ausführt, erhebt noch mehr als die Liebe über die Werktagswelt. Es fällt uns nicht ſchwer, Fauſt im Reiterkampf zur Seite der beiden Küraſſiere in „Wallenſteins Lager" vorzuſtellen.

Die deutſche Litteraturgeſchichte im Unterricht höherer Lehranſtalten.

Von **Ferdinand Schultz**[1]) in Charlottenburg.

Je mehr die Richtung der Zeit darauf ausgeht, den deutſchen Unterricht in den Mittelpunkt des geſamten höheren Unterrichts zu rücken, deſto feſter beginnen die Ziele, die man für denſelben ſtecken zu können glaubt, ſich zu geſtalten. In einem Punkte jedoch ſcheinen die Meinungen am weiteſten auseinander zu gehen: er betrifft die Betreibung der deutſchen Litteraturgeſchichte. Liegt die Zeit gar nicht ſo weit zurück, wo man glaubte, eine Geſchichte der Litteratur im Unterricht überhaupt entbehren zu können und nur ein eindringendes Studium der Werke ſelbſt empfahl, ſo zeigen jetzt die zahlreichen Auflagen litteraturhiſtoriſcher Handbücher, daß man von dieſer Meinung zurückgekommen ſei, und es ſteht zu beſorgen, daß bei der Fülle des in dieſen aufgeſpeicherten Materiales eher zu viel als zu wenig Litteraturgeſchichte getrieben werde. Allerdings durften die Beſorgniſſe, welche man an die eingehendere Betreibung dieſes Zweiges im deutſchen Unterricht knüpfte, nicht ſo ganz unbegründet erſcheinen. War nicht zu befürchten, daß oft Name und Zahl an die Stelle lebendiger Anſchauung und gründlich gefeſteter Kenntniſſe trete und mit rein gedächtnismäßiger Aneignung dem Lernenden bald wieder

---

1) Unter Benutzung von Gedanken der Vorrede zu ſeiner im Verlage von P. Baumann zu Deſſau erſcheinenden „Geſchichte der deutſchen Litteratur, für deutſchen und geſchichtlichen Unterricht ſowie für Selbſtbelehrung bearbeitet."

entschwinde? Allerdings würde dies der Fall sein, wo Name und Zahl den Kern des Gelehrten bilden sollten. Diese Besorgnis würde aber noch viel mehr den Geschichtsunterricht, bei welchem das anzueignende Material doch noch unendlich größer ist, treffen. Mag es ja immerhin noch Lehrer geben, bei welchen die Einprägung der Jahreszahlen einer gewonnenen und verlorenen Schlacht oder einer bedeutungslosen Herrscherreihe das Hauptziel des Unterrichtes bildet, im ganzen und großen darf man doch wohl annehmen, daß nicht nur das einzuprägende Material auf das geringste Maß beschränkt wird, sondern daß auch die Thatsachen, welche ja allerdings angeeignet werden müssen, von leitenden Ideen durchdrungen und im Lichte fortschreitender Entwickelung dargestellt werden. — Anderseits befürchtete man, daß durch Urteile über Litteraturwerke vorschnelles Urteilen und naseweises Absprechen befördert werden. Aber ist es denn nötig, den Dichterwerken eine Beurteilung beizufügen, welche einer Zeugnisnummer gleicht, nach welcher der Lernende den Grad seiner Wertschätzung abmessen soll?

Und doch ist die Litteraturgeschichte nicht nur ein Teil *nationaler Geschichte*, sondern es werden auch die Meisterwerke der Litteratur erst recht verstanden, wenn sie in ihrem Gedankeninhalt aus den durch die Zeit gegebenen Bedingungen heraus erkannt werden.

Nicht die Sache an sich scheint es somit zu sein, welche vor der Betreibung der Litteraturgeschichte als solcher Scheu einflößte. Wir glauben allerdings, daß, wie in der Geschichte, so auch in der Litteraturgeschichte eine Anzahl von Namen — und auch Zahlen — dem Lernenden unentbehrlich sind. Hat doch selbst jede formale Wissenschaft reale Faktoren als Grundlage, welche mit dem Gedächtnis aufgenommen werden müssen; die Geschichte ist aber eine reale Wissenschaft. Um wieviel mehr sollte dies denn nicht bei ihr der Fall sein? Diese bilden aber für uns, deren Denken als Menschen nun einmal von Raum und Zeit abhängig ist, nur die Tafel, auf welche wir das zu entwerfende Bild eintragen, und mit diesem haften auch die Namen und Zahlen. Giebt man daher dem Schüler mehr *Denkstoff als Lernstoff*, so wird über die Belastung mit Gedächtnismaterial nicht zu klagen sein. Statt der Urteile über Litteraturwerke, wie sie in den Handbüchern üblich sind, hebe man die *Eigenart* derselben hervor und man wird über naseweises Absprechen nicht zu klagen haben. Zwar wird hier und da die Schwäche selbst eines großen Dichters nicht verschwiegen werden können; dies muß aber immer so geschehen, daß die eigentümlichen Vorzüge desselben nur desto heller ans Licht treten.

Der wesentlichste Grund, weswegen gewissenhafte Lehrer des Deutschen der Betreibung der Litteraturgeschichte als solcher abgeneigt waren,

ſcheint auf einem anderen Felde zu liegen. Es ſind nämlich zwei Gebiete, die ſich hier eng berühren: die Litteraturwiſſenſchaft und die Geſchichte. Der Deutſchlehrer faßt leicht nur das eine Ziel ins Auge, und der Geſchichtslehrer überläßt gern jenem die Arbeit, welche eigentlich ihm gebührt. Und doch iſt nur durch das Zuſammenwirken beider etwas Erſprießliches zu leiſten, und eine fruchtbringende Beſchäftigung mit der Litteraturgeſchichte wird nur möglich, wenn mit der Bedeutung des einzelnen Kunſtwerkes der Zuſammenhang mit den geiſtigen Richtungen der Zeit erkannt wird, welche entweder in dieſem ſich abſpiegeln oder gar durch dasſelbe mitbeſtimmt worden ſind. Es iſt alſo eine Aufgabe, in die ſich der Lehrer des Deutſchen mit dem Geſchichtslehrer teilen muß, weshalb es wünſchenswert erſcheint, daß beide Unterrichtszweige auf den Oberſtufen in einer Hand ruhen. Um ſo mehr ſcheint mir die Hülfe des Geſchichtslehrers geboten, als der Lehrer des Deutſchen ſich nicht in der Lage befindet, ſo manches Gebiet in ſeinen Unterricht aufzunehmen, welches für das Verſtändnis der geiſtigen Strömungen unentbehrlich iſt. Deutlich tritt dies z. B. hervor gegenüber der Forderung, welche mit Recht in voller Schärfe geſtellt iſt, die Geſchichte im Unterricht bis 1870 fortzuführen. Hier muß entſchieden der Geſchichtslehrer der Führer ſein und das ſammeln, bez. ergänzen, was etwa der deutſche Unterricht davon hat überliefern können. Es kommt ihm auf dieſem Wege aber noch von einer anderen Seite her Hülfe entgegen. Dies iſt die freie, ſelbſtändige Lektüre des Lernenden. Je mehr das Schülermaterial der höheren Lehranſtalten ſich ſichtet, deſto mehr werden die Schüler verſchwinden, welche mit der Aneignung des rein Formalen, die durch Extemporalien und andere Spezimina kontrolliert werden kann, ſich begnügen. Man darf wohl annehmen, daß der Trieb zum Leſen ſelbſt bei trägeren Naturen allgemeiner geworden iſt, und mancher Schüler oberer Klaſſen zeigt wohl eine ganz hübſche Beleſenheit in der neueren deutſchen Litteratur, welche er nicht nur der vortrefflichen Einrichtung der Schülerbibliotheken verdankt. All dieſe Fäden zu vereinigen und zu einem Ganzen zu verweben, wäre die Aufgabe des Lehrers, in deſſen Hand beide Fächer ruhen, und wo dies nicht der Fall iſt, auch des Geſchichtslehrers. Daß dies allerdings nicht in ſyſtematiſchem Vortrage geſchehen könne, ſondern nur in freier Beſprechung, liegt auf der Hand.

Die Überſicht über die Litteraturgeſchichte, ſoweit ſie die Schule zu geben vermag, fällt naturgemäß der oberſten Klaſſe und dem deutſchen Unterricht zu. Es wäre aber eine irrige Annahme, wollte man glauben, daß hier erſt die Arbeit zu beginnen habe. Vielmehr müſſen ſämtliche Klaſſen und auch hier nicht nur der deutſche Unterricht Bauſteine dazu

liefern. Schon in der Quinta kann damit begonnen werden. Unter den Bildern, welche der hier beginnende geschichtliche Unterricht vorführt, befindet sich auch das Charakterbild der alten Deutschen in den hervorragendsten Zügen. Wenn sich hier die Treue, die Tapferkeit, die Achtung vor den Frauen, der Sinn für Freundschaft, Herzlichkeit und Traulichkeit im Verkehr, und Liebe zum Gesang als die wesentlichsten Eigenschaften der alten Germanen einprägen, so werden sie späterhin leicht in dem Nibelungenlied und der Gudrun als bewegende Kräfte wieder erkannt werden, und noch um so mehr wird hier eine Beziehung zu diesen Volksepen geknüpft werden können, als aus den diesen Liedern zu Grunde liegenden Sagenkreisen doch auch die Idealgestalten eines Siegfried, eines Dietrich von Berne diesem jugendlichen Standpunkt näher geführt zu werden pflegen. Auch Karl der Große fällt hier in den Kreis der Betrachtung, von dem doch erwähnt werden kann, daß er die alten Volksepen gesammelt habe.

In der Quarta und Tertia können schon immer einige Angaben über Leben und Werke der Dichter, von denen Gedichte gelesen werden, zur Aneignung kommen. Insbesondere wird dies bei Schiller und Uhland der Fall sein. Dazu kommen die vaterländischen Dichter (Gleim, Arndt, Körner, Schenkendorf), an welche nicht nur der deutsche, sondern auch der geschichtliche Unterricht anzuknüpfen hat. Der geschichtliche Unterricht führt in der Tertia die Götterwelt der Germanen vor und liefert dadurch wiederum einen Baustein; er darf aber auch nicht von der Sangesblüte im romantischen Mittelalter schweigen, und hier kann schon eines Parzival von Wolfram von Eschenbach gedacht werden, in dem sich der Geist der Zeit und die bewegenden Zeitideen am deutlichsten aussprechen. Anderseits darf er einen vaterländischen Sänger wie Walther von der Vogelweide nicht unerwähnt lassen, von dem ein Gedicht wie „Der Preis Deutschlands" und vielleicht sogar noch einige Sprüche (insbesondere die auf die Hohenstaufenkaiser) mit Vorteil zur Belebung des Unterrichts eingefügt werden können. Als Gegenbild hierzu dürfte der Verfall der Dichtung mit der Verwelschung der Sprache in dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges vorgeführt werden. Kann diese Zeit treffender gezeichnet werden als durch die Alamodepoesie und die ehrenwerten Bestrebungen der Sprachgesellschaften einerseits und durch die bedeutendste Erscheinung derselben, den Simplicissimus, andererseits?

Auch der Religionsunterricht liefert schon auf dieser Stufe einige Bausteine, an die sich später andere anreihen. Luthers große Persönlichkeit tritt hier in den Gesichtskreis und mit ihm seine sprachgestaltende Thätigkeit, welche sich an die Bibelübersetzung knüpft. Ferner lehrt der Unterricht mit dem Kirchenliede auch die hauptsächlichsten Dichter des-

ſelben kennen, ein ſehr ſchätzbarer und nicht zu entbehrender Beitrag für die ſpätere Behandlung der Litteraturgeſchichte.

Äußerſt fruchtbringend kann ſich der Unterricht für Aneignung litteraturgeſchichtlicher Kenntniſſe in der Sekunda geſtalten. Hier iſt zunächſt das Epos Haupttummelplatz im deutſchen Unterricht. Es kann hier mit der „Edda" begonnen werden, ein Verſuch, welcher von R. Paukſtadt (Entwürfe zu deutſchen Aufſätzen für die Sekunda. Deſſau, P. Baumann) mit Glück gemacht worden iſt. Sodann iſt hier eine möglichſt vollſtändige Kenntnis des Nibelungenliedes und der Gudrun anzuſtreben. Schon kann die Arbeit des Sammelns beginnen. Alles, was bisher über die Sagenkreiſe, die Sangesblüte des romantiſchen Mittelalters u. ſ. w. vereinzelt dem Schüler zugefloſſen iſt, wird unter leitende Geſichtspunkte geſtellt und zu einem Bilde abgerundet, ſo daß ſchon in der Sekunda ein nicht unbedeutender Teil der Litteraturgeſchichte in ſeinen Beſitz gelangt. Die Lektüre einiger Schillerſcher Dramen, wie „Die Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell" und lyriſcher Gedichte, welche meiſt der Ober-Sekunda zufällt, giebt Gelegenheit, dem Bilde Schillers neue Züge einzutragen. Goethes „Hermann und Dorothea" pflegt auch dieſer Klaſſe zugewieſen zu werden. Fügt man hierzu etwa die erſten Bücher von „Wahrheit und Dichtung", ſo wird immerhin ein Grund gelegt werden können für die ſpätere eingehendere Betrachtung Goethes.

Alle dieſe Bauſteine zu ordnen, zu vervollſtändigen und das Gebäude nunmehr aufzuführen, iſt die Aufgabe des Deutſchlehrers der Prima, welche er neben ſeiner Hauptaufgabe, die Kenntnis und das Verſtändnis der Meiſterwerke unſerer Litteratur ſeinen Schülern zu erſchließen, nicht außer Augen laſſen darf. Nur um jene litteraturgeſchichtliche Seite ſeiner Thätigkeit handelt es ſich hier; wir dürfen aber wohl daran erinnern, daß ihm auch auf der oberſten Stufe ſo manche Förderung von andern Lehrgegenſtänden her zuteil wird, welche ſeine ſchwere Aufgabe erleichtert. So kann die Lektüre Homers für Leſſings Laokoon, die des Sophokles für deſſen Dramaturgie, ja auch für Schillers Anſichten von tragiſcher Kunſt fruchtbar gemacht werden. Vom Religionsunterricht iſt ſchon oben geſprochen worden; wir wollen aber auch nicht unerwähnt laſſen, daß auch der Geſangunterricht bei einſichtiger und geſchickter Betreibung auf allen Stufen manchen brauchbaren Bauſtein zu dem Gebäude beizutragen imſtande iſt.

Soll es ſich nicht um ein äußerlich anzueignendes Material handeln, ſo muß die Litteraturgeſchichte die von ihr zu behandelnden Gegenſtände als Glieder einer fortſchreitenden Entwickelung auffaſſen und darſtellen. Der Lehrer des Deutſchen hat alſo vornehmlich zu zeigen, wie die Form

ſich als Ausdruck des Inhalts entwickelt habe, welche Umſtände für die Richtung derſelben beſtimmend geweſen ſeien und durch welche Stufen ſie durchgegangen ſei, bis ein Meiſterwerk entſprang; der Geſchichtslehrer hingegen, wie der in der Form niedergelegte Inhalt den Charakter der Zeit ausſpreche oder denſelben ſogar mitbeſtimme. Der Geſchichtslehrer ſtellt den begrenzenden Zeitrahmen auf, in welchem er dem Kunſtwerk ſeine Stellung giebt, der Lehrer des Deutſchen führt das Bild desſelben näher aus. So weichen die Ziele beider zwar zunächſt von einander ab, kommen jedoch in einem Punkte wieder zuſammen; aber nur durch die gemeinſchaftliche Arbeit beider iſt ein zuſammenhängendes und gefeſtetes Wiſſen zu erreichen. Iſt es z. B. Aufgabe des Geſchichtslehrers, den Geiſt des romantiſchen Mittelalters in der Hingabe des Gemütes an das Überſinnliche aufzuzeigen, welche in den ritterlichen Ideen der minne und aventiure in die Erſcheinung trat, ſo ſetzt der Lehrer des Deutſchen da ein und zeigt die Idee geſchäftig, ſich eine Form zu geben. So tritt er an die Werke der großen höfiſchen Dichter heran. Er zeigt, wie die internationale Richtung des Rittertums die Verpflanzung des franzöſiſchen Ritterepos auf deutſchen Boden bewirkte, wie aber der deutſche Geiſt das Fremde ſich zu eigen gemacht und in Fleiſch und Blut aufgenommen habe. Er thut dies dar, indem er von den Nachbildungen fremder Muſter, wie ſie im Alexanderlied und Rolandslied vorliegen, ausgeht und ausführt, wie Heinrich v. Veldecke zuerſt ſich frei macht, den Inhalt ſelbſtändiger geſtaltet und in dem reinen Reim bei kurzen Reimpaaren mit vier Hebungen bei männlichem und drei bei weiblichem ohne ſtrophiſche Gliederung die ihm gemäße Form findet, welche er zum Träger für den Ausdruck des Inhalts macht. So kommt er an Parzival, in welchem die geiſtlichen und weltlichen Ritterideen ſich aufs Innigſte miteinander verſchmelzen, während trotz der Anlehnung an franzöſiſche Muſter Natürlichkeit, Freiheit der Anſchauung und kecker Humor dem Kunſtwerk einen individuellen Stempel aufdrücken, dem andererſeits auch das allgemein Menſchliche nicht fehlt, welches in der Verherrlichung der „Staete“ als einer echt menſchlichen Tugend ſich Bahn bricht.

Noch enger knüpft ſich das Band zwiſchen dem deutſchen und dem geſchichtlichen Unterricht bei Walther von der Vogelweide, deſſen eingehende Kenntnis zu fördern ebenſo im Gebiet des deutſchen wie des geſchichtlichen Lehrers liegt. Abgeſehen von dem hiſtoriſchen Bilde Philipps, Ottos, Friedrichs, Engelberts, Innocenz III., für welches Walther dem Hiſtoriker ſogar eine Quelle bildet, iſt die Weltanſchauung Walthers, welche von der allgemeinen ritterlichen doch nicht unbeträchtlich abweicht, ſowohl für die Zeitfärbung, um welche es dem Hiſtoriker, als für die Eigenart der Spruchdichtung, um welche es dem Deutſchlehrer zu thun iſt, von großer Wichtigkeit.

Es kann nicht die Absicht sein, auf die innigen Beziehungen beider Lehrgegenstände des Weitern einzugehen. Eher dürfte auf Punkte hingewiesen werden, wo die Arbeit beider Lehrer mehr oder minder auseinandergeht. So bleibt es z. B. sicher dem Deutschlehrer überlassen, den Kampf der Leipziger und Schweizer in seinen Hauptzügen vorzuführen und zu zeigen, wie mit demselben und teilweis durch denselben die Litteratur aus der „weitschweifigen, nullen Epoche" herauskam. Andererseits wird der Historiker im friderizianischen Zeitalter sich mit der sogenannten „Aufklärung" zu beschäftigen haben, welche für den Litteraturhistoriker in den Hintergrund tritt, während beide sich wieder bei der Humanitätsidee begegnen, in welcher alle unsere großen Meister endlich zusammentreffen.

Und es giebt auch Felder, wohin der deutsche Unterricht bei seiner jetzigen Gestaltung kaum gelangt, die der geschichtliche aber, wie oben bereits angedeutet, nicht unbestellt lassen kann. Ist es z. B. dem Lehrer des Deutschen auch bei dem besten Willen möglich, den Romantikern gerecht zu werden? Und doch wie wichtig sind gerade diese für unsere gesamte neuere Entwickelung. Der Lehrer des Deutschen hat sie vielleicht in einzelnen glänzenden Erscheinungen berührt; der Historiker aber faßt sie nicht nur von ihrer patriotischen Seite, sondern zeigt auch, wie einerseits die Künste von ihnen Anregung und Richtung erhielten, anderseits ganze Wissensgebiete von ihnen ihren Ausgangspunkt gefunden haben, unter denen die Krone bildet die so tief greifende Sprachvergleichung, noch abgesehen von ihrem Einfluß auf die Philosophie und damit auf den herrschenden Zeitgeist überhaupt.

Für die neusten Zeiten wird der geschichtliche Unterricht die Führung fast allein zu übernehmen haben. Was hier der deutsche Unterricht geben kann, ist wenig. Wir denken etwa an Geibel, Freiligrath, Freytag und einige andere. Und doch, wie vieles ist hier, für das der Geschichtsunterricht den Blick öffnen muß! Wird man z. B. glauben, ein Verständnis der geistigen Strömungen vor 1848 erzielen zu können, wenn man achtlos an der Litteratur der dreißiger Jahre vorübergegangen ist? In diesem Zusammenhang wird der Schüler das „junge Deutschland" kennen lernen, und das, was er von Heine, Gutzkow, Laube, und anderseits von Lenau, Freiligrath u. a. gelesen hat (s. o.), wird in dem Zeitrahmen andere und festere Gestalt gewinnen. Für die Zeit *nach* 1848 wird es aber noch einer eingehenderen Charakterisierung bedürfen, durch welche das von dem Schüler vereinzelt Gelesene, unter einen Brennpunkt gestellt, zu einem abgeschlossenen Bilde abgerundet werde. Während der Dampf und die Elektrizität eine der größten Kulturumwälzungen, welche die Weltgeschichte kennt, herbeiführt, eine größere Annäherung der Menschen

aneinander bewirkt, und so einen Welthandel, eine Weltindustrie und Weltreiche hervorbringt, nimmt das erwachende politische Leben viele der vornehmsten Geister in seinen Dienst. An die Stelle des geschriebenen Wortes tritt vielfach die mündliche Rede, die Tageslitteratur erhält höhere Bedeutung. Der Strom des litterarischen Lebens fließt dabei reichlicher, ergießt sich aber ebenso auf das Gebiet volkstümlicher Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände wie auf das engere Feld der schönen Litteratur. In diesem aber tritt, ein Zeichen der Zeit, der Roman in den Vordergrund, sowohl der Zeitroman, der auch für Behandlung von Tagesfragen Raum bietet, als der kulturhistorische, welcher die Errungenschaften begrifflicher Erkenntnis in Anschauung zu verwandeln sich bestrebt. — In allen übrigen Gattungen der Poesie werden zwar tüchtige Ansätze gemacht, aber nur wenige wirkliche Meisterwerke entspringen dem gegen das vorige Jahrhundert so gänzlich veränderten Boden.

Wird unter solchem Gesichtspunkte das Einzelne der Erscheinung, welches dem Schüler bereits in den Gesichtskreis getreten ist, untergeordnet, so läßt sich auch hier der Zusammenhang in sein Wissen bringen. So kann endlich in dem Schüler ein zusammenhängendes Bild der litterarischen Entwickelung seines Volkes und damit der geistigen Entwickelung der deutschen Nation überhaupt erwachsen, ein Ziel, das zu erstreben doch wahrlich des Schweißes der Edlen wert ist, das zu erreichen freilich die Kraft eines Lehrers nicht ausreicht, für das daher die Thätigkeit aller Beteiligten in Anspruch zu nehmen ist.

Johanna d'Arc und der schwarze Ritter in Schillers Jungfrau von Orleans.

Von **A. Huther** in Cottbus.

Eine einzelne Szene darf nicht ohne Beziehung auf die Anlage des Ganzen betrachtet werden. Vor allem nicht bei Schiller, dem sich die einzelnen Szenen mit logischer Konsequenz aus der dem Stücke zu Grunde gelegten allgemeinen Idee ergeben. Nicht ganz ohne Rücksicht auf den Zusammenhang faßt Breitensprecher, welcher sich im wesentlichen auf den nämlichen Standpunkt wie die übrigen Ausleger stellt, in seinem kürzlich erschienenen Schriftchen mit dem oben angeführten Titel die Szene, in welcher der schwarze Ritter der Jungfrau gegenübertritt. Er will die Bedeutung nachweisen, welche die Szene für den Fortschritt der Handlung erhalten hat, und erklärt demzufolge, daß dieselbe zur Motivierung der Umkehr in dem Drama bestimmt sei, welche sonst unmotiviert bleiben

würde, da schon die nächste Szene den Fall der Heldin zur Darstellung bringt, ohne daß dieser durch den früheren Verlauf des Stückes genügend vorbereitet erscheinen könnte (nach S. 40). Und zwar ist es Talbots zur Hölle gestiegener Geist selber, welcher es unternimmt, die Jungfrau dem Dienste des Himmels zu entziehen und für den Dienst der Hölle zu gewinnen (S. 43). Der Zweck der Szene ist darnach, wie Seite 46—47 ausdrücklich erklärt wird, Johanna zum Abfall von ihrer Aufgabe zu verleiten.

Nach Breitensprechers Darstellung erhält so das Gegenspiel an dieser Stelle eine Verstärkung, insofern ein neues Element, die höllischen Mächte, als deren Sendling Talbot erscheint, in dasselbe eingreifen, während für das Hauptspiel schon hier die sinkende Handlung einsetzt. Denn wenngleich der eigentliche Zweck der Szene, Johanna zur Hölle hinabzuziehen, wie Br. zugiebt, verfehlt wird, so ist doch das Resultat derselben, daß Johanna, wie nicht bloß Br., sondern alle übrigen Erklärer annehmen, durch die Begegnung mit dem Repräsentanten der ihr feindlichen höllischen Mächte erschreckt, verwirrt und erschüttert und so der künftige Abfall von ihrer göttlichen Sendung vorbereitet wird (nach Br. S. 61).

Wir haben jedoch, um die Bedeutung der Szene erkennen zu können, dieselbe nicht bloß nach ihrem Verhältnis zu den Nachbarszenen, sondern, wie schon gesagt, nach ihrem Verhältnis zu der ganzen Anlage des Stückes ins Auge zu fassen. In dieser Beziehung nun muß zunächst festgehalten werden, daß unsere Szene ihren Platz innerhalb desjenigen Aktes erhalten hat, welcher sich deutlich als der Höhenpunkt des Dramas abhebt. Die Schlußworte der Heldin selbst schon scheinen mir eine Auffassung auszuschließen, wonach der Dichter bereits an diesem Punkte den Abfall von ihrem Auftrage anbahnen und damit den sinkenden Teil der Handlung einleiten wollte. Daß eine solche Auffassung nicht der Absicht des Dichters entsprechen kann, ergiebt sich aber auch, wenn wir die Szene als Glied des den Höhenpunkt bildenden dritten Aktes betrachten.

An sich stellt sich dieser Akt — mit Ausnahme einzelner Punkte in Szene 6—10, welche eine Beziehung auf den allgemeinen Kampf mit den Engländern enthalten — gegenüber dem schnell aufsteigenden Teile der Handlung in Akt I und II als eine breit ausgeführte Episode dar. Auch in der aus derselben Periode stammenden Tragödie „Maria Stuart" erscheint der Höhenpunkt, die Begegnung der beiden Königinnen, in ihrem den ganzen dritten Akt einnehmenden Verlaufe im wesentlichen nur als Episode. Die in unserem Akte eingefügten Handlungen, die Versöhnung Burgunds mit dem Könige, die Werbung Dunois' und La Hire's um Johannas Hand, sowie die Auszeichnung der Jungfrau durch den König, endlich der Tod Talbots und selbst das Auftreten des schwarzen

Ritters sind Momente, welche nicht der Fortführung der Haupthandlung, sondern der Exposition des seinem wesentlichen Charakter nach episodischen Aktes dienen. Die Verwendung von dergleichen Hilfshandlungen, um der Schilderung einen lebhafteren Charakter zu verleihen, ist seit Lessings Hinweis auf Homer keinem der neueren Dichter fremd geblieben. Diese — sekundäre — Bedeutung der Handlung kommt insbesondere in Goethes „Hermann und Dorothea" zur Geltung, und zwar nicht bloß in dem als Exposition zu fassenden ersten Gesange, wo dieselbe ausschließlich zur Auseinanderlegung der einzelnen beschreibenden Elemente dient, sondern auch in den weiteren Gesängen, welche den Hauptteil der Dichtung ausmachen. Hier fällt der Handlung, der Heimführung Dorotheens, die Aufgabe zu, die verschiedenen sich nacheinander bildenden Situationen, sowie die sich hieran anschließenden Gespräche, welche zur Darlegung der Charaktere bestimmt sind, zu motivieren. Denn die Absicht des Dichters war offenbar, in einer Reihe von Einzelzügen ein mit mancherlei plastischen Gestalten ausgestattetes Bild deutschen Familienlebens zu entwerfen, welches durch das im Hintergrunde entrollte kontrastierende Gemälde der französischen Revolution in ein um so helleres Licht gerückt wird (vgl. die Elegie „Herm. u. Dor.": „Deutschen selber führ' ich euch zu . . ."). Die mannigfaltige Reihe von Momenten nun, welche zur Zeichnung jenes Bildes dienen, erhält erst durch die sich vor unseren Augen abspielende Handlung Einheit und Zusammenhang, indem uns diese gleichsam von Gruppe zu Gruppe, von Schauplatz zu Schauplatz führt. Zugleich fällt hier freilich der Handlung eine selbständige Bedeutung zu, insofern der Verlobungsakt mit den ihn einleitenden Schritten selber eins der Momente bildet, welche zur Charakteristik des vorgeführten Familienidylls gehören. (S. zu dieser Auffassung des Werkes meinen Aufsatz in dieser Zeitschr., Jahrgang 2, Heft 1, S. 86.) In unserem Stücke dient der Akt bis zu Szene 9 einschließlich dazu, um Johanna auf der Höhe ihrer Erfolge zu zeigen, während die übrigen handelnden Personen nur gewissermaßen die Folie bilden, um die Gestalt der Jungfrau um so glänzender hervortreten zu lassen. Und zwar ist der Akt zu diesem Zwecke sehr scharf gegliedert. Die erste Gruppe der Szenen bis zu Szene 4 nämlich stellt die moralischen Erfolge der Jungfrau dar: die Versöhnung, welche sie zwischen dem Könige und dessen erbittertsten Feinde Burgund, sowie zwischen diesem und Du Chatel stiftet, die Liebe, welche sie von seiten der hervorragendsten Ritter erfährt, und, zwischen diesen beiden Akten eingestreut, die Anerkennung, welche ihr von seiten des Königs zu teil wird. Der Umstand, daß Johanna die Erhebung in den Adelsstand nicht als eine ihrer Person geltende Auszeichnung ablehnt, — ein Umstand, der von den Auslegern ganz allgemein als ein dieselbe an

weltliche Güter feſſelndes und ſo ihren Fall vorbereitendes Moment gefaßt wird — erklärt ſich ganz einfach aus der Thatſache, daß die hiſtoriſche Johanna gleichfalls vom Könige geadelt wurde. Schiller, welcher übrigens dieſem Akte keine beſondere Bedeutung beilegt, konnte ſeine Heldin nicht anders handeln laſſen, ohne mit den geſchichtlichen Vorausſetzungen des Stückes in Widerſpruch zu treten. Um ſo deutlicher zeichnet der Dichter die Beſcheidenheit der Jungfrau, wenn er dieſe ſich ſelber eine einfache Hirtin nennen läßt, die ohne des Himmels Geheiß kein Geſchäft in des Königs Hauſe habe. Der Dichter wollte alſo, ſoviel iſt hiernach klar, Johanna nicht als deſſen ſchuldig hinſtellen, daß ſie ihr Herz an weltliche Güter hänge. Vielmehr ſehen wir dieſelbe, während ſie andern Segen und Heil ſpendet und ihr von allen Seiten Liebe und Verehrung entgegengebracht wird, ihrerſeits, von ihrem göttlichen Berufe getragen, bedürfnislos und ſelbſtlos einherſchreiten. Dieſes ihr überirdiſches Weſen, mit dem ſie zu ihrer Umgebung in Gegenſatz tritt, iſt es, welches von dem Dichter in der zweiten Hälfte von Szene 4 gezeichnet wird. Wie Johanna hier noch ganz ihrer Aufgabe angehört, wird um ſo deutlicher, als ſie ſich derſelben widmet, obgleich ihrem prophetiſchen Geiſte das ſie bedrohende finſtere Geſchick ſchon jetzt vorſchwebt. Das Kaſſandramotiv iſt es, das an dieſem Punkte unverkennbar anklingt.

Der zweite Teil des Höhenpunktes, Szene 5—9, ſtellt die Jungfrau auf dem Gipfel ihrer kriegeriſchen Triumphe dar. Auch hier wird die Haupthandlung gewiſſermaßen in der Schwebe gehalten, und es werden an deren Stelle Nebenhandlungen eingeflochten, welche zur Charakteriſtik der Situation dienen. Talbot, der gefährlichſte Gegner der Franzoſen, wird den Engländern entriſſen, wie ihnen eben vorher ihre mächtigſte Stütze, Burgund, abwendig gemacht und für die Franzoſen gewonnen iſt. Wenn der Dichter den engliſchen Feldherrn nicht durch die Jungfrau ſelber töten ließ, ſo geſchah dies ſchon deshalb, weil er ſie alsbald mit dem in ſeiner Geſtalt erſcheinenden ſchwarzen Ritter kämpfen laſſen wollte. Auf das Auftreten dieſer Figur in Szene 9 werden wir ſogleich kommen, wenn wir zuvor noch die auf die letztere folgende Szene berührt haben werden.

In Szene 10 nämlich knüpft ſich unmittelbar an den Höhenpunkt das tragiſche Moment an. Der Übergang iſt ein durchaus plötzlicher, wie ihn Schiller liebt. Wir erinnern nur an das jähe Hervorbrechen beleidigten Stolzes an der Heldin in „Maria Stuart“. Der Fall der Heldin in unſerem Stücke wird nicht allmählich eingeleitet, wie nach dem Vorgange anderer auch Breitenſprecher (S. 61) meint. Dieſe Anſicht muß als unhaltbar erſcheinen. Denn wo bliebe der Höhenpunkt in dem Drama, wenn ſchon in Akt III ein allmählicher Abfall einträte? Einen

ſtark herausgearbeiteten Höhenpunkt bietet Schiller auch ſonſt dar, und ein ſolcher war gerade in unſerem Stücke erforderlich, in welchem unverkennbar das Hauptſpiel die Steigerung der Handlung herbeiführt. Gleichwohl bleibt der in Szene 10 mit dem tragiſchen Moment eintretende Fall der Heldin keineswegs unvermittelt. Derſelbe findet ſeine Begründung in der eigenen weiblichen Natur der Johanna. Das göttliche Gebot ſteht ihr von vornherein als ein ihr fremdes „du ſollſt!“ gegenüber. Die irdiſch-weibliche Seite ihres Weſens iſt übrigens von dem Dichter neben der überirdiſch-dämoniſchen feſtgehalten und klingt noch in der Werbungsſzene in ihren Worten vernehmlich an. Aus jener nun leitet ſich der Abfall von der göttlichen Aufgabe her, wenngleich ſich derſelbe dem voraufgehenden Verhalten der Jungfrau gegenüber in jäher Weiſe vollzieht.

Der Fall ſelbſt erklärt ſich aus dem Gegenſatze, in welchem für Schiller die reine ihrem urſprünglich göttlichen Weſen treu bleibende und die in dieſem ihrem Weſen durch Sinnlichkeit getrübte Liebe zueinander ſtehen. Den nämlichen Kontraſt bringt der Dichter in „Ideal und Leben“ zum Ausdruck. Das ſeiner ureigenſten Natur nach göttliche Weſen der Liebe iſt wie der ἔρως οὐράνιος in Platos Sympoſion über die Sphäre der Sinnlichkeit erhaben. Es iſt der Abfall von dem Ideal, wenn die Liebe in die letztere eingeht. „Nach dem Apfel greift ſie, und es bindet ewig ſie des Orkus Pflicht“, das iſt der tragiſche Grundgedanke, welcher dem Dichter auch hinſichtlich des Falls der Heldin unſeres Stückes vorſchwebt, wenn er die letztere durch die Liebe zu einem Manne wenigſtens zeitweilig dem ihr vom Himmel gewordenen Berufe entfremdet werden läßt. Die tragiſche Schuld der Jungfrau knüpft ſich erſt mit dieſem Akte an, wie derſelben denn auch erſt jetzt der Halt, den ſie bisher an ihrem göttlichen Auftrage gehabt hatte, verloren geht.

In dieſem Zuſammenhange muß die Szene der Begegnung der Jungfrau mit dem ſchwarzen Ritter eine ganz andere Bedeutung erhalten, als derſelben gewöhnlich gegeben wird. Was zunächſt die Perſon des Ritters betrifft, ſo beruft man ſich auf die gelegentliche Äußerung Schillers, jene Geſtalt müſſe dem Zuſchauer als der Geiſt des gefallenen Talbot erſcheinen. Es hieße den Sinn dieſer Worte verkehren, wenn man denſelben entnehmen wollte, die Geſtalt ſei der Geiſt des engliſchen Feldherrn. Wir werden die Abſicht, von welcher der Dichter ſich bei Einführung dieſer Figur leiten ließ, am ſicherſten zu erkennen vermögen, wenn wir auf das ganz ähnliche Verfahren Homers, Ilias, B. XXI, zurückgehen, das Schiller offenbar nachgeahmt hat. Der griechiſche Dichter läßt Apollo dem Achilles in der Geſtalt des von ihm aus der Schlacht ent-

rückten Agenor gegenübertreten, um jenen durch ſcheinbare Flucht von der Verfolgung der Trojaner abzuziehen. Es erſcheint hier alſo dem griechiſchen Helden dieſelbe Geſtalt, wie zuvor, während doch eine andere Perſon dahinterſteckt. Ebenſo der Jungfrau in unſerer Szene. Auch Schiller kleidet ein übernatürliches Weſen in das Äußere eines kurz vorher vor den Augen der Jungfrau aus der Reihe der Kämpfenden Geſchiedenen. Die Abſicht des Dichters hierbei war offenbar, das Auftreten einer übernatürlichen Erſcheinung dadurch zu motivieren, daß er dieſelbe an die Stelle einer ſchon früher vorhandenen Figur treten ließ. Die Szene, welche den ſchwarzen Ritter zeigt, knüpft ſo unmittelbar an diejenige an, in welcher Talbot erliegt. Hiermit iſt aber nur erſt das Auftreten jener Geſtalt begründet; nicht aber iſt zugleich ſchon das Weſen derſelben erklärt. Breitenſprecher irrt nun, wenn er glaubt, ſchon deshalb, weil Johanna in der geſpenſtiſchen Erſcheinung das Ebenbild Talbots erblickt, jene als den zur Hölle hinabgeſtiegenen Geiſt des letzteren ſelber auffaſſen zu ſollen. Die der Hölle entſtammende Geſtalt war durch ein künſtleriſches Geſetz, das des Kontraſtes, gefordert. Wenn der Kampf der Jungfrau für Frankreich ſich als ein Eintreten der Mächte des Himmels für dieſes Land dargeſtellt hatte, ſo war es durch jenes Geſetz bedingt, daß ſich der Kampf der Engländer zu einem Kampfe der Hölle zu Gunſten dieſer letzteren geſtaltete. Der ſchwarze Ritter ſtellt ſich uns daher ebenſo als Sendling der Hölle dar, wie Johanna als Botin des Himmels erſcheint.

Hiermit ergiebt ſich uns aber zugleich die Bedeutung, welche die Szene im Zuſammenhange des Dramas erhalten hat. Schon oben ſahen wir, daß dieſelbe einen Teil des Höhenpunktes bildet. Die Heldin erweiſt ſich als die alles überwindende Streiterin des Himmels und wirft als ſolche nicht bloß die menſchlich-irdiſchen Vertreter des Gegenſpiels nieder, ſondern bezwingt, wie unſere Szene zeigt, auch die ſich hinter dieſen verbergenden hölliſchen Mächte, indem ſie deren auf ihre Irreleitung berechneten Waffen des Trugs und der Argliſt ſiegreich widerſteht, ein Umſtand, welcher den Beweis dafür liefert, daß die Szene nicht als ein Moment der ſinkenden, ſondern als ein Moment der aufſteigenden Handlung — und zwar als der eigentliche Gipfelpunkt derſelben — zu betrachten iſt. Der Gedanke, den Vertreter jener Mächte die Jungfrau durch doppelſinnige Worte berücken ſuchen zu laſſen, lag dem Dichter nicht fern. Den Doppelſinn haben die prophetiſchen Worte des Ritters mit dem griechiſchen Orakel gemein. Die Abſicht, hiermit zu täuſchen, ergab ſich von ſelber aus der Situation.

In dem Verhalten der Jungfrau endlich iſt es deutlich zu erkennen, daß ſie ſich durch die Verſuchung in ihrer Aufgabe nicht beirren läßt.

Auch hierin liegt ein Beweis dafür, daß die Szene nicht als ein die sinkende Handlung einleitendes Moment aufzufassen ist. Die Worte der Heldin:

„Sie" (die Stimme des Prophetengeists) „redet laut in meiner Brust,
Daß mir das Unglück an der Seite steht,"

sind in dieser Beziehung zu beachten. Johanna erblickt vermöge ihrer inneren Stimmen in der Gestalt eine ihr verderbendrohende Macht, die sie in jenen Worten als das ihr zur Seite, d. h. in unmittelbare Nähe tretende verkörperte Unheil selber bezeichnet. Und so erklärt sie denn dem Widersacher im folgenden geradezu, daß sie unentwegt ihrem göttlichen Auftrage treu bleiben werde. Nur in dem Sinne einer Warnung vor dem von jenem ihr drohenden Unheil, nicht in dem einer Vorherverkündigung des im weiteren Verlauf des Stückes über sie hereinbrechenden Verhängnisses können die prophetischen Worte gemeint sein. Denn nur so gefaßt enthalten dieselben eine Antwort auf die auf Erregung von Zweifel und Unsicherheit berechnete Frage des Gegners, ob ihm gegenüber die Stimme des Prophetengeistes in ihr schweige. Johanna erkennt wenn auch nicht die höllische Natur des gespenstischen Wesens, so doch dessen auf ihr Verderben gerichtete tückische Absicht, welche ihr Ziel erreicht hat, sobald die Jungfrau den von dieser Seite kommenden trügerischen Mahnungen Gehör schenkt.

Die Bestimmung, den alsbald eintretenden Fall der Heldin vorzubereiten, wie sie Breitensprecher und vor ihm besonders auch schon Düntzer der Szene beimißt, vermag ich sonach in der letzteren nicht zu entdecken. Nicht als ein Teil der fallenden Handlung ist die Szene zu betrachten, sondern als ein Teil des Höhenpunktes, derjenige, an welchem die Jungfrau, indem sie wie bisher alle ihre Gegner, so auch den mächtigsten, von der Hölle selbst entsandten, besteht, auf dem Gipfel ihrer Erfolge angelangt ist. Ebensosehr die Stellung, welche die Szene in dem Organismus des Dramas einnimmt, als das Verhalten und die Worte der Jungfrau scheinen mir einer anderen Auffassung entgegenzustehen. Wohl konnte es, wie Br. S. 62 bemerkt, die Absicht des Dichters sein, durch den in den Reden der Erscheinung liegenden Doppelsinn, welcher auch die Deutung auf ein der Heldin bevorstehendes Unheil zuläßt, auf die Ahnung des Zuschauers zu wirken. Die Szene hat insofern die Bedeutung einer poetischen Perspektive erhalten, durch welche der Zuschauer veranlaßt wird, seine Aufmerksamkeit auf die unmittelbar nachfolgenden Ereignisse hinzulenken. Wird aber damit in der That in subjektiver Hinsicht das Eintreten der Katastrophe eingeleitet, so ist dies doch nicht in dem objektiven Sinne der Fall, daß Johanna durch die

arglistigen Worte des Ritters in ihrem Gemüte verwirrt und erschüttert und damit der in Szene 10 an sie herantretenden Versuchung gegenüber weniger widerstandsfähig erscheinen könnte.

Das Schrifttum der Gegenwart und die Schule.

Zweiter Teil.

Dichtergestalten unserer Zeit.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

II.

Martin Greif.

(Schluß.)

Wenn ich auf das Theater unserer Zeit zu reden komme, so fällt mir das Herz vor die Füße. Als man im vorigen Jahrhundert das Nationaltheater in Hamburg gründete und Lessing die „grundlegendste aller modernen Theaterschriften", seine Hamburgische Dramaturgie, schrieb, mit welchen stolzen Hoffnungen blickte man da in die Zukunft. Man glaubte mit einem Schlage die Bühne, die von dem seichtesten Musikgeklingel und rohen Hanswurstiaden beherrscht war, in einen wirklichen Tempel der Kunst zu verwandeln, der den höchsten nationalen und ästhetischen Bestrebungen dienen sollte. Aber damals schon scheiterte ein solches Unternehmen an der Teilnahmlosigkeit der Menge. Und heute? Heute haben wir zwar eine wirkliche dramatische Dichtung, für deren Erstehen ein Lessing die Bahn gebrochen hat, die ein Schiller, Kleist und Goethe zu schöner Entfaltung gebracht haben, aber eine Bühne, die mit dieser Dichtung auf gleicher Höhe stünde, haben wir noch nicht. Und der Geschmack unseres großen Publikums ist der Geschmacksrichtung, wie sie vor dem Auftreten Lessings herrschte, zum Verwechseln ähnlich. Seit mehr als hundert Jahren kein Fortschritt im Kunstverständnis und in der Kunsterkenntnis der Menge: das ist die traurige Thatsache, die uns aus den Theaterzuständen unsrer Zeit jeden Tag aufs neue entgegenschreit. Auf der einen Seite sehen wir eine fast kindisch zu nennende Freude an sinnlosen Lustspielen und Schwänken, die ohne Handlung, ohne dramatische Charaktere, ohne alles, was der dramatischen Kunst eigen ist, von seichten Köpfen zusammengesudelt sind, auf der andern Seite ein Waten und Wühlen im Schlamme einer von aller Kunst und allem Geist verlassenen Operette und Posse, ein wonniges Wälzen im Pfuhle. Und das Gebiet des hohen und ernsten Dramas, das durch

dieſe Richtung unſrer Zeit auf das Leichte und Seichte hin ſchon empfindlich genug geſchmälert wird, iſt zudem noch eingeengt durch die Herrſchaft der Oper und des franzöſiſchen Ehebruchs- und Cocottendramas. Ich bin kein Gegner der Oper an ſich, aber ich verlange von ihr (und jeder, der es wohlmeint mit unſrer dramatiſchen Kunſt, muß es verlangen), daß ſie denjenigen Bau und diejenigen Wirkungen beſitzt, die einem dramatiſchen Kunſtwerke zukommen. Legt man dieſen Maßſtab an die Oper, ſo werden nur wenige als wirkliche Bühnenwerke zuläſſig erſcheinen; im allgemeinen wird man nur die unſterblichen Opern Glucks, Beethovens Fidelio und die Muſikdramen Richard Wagners, ſowie vereinzelte neuere Opern für würdige Bühnenwerke mit dramatiſchem Leben erklären können, alle anderen Opern aber wird man mit geringen Ausnahmen von der Bühne in den Konzertſaal verweiſen müſſen. Ich nehme ſelbſt die Opern Mozarts hiervon nicht aus. Wie gering das Verſtändnis für die dramatiſche Kunſt bei uns noch iſt, das geht am deutlichſten aus der Thatſache hervor, daß ſelbſt unſer gebildetes Publikum über der ewigen Schönheit der Mozartſchen Muſik ganz ruhig die ſinnloſen und widerlich abgeſchmackten Texte zu vergeſſen vermag, die den Opern dieſes muſikaliſchen Genius zu Grunde liegen. Während ein wirklich kunſtverſtändiger Hörerkreis ſich von ſolchen Opern, die aller dramatiſchen Kunſt geradezu hohnſprechen, im tiefſten Innern verletzt und beleidigt abwenden und ſich im Konzertſaal und am Pianoforte den ungetrübten Genuß der muſikaliſchen Schönheiten verſchaffen würde, ſehen wir von einer ſolchen Scheidung des Dramatiſchen von dem lediglich Muſikaliſchen unſer Volk in ſeiner Geſamtheit leider noch weit entfernt. Daß durch die ſteigende Anerkennung, deren ſich Richard Wagners Werke erfreuen, und durch die immer wachſende Verehrung, die das Muſikdrama findet, auch die wahre Kunſterkenntnis bedeutend gehoben worden iſt und noch immer mehr gefördert werden wird, das iſt ein holder Lichtſchein, der in dieſe traurige Nacht des Kunſtverfalles dringt: aber es beſchleicht mich doch auch hier wieder der finſtere Zweifel, ob nicht viele in der Wagnergemeinde ſich mehr durch mancherlei Ungeſundes, an dem es in Wagners Kunſt nicht fehlt, zu dieſem Meiſter hingezogen fühlen, während das herrliche Große und Geſunde, das wahrhaft Dramatiſche in ſeinen Werken ihnen ein Buch mit ſieben Siegeln geblieben iſt. Doch ich will mir ſelbſt zur Beruhigung hoffen, daß dieſe Zweifel zu ſchwarz ſind. Einen hochentwickelten Geiſt wird das lediglich muſikaliſch Schöne auch nicht im entfernteſten für das Fehlen des dramatiſch Schönen entſchädigen können; denn das Dramatiſche iſt und bleibt die höchſte Blüte aller Kunſt. Nur bei geiſtig hoch entwickelten Völkern tritt das Dramatiſche überhaupt auf und auch bei dieſen

erſt ſpät, nachdem alle Kräfte des Volkes von einem gewaltig fortreißenden Zuge geſunder, wahrer und kraftvoller Bildung ergriffen und die einzelnen Perſonen und Geiſter aus dem alten Banne der geiſtigen Unfreiheit, der auf allem Unentwickelten ruht, gelöſt und herausgehoben ſind. Wie ſpät entwickelte ſich die Blüte des Dramas in der alten griechiſchen Welt und wie ſpät trat das Dramatiſche überhaupt in die germaniſche und romaniſche Welt der Neuzeit ein. Erſt nach der Reformation entwickelt ſich zuerſt bei den Engländern und Spaniern, dann bei den Franzoſen das Drama. In Deutſchland, wo der freie Königsſinn, wie ihn die dramatiſche Kunſt von dem Schaffenden ſowie von dem Genießenden verlangt, unter feudalen Einrichtungen und unter der Vergötterung des Fremden erſtickt wurde und nur erſt ſpät in ſeltenen Ausnahmen zum Leben erſtand, taucht das Dramatiſche am ſpäteſten auf; eigentlich war es erſt Leſſing, der unſerm Volke die Augen öffnete über das, was Handlung und Bewegung in der Poeſie zu bedeuten haben; freilich entwickelte ſich das Drama dann bei uns zu einer Blüte, die ſelbſt die beſten Werke der Spanier und Franzoſen durch ihren Glanz weit überſtrahlte. So läßt ſich am Verſtändnis des Dramatiſchen geradezu die innere Freiheit des Geiſtes meſſen; wie es um dieſe Freiheit heute ſelbſt bei Gebildeten unter uns ſteht, das kann man aus der wunderlichen Verehrung undramatiſcher und geiſtloſer Opern erkennen.

Eine unſelige Opernwirtſchaft war auch im vorigen Jahrhundert vor dem Auftreten Leſſings der Feind alles wahrhaft Dramatiſchen; dazu kam, daß eine ernſter geſinnte litterariſche Partei in Deutſchland, deren Führer Gottſched war, in dem falſchen Kunſtideal der Franzoſen Rettung aus den heilloſen Zuſtänden ſuchte. Welche Kämpfe hat es gekoſtet, um aus dieſem Meer von Irrtümern die Wahrheit emporſteigen zu laſſen! Wie haben glänzende Geiſter und feſte männliche Charaktere wie Leſſing und Schiller ihre ganze Geiſteskraft und ihr beſtes Können eingeſetzt, um das wahrhaft Dramatiſche in unſre Dichtung einzuführen und den Geiſt unſeres Volkes dafür empfänglich zu machen! Und nun? Kaum hundert Jahre darnach ſehen wir, nur um weniges erhöht, faſt dieſelben Zuſtände unſere Bühne beherrſchen wie in der Zeit vor Leſſings Auftreten. Denn auch ein Ausblicken nach dem franzöſiſchen Drama iſt heute wieder mehr denn je bei zahlreichen Bühnenleitern und Theaterſchriftſtellern in Brauch. Gerade ein Teil derjenigen Kunſtfreunde, die es ernſt meinen mit unſrer dramatiſchen Kunſt, bewundern die Bühnentechnik der Franzoſen und ſehen in dem franzöſiſchen Sittendrama das nachahmenswürdige Ideal dramatiſchen Schaffens. Und doch iſt dies genau ein ebenſo großer Mißgriff

wie die ähnlichen Bestrebungen Gottscheds im vorigen Jahrhundert einer waren. Gewiß haben die französischen Dramatiker unsrer Zeit eine Art der Scenenführung und des Aufbaues der Handlung, welche fast immer blendende und glänzende Wirkungen hervorzurufen vermag. Aber bei näherer Betrachtung lösen sich diese Wirkungen in ein buntes, schillerndes Nichts auf; denn sie sind erkauft auf Kosten der Wahrheit, sowohl der Wahrheit der Handlung als der Charaktere. Um die beabsichtigte Bühnenwirkung zu erzielen, wird ruhig eine Handlung plötzlich abgebrochen und eine andere daran gefügt, die in überraschender und unerwarteter Weise das Stück weiter führt; Tugend, Ehre, Heiligkeit und Edelsinn werden von Leuten im Munde geführt, die durch ihr Handeln gerade das Gegenteil von dem bekunden, was sie in ihren Worten preisen. So werden die schönen Worte zu entsetzlichen Phrasen, die in geistreichen Wortspielen und Wortgefechten durch einen mit scharf zersetzendem Verstande geführten Dialog den Hörer mit sich forttreiben und über die bodenlose Leere des Inhalts hinwegtäuschen. Die Wirkungen, die so durch rein äußerliche Kunstmittel hervorgebracht werden, sehen den wirklich dramatischen sehr ähnlich, sie haben aber mit diesen auch nicht das Geringste zu thun. Das wahrhaft Dramatische beruht vielmehr einzig und allein auf der inneren Wahrheit und Kraft der Handlung, sowie auf der Wahrheit und Kraft der Charaktere und kann niemals durch bloße äußere Kunstmittel hervorgerufen werden. Die französischen Dramatiker sind Virtuosen, aber keine Künstler. Wir können von dort nichts lernen. Brauchen wir ein ausländisches Vorbild für unser Sittendrama, so mögen wir weit eher von Ibsens älteren gesunden Stücken lernen, in denen gewaltiges dramatisches Leben pulsiert; seine Kunst ruht auf denselben Grundlagen wie die der germanischen Dramatik seit Shakespeare überhaupt, er ist daher unserm deutschen Geiste aufs engste verwandt.

Das Gesagte allein läßt schon erkennen, welch schwerer Stand dem wahrhaft Dramatischen in unsrer Zeit bereitet ist und wie schwer es uns gemacht wird, das zu behaupten, was Lessing, Schiller und Goethe als die höchste Blüte des Kunstlebens uns mit Aufbietung aller Kräfte erobert haben. Aber es tritt noch eine Gefahr hinzu und zwar eine Gefahr, die gerade mitten aus dem guten und gesunden Kerne unseres Volkes, aus den besten und edelsten Kreisen desselben kommt. Unser Zeitalter dient in seinen besten Geistern mit einer rührenden Hingabe der Wissenschaft, und wie im vorigen Jahrhundert die Philosophie den Herrscherstab schwang, so ist in unserm Jahrhundert die Geschichte die Lieblingswissenschaft geworden. Überall sehen wir das Historische in den Vordergrund gerückt, und alle Wissenschaften ohne Ausnahme haben

in dieſe hiſtoriſch-kritiſche Bahn eingelenkt. Kein Wunder, daß unſere Zeit daher auch dem Hiſtoriſchen in der Dichtung beſonderen Anteil entgegenbringt. Und wenn ein Roman oder ein Drama auf gründlichen hiſtoriſchen Studien ruht, ſo iſt man leicht geneigt, dem Dichter als ſolchem dies als Vorzug anzurechnen und ſeinem Werke darum größeren Wert beizulegen, ohne nach der eigentlichen Kunſtwirkung genauer zu fragen. Nun wird zwar das Drama, das ſeinen Stoff aus der Geſchichte oder Sage nimmt, immer die höchſte Art dramatiſcher Dichtung bedeuten, es wird immer das ſogenannte Drama höheren Stiles bleiben, aber ein ſolches Drama wird auch ſtets an den Dichter die höchſten Anforderungen ſtellen und von ihm die gewaltigſte Geſtaltungskraft fordern. Denn es gilt hier, das Epiſche, das in der Geſchichte und Sage vorliegt, in Dramatiſches umzuwandeln, und dem ſtellen ſich in der Regel ganz außerordentliche Schwierigkeiten entgegen, die nur von dramatiſchen Dichtern erſten Ranges überwunden werden. Der Dichter verwechſelt nur allzuleicht die hiſtoriſche Idee mit der dramatiſchen. Er glaubt, ein wirkliches Kunſtwerk geſchaffen zu haben, wenn er eine gewaltige hiſtoriſche Idee in lebhafter Weiſe zur Anſchauung gebracht hat, und der Hörer, der an der Geſchichte ſeine beſondere Freude hat, läßt ſich von demſelben Irrtume fortreißen, er nimmt die hiſtoriſche Idee für die dramatiſche und begeiſtert ſich an dem Stück, als ob es ein echtes, wirkliches Drama wäre. Iſt nun der Stoff noch dazu aus der Geſchichte unſeres Vaterlandes genommen, ſo überſieht der warme Anteil, den der Patriotismus an einem ſolchen Stücke nimmt, noch viel leichter alle Mängel des geſchaffenen Werkes; es genügen eine Reihe loſe aneinander gereihter Bilder, die ohne alles dramatiſche Leben einen großen Zeitabſchnitt der Vergangenheit unſeres Volkes zur Anſchauung bringen, um helle Begeiſterung zu entflammen. Und Dichter und Hörer ſchreiben dann dieſe Wirkung, die nur auf Rechnung der hiſtoriſchen Idee oder des Patriotismus zu ſetzen iſt, dem Drama als ſolchem zu, und ſo wird durch dieſe Täuſchung, welche aus einer an ſich höchſt lobenswerten Richtung unſrer Zeit hervorgeht, das wirklich Dramatiſche aufs äußerſte gefährdet. Denn es wird dem Dichter möglich gemacht, auch ohne alles dramatiſche Talent Bühnenſtücke zu ſchaffen, welche auf den Hörerkreis ihre Wirkung nicht verfehlen.

So kommt es, daß das hiſtoriſche Drama unſrer Zeit mit geringen Ausnahmen des wirklichen dramatiſchen Lebens entbehrt; in den meiſten derartigen Bühnendichtungen überwuchert die hiſtoriſche Idee die dramatiſche. Da nun aber die Geſchichtſchreibung unſerer Zeit eine Höhe erreicht hat, daß ſie im ſtande iſt, die hiſtoriſchen Ideen irgend eines Abſchnittes der Geſchichte aufs reinſte und gewaltigſte darzuſtellen, ſo erſcheinen die

meisten unsrer historischen Dramen nur als bloße Verwässerungen der durch die Geschichtschreibung gewonnenen Ergebnisse, Verwässerungen, die das geistige Leben unseres Volkes nicht erhöhen, sondern schädigen. Ältere Zeiten, die noch keine Geschichtschreibung besaßen, hatten ein Recht, auch bloße historische Ideen auf der Bühne zur Anschauung zu bringen, wie es z. B. Shakespeare in seinen Königsdramen gethan hat; für unsere Zeit haben solche epische Bühnenwerke auch nicht eine Spur von Berechtigung. Wir müssen die Umgestaltung der historischen Idee in eine dramatische von dem Bühnendichter unnachsichtlich fordern, nur dann giebt er uns jenes unendlich Hohe und Gewaltige, das die Wirkung der Geschichtschreibung weit überragt: die eigenartige Wirkung der dramatischen Kunst, die in dem reinsten Genusse unsre Seele über sich selbst erhöht. Ist schon das historische Drama unserer Zeit infolge seines kraft- und markloſen Aufbaues, den es im allgemeinen zeigt, wenig geeignet, die Erkenntnis des wahrhaft Dramatischen, das Verständnis und die Empfänglichkeit für dasselbe in unserm Volke zu fördern, was soll man nun gar dazu sagen, daß man in der Gegenwart mit Erfolg bemüht ist, die alte epische Gestaltung unserer Volksbühne wieder zu erneuern? In diesen Bühnenfestspielen, die einen ganz schlaffen, vorwiegend epischen Bau haben, wird der Anteil der Hörer einzig und allein durch die historische, beziehentlich vaterländische Idee erregt, von einem wirklichen Drama ist nicht mehr die Rede. Ich sehe in dieser Erneuerung, die in vielen Städten Beifall gefunden hat lediglich aus Begeisterung für die dargestellten Geisteshelden, also aus Gründen, welche im Patriotismus, in der Religion, in der Moral ihren Ursprung haben, ein Unglück für die Entwickelung unserer dramatischen Kunst. Was hat es uns gekostet, um uns von den alten epischen Traditionen frei zu machen, welch ein Riesenschritt war es von diesem unbelebten Epischen zu dem lebendig Dramatischen hin! Und nun soll das mit einem Schlage zertrümmert werden. Denn ich sehe es klar: den Lutherspielen werden Barbarossaspiele folgen, und an diese werden sich Hohenzollernspiele u. a. anschließen, und ich fürchte, diese bequeme Art, eine geschichtliche That in ein scheinbar dramatisches Gewand zu hüllen und damit Beifall zu ernten, wird viele Nachahmer finden. So werden diese epischen Volksspiele Mode werden, und der große Mangel an Kunstverständnis und an Empfänglichkeit für das wahrhaft Schöne, der sich gegenwärtig überall zeigt, wird diese Mode aufs beste begünstigen. Aber der Geist Lessings und Schillers wird sich voll bittern Schmerzes von solchem Schauspiel abwenden.

Aber auch hier stehen wir nicht ohne Hoffnung, und auch auf dem Gebiete des Dramas regt sich ein neuer Geist. Auf die wachsende Be-

geiſterung für Wagner habe ich ſchon hingewieſen; aber hier iſt es doch im weſentlichen die Muſik, die bei den meiſten den Grund für die Verehrung dieſes Meiſters abgiebt. Wichtiger noch iſt die Thatſache, daß jetzt in Berlin und in anderen Städten die Werke Ibſens lebhafte Anerkennung finden. Ibſen hat zwar zunächſt durch das Krankhafte und Ungeſunde in ſeinen neueren Werken die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt und ſich dadurch die Bühne erobert, aber er iſt doch ein Dramatiker erſten Ranges, und nun — und das iſt eben das Erfreuliche, das unſre Hoffnung belebt — finden auch ſeine älteren geſunden Stücke, die noch vor wenigen Jahren überall abgelehnt wurden, begeiſterten Beifall. Hiermit Hand in Hand geht die ſteigende Anerkennung der ganz hervorragenden dramatiſchen Begabung Wildenbruchs. In ſeinen Quitzows hat Wildenbruch mit unübertrefflicher Kunſt gezeigt, wie patriotiſche Stoffe dramatiſch zu geſtalten ſind. Und wenn in ſeinen früheren Werken bloßer redneriſcher Prunk die Schönheit ſchmälerte, ſo hat er ſich aus dieſer falſchen Behandlung der Sprache in der Gegenwart zu wirklicher Geſtaltung ſiegreich emporgerafft. Und ſo dürfen wir wohl hoffen, daß auch Martin Greif endlich die verdiente Anerkennung als dramatiſcher Dichter finden wird. Die Welle, welche Ibſen und Wildenbruch trägt, wird auch ihn emporheben, und ich ſehe im Geiſte ſchon Berlin auch den Bühnenwerken Greifs begeiſtert zujubeln. Denn Martin Greif iſt einer der wenigen wirklich dramatiſchen Dichter unſerer Zeit und zwar ein dramatiſcher Dichter von ganz hervorragender Begabung. Das beweiſt der Umſtand, daß er in ſeinen ſieben hiſtoriſchen Dramen, die er verfaßt hat, überall die hiſtoriſche Idee mit wirklicher dichteriſcher Gewalt durch die dramatiſche überwunden hat. In Wien, Prag und München wie überhaupt in Süddeutſchland haben ſeine Stücke auch ſchon wiederholte Aufführungen erlebt und ſind mit Beifall aufgenommen worden, aber zu einer Wirkung auf das geſamte Deutſchland iſt er noch nicht durchgedrungen. Das erklärt ſich zum Teil aus dem, was ich oben über die Geſchmacksrichtung unſeres Publikums angeführt habe, es ſind aber Greif gegenüber noch andere Vorurteile wirkſam, welche die Bühnenleiter und das Publikum beherrſchen.

Greif iſt ein großer lyriſcher Dichter, und weil ausgeſprochene Lyriker häufig vollkommen geſcheitert ſind, wenn ſie ſich auf das Gebiet des Dramas wagten, ſo hat ſich das Vorurteil gebildet: ein großer Lyriker müſſe ein ſchlechter Dramatiker ſein. Nun iſt aber Greif nicht bloß ein Lyriker, ſondern er iſt überhaupt eine echte, große Dichternatur, die jeden Stoff dichteriſch zu bewältigen vermag. Die Fähigkeit, die Dinge rein bis in die letzten Fäden ihres Weſens zu erſchauen, macht ihn zum Lyriker wie zum Dramatiker in gleicher Weiſe geeignet;

denn auch für den Dramatiker ist diese Fähigkeit die eigentliche Bedingung des Schaffens. Aber jenes Vorurteil genügte, um die Bühnenleiter in seinen Werken von vornherein lesbare Buchdramen erblicken zu lassen und nichts weiter; solche Werke, die von einem hervorragenden Lyriker stammten, auch nur zu prüfen, wäre nach ihrer Meinung lediglich Zeitverschwendung gewesen. Dazu kommt, daß Greif nur historische Dramen geschrieben hat; die vielen verunglückten historischen Dramen unsrer Zeit bewirkten es, daß man auch Greifs Dramen für wirkungslos hielt; der Blick für das wahrhaft Dramatische hatte sich ohnehin bei vielen unsrer Bühnenleiter getrübt. Und endlich sind Greifs Dramen sämtlich in fünffüßigen Jamben gedichtet. Und was ein echter, moderner, bühnenkundiger Theaterdirektor von der Jambentragödie hält, das ist ja allgemein bekannt. Und weil die Sprache in so vielen Jambentragödien unsrer Zeit schal und verwässert, ohne Kraft und Mark war, da mußten auch Greifs Werke unter solchem Urteil, das man in Bausch und Bogen über diese Dichtungsgattung fällte, mit leiden.

Und doch sind alle diese Meinungen nichtige und leere Vorurteile, und sobald einmal geistvolle Bühnenleiter aufgetreten sind mit dem rechten Blick für das wahrhaft Dramatische, so haben diese allen Vorurteilen zum Trotz doch zu solchen Dramen gegriffen. Und wenn diese auch von einem Lyriker stammten, wenn sie auch historische Stoffe behandelten, wenn sie auch in fünffüßigen Jamben geschrieben waren: für sie war nur das Eine entscheidend: wenn sie nur wahrhaft dramatisch waren. Und Greifs Dramen sind wahrhaft dramatisch, wirkliche Bühnenwerke, keine Buchdramen. Schon in seiner ersten dramatischen Arbeit: „Corfiz Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark", einem Trauerspiele in fünf Akten, das am 27. Oktober 1875 zum ersten Male im Stadttheater zu Wien aufgeführt wurde, erkannte man an der Klaue den Löwen. Der ganze Aufbau dieses Dramas ist ein wunderbar gelungener. Schon das stimmungsvolle Vorspiel, das uns aufs glücklichste in den Geist jener Zeit versetzt und den Widerstreit zwischen dem dänischen Adel, an dessen Spitze Ulfeldt steht, und dem König Friedrich III. von Dänemark mit wenigen Strichen aufs klarste schildert, ist ein kleines Meisterwerk. Schon hier werfen die Worte Leonorens, der Gattin Ulfeldts, die sie in Bezug auf den dänischen Reichsrat Holger Wind, den treu ergebenen Genossen des Reichshofmeisters, zu ihrem Gatten spricht, ihren düsteren Schatten über das Kommende:

„Wo ist der Landsmann? [1]) Sieh, er harrt des Abschieds.
Ich weiß nicht, als ich vorhin mit ihm sprach,
Ergriff ein seltsam Mitleid mich um ihn.

1) Der Reichsrat Wind.

Ich mußte immer denken an den Traum,
Den du verwich'ner Nacht von ihm gehabt,
Da du ihn, ohne Haupt im Blut sahst liegen,
Vor einer angelweiten Kerkerthür."

Mit der Gefangennahme Winds im ersten Aufzuge setzt die Handlung kräftig ein und steigt dann in raschem, spannendem Gange bis zur Hinrichtung Winds und zu dem glänzend und großartig ausgeführten Höhenpunkte im dritten Akte: dem Rücktritt Ulfeldts von dem Reichshofmeisteramte. Nachdem dieser sich in der Reichsratssitzung gegen die Anklagen, die man gegen ihn erhebt, verteidigt hat, legt er sein Amt nieder mit den Worten:

„Hier Eure Kette, Dienst und Amt zugleich!
Auf solche Anklag', sinnlos und gemein,
Ist dies die einz'ge Antwort! Sucht Euch einen Kanzler,
Er sei geschickter, besser, fähiger,
In allem unschätzbar, bis eine Stunde
Ihn Euch enthüllt in seinem wahren Wert!
(Zu den Reichsräten:)
Euch schaff' er Ämter, Pfründen, Sporteln, Leh'n,
So werdet ihr des Schicksals euch getrösten,
Das euer Vaterland ereilen will.
Gott schütz' das edle dän'sche Volk vor euch!
Ich bin zu End' und habe abgedankt!
Regiert ihr euer Dänemark nun selbst!"

Hieran schließt sich sofort der Beginn der Umkehr, Ulfeldt verbindet sich gegen sein Vaterland mit den Schweden und wird zuletzt von diesen verraten. Meisterhaft hat es der Dichter verstanden auch in diesem Teile, der dem dramatischen Dichter immer die größten Schwierigkeiten bereitet, fortwährend die Wirkungen bis zum Schlusse hin zu steigern. So hat er noch an den Schluß des dritten Aufzuges eine der gewaltigsten Szenen gestellt, die Szene, in der Leonore ihren Gemahl, nachdem er bereits heimlich mit Schlippenbach, dem Vertreter Schwedens, sich geeinigt hat, von dem Bündnisse mit Schweden abzuwenden sucht. Greif hat in allen seinen Dramen Frauengestalten eingeführt, die er mit der ganzen Tiefe seines Dichtergemütes geschaffen und mit allen Vorzügen dramatisch lebensvoller Charaktere ausgestattet hat. Diese herrlichen Frauengestalten sind dem Dichter ganz besonders wohl gelungen und bilden eine schöne Eigentümlichkeit der Greifschen Dramen, die einen lichtvollen Gegensatz zu den markigen und düsteren Hauptheldeu schafft und dadurch die Wirkung der Dramen ergänzt und erhöht. Gestalten, wie Schillers Gertrud und Hedwig im Tell mögen dem Dichter hierbei vorgeschwebt haben, aber er hat es verstanden, gerade seine Frauengestalten zu einer so vollen plastischen Rundung zu erheben, daß sie zu-

gleich an Goethes und Shakespeares wunderbare Frauencharaktere erinnern. Wer könnte sich dem tiefpoetischen Eindrucke entziehen, den die Leonore in Greifs Ulfeldt, die Octavia in seinem Nero, die Annunziata im Marino Falieri, die Mechtilde und Beatrix in Heinrich dem Löwen, die Irmengard in der Pfalz im Rhein, die Elisabeth im Konradin u. a. mit unwiderstehlicher Gewalt auf uns ausüben? Als Beleg hierfür sei die Szene angeführt, in welcher Leonore ihren Gemahl von dem Bündnis, das aber bereits seinen düsteren Schatten über diesen Auftritt wirft, abmahnt:

Leonore.

Bei unsern Kindern, Corfiz, sage mir,
Was hattet Ihr so heimlich mit einander?
Es malt ein Schrecken sich in deinen Mienen,
Dein Auge zittert innen vor Erregung,
Dagegen jener strahlend von dir ging;
Bis er mich sah, da sank ihm doch der Mut.
Gesteh' mir's, o, was hat er dir entwunden?

Ulfeldt.

Ein Wort sagt dir genug, ich geh' nach Schweden.

Leonore.

Nach Schweden! Gatte, nimm dies Wort zurück.

Ulfeldt.

Du weißt nicht, welchen Tag ich durchgemacht.
All' sind sie aufgestanden wider mich,
Ich bin entwürdet und kein Däne mehr.
(Ulfeldts Söhne: Ludwig, Christian und Leo treten auf.)

Leonore.

O Himmel, wie erfüllt sich so mein Traum!
Und Holger Wind, ich wage nicht zu fragen.

Ulfeldt.

Ist tot! —
(Leonore beugt sich schmerzvoll nieder.)
Vergang'ne Nacht, da wir die Stadt verlassen,
Da fielen sie ihn feig und schändlich an.

Leonore.

Gott hat es so gewollt. O, nimm's als Warnung.
Nicht wert sind sie, daß Rechenschaft du forderst,
Sie reifen in sich selbst dem Richter zu,
Dem Höhern überlass' es ihn zu rächen.
(Ulfeldt versinkt in Nachdenken.)
Hier, oder wo du willst auf deinen Gütern,
Kannst du erwarten, was die Zukunft fügt;
O, sieh die Fluren, dir vertraut, die Wälder,
Die alten Buchen hier, die du so liebst.

Blick aus, wie ſchön der Spiegel lacht des Sundes
All' um das Meer und Seeland grün und herrlich,
Entreiß' dich feindlich ſeinem Schoße nicht!
Kommt Kinder, hebt die Hände mit mir auf,
Den Vater zu bedrängen, daß er bleibe!

Ludwig.

O bleibe, Vater!

Chriſtian.

Bleib' im Vaterland,
Das wir von dir zu lieben immer lernten!

Leo.

An keinem Orte iſt's ſo luſtig, Vater!

Leonore.

Bei dieſen Lieben, die ich dir gebar
In ſchmerzensvoller Stunde, auf den Knieen
Fleh' ich dich an, erbarm' dich ihrer Jugend!

Ulfeldt (ſie aufhebend).

Rühr' nicht zu ſtark an's Herz, ich kann nicht anders!

Leonore.

Wenn du dem Feind nicht dienen wollteſt, nicht
Mit Waffen kämpfen gegen Dänemark!
Laß Chriſtians Tochter [1]) nicht Verrät'rin werden
Am Lande, das er hoch gelobt regiert!

Ulfeldt.

Das ſollſt du nicht, ich berge dich in Holland.
Was uns vom Glückſtand bleibt, das fällt dir zu.
Nur dieſes ein'ge Blut hier laſſ' uns teilen!
Du nimmſt die beiden kleinen Pflegbedürft'gen,
Mir folgt als Erſtgeborner Chriſtian!

Leonore.

Nein, eh' du ihn ſo jung zur Sorge zwingſt,
Leg' mir das Härt're auf, ich kann's erdulden.
O ſieh, wie er ſich härmt, dir ſtumm gehorchend,
Er ſtrebt zu uns, wie wir hinüberflehn.

Leo.

O Vater, nimm uns alle wieder an!

Ludwig.

Wir bleiben dir getreu und unterthan.

---

1) Leonore iſt die Tochter König Chriſtians, die Stiefſchweſter König Friedrichs.

Ulfeldt.

So nimm sie alle mit dir, nimm das Opfer —
Geh!

Leonore.

O Bitternis, die mir das Herz bedrängt!
Wie wähl' ich, da doch keine Wahl mir bleibt,
Der Gattin keine Wahl im Streit der Pflichten!
Ich muß dir folgen — ja, ich folge dir.
Bewältigt hat die Liebe jeden Zweifel,
Wohin du uns auch führst, wir bleiben dein!
(Sie stürzt ihm in die Arme; die Kinder klammern sich an die Eltern.)

Ulfeldt.

O, du mein herrliches, geliebtes Weib!

Durch die Innigkeit und Wahrheit, die in dieser Szene lebt, durch die schlichte, einfache und darum gerade große und eindringliche Sprache und nicht zum mindesten durch die Stellung, die der Dichter dieser Szene im ganzen Aufbau des Dramas gegeben hat, wird dieser kurze Auftritt zu einer poetischen Schöpfung von geradezu überwältigender Wirkung. Nun schließt sich in rascher Folge der Fall Ulfeldts an; das Gegenspiel, das im ersten Teile nur in kurzen, aber wirksamen Strichen angedeutet war, gewinnt die Oberhand, und Ulfeldt, der zu immer düsterer Größe heranwächst, stößt zuletzt, von den Schweden verraten, sich selbst den Dolch in die Brust. Von tiefer Wirkung ist hier wieder die Szene, in welcher der sterbende Juel hereingetragen wird, der einst Ulfeldt vor der falschen Bahn, die dieser betreten, als der einzige ehrliche Freund gewarnt hatte. Gerade als Ulfeldt die stolzen Worte ausruft:

Ich bin am Ziel, die Zinnen winken mir;
Statthalter erst, bin ich auch König bald.
Dies Feuer, im Versinken neu entfacht,
Ist mir ein Abbild meiner eig'nen Macht,

bringen Soldaten auf einer Bahre den sterbenden Freund herein. Wir hören die flehende Bitte des Sterbenden:

Gieb nicht die Heimaterde preis dem Fremden,
Vernichte nicht im Zorn dein Vaterland!
Ich weiß, du liebst es noch, da du es schlägst!
O söhn' dich aus mit ihm, mit deinem König!

und die schmerzvolle, starre Antwort Ulfeldts:

Ich kann nicht mehr zurück, verzeih mir, Juel!

Und nun bricht der Verrat herein, alles vereinigt sich wider Ulfeldt, ihn in den Untergang zu treiben. Mit höchster poetischer Kraft hat der

Dichter hier wieder die Katastrophe selbst herausgearbeitet. Mitten im Sturme, in finstrer Nacht landet Ulfeldt in einsamem Boote auf Fünen:

Land! Schreckvoll Land! Kein Stern und kein Pilot!
Sei's denn! Den Sprung hinaus! Ich habe Strand!
Wo bin ich aber? Ha, auf einer Klippe,
Die nackte Brust umtobt vom Oresund!
Das Boot ist fort.
Ich muß zurück, wohin ich auch gerate.
(Er stürzt im Sprung. Der Mond geht auf, der Sturm läßt nach.)
Wo bin ich doch? Ein langer dunkler Streif
Wie einer Insel Rücken zieht er hin; —
(Er steht auf.)
Er ist bewohnt, nur überall verlöscht
Signal und Lichter, daß ich nicht entkomme.
Der Mond erhellt die Ferne. Fünen ist's —
Dort liegt der Hof, mein altes Maribo. —
Ich bin auf eig'nem Grund gestrandet. Hohn!
Dort zieht der Weg nach Odensee hinüber.

Da nahen Gestalten, es sind die Seinen, aber er vermutet in den kommenden Schergen des Königs und giebt sich selbst den Tod. — Eine machtvolle Handlung ist an uns vorübergeschritten, wie mit eisernen Klammern sind die Szenen ineinandergefügt, selbst das Kleinste ist mit größter Sorgfalt bedacht und vorbereitet, und diese Handlung wird getragen von einem gewaltigen Charakter, in dessen Busen die Liebe zum Vaterlande mit einem mächtigen, vorwärtsstürmenden Ehrgeiz ringt, welcher schließlich, aufgestachelt durch das hinterlistige Spiel niedriggesinnter Gegner, zur offenen Empörung schreitet — wir fühlen es deutlich: ein echter dramatischer Dichter hat zu uns gesprochen, er hat seinen Fuß zu unvergänglicher Spur in das Gebiet unsrer dramatischen Dichtung gedrückt.

An eine der größten dramatischen Aufgaben, die es überhaupt giebt, hat sich Martin Greif in seinem Nero gewagt, einem Trauerspiele in fünf Akten, das zum ersten Male am 23. Oktober 1876 im Stadttheater in Wien aufgeführt wurde. Das Stück ist Heinrich Laube zugeeignet, einem der hervorragendsten Bühnenleiter aller Zeiten, einem der wenigen, die den echten, rechten, schnellen Blick für das wirklich Dramatische besaßen und dazu den Mut, das Publikum zu einem bessern Kunstverständnis zu erziehen. Wie vermissen wir ihn heute, welch eine Lücke hat sein Tod gerissen! Doch zum Nero.

Mit einer nichts verhehlenden Wahrheit stellt uns Greif dieses scheußligste Ungeheuer unter den römischen Cäsaren vor die Augen. Und Nero erscheint ja eben deshalb als der denkbar ungünstigste Vorwurf für ein Drama. Aber gerade solche Stoffe sind von je die Prüf-

ſteine der größten dichteriſchen Begabung geweſen. Hat nicht ein Sophokles die ſcheußlichſten griechiſchen Sagen mit dem hinreißenden Zauber einer ewigen Poeſie zu umkleiden gewußt? Hat nicht ein Shakeſpeare ähnlichen Stoffen die gewaltigſten dramatiſchen und poetiſchen Wirkungen abgerungen? Und Greif hat ſich hier an einen eben ſolchen Stoff gewagt, und — ſchicken wir es gleich voraus — er iſt des Stoffes Meiſter geworden und hat ſeine Aufgabe in der vollendetſten Weiſe gelöſt. Es galt vor allem, dieſes Scheuſal menſchlich glaubhaft zu machen. Den Alten diente zu ſolchem Zwecke die Schickſalsidee, die ſelbſtverſtändlich von Greif nicht verwendet werden konnte. Er griff zu einem anderen Mittel. Er führte in der Poppäa eine Schlange in die Dichtung ein, welche die teufliſchen Pläne in das Herz des Nero ſenkte, und außerdem nahm er noch den zeitweiſe ausbrechenden Cäſarenwahnſinn zu Hilfe, um ſo den Charakter des Helden uns menſchlich näher zu führen. Und nachdem er einmal dieſe Schwierigkeit auf ſo außerordentlich glückliche Weiſe überwunden, ergab ſich einer ſo entſchieden begabten Dichternatur alles andre von ſelbſt. Mit einer Gewalt ohnegleichen brauſt nun ſeine Sprache einher, und ein Feuer lodert in ſeinen Worten, daß uns oft eine wilde, hinreißende Pracht umleuchtet.

Mit der Verleumdung der Akte, der Geliebten Neros, durch Poppäa, die nicht nur an Stelle der Akte, ſondern an Stelle der Oktavia, der Gemahlin Neros, zu treten beabſichtigt, ſetzt die Handlung kraftvoll ein, und in bewunderungswürdiger Weiſe folgt eine ſicher berechnete Steigerung der anderen. Die Verbannung des Pallas, des Günſtlings der Agrippina, der Streit Neros mit Agrippina, in dem dieſe ihm vorwirft, daß der „Goſſe Unrat ſein Diadem beſpritze", die Ermordung des Britannicus, die Verbannung Agrippinas, das heftige Zuſammentreffen von Agrippina und Poppäa, das Eheverſprechen, das Poppäa dem Nero abliſtet, und endlich der furchtbare Beſchluß, die Mutter zu töten, der durch Poppäa und ihren blutdürſtigen Genoſſen Tigellinus in Neros Seele erweckt wird, bereiten in immer wachſender Spannung und in hinreißendem Fortſchritte der Handlung den Höhenpunkt des Dramas im dritten Akte: den Muttermord in einer Kunſtvollendung vor, wie wir ſie nur bei den beſten Dramatikern zu finden gewöhnt ſind. Aus der meiſterhaft ausgeführten Scene, in welcher der gräßliche Gedanke, die Mutter zu töten, in Neros Herz geworfen wird, heben wir hier das folgende Stück aus, ein Glanzſtück dramatiſcher Geſtaltung:

Poppäa.

So lerne kennen, wer die Deinen ſind!
Gefahr und Klippe ſind ſie, Sturm und Unheil;
Voran die Mutter, die dich jetzt umſchmeichelt,

Sie denkt im Geiſt auf dein Verderben nur.
(Sie reicht ihm ein Täfelchen.)
Wer ſchrieb wohl dies?

Nero.

Es iſt der Mutter Hand!
Was mag es ſein? Wie kamſt du zu dem Ding?

Poppäa.

Laß ſeinen Urſprung dir von Dem (auf Tigellinus weiſend) erklären!
Du dankſt vielleicht darum —
(Nero winkt Tigellinus.)

Nero.

Tritt näher, ſprich!

Tigellinus.

Ich ſchlenderte jüngſt in der Nacht durch Rom
Und plötzlich ſtand ich vor dem Pantheon,
Das ſchweigend in den ſchwarzen Himmel ragte.
Da war's, als ſäh ich eines Lichtes Schein
Durch eine Ritze, tief im Hintergrund
Und beigeſtellt ſtand auch der Halle Gitter.
Verwundert naht' ich und betrat kaum atmend
Des Tempels Raum. Doch was gewahrt' ich jetzt?
In Dampf gehüllt ſtand Agrippina da
Und rief die unterird'ſchen Götter an,
Verfluchung häufend auf dein heilig' Haupt
Mit manchem Spruch, indes das Zauberopfer
Ein bärtger Greis ihr nah verrichtete.
Als ſie ſo eine Weile zugebracht,
Begann er laut aus einem Buch zu leſen
Und deinen Namen hört' ich oft ihn murmeln.
Dazwiſchen trug er fremde Zeichen ein
Auf dieſe kleine Tafel, die ſie hielt.
Ich hatt' genug geſehn und ſchlich mich weg,
Die Mienen des Beſchwörers wohl mir merkend.
Und ſieh', welch Glück, nach ein'gen Tagen ſchon
Führt ihn der Weg daher, ich griff ihn auf
Und drohend, wie durch dargebot'nen Lohn,
Entriß ich ihm dies Zeugnis ſchwerer Schuld,
Die Tafel mit der Reihe ihrer Fragen:
Nach deinem Schickſal hatte ſie geforſcht,
(Nero ſchaudert.)
Nach deinem Lebensend und künft'gen Erben —
Hier ſteht dein Name in der Zeichen Mitte.

Nero (für ſich).

Wie brennt mir der Verſöhnungskuß[1]) die Wange!
Vergiftet waren ihre Honiglippen.

1) Er hatte ſich ſoeben mit ſeiner Mutter Agrippina verſöhnt.

Poppäa.

Nun weißt du, weſſen du dich zu verſeh'n
Von einer Mutter, die du furchtſam ehrſt,
Da ſie doch nie die Liebe dir erwidert.

Nero.

Treuloſer war noch nie ein Herz auf Erden!

Poppäa.

Wohl nützen wird ſie das geheime Wiſſen,
Heranzuziehn, die ſie begünſtigt weiß
Und deren Namen ſchon die Geiſter liſpeln.
Auch Otho ward ein glänzend Jahr geweisſagt,
Wie er ſich ſelbſt unlängſt vor mir gerühmt,
Auch Galba —
(ſie zeigt auf die Tafel)
hier erblickſt du ihre Namen.
Sie ſorgte wohl, daß es zu beiden drang.
So zieht ſie ſelber dir die Feinde groß
Und weckt dir Nebenbuhler, drohender,
Als es Britannicus dir vorher war.

Nero.

Nach Antium begiebt ſie ſich demnächſt;
Iſt ſie erſt dort, ſo kehrt ſie mir nicht wieder.
Bewachen laſſ' ich ſie mit hundert Augen,
Umher im Umkreis pflanz' ich ihr Cohorten.

Poppäa.

An deren Spitze ſich ihr Pallas ſtellt
Im günſt'gen Augenblick, den ſie erforſcht.
Sie wählte ſich geſchickt den Aufenthalt,
Fortſetzend dort die dunkeln Weihungen,
Von nichts geſtört im unheilvollen Dienſt.

Nero (auffahrend).

Ich kenne den, der ihr den Zauber kreuzt!
Erſtickend ſelbſt des Kindes Trieb in mir
Lehrt ſie Verſtellung mich; ich werd' ſie üben
Und gegen ſie die eig'nen Waffen kehren.
Auch ihre Schülerin und Mitverſchworne,
Octavia, die auf der Lippe Demut
Im Herzen Lug und Liſt hegt, fällt mit ihr.
Die Notwehr will's —

Poppäa.

Der Selbſterhaltung Pflicht.

Nero (für ſich).

Ich will mir Ruhe ſchaffen, endlich Ruhe.
Beim Geiſt, uns beigegeben von Geburt,

Vergaß der Notwehr je bedrängter Atem?
Der goldne Phönix, der aus Wohlgerüchen
Sein Neſt ſich baut zum Flammentod, er klagt,
Wann er vergeht, da er doch ſtirbt zu leben.
Und ich ſollt' anders fühlen, ich, der Cäſar,
Für den zu ſterben Pflicht iſt jedem andern?
Es fällt, wer mich bekriegt, erbarmungslos!

Poppäa.

Entſchloß'nem Mut fehlt nicht bereite Hilfe.

Nero.

Bei ihrer Liſt iſt kluger Rat ein Schwert.

Tigellinus.

Iſt mir ein Wort zu reden wohl erlaubt?
(Nero winkt ihm zu.)
Ich ſaß einmal zu Capua im Theater,
Die Bühne war in einen See verwandelt
Und viele Schiffe ruderten darauf.
Ein mächtig Fahrzeug, rotbewimpelt, fiel
Vor allen anderen den Blicken auf.
Noch ſtaunten wir, da wichen jäh die Winde
Und ſpie'n zur Seite dichte Knäuel aus
Von Bären, Leu'n und buntgefleckten Tigern,
Die ſich bekämpfend riſſen ins Gewäſſer;
Drauf ganz geräuſchlos ſchloß ſein Schoß ſich wieder,
So unvermerkt er aufgegangen war.

Nero (vor ſich hin).

So unbemerkt er aufgegangen war —
Ein plötzliches Verſinken in die Tiefe,
Ganz unvorhergeſeh'n, nicht fern geahnt —
Das Meer der Schauplatz, draußen weit vom Lande.

Poppäa.

Wer wollte eines Menſchen Handlung nennen,
Was Wind und Wellen abſichtslos verübt?

Nero.

Das Meer iſt ſchweigſam, wohl, ſo könnt' es gehn.

Der Befehl zum Bau des Schiffes wird von Nero gegeben, und nun ſteigt in gewaltiger Größe der dritte Akt mit dem Höhenpunkte der Handlung vor uns auf. Wer jemals den unverlöſchlichen Eindruck in voller Kraft an ſich erfahren hat, den Sophokles zu erzeugen weiß, wenn Elektra ihrem Bruder Oreſtes, welcher der röchelnden Klytämneſtra hinter der Bühne den Todesſtoß giebt, die Worte zuruft: „Triff noch einmal!", der wird hier bei dieſem Akt der Greif'ſchen Tragödie ſich eines ähnlichen Gefühles nicht erwehren können. Agrippina weilt bei

Nero. Er bewirtet sie aufs freundlichste. Das todbergende Schiff ist fertig und harrt der Aufnahme seines ahnungslosen Opfers. Beim Anblick desselben bricht Agrippina gegen ihren Sohn in die Worte aus:

O welch ein herrlich Fahrzeug! Gleich dem Schwan
Zieht stolz es hin im Glanz der Purpursegel.
Es ist zu viel der Ehren, fast zu viel!

Das Mahl wird gewürzt durch den Klang der Leier und durch ein poetisch fein empfundenes Lied, das Neros Günstling Paris singt. Dann bricht Agrippina auf. Sie schwankt, ob sie den Land- oder Seeweg wählen soll, und fragt Nero um Rat, er schlägt ihr vor das Schiff zu wählen, und sie folgt seinem Rate. Dann folgt der Abschied zwischen Sohn und Mutter, bei dem der aufs äußerste erregte Nero sich beinahe verrät und nur durch die Gegenwart Tigellins an einer Sinnesänderung gehindert wird. Diese Scene ist von gewaltig ergreifender Wirkung. Nachdem Agrippina gegangen, hält Paris Ausblick und berichtet mit einer die höchste Spannung erregenden Genauigkeit die Vorgänge auf dem Meere. Hierbei kommen die Seelenkämpfe Neros zu gewaltiger Darstellung, die sich aufs höchste steigern, als ein ferner dumpfer Schlag, das verabredete Zeichen, verkündet, daß das Meer sein Opfer empfangen hat. Nachdem Nero wieder einige Fassung errungen hat, ruft er aus:

Der höchste Gott mit seinem Blitzgeschoß
Kann nicht erschüttern so den Bau der Welt,
Das eherne Gewölb' am hohen Himmel,
Als dieser Schall, auf den das Chaos folgt.
Blick' aus, der Berge Vesten stürzen ein,
Das Meer in seinen flüss'gen Säulen wankt
Und wandert an, uns alle zu bedecken.

Und doch liegt das Meer vollkommen ruhig da wie schlafend und spiegelt über sich alle Sterne. Da dringt Lärm aus der Ferne heran, Neros Seelenpein steigert sich aufs höchste, er glaubt die Stimmen des Meeres und der Berge zu vernehmen, welche die furchtbare That zum Himmel schreien und von Pol zu Pol der Welt verkündigen. Aber Agrippina ist entkommen, man hat sie ans Land getragen und nun in ein nebenanliegendes Ruhegemach gebracht. Niemand wagt an die Tochter des Germanicus Hand zu legen; da tritt Anicetus, der Anführer der Flotte, in das Nebengemach und stößt ihr auf den Wink Neros das Schwert in den Leib. Man hört ihren Todesschrei hinter der Bühne hervordringen. Nero bleibt allein und bricht bei dem Anblick des Leichnams in die Kniee. Von tiefster Qual gepeinigt ruft er aus.

Die ihr die Erde wach umschwebt, Erinyen,
Ihr wißt, ich ward zu dieser That gedrängt.

Da liegt sie, ach, das Schwert im Mutterschoß,
Im Mutterschoß den kalten Eisenschößling!
O welch ein Anblick unerhörter Härte,
Erweichend mir das ungezähmte Herz;
Was sie auch that, dies Ende steigt darüber.
Ach, ach, im Strom des warmen Blutes liegt,
Die meines Lebens Quell, mein Blut, die Mutter;
Weh' mir, ich hab' es selbst gethan, ihr Sohn. —
Die Wunde an so heil'ger Stelle ruft
Besond're Richter aus der Unterwelt,
Die sonst geduldig auf den Frevler warten.
Horch, schon, sie kommen, ihre Tuba frägt,
Und alle Menschen rufen: „Der ist's, hier!"
Weh' mir, ich brach die angebor'ne Art,
Die eingepflanzt, so wie der Atem selbst,
In jeder Kreatur als Regung wohnt.
Die Fische in der Flut, der Erde Würmer,
Des Himmels Vögel und das Raubgetier,
Sie halten sich zu ihres Lebens Bringern
Und kennen sie — ich kannte sie nicht mehr!
Weh' mir, ich brach, was unerschüttert galt,
Die Ordnung der Natur, des Kindes Liebe,
Und alles, alles so zerstört' ich mit.
Stürz' ein auf deinen Säulen, Firmament,
Geschied'ne Vesten wankt und Sonne geh'
Aus deiner Bahn, gescharte Sterne flieht,
Und ew'ge Nacht bedecke rings die Welt!
Ich hab' gethan, was noch kein Herz beging —
Vergebung giebt es nicht für solche That.

Nun beginnt die sinkende Handlung; in mächtiger Steigerung der Handlung und starker Bewegung der Charaktere schreitet das Stück zum Schlusse, der ausbrechende Wahnsinn Neros wird meisterhaft zur Darstellung gebracht, der Brand Roms, die Verfolgung der Christen und andere Schandthaten des Kaisers werden in packenden Berichten geschickt eingeflochten; endlich treibt die Furcht vor dem andringenden Galba Nero in den Tod. Wenn es noch eines Beweises bedarf, daß wir in Martin Greif einen dramatischen Dichter ersten Ranges besitzen, so liegt dieser für jeden Kundigen in dem Umstande, daß Greif auch in der sinkenden Handlung die Wirkungen in machtvoller Weise zu steigern versteht. So ist hier im vierten Akte die große Scene, in welcher Poppäa, die sich triumphierend am Ziele aller ihrer Wünsche sieht, in der Hochzeitsnacht von Nero in einem Augenblicke des Wahnsinns getötet wird, von geradezu erschütternder Wirkung. Eins aber ist es, wodurch der Dichter diesem gewaltigen Drama zugleich den tiefsten poetischen Gehalt verliehen hat: er läßt über den entsetzlichen Verirrungen der antiken

Welt den reinen Glanz der Sonne des Christentums sieghaft emporsteigen. Es giebt einen Punkt im Drama, wo er die entsetzliche That des Nero mit den religiösen Anschauungen des klassischen Altertums entschieden und fest verknüpft hat; das ist die Stelle, wo Tigellinus den Kaiser zum Muttermorde anspornt mit den Worten:

Was thaten nicht die Götter unter sich?
Fraß nicht Saturn die eignen Kinder auf?
Und Jupiter, der jetzt am Scepter ist,
Hat er nicht seinen Vater auch gestürzt?
Und ist ihm nicht geweissagt gleich Verhängnis?
Ich wünschte, dein Gewissen gliche ihrem.

Wie wunderbar sticht dagegen die Scene ab, in welcher die in der Wildnis verborgenen Christinnen mit Octavia, die schuldlos zum Tode geführt wird, zusammentreffen! Eine milde versöhnende Gewalt dringt in die grauenhafte Nacht geistiger Verwirrung und Verirrung, und so ist auch der Schluß, der in diesen Stellen mit sicherer Hand vorbereitet ist, von dem reinsten Lichte höchster Poesie umstrahlt, wenn die zum Christentum übergetretene Akte an der Leiche Neros betet:

O Nero! — —
Erbarme Gott sich dein. Die Liebe herrscht!

Nicht auf derselben Höhe wie sein Nero, auch nicht auf gleicher Stufe mit dem Ulfeldt steht Greifs Marino Falieri oder die Verschwörung des Dogen zu Venedig, ein Trauerspiel in fünf Akten, das gleichfalls im Stadttheater zu Wien zum ersten Male aufgeführt wurde. Zwar hat es der Dichter auch hier wieder verstanden, die Hauptpersonen des Stückes zu lebensvollen, echt dramatischen Charakteren zu gestalten, zwar ist auch dieses Stück reich an poetischer Schönheit: aber infolge der etwas verwickelten Ränke des Gegenspieles ist das Gefüge der Handlung ein loseres und weniger straffes geworden, sodaß die eigentliche dramatische Wirkung des Ganzen, obwohl sie immer noch hinreichend kraftvoll ist, doch hinter der erschütternden Gewalt des Nero und der hinreißenden Macht des Ulfeldt zurückbleibt. Immerhin ist Marino Falieri ein Drama, das sich über die Alltagsware, wie sie unsre zeitgenössische Bühne darzubieten pflegt, meilenhoch erhebt und einem poetisch empfänglichen Gemüt reichen Genuß zu bereiten vermag. Schon allein der bewunderungswürdig gestaltete Charakter des Dogen, dieser heldenhafte, leidenschaftdurchglühte, kühne, thatkräftige, ehrenfeste, von inniger Zärtlichkeit gegen sein junges Weib erfüllte, jugendlich ungestüme Greis, der sich mit einer scheelsüchtigen, niedrig gesinnten Umgebung und der Gemeinheit eines nichtswürdigen Buben herumschlagen muß, erhebt dieses Drama zu einer

echt poetiſchen, wirkungsvollen Schöpfung, das jeder Bühne zur Zierde gereichen würde. Und welcher Reichtum an ſtimmungsvollen, mit höchſter dichteriſcher Kraft geſchaffenen Scenen zieht auch hier an uns vorüber. Wie ergreift uns die Lieblichkeit und rührende Hingabe der Annunziata, wie feſſelt uns die in hehrer Reinheit leuchtende junge Heldengeſtalt des Giovanni, wie treffen uns bis ins innerſte Herz deſſen Abſchiedsworte an Luigia:

Du wirſt mich auf den Wellen fortgeleiten,
Mein goldner Stern im hohen Blau der Nacht
So nahe und ſo fern.

Wie ſtolz und gewaltig ſind zum Schluß die Worte des ſterbenden Falieri an Venedig:

Dein Bild im Auge, hohe Königin,
Der Meere und der Länder Stapelplatz,
Erhabner Thron der blauen Adria,
Vom ſchneeigen Zug beglänzt der fernen Alpen
Seh' ich dich leuchten noch im Tod. — Leb wohl!

Mit dem nächſten ſeiner Dramen, dem Schauſpiele Prinz Eugen, betritt unſer Dichter ein neues Gebiet: das des vaterländiſchen Dramas. Wir haben ſchon bei Betrachtung der Lyrik Greifs hervorgehoben, wie ſein ganzes Weſen im reinſten und höchſten Sinne durch und durch deutſch, wie ſein kerngeſundes Fühlen und Denken von deutſcher Kraft und Innigkeit durchtränkt iſt und wie ſein klarer Blick, wie ſelten einer, in die Tiefen des deutſchen Geiſtes und Weſens zu dringen vermag. Dies tritt auch in ſeinen vaterländiſchen Dramen in bewunderungswürdiger Weiſe zu Tage. Greifs Dramen dieſer Richtung: Prinz Eugen, Heinrich der Löwe, die Pfalz im Rhein und Konradin gehören zweifellos zu dem Beſten, was unſere vaterländiſche Dichtung, ſei es in alter, ſei es in neuer Zeit überhaupt hervorgebracht hat. Für ſie vor allem möchten wir einen Platz nicht nur auf der Bühne, ſondern auch in unſrer Schule erkämpfen. Unſre Jugend hat ein heiliges Recht auf dieſe Dramen; ſie darf und muß es fordern, daß ihr ſolche Werke nicht vorenthalten werden, und der Lehrer, der Dramen ſolcher Art, wie ſie hier in herrlicher Schöne uns entgegenleuchten, den Eingang in die Schule verwehrt, entzieht dem Geiſte unſerer Jugend eine köſtliche Speiſe und kerngeſunde Nahrung, die ihm durch nichts anderes erſetzt werden kann. Hier iſt deutſcher Sinn in machtvoller Entfaltung, hier iſt Kraft, Schönheit, Reinheit in deutſchem Gewande, hier ſteigen die wunderbarſten Offenbarungen des deutſchen Gemütes aus dem Urquell ſeiner Tiefen empor, und hier entzündet ſich flammende Begeiſterung für die ureigenſten Ideale unſeres Volkes. Und was dabei von ausſchlaggebendem Werte iſt: auch

hier hat der Dichter sowohl die historische, als auch die vaterländische Idee mit Meisterschaft in eine dramatische umzusetzen gewußt. Für ein Drama, das kein Drama ist, würde ich keinen Finger rühren, um es zu empfehlen, auch wenn es die herrlichsten historischen und patriotischen Gedanken und Mahnungen enthielte. Denn ein solches Drama wäre doch nichts anderes als das ungenießbare Werk eines Pfuschers, das eine reine und wirklich erhöhende Wirkung niemals auszuüben vermöchte. Die Gedanken müßten des äußerlichen dramatischen Rahmens entkleidet und in eine epische oder lyrische Gestaltung umgegossen werden, dann erst würden sie nach jeder Richtung hin einen Geistesfortschritt und eine Festigung und Erhöhung deutschen Wesens und deutscher Art zu bewirken imstande sein. In einem undramatischen Bühnenwerke sinken sie zu leeren Phrasen und seichtem Dekorationswerk herab, und statt zu erhöhen und zu vertiefen verflachen sie das Gefühl und den Patriotismus. Sie sind nicht dem Zwecke des Kunstwerkes entsprechend *gestaltet*, mit einem Worte: sie entbehren der *Wahrheit*, die das Grundgesetz alles künstlerischen Schaffens ist. Martin Greifs mächtiger Wahrheitssinn hat diese Gefahr, der so mancher sonst begabte Dichter erlegen ist, überwunden: er hat uns wirkliche vaterländische Dramen gegeben.

Sein *Prinz Eugen* hat die Anwartschaft, eines unsrer beliebtesten Volksschauspiele zu werden. Der gemütvolle Held des Stückes, der ehrliche und unbeugsame Feldherr und kluge Staatsmann ist eine aus ganzem Holze geschnittene Kernfigur deutschen Lebens. Wir verweisen hier auf das Urteil Gotthold Klees, der dieses Stück bereits in einer so treffenden Weise gekennzeichnet hat, daß wir dem nichts hinzuzufügen haben. „Einen köstlicheren Auftritt", sagt er unter anderem, „als das von feinstem Humor und tiefstem Gefühl durchwehte Gespräch im vierten Akte, zwischen dem gutherzigen Kaiser und dem trotzenden Helden, hat das deutsche Drama der letzten 40 Jahre kaum aufzuweisen." Und an Auftritten von ähnlicher Schönheit ist das Stück reich.

Auch die beiden nächsten Dramen Greifs „*Heinrich der Löwe*, Schauspiel in fünf Akten (1887)", das ebenso wie das folgende wiederholt mit Erfolg in München aufgeführt worden ist, und „*die Pfalz im Rhein*, Schauspiel in fünf Akten (1887)" können wir aus Rücksicht auf den uns zu Gebote stehenden Raum hier nur kurz berühren. In Heinrich dem Löwen ist der Abfall des Welfen von Barbarossa zum Gegenstand einer machtvoll aufsteigenden Handlung gemacht, die sich an einigen Stellen zu majestätischer Größe erhebt. Dazu kommt, daß Greif es verstanden hat, in wirkungsvoller Weise den Zauber der Landschaft lebendig zu machen. Der Harz, Bamberg, die bayrischen Alpen bei Partenkirchen, die Lüneburger Heide u. a. spielen gleichsam mit, um der

Handlung Färbung und Stimmung zu geben. Ein meisterhafter Zug, der den echten Dramatiker aufs klarste erkennen läßt, ist die Einführung des Jägers mit seinem jungen Weibe in der dritten Scene des dritten Aktes, der für Barbarossa und seine Gemahlin herbeiträgt, was seine Hütte bietet, und sich, obwohl eben erst vermählt, dem Kaiser als Soldat zum Kampfe gegen Welschland anbietet. Diese schlichte Treue des Mannes aus dem Volke, der freiwillig dem Kaiser in den ungewissen Kampf folgt, läßt den unmittelbar folgenden Treubruch Heinrichs und die unbeugsame Starrheit des erbitterten Welfen, die auch durch den Kniefall Barbarossas nicht bewegt wird, mit geradezu erschütternder Wirkung heraustreten. Und wie ehern und gewaltig erhebt sich zugleich am Schlusse des dritten Aktes die Gestalt des Kaisers, den wir eben in der tiefsten Qual der Not sahen, in den Worten:

Weh ihm für seinen Treubruch soll er büßen!
Wie ich vor Meilands Fall dereinst gethan,
So nehm' ich mir die Krone jetzt vom Haupte,
Und bei dem Ruhm der Kaiser, den ich erbte,
Gelob' ich, sie nicht wieder aufzusetzen,
Bis nicht im Staube liegt der Reichsverräter
Und er gebüßt hat seine schwere Schuld.

Und Barbarossa löst sein Wort ein; erst in der kaiserlichen Pfalz zu Erfurt, als er Gericht über den unterworfenen Vasallen hält, setzt er die Krone wieder aufs Haupt. Mit der Belehnung des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach mit dem Herzogtum Bayern schließt das wirkungsvolle Stück.

Die Pfalz im Rhein ist eine der vollendetsten dramatischen Schöpfungen Greifs. Dadurch, daß er die Liebe zwischen Heinrich von Braunschweig, dem Sohne Heinrichs des Löwen, und Agnes, der Tochter des Pfalzgrafen Konrad, um deren Hand Philipp August von Frankreich, begünstigt von Konrad und dem Kaiser Heinrich VI., sich bewirbt, zum Angelpunkte der Handlung macht, hat er hier die historische, sowie die vaterländische Idee durch die dramatische von vornherein vollkommen überwunden und dadurch eine tiefgehende Wirkung erzielt. An einer Stelle freilich wächst hier die vaterländische Idee über die dramatische empor, und das Drama ist insofern sehr lehrreich. Als Konrad endlich in die Vermählung Heinrichs mit Agnes gewilligt und auf dem Strohlager in dem niederen Turmgemach im Pfalzgrafenstein, das bisher seiner gefangenen Tochter als Ruhestatt gedient, schlafend liegt, da sieht er im Traume Agnes und Heinrich von Braunschweig in vorgerückten Jahren, die ihre Tochter Agnes einem Wittelsbacher vermählen, und es wird so die Geschichte Bayerns und seines Königshauses mit in das Stück verflochten und die

Stellung Heinrichs von Braunschweig in dieser Geschichte angedeutet. So wirkungsvoll diese Stelle nun aber auch für ein patriotisch begeistertes Münchner Publikum sein mag, durch den Bau des Dramas ist sie nicht bedingt, ja sie bildet vom strengen Kunststandpunkte aus betrachtet eine Störung: das Patriotische ist über das Dramatische emporgewachsen. Diese Stelle (S. 91—93) müßte daher gestrichen werden, um die reine dramatische Wirkung herzustellen, und die Streichung läßt sich auch ohne weiteres vornehmen, der Gang der Handlung wird nicht im mindesten davon berührt. Wenn Greif hier auch noch weit von der wohlfeilen Art patriotischer Kundgebungen entfernt ist, wie sie mit lebenden Bildern und etwas Buntfeuer so leicht in Scene gesetzt zu werden pflegen, so ist doch diese kleine Abschweifung ein Zugeständnis an den Zeitgeschmack des großen Publikums, zu dem sich ein Dichter wie Greif, der ganz andre Mittel hat, um zu wirken, nicht herabzulassen braucht. Im übrigen aber zeigt das Stück einen meisterhaft dramatischen Bau und sowohl der starre, trotzige und heftige Sinn des Pfalzgrafen wie die milde Ruhe und reine Güte seiner Gemahlin, als auch der frische, kecke Jugendmut Heinrichs und die märchenholde Gestalt seiner Braut kommen zur lebendigsten Entfaltung und rufen, im Verein mit dem wunderbaren Zauber der Rheinlandschaft, eine Wirkung von geradezu berauschender Gewalt hervor. Ich kenne keine deutsche Dichtung, in welcher der Rhein mit aller seiner erdentsprossenen und sagengeborenen Schönheit so zur Wirkung gebracht wäre, wie in diesem Drama Greifs, das bei all seiner kraftvollen Handlung wie von unsagbarem Märchenduft umwoben scheint.

Aber das gewaltigste seiner vaterländischen Dramen ist Greifs Konradin, der letzte Hohenstaufe, ein Trauerspiel in fünf Akten. Von allen Hohenstaufendramen, die bis jetzt in Deutschland geschrieben worden sind, ist Greifs Konradin zweifellos das beste. Er hat, wie von ihm nicht anders zu erwarten, die Schwierigkeiten, die gerade dieser Stoff der dramatischen Behandlung bietet und die so manchen begabten Dichter mit seiner Kraft haben scheitern lassen, siegreich überwunden und auch hier die historische Idee vollkommen in eine dramatische umzuwandeln verstanden. Der edle Stolz, gepaart mit allvertrauender Herzensreinheit und jugendlicher Unerfahrenheit, die der junge, ungestüm vorwärtsdringende Held besitzt und die ihn die Warnung einer sorgenden, liebenden Mutter und erfahrener Freunde nicht beachten und die Falschheit der Italiener und vor allem den in Haß und Liebe leidenschaftlich auflodernden Charakter der Violante nicht durchschauen lassen, sind die außerordentlich glücklich zur Anschauung gebrachten Züge des Hauptcharakters, die der Handlung eine Kraft und Größe geben, wie wir sie ähnlich nur bei der Darstellung altgermanischer Helden finden, deren

Bild unverlöschbar in Geist und Gemüt unseres Volkes eingegraben ist. Und daneben die herrliche Gestalt seiner Mutter Elisabeth, dieses Bild edelster, reinster, höchster Weiblichkeit. Wie eindringlich und innig ist ihre Warnung, die sie im ersten Akte an Konradin richtet:

Zieh nicht nach Welschland aus, mein Konradin,
Nur blinder Ehrgeiz lockt dich in die Ferne,
Denn ob du gleich der wahre Erbe bist,
So ist doch deine Zeit noch nicht gekommen.
Mißtraue ihnen, die dein Ohr umschmeicheln,
Und folge nicht zu lockender Verheißung,
Wie es dein Vater that, der sterbend noch
Den Tag verflucht, der ihn zum Süden führte.
Glaub', wenig ist zu bau'n auf welschen Sinn.
Dem Nächsten dich zu weih'n ist deine Pflicht,
Die um so lauter zu dir sprechen soll,
Da sich dein Volk in höchster Not befindet,
Das, herrscherlos, vom innern Streit verzehrt,
Sich seiner Nachbarn nicht erwehren kann.
Drum, statt der fremden Erde zuzueilen,
Beharre in der deutschen Heimat lieber,
Auf daß du ihr, die deine Väter einst
Zur höchsten Macht erhob, in der Bedrängnis
Zum Retter und Erhalter werden kannst,
Der groß das unterbroch'ne Werk vollführt.

Und wie gewaltig, erschütternd in seiner Wirkung ist der Schmerz der Mutter in der Schlußscene des fünften Aktes! Scharfkantig ist die düstere Gestalt Karls von Anjou gezeichnet, die sich von der rührenden Lichtgestalt Konradins nachdrücklich abhebt. Meisterhaft bis in den kleinsten Zug ausgearbeitet ist die wirkungsvolle Figur der Violante, durch deren Einführung vor allem es dem Dichter gelungen ist, auch im letzten Teile des Dramas die dramatische Idee über die historische zu erheben. Diese haß- und liebdurchglühte Italienerin, die anfangs Konradin mit tödlichem Hasse verfolgt, dann plötzlich von wilder Liebe zu ihm ergriffen wird und ihn zuletzt, als sie ihre Liebe nicht erwidert sieht, seinen Verfolgern überliefert, ist eine der bewunderungswürdigsten Schöpfungen der gesamten dramatischen Litteratur der letzten hundert Jahre. Diese Gestalt wird zugleich noch gehoben durch den Gegensatz zu der lieblichen Barbara, in welcher der Dichter mit wenigen Meisterstrichen die deutsche Liebe als Gegenbild der welschen Leidenschaft gezeichnet hat. Die Figur der Barbara, die der Dichter nur im Eingange auftauchen und dann wieder völlig fallen läßt, hat vor allem mit den Zweck, durch ihren Gegensatz die Gestalt der Violante vorzubereiten und diese in voller plastischer Kraft herauszuheben. An solchen kleinen Zügen erkennen wir deutlich die Hand des Meisters. Erinnern wir noch an die große, glänzende Scene auf dem Kapitol im

dritten Aufzuge, an die machtvollen Steigerungen im vierten und fünften Akte und an die große Schlußwirkung, so haben wir die Gipfel des Dramas in dieser kleinen Skizze beleuchtet. Wir schließen sie mit den erschütternden Worten, die Elisabeth im fünften Akte Karl von Anjou entgegenschleudert:

Hoffst du den Himmel zu betrügen wohl
Durch Menschenwitz, blutgieriger Tyrann?
Ich sorge vor, daß dir der Plan mißlingt,
Ich schleud're dir in deine schwarze Seele
Den Fluch der Mutter! Ruhlos sollst du sein
Auf Erden schon, wie ruhlos nach dem Tode!
In steter Sorge um den frischen Raub,
Den du doch deinem Stamm nicht wirst erhalten.
Noch in der Todesstunde sollst du zittern
Und gern bereit zu tauschen sein mit ihm,
Des königliches Blut du hast vergossen,
Weil er sein Erbe zu behaupten kam,
Das du mit Geierklauen ihm entrissen.
Fluch über dich und dein gesamt Geschlecht.

In seinem neuesten Drama Francesca da Rimini, einer Tragödie in fünf Akten, hat Greif den vaterländischen Boden verlassen und die bekannte Episode aus Dantes Divina Commedia zu einem Drama umgewandelt, das an wahrem dramatischem Leben und an Bühnenwirkung hinter seinen früheren Werken nicht zurücksteht und namentlich im fünften Akte sich zu hinreißender dichterischer Gewalt erhebt. Über die große Schlußscene, in der Francesca und Paolo von Lanciotto, dem Gatten und Bruder, getötet werden, hat der Dichter den ganzen Zauber seiner Poesie ausgegossen. Nur eine Probe sei noch gestattet. Als Francesca den totgeglaubten Paolo plötzlich vor sich stehen sieht, ruft sie aus:

O himmlisch Glück! O freudenreicher Stern,
Der Wiedersehen kennt! Ich hielt dich tot,
Doch nein, du lebst. — Wie wird mir bange plötzlich!
Es wirbelt alles rund um mich herum
Und Sterne fallen und die Erde schwankt
Und mitten durch das Herz zieht eine Sonne!
Ich bin zu machtlos, all das Glück zu tragen.

Ist das nicht wahrste, reinste und höchste Poesie? Wer mit mir glaubt, daß solche nicht nur im grauen Altertume und in der Vergangenheit lebt, sondern auch in der Gegenwart um uns sproßt und blüht, der wird auch in solchen Worten die Äußerungen einer tiefen und edlen Dichternatur erblicken.

Ich stehe am Schluß. Das Herz war mir voll, und ich weiß nicht, ob es mir gelungen, in andern das gleiche Bild von dem Dichter zu erzeugen,

wie es mir vor der Seele ſteht. Ich habe den unerſchütterlichen Glauben, daß die Nachwelt einſt mit meinem Urteile im weſentlichen übereinſtimmen wird. Und ich wünſche aufs lebhafteſte: Möchten meine Worte nicht ungehört verhallen. Möchte der Dichter, der als Lyriker wie als Dramatiker auf gleich hoher Stufe ſteht, in Schule und Haus wie auf der Bühne unſeres Vaterlandes nun endlich den Platz erhalten, der ihm gebührt. Deutſches Volk, du hehres und reines, du Hoffnung der Welt, du haſt dich erhoben in deiner jungen Herrlichkeit und Kraft: vergiß deiner Dichter nicht!

Sprechzimmer.

1. In Heft 6 des 2. Jahrg. dieſer Zeitſchrift teilt Herr Prof. Dr. Hildebrand ein ſowohl in der Gegend von Leipzig wie von Jever vorkommendes Kinderliedchen mit in der Faſſung:

Napoleons Sohn,
König von Rom,
War viel zu klein,
Kaiſer zu ſein.

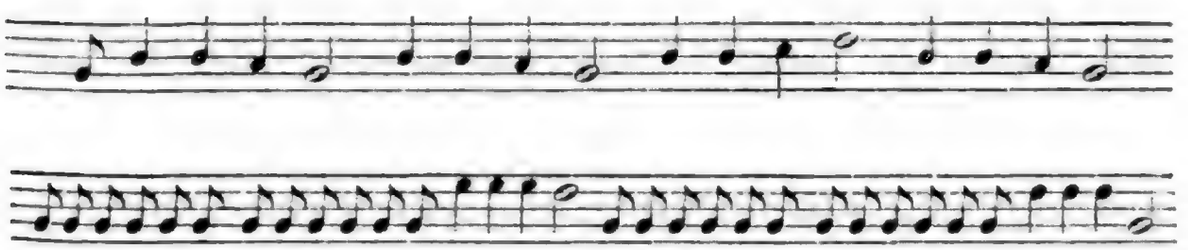
Es wird die Leſer der Zeitſchrift intereſſieren, daß dieſes Liedchen in dem ſogenannten „Alten Lande", der hannoverſchen Elbmarſch zwiſchen Harburg und Stade, noch heutigen Tages als Tanzlied vorkommt, freilich in folgender verderbten Faſſung, die kaum noch die urſprüngliche Beziehung auf den Herzog von Reichſtadt erkennen läßt:

Der Kaiſer von Rom,
Deſſen ſein Sohn (sic!)
War noch zu klein,
Kaiſer zu ſein,

mit der hinzugefügten Wendung:

Rück' en bißchen weiter, (!)
Rück' en bißchen weiter,
Dreh' dich mal um! (Wiederholt.)

Melodie:



Wir haben es hier alſo wirklich noch mit einem vorhandenen Tanzleich zu thun, deſſen Text freilich erſt jüngſten Datums iſt. Immerhin aber geht daraus hervor, daß das Weſen des Tanzleichs ſich in jener

Zeichensetzung und Fremdwörterverdeutschung. Im Anschluß an die Schrift: „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den sächsischen Schulen" bearbeitet. Dresden, Verlag von Alwin Huhle, 1889. 72 S. Preis: 30 Pfg.

Die Regeln über die Zeichensetzung, die in der vorliegenden Schrift gegeben werden, zeichnen sich aus durch Einfachheit, Klarheit und knappe Fassung. Sie sind in hohem Grade geeignet, die Verwirrung, die gerade in Bezug auf die Zeichensetzung in unsrer Schrift und nicht am mindesten in unsern Schulen herrscht, endlich zu heben. Trefflich gewählte Beispiele erläutern die musterhaft geordneten Bestimmungen, sodaß nichts im Unklaren bleibt. Der Lehrer des Deutschen wird mit Freude nach dieser Schrift greifen, die in der That einem dringenden Bedürfnis entgegenkommt. Nicht minder anzuerkennen ist die Fremdwörterverdeutschung, die in dem zweiten Teile geboten wird und sich auf diejenigen Fremdwörter bezieht, welche das Regelverzeichnis für die Rechtschreibung enthält. Sie zeigt durchgängig geschmackvolle und gute Verdeutschungen, und es ist ein außerordentlich fruchtbarer und glücklicher Gedanke, der Jugend zu dem Fremdworte, dessen Schreibweise gegeben wird, auch gleich eine passende und würdige Verdeutschung zu bieten. Nicht nur den deutschnationalen Bestrebungen unserer Zeit, sondern vor allem unserer Sprache überhaupt wird dadurch ein großer Dienst geleistet, und wir schlagen daher den Wert der vorliegenden Schrift, der ihrer ganzen Anlage nach eine weite Verbreitung vorausgesagt werden kann, hoch an. Sowohl die Gesinnung, aus der sie hervorgegangen, als auch die Umsicht und Genauigkeit, mit der sie gearbeitet ist, machen uns dieselbe lieb und wert. So erscheint das Ganze als eine notwendige Ergänzung zu dem auf dem Titel erwähnten Regelbuche. Der Preis muß schon in Bezug auf die hübsche Ausstattung, ganz besonders aber in Hinsicht auf den gediegenen und wertvollen Inhalt als ein außerordentlich wohlfeiler bezeichnet werden. Wir empfehlen die Schrift aufs wärmste und wünschen ihr im Hinblick auf eine gesunde Pflege unserer Muttersprache die weiteste Verbreitung in unseren Schulen.

Dresden. **Otto Lyon.**

W. Wilmanns, Die Orthographie in den Schulen Deutschlands. Zweite umgearbeitete Ausgabe des Kommentars zur preußischen Schulorthographie. Berlin 1887, Weidmannsche Buchhandlung. VI, 269. Mark. 3,60.

Meine Ansicht über die neue Orthographie habe ich bereits im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift dargelegt (S. 447 flg.), und ich kann

hier darauf verweiſen. Der von Wilmanns verfaßte Kommentar erſcheint hier in neuer Geſtalt; der hochverdiente Gelehrte hat viel neues hinzugefügt und ganze Abſchnitte umgearbeitet. Für die Geſchichte unſerer Orthographie iſt das Buch von höchſtem Werte. Namentlich hat der Verfaſſer diesmal auch die Verſchiedenheiten, die zwiſchen den Regelbüchern der einzelnen deutſchen Länder beſtehen, hervorgehoben und beurteilt. Es hat ſich dabei herausgeſtellt, daß namentlich die Schreibung der Fremdwörter verſchieden iſt. Der Verfaſſer hat durch ſeine gründliche Darſtellung jedenfalls einen erheblichen Schritt zur Beſſerung gethan, und gewiß wird eine Einigung ſämtlicher deutſcher Länder auch in dieſem ſcheinbar unbedeutenden und doch nicht unwichtigen Punkte nicht lange mehr auf ſich warten laſſen. Es iſt wohl ſelbſtverſtändlich, daß kein Lehrer des Deutſchen die inhaltsreiche Schrift eines unſerer hervorragendſten Germaniſten ungeleſen laſſen wird.

Dresden. **Otto Lyon.**

Verdeutſchungs-Wörterbuch von Otto Sarrazin, Regierungs- und Baurat im Königl. Preußiſchen Miniſterium der öffentlichen Arbeiten. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. Berlin 1889. Verlag von Ernſt und Korn. 293 S. 5 Mark, geb. in Leinw. 6 Mark.

Beiträge zur Fremdwortfrage. Geſammelte Aufſätze von Otto Sarrazin. Berlin 1887. Ernſt und Korn, IV, 115 S. 1,60 Mark.

Daß große politiſche Erfolge ihren Einfluß auch auf die Sprache äußern können, zeigt die in den letzten Jahren immer mächtiger anwachſende Bewegung für Reinigung der deutſchen Sprache von entbehrlichen Fremdwörtern. Nicht der eifrigen Thätigkeit unſerer Sprachreiniger, ſondern der Einigung unſeres Vaterlandes, der Wiederaufrichtung des deutſchen Kaiſerſtuhles, dem neu erwachten Nationalgefühle der Deutſchen iſt es zu danken, daß dieſer Kampf gegenwärtig auf allen Linien entbrannt iſt, daß von Woche zu Woche neue, erfreuliche Erfolge auf dieſem Gebiete zu verzeichnen ſind. Der von Herman Riegel im Jahre 1885 gegründete allgemeine deutſche Sprachverein, der die Bekämpfung der entbehrlichen Fremdwörter und die Pflege der deutſchen Sprache überhaupt ſich zum Ziele geſetzt hat, umfaßt bereits nahe an 10000 Mitglieder in allen Teilen Deutſchlands und Öſterreichs, ja auch außerhalb des deutſchen Gebietes, und jede Nummer der Vereins-Zeitſchrift, welche den Mitgliedern unentgeltlich jeden Monat zugeht (Jahresbeitrag 3 Mark), hat von neuen Eroberungen zu berichten.

Kein Wunder, wenn eine ſolche volkstümliche Bewegung auch auf den Büchermarkt ihre Wirkung äußert. Gerade in den letzten Jahren iſt eine große Anzahl von Schriften und Aufſätzen über das Fremdwörterweſen veröffentlicht worden, wie man ſich aus der Bücher- und Zeitungsſchau der Zeitſchrift des deutſchen Sprachvereins leicht überzeugen kann. Zu dem Beſten, was in dieſer Beziehung herausgegeben worden iſt, gehören unſtreitig die beiden oben genannten Bücher Otto Sarrazins.

Sarrazins Verdeutſchungswörterbuch iſt das dritte unter den neuerdings erſchienenen Hilfsmitteln dieſer Art. Mein „Wörterbuch von Verdeutſchungen entbehrlicher Fremdwörter, mit einer Abhandlung über Fremdwörter und Sprachreinigung“ (Leipzig, Teubner 1,80 Mark) machte im Jahre 1882 den Anfang, darauf folgte 1884 Sanders mit ſeinem Verdeutſchungswörterbuche (Leipzig, Wigand 5 Mark), und 1886 erſchien die erſte Auflage des Buches von Sarrazin. Neben dieſen ausführlicheren Arbeiten ſind noch mehrere kleinere erſchienen, wie das Verdeutſchungswörterbuch für Schule und Haus von Blaſendorff (Berlin 1887, Weidmann), die Verdeutſchungsmerke von Hans Stingl (Krems a. D. 1888) und das ſehr anſprechende, mit großem Geſchick und feinem Verſtändnis von einem Dresdner Offizier bearbeitete Büchlein „Schreibt deutſch!“ Verdeutſchungs-Wörterbuch für Unteroffiziere (Dresden und Leipzig, Pierſon 1887, 50 Pf.).

Welchen Anklang Sarrazins Verdeutſchungswörterbuch gefunden hat, beweiſt die Thatſache, daß nach ſo kurzer Zeit bereits eine zweite Auflage nötig wurde, welche dank den Beiträgen zahlreicher Einſender nahezu um die Hälfte des früheren Umfangs vermehrt werden konnte. Sarrazin iſt nicht eigentlicher Sprachgelehrter, er iſt Regierungs- und Baurat, hat aber als Herausgeber des Centralblattes der Bauverwaltung in Preußen ſchon ſeit einer Reihe von Jahren reiche Erfahrungen in dem Verdeutſchungsfache geſammelt und ſich namentlich durch Einführung deutſcher Ausdrücke auf dem techniſchen Gebiete Verdienſte erworben und fruchtbare Anregungen in ſeinen Kreiſen gegeben. Sein Verdeutſchungs-Wörterbuch iſt unmittelbar aus dem Leben hervorgegangen, daher es beſonders wertvoll für die Gebiete iſt, die der Verfaſſer als Fachmann beherrſcht, wie Maſchinen- und Bauweſen, Bergbau, Eiſenbahnbetrieb, Verkehrsweſen u. a. Ein anderer Vorzug ſeiner Arbeit, der gleichfalls mit ſeiner Berufsſtellung zuſammenhängt, iſt die umſichtige und geſchickte Verdeutſchung von fremden Kanzleiausdrücken, die namentlich in dem Schriftwechſel der Behörden ſo häufig und zwar meiſt in abgekürzter Geſtalt vorkommen, wie s. p. r. (sub petito remissionis), a. c. (anni currentis), e. o. (ex officio). In der richtigen Erkenntnis von

der Wichtigkeit ſolcher kurzen formelhaften Bezeichnungen hat Sarrazin dafür ſehr glücklich gewählte Erſatzwörter aufgeſtellt, die ſich in gleicher Weiſe auch im Deutſchen abkürzen laſſen, wie u. R. (unter Rückerbittung), d. J. (dieſes Jahres), v. A. (von Amtswegen). Sarrazin gehört zu den maßvollen Sprachreinigern. Nach ſeiner Auffaſſung beſteht die Aufgabe des Verfaſſers eines Verdeutſchungs-Wörterbuches „weniger darin, für jedes Fremdwort eigene und neue Verdeutſchungen vorzuſchlagen, als vielmehr die im Laufe der Zeit entſtandenen oder in Gebrauch kommenden deutſchen Bezeichnungen ſorgfältig zu ſammeln und weiteren Kreiſen zu vermitteln". Sein Buch ſoll nicht ein Fremdwörterbuch ſein, das über die Ableitung und die Bedeutungsentwickelung der Wörter Rechenſchaft zu geben hat; bei dem Benutzer eines Verdeutſchungs-Wörterbuches wird die Kenntnis der Fremdwörter ſelbſt vorausgeſetzt, es ſoll nicht belehren, ſondern nur das Auffinden eines deutſchen Erſatzwortes erleichtern. Dem entſprechend iſt es entſchieden richtig, wenn der Verfaſſer eines Verdeutſchungs-Wörterbuches möglichſt viele ſinnverwandte Ausdrücke bei dem betreffenden Fremdworte zuſammenſtellt. Denn bekanntlich iſt es gar nicht leicht, ſich im gegebenen Augenblicke ſogleich alle ſinnverwandten Wörter vor die Seele zu führen, um daraus das richtige auszuwählen. Man bedenke nur, daß jeder Deutſche zwar viele tauſende von Wörtern ſeiner Sprache kennt, aber nur einen ganz kleinen Bruchteil des Wortſchatzes ſeiner Mutterſprache bei ſeinem eigenen Sprechen und Schreiben verwendet. Ich habe ſchon an anderen Stellen[1]) auf die merkwürdige Thatſache hingewieſen, wie gering der wirklich verwendete Wortvorrat ſelbſt bei hochgebildeten Menſchen iſt. Wer ſeine eigene Ausdrucksweiſe oder die Schreibweiſe anderer auf den Wortgebrauch hin prüft, wird ſich bald davon überzeugen, wie man gewiſſe Wörter mit Vorliebe gebraucht, andere dagegen trotz naheliegender Veranlaſſung niemals verwendet. Wenn ein frieſiſcher Inſelbewohner ſein Leben lang mit 300 Wörtern auskommt, während in Shakeſpeares Schriften 15 000 Wörter verwendet ſind, ſo iſt dies ein gewaltiger Unterſchied; und doch, was hat ſelbſt dieſe höchſte Summe, die man bis jetzt bei einem Schriftſteller gefunden hat, zu bedeuten gegenüber dem gewaltigen Reichtum unſerer Sprache, den man ohne die 70 000 Fremdwörter auf reichlich 250 000 Wörter veranſchlagen kann! Die Erweiterung des eigenen Wortvorrats iſt ein Hauptziel der ſprachlichen Bildung; auch der deutſche Unterricht muß darauf hinzuarbeiten ſuchen und findet in dieſer Beziehung eine mächtige Förderung durch die Überſetzungen aus fremden

1) Das Fremdwörterunweſen in unſerer Sprache S. 6 flg. Die Sprachreinigung und ihre Gegner S. 59 flg.

Sprachen, durch welche unserem Wortschatze immer neue Zuflüsse zugeführt werden. Hieraus geht aber auch hervor, wie nützlich der Gebrauch eines Verdeutschungs-Wörterbuches für die Bereicherung unseres Wortvorrats und unsere Ausdrucksweise werden kann. Wir werden dadurch auf eine Menge von Wörtern und Wendungen aufmerksam gemacht, die uns noch nicht mundgerecht geworden sind. Darum ist es sicherlich eine Hauptaufgabe des Verdeutschungs-Wörterbuches, möglichst viele sinnverwandte Ausdrücke bei den einzelnen Fremdwörtern zusammenzubringen. Doch darf man dies auch nicht übertreiben, und Sarrazin geht hierin vielleicht manchmal zu weit, indem er die eigentliche Bedeutung des Fremdwortes oft zu sehr außer acht läßt. Dagegen ist eine Neuerung, die demselben Streben ihren Ursprung verdankt, durchaus empfehlenswert, nämlich den einzelnen Fremdausdrücken andere sinnverwandte Fremdwörter in Klammern beizufügen. Dadurch erhält jeder, der unter dem betreffenden Stichworte noch keine passende Verdeutschung gefunden hat, die Möglichkeit, unter den übrigen ähnlichen Begriffen das Gesuchte zu finden. Da bekanntlich der Bedeutungsgehalt der Fremdwörter vielfach überaus unbestimmt ist und da selbst sprachlich Gebildete oft unsicher sind in ihrer Anwendung, so ist diese Einrichtung als ein recht glücklicher Gedanke des Verfassers zu bezeichnen.

Daß Sarrazin die von Stephan eingeführten Verdeutschungen auf dem Gebiete des Postwesens, soweit es sich um postamtliche Bezeichnungen handelt, durch den Zusatz „Postdienst" kenntlich macht, kann man nur billigen. Wünschenswert wäre es, wenn auch andere derartige amtliche Verdeutschungen, wie die in den Reichsgesetzen und im Heerwesen, als solche bezeichnet wären. Gewiß würden sich manche Behörden, manche maßgebende Persönlichkeiten eher zur Einführung einer Verdeutschung entschließen, wenn sie sich auf den Vorgang so einflußreicher Stellen berufen könnten; und es würde der jetzt zuweilen vorkommende Fall, daß dasselbe Fremdwort in demselben Sinne durch verschiedene deutsche Ausdrücke amtlich wiedergegeben wird, leichter vermieden

Zum Schlusse sei noch auf die vorzügliche Ausstattung des Buches hingewiesen, ein Vorzug, der namentlich gegenüber dem Sandersschen Verdeutschungs-Wörterbuche hervorzuheben ist, in welchem das Streben nach Raumersparnis der Übersichtlichkeit und der Bequemlichkeit des Benutzers wesentlichen Abbruch thut.

Auch die an zweiter Stelle genannten Beiträge zur Fremdwortfrage verdienen die Beachtung aller Freunde der Sprachreinigung. Es sind fünf größere Aufsätze, die früher in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften erschienen waren und die von dem Verfasser jetzt überarbeitet in Buchform herausgegeben sind. Der erste, ursprünglich ein

Vortrag, handelt von den Verdeutſchungsbeſtrebungen der Gegenwart, der zweite über Perron und Coupé, der dritte und vierte über das Fremdwort in Kunſt und Wiſſenſchaft und in der Amtsſprache, der letzte über Verdeutſchungs-Wörterbücher (auch in der zweiten Auflage des Verdeutſchungs-Wörterbuches als Einleitung abgedruckt).

In überaus anſprechender Form entwickelt der Verfaſſer in dieſen flott geſchriebenen Aufſätzen die Berechtigung der jetzigen Sprachreinigungsbewegung und die Art, wie man verdeutſchen müſſe. Letzteres ſucht er an beſtimmten Beiſpielen aus dem wirklichen Leben zu verdeutlichen, wobei er beſonders hervorhebt, daß man ein Fremdwort nicht für ſich allein, ſondern immer nur innerhalb des Satzes richtig verdeutſchen könne. Erſt im Zuſammenhange des Gedankens läßt ſich mit annähernder Beſtimmtheit die Bedeutung eines fremden Ausdrucks feſtſtellen. Sehr richtig ſagt er Seite 5: „Wir haben nicht ein Wort für den fremden Ausdruck, ſondern es ſtehen uns, und zwar in den meiſten Fällen, mehrere Wörter zu Gebote, von denen vielleicht jedes nur einen ganz beſtimmten Begriff, dieſen aber mit weit größerer Schärfe zum Ausdruck bringt. Darum kommt man auch ſo oft in die Lage, die Frage: Wie verdeutſchen Sie dieſes oder jenes Fremdwort? mit der Gegenfrage beantworten zu müſſen: In welchem Sinne oder welchem Zuſammenhange wollen Sie es verdeutſcht haben?“ Dies führt Sarrazin an einer großen Anzahl von Beiſpielen durch. In derſelben Weiſe zeigt er, wie vieldeutig und unbeſtimmt viele Fremdwörter ſind, wieviel klarer und deutlicher unſere Ausdrucksweiſe wird, wenn wir ſtatt der nebelhaft verſchwommenen Fremdwörter gutes, klares Deutſch reden. Und Klarheit iſt eines der wichtigſten Erforderniſſe einer guten Schreibweiſe. „Halten Sie ſich die allgemeinen, unbeſtimmten, um den Gedanken ſchlotternden Redensarten vom Leibe!“ — dieſen Mahnruf Wilhelm Grimms, der für den deutſchen Unterricht nicht genug zu beherzigen iſt, wiederholt auch Sarrazin; und umgekehrt bezeichnet er als „eine der ſegensreichſten Früchte des Strebens, Fremdwörter zu vermeiden, die dadurch erzielte größere Schärfe und Unzweideutigkeit von Ausdruck und Rede, verbunden mit dem Zwange, ſich zunächſt völlig klar darüber zu werden, welcher Art die Vorſtellung iſt, die man in Worte kleiden, und wie beſchaffen der Gegenſtand, den man beſchreiben oder bezeichnen will (S. 111).“

Daß Sarrazin ſich von allen Übertreibungen fern hält, iſt bereits oben hervorgehoben worden; auch die „Beiträge“ laſſen dies unzweideutig erkennen. Er legt allen Freunden deutſcher Sprachreinheit dringend ans Herz, wie „unzweckmäßig und unklug es ſei, bei der Sprachreinigung den Hebel bei ſolchen Ausdrücken anſetzen zu wollen, die nicht

nur durch das Gewicht des amtlichen Schutzes, nicht nur durch eine Jahrhunderte alte Überlieferung, sondern auch durch die tausend kleinen Fäden und Beziehungen mit unserem gesamten Leben, mit unseren Daseins- und Gesellschaftsformen aufs engste verknüpft und verwachsen sind (S. 76)." Auch die streng wissenschaftlichen Kunstausdrücke wünscht er nicht zum Gegenstande der besonderen Verdeutschungs-Fürsorge gemacht zu sehen. „Noch stecken wir in Deutschland bezüglich der Sprachreinigung in den Kinderschuhen, und in erster Linie wird das Streben aller Freunde einer unverfälschten, edlen Sprache darauf gerichtet sein müssen, vor allem jene erwähnten 10 000 Wörter — die unteren „Zehntausend" — aus Schrift und Sprache zu bannen. Dann darf man auch am ehesten hoffen, daß sich vielleicht im Laufe der Zeiten für die trotz Amt und Gesetz oft recht unerfreulichen Titelbezeichnungen und dergl. ebenso ein guter Ersatz finden wird, wie für die Benennungen streng wissenschaftlicher Begriffe (S. 77)." Nicht minder wird man ihm beistimmen müssen, daß es als Übertreibung zu bezeichnen sei, wenn der einzelne, einem großen Verwaltungskörper, einem großen Geschäfte und dergl. angehörende Beamte es unternimmt, die für bestimmte Zweige oder Einrichtungen der Verwaltung bestehenden Bezeichnungen zu verdeutschen. „Wo eine „Calculatur", eine „Controle", eine „Regiſtratur" und dergl. als besondere Abteilung besteht, da ist es nicht Sache des einzelnen Angestellten, hierfür im amtlichen Verkehre deutsche Ausdrücke anzuwenden, und wenn ein solcher beispielsweise Verfügungen oder Zuschreibungen an die „Rechenkammer" oder an die „Prüfungskammer" richten wollte, so würde ein solches Verfahren zu heilloser Verwirrung führen müssen, zumal ein anderer Verdeutschungsfreund vielleicht andere Verdeutschungen für diese Wörter für viel besser und richtiger halten wird (S. 77)."

Ein Verzeichnis der Fremdwörter, die in den fünf Aufsätzen besprochen und verdeutscht worden sind, bildet den Schluß des empfehlenswerten Büchleins.

Dresden. **Hermann Dunger.**

H. von Kleists Prinz Friedrich von Homburg. Für Schule und Haus erläutert von L. Zürn. Leipzig, Siegismund und Volkening, 1888. (167 S.) Preis 1 Mark.

Professor Zürn, dem wir eine gute Ausgabe von Goethes Egmont verdanken, veröffentlicht hier eine ebenso gediegene als reichhaltige Arbeit über Kleists Schwanengesang. Einem Vorwort, welches über Zweck und Art der Ausgabe die nötige Auskunft erteilt, folgt der mit größter Sorgfalt behandelte Text, von Anmerkungen begleitet, die dem unmittelbaren Verständnis der Dichtung dienen und an Vollständigkeit und Gründlichkeit

nichts zu wünſchen übrig laſſen, ohne in ungebührlichem Maße ins Kraut zu ſchießen. Aus der 4. Anm. zum Perſonenverzeichniſſe iſt bei der Auskunft über „Truchß, Truchſeß" die Verweiſung auf truhe = Lade, Schüſſel zu tilgen (es müßte ja, wenn dieſe Ableitung richtig wäre, truhensæze heißen!), da vielmehr nur an truht gedacht werden kann, was alles Tragbare, alſo auch die „Tracht", d. i. den Gang bei einem Mahle, bedeuten wird. — In Anm. z. I, 124 „halb auf zwölf, ſtatt des gewöhnlichen halb 1 Uhr" iſt letztere Zahl natürlich ein Druckfehler, wofür es heißen muß: halb 12 Uhr. Vgl. die Anm. 1, S. 9, wie denn der Herausgeber auf die Klarlegung der Zeitangaben große Sorgfalt verwendet. — Nützlich ſind die Hinweiſe auf Schiller und andere Vorbilder des Dichters (vgl. die Anm. z. I, 339; II, 197, 348; V, 436 u. ö.); zu I, 190 hätte wohl auch an den aus Schiller und Goethe geläufigen Plural „ihr allmächt'gen Götter" (auch wo chriſtliche Verhältniſſe obwalten) erinnert werden können — Anm. z. II, 181 'in Staub' beſſer: „altertümlich (ſt. auffallend) iſt das Fehlen des Artikels". — Zu II, 329 wohl richtiger ſo auszudrücken: „durch Ellipſe erklärlich: Leicht (nämlich geſchieht es), daß der Friede ſelbſt erfolgen kann; vgl. (es iſt) möglich, wahrſcheinlich, daß ꝛc." — Zu III, 86 „ſprützt", altertümliche, im 18. Jahrh. noch ganz gewöhnliche Form. — Zu III, 146: „Falſche Stellung des Wörtchens nur", iſt ein zu harter Ausdruck; „freie Stellung" dürfte zutreffender ſein, denn die Beziehung des Wörtchens iſt klar, ſobald richtig betont wird. — Die Verteilung der Verſe III, 158 flg., in der Anmerkung gerechtfertigt, trifft gewiß das Richtige. Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuſcht, hörte ich im Dresdner Hoftheater ſchon vor Jahren dieſe Verſe in der von Zürn durchgeführten Verteilung ſprechen. — In Anm. zu III, 285 will mir das Wort: Lieblingsausdruck der Kurfürſtin (nämlich der Ausruf: Hinweg!) etwas wunderlich erſcheinen. — In IV, 73 heißt es: „Jeder Wunſch, als nur zu leben, ſchweigt", wozu bemerkt wird: „ſprachwidrig ſtatt: als nur der zu leben". Aber wenn es erlaubt iſt zu ſagen: „Ich habe keinen Wunſch als nur zu leben", ſo geht wohl Kleiſts Wendung auch hin. — Anm. zu IV, 209 flg. mißfällt mir das Wort „räſonnierend", ebenſo zu 217 die „draſtiſche" Wirkung. — Ob IV, 214 richtig erklärt iſt, bezweifle ich; die „ſtarke" Hyperbel wäre eine ganz tolle. „Wer heut ſein Haupt noch auf den Schultern trägt, hängt es ſchon morgen zitternd auf den Leib, und übermorgen liegt's bei ſeiner Ferſe." Die letzten Worte ſollen doch wohl nichts anderes bedeuten als: nicht höher als ſeine Ferſe, in gleicher Höhe mit ſeiner Ferſe, nämlich im Grabe. (So faßt, wie ich ſehe, auch R. Kade den Ausdruck in ſeiner Schulausgabe, die mir eben zugeht.) — Die Sacherklärung von 'Petſchaft' zu VI, 253 und die Belehrung über den Stabreim zu V, 108 könnten

wegfallen. — In Anm. zu IV, 299 ist „vorfiel statt „verfiel“ (Druckfehler) zu lesen. — Die Ergänzung der unterbrochnen Worte Kottwitzens, (V, 109), „Die Nacht, vergieb —“ durch: „gestattete dies nicht“ will mir nicht einleuchten. „Die Nacht“ ist wohl als Accus. der Zeit zu nehmen; dann würde Kottwitz sagen wollen: „Die Nacht (d. h. in dieser Nacht noch) — rückte er ein“, was er dann nach der Unterbrechung durch den Kurfürsten wirklich sagt. — Zu V, 134 wäre zu bemerken, daß der Kurfürst von dem heftigen Auftritt zwischen dem Prinzen und Kottwitz nur durch das Verhör vor dem Kriegsgericht (vgl. III, 51 flg.) vernommen haben kann. — V, 172 flg. „Den Sieg nicht mag ich, der ein Kind des Zufalls mir von der Bank fällt“ heißt schwerlich so viel wie: „in den Schoß fällt“. Von der Bank fallen bedeutet: ein Bankert sein. Vgl. deutsches Wörterbuch unter Bankhart. Also will der Kurfürst sagen: „Ich mag keinen Sieg, den die Dirne Zufall wie ein unebenbürtiges Kind geboren hat.“ Den Ausschlag geben die folgenden Worte, in denen das Bild weiter festgesetzt wird: „Das Gesetz will ich, die Mutter meiner Krone, aufrecht halten, die (als echte Mutter) ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt (= geboren hat). — Dies ist alles, was ich etwa zu Zürns Anmerkungen hinzuzufügen wüßte; im Verhältnis zu dem von ihm Gebotenen ist es verschwindend wenig und gering. — Ganz vortrefflich, ja nahezu erschöpfend sind die im Anhang enthaltenen Abhandlungen über die Entstehung des Dramas, den geschichtlichen Stoff (S. 106, Z. 6 lies: „über den zugefrorenen kleinen und großen Belt“), das Verhältnis der Dichtung zur historischen Überlieferung, den Aufbau der Handlung (S. 119, Absatz 2 fällt durch die Schwerfälligkeit des Satzbaues um so mehr auf, je glatter und fließender im übrigen der Stil des Verf. ist), über die Charaktere des Dramas (Wie schlagend ist z. B. die Heranziehung der Stelle aus der Familie Schroffenstein S. 140!), über das ethische Problem der Dichtung, ihre nationale Bedeutung, Stil und Sprache und endlich die Schicksale des Dramas. (Der Schlußsatz der vorletzten Abhandlung ist, worauf der Verf. mich brieflich aufmerksam macht, durch einen Druckfehler verunstaltet. S. 154, Z. 7 flg. nämlich muß gelesen werden: „Einen sechsfüßigen, katalektischen Vers mit drei Anapästen bildet II, 392 (mit Elision)“. Einen Vers für sich enthält der Ausruf „Arthur“ ꝛc.) Die Schule wird natürlich nicht auf alle angeregten Fragen in der hier gebotenen Ausführlichkeit eingehen können und dürfen, aber für das Selbststudium, für häusliche Vorbereitung auf freie Vorträge ꝛc. bilden Zürns Abhandlungen eine unerschöpfliche Fundgrube des sorgsamst gesichteten und durchgearbeiteten Stoffes. Auch die „Themata zu Aufsätzen und Vorträgen“ (von denen mir allerdings einige zu schwer erscheinen) sind willkommen,

nicht minder die „Beigaben“ am Ende des Buches, welche die Gedichte an den König von Preußen, an die Königin Luise (in drei Fassungen, sehr lehrreich!), Das letzte Lied und die „Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege“ enthalten.

Nach alledem wünschen wir der Zürnschen Ausgabe die weiteste Verbreitung; der Lehrer, welcher das Drama in der Schule irgendwie zu behandeln hat, wird ihrer nicht entbehren können.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Neuhochdeutsche Grammatik, bearbeitet für höhere Schulen von Dr. C. Th. Michaelis, Oberlehrer an der Charlottenschule zu Berlin. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. 1889. V, 169 S.

Michaelis hat seine Grammatik nicht dazu bestimmt, während des Unterrichts in der Hand des Schülers zu sein. Sie soll dem Schüler zu Hause dazu dienen, die im Unterricht erworbenen Kenntnisse einzuprägen und zu befestigen. Sachlich schließt der Verfasser sich am nächsten an Wilmanns Schulgrammatik und an F. Kerns deutsche Satzlehre an, in der Form hat K. A. J. Hoffmann's Elementargrammatik als Muster gedient. Das Buch ist bestimmt für die Mittel- und Oberstufe höherer Mädchenschulen und für die Klassen Sexta bis Untersekunda höherer Knabenschulen, also für sechs Schuljahre. Im Vorwort giebt der Verfasser eine Verteilung des Lehrstoffes. Im sechsten Jahre sollen ausgewählte Stücke der Grammatik wiederholt und der angehängte Abschnitt über Vers- und Dichtungslehre behandelt werden.

Die streng systematische Anlage zwingt dazu, den Stoff jedes Jahres an mehreren verstreuten Stellen zu suchen, z. B. für Sexta in den Paragraphen 1—3, 7—12, 16, 30—34, 42, 44, 48. Das erschwert die Benutzung. Wenn auch die ersten grammatischen Belehrungen vor der Sexta liegen, erscheint es doch nicht empfehlenswert, der Systematik zu Liebe, in Sexta vom Laut auszugehen, statt vom Satze. Für VI und V ist die Fassung der Regeln und Begriffsbestimmungen zu hoch. Es wird schwer sein, einen Sextaner oder ein zehnjähriges Mädchen induktiv zu folgendem Ergebnisse zu führen: „In jeder Redeform des Zeitwortes verbindet sich mit dem Verbalinhalt außer andern Formbegriffen ein Begriff der Person. Hierauf beruht die satzbildende Kraft des Zeitwortes“ (S. 72). Auch die Unterscheidung zwischen „affiziertem“ und „effiziertem“ Objekt dürfte dieser Stufe schwer werden. Eigentümlich ist es, daß die Bildung zusammengesetzter Wörter unter Lautlehre abgehandelt ist. Es mag geschehen sein, weil Michaelis die Wortbildung

durch Ablautung und Ableitung nicht von der Zusammensetzung trennen wollte. Richtiger wäre es m. E. gewesen, in der Wortlehre zuerst das System der Wortarten, dann im Zusammenhange die Wortbildung, schließlich die Wortbiegung darzustellen.

In der knappen und scharfen Fassung der Regeln und der Begriffsbestimmungen wie in den eingestreuten kurzen Erörterungen erweist sich der Verfasser als ein geschulter Philolog und als selbständiger Denker, er steht auf der Höhe der Aufgabe. Seine Arbeit erhebt sich bedeutend über die kümmerliche Begrifflichkeit der von praktischen Handwerkern verfaßten landläufigen Leitfäden, die ohne geschichtlichen Sinn, ohne Empfindung für das sinnliche Leben der Sprache und ihre poetischen Tiefen, Einzelheiten in trockener Aufzählung aneinanderreihen, und daran wesentlich schuld sind, daß der Erwachsene später mit Ekel sich von den toten blutlosen Sprachschemen wegwendet. Überall versucht Michaëlis Grundthatsachen und Grundanschauungen zu gewinnen; so gelingt ihm die Vereinfachung einiger Abschnitte vortrefflich. Die ganze Rechtschreibung ist auf 14 großgedruckten Seiten dargestellt, für die Verhältniswörter und ihre Anwendung braucht Michaëlis nur 4 Seiten, für die Satzlehre nicht mehr als 28. An vielen Stellen ist mit Glück die Vertiefung des Sprachverständnisses und die Belebung des Sprachgefühls erstrebt durch allgemein verständliche geschichtliche Rückblicke, durch treffende Hinweise auf den in der Sprache wirkenden Geist und durch einfache, aus dem Wesen unsrer Sprache hervorgehende Stilgesetze. Selten nur begegnet ein unklarer oder schiefer Ausdruck, wie in der Satzbestimmung auf S. 6 (Nr. 4), der gegenüber die auf S. 99 (Nr. 2) gegebene Fassung als die schärfere den Vorzug verdient. Um so auffallender ist es, daß der Verfasser hie und da noch am lateinischen Schema klebt. Die Aufführung des Vokativs als eines fünften Falles ist in einer deutschen Grammatik nicht zu billigen (S. 34 Nr. 5). Ebenda wird der Nominativ unter die Abhängigkeitsverhältnisse gebracht, während in Nr. 12 Nominativ und Vokativ ausdrücklich als unabhängige Fälle bezeichnet sind. Überflüssig ist für die Schule die Aufführung der 17 Ablautreihen starker Verben (S. 83); die 17 Merkworte dafür können m. E. nur verwirren. Das fällt um so mehr auf, als der Verfasser sonst nicht in Einzelheiten sich verliert. Sehr dankenswert sind dagegen die Paragraphen über Rechtlesung und Rechtschreibung und über den Satzton. Vermißt habe ich ein Kapitel über den Bedeutungswandel und über das Fremdwort in unserer Sprache.

Verfehlt erscheint mir die Darstellung der neuhochdeutschen Verskunst in § 56. Hier stellt sich Michaëlis, weshalb weiß ich nicht, noch ganz auf den überwundenen Standpunkt derer, die auch bei deutschen Ge-

dichten ohne Trochäen, Anapäste und Daktylen nicht auszukommen vermögen; es wird sogar von glykoneischen, pherekrateischen und logaödischen Versen gehandelt. Doch fehlt bei der sapphischen und der alkäischen Strophe das hier ganz unentbehrliche metrische Schema. Dunkel ist mir immer geblieben, wie man mit diesen Mitteln den einfachen Versbau etwa der Heineschen Loreley erklären will. Wenig glücklich ist auch die Wahl der Anfangsverse im zweiten Teil des Faust für die Kennzeichnung der Terzine. Das Geheimnis der Terzine und ihr eigentümlicher Reiz liegt in dem Sinnabschnitt am Schlusse der Strophe. Er wirkt ganz ähnlich wie der logische Einschnitt in den vierhebigen Reimpaaren der mittelhochdeutschen Kunstepik.

Auf eindringender Arbeit ruht die kurze Darstellung der Dichtungslehre. Nur kommt in § 51 das Lied und namentlich das Volkslied schlecht weg, und die Ausblicke auf die geschichtliche Entwicklung einzelner Formen (Volksepos, Idyll, Roman) möchte man weiter wünschen. Für eine zweite Auflage des Buches, das schon jetzt zu den besten seiner Art gehört und die wärmste Empfehlung verdient, möchte ich vorschlagen, den Stoff in zwei getrennte Stufen zu zerlegen. Der für die Klassen VI–IV bestimmte erste Abschnitt hätte, ausgehend vom Satz, nur das Notwendigste im Umriß zu enthalten, etwa in der Art wie F. Kerns „Leitfaden für den Anfangsunterricht" (1888). In den zweiten, systematisch anzulegenden Teil könnten die erläuternden Ausführungen geschichtlichen, logischen und stilistischen Inhalts, welche manches Vortreffliche und Eigentümliche enthalten, voll aufgenommen werden. Hier wäre sogar noch eine Erweiterung willkommen. Gegenüber dem Begrifflichen und Schematischen könnte das Lebendige und Anschauliche in der Muttersprache, die der Schüler *hat* und *fühlt*, noch stärker zum Ausdruck kommen.

Berlin. **Stephan Waetzoldt.**

Kleine Mitteilungen.

— Einen vorzüglichen Aufsatz von Franz Kern: *Zu Goethes Proserpina* bringt die unter Paul Schlenthers trefflicher Leitung stehende Sonntags-Beilage der „Vossischen Zeitung" vom 28. April d. J. (Nr. 17). Kern begrüßt Erich Schmidts Anregung zu einer von Musik begleiteten Wiederaufführung der Goetheschen Proserpina mit Freude und hält ebenso die Empfehlung unserer Zeitschrift, die Dichtung reiferen Schülern zugänglich zu machen, für durchaus berechtigt. Unsrer Ablehnung der Düntzerschen Textesänderung (in den Versen 76–84) stimmt er voll zu und weist dann in überzeugender Weise nach, daß Goethe unter den *Seligen* nicht die olympischen Götter, sondern die *Seligen im Elysium* gemeint hat. Wir schließen uns diesen Ausführungen Kerns durchaus an und bitten darnach unsere Erklärung im vorigen Hefte S. 193 zu berichtigen und statt des Ausdruckes *Götter*

zu setzen: die Seligen im Elysium. In einem uns zugegangenen handschriftlichen Aufsatze von Herrn Oberlehrer Dr. Becker in Schlawe in Pommern, den wir, nachdem schon Kern diesen Gegenstand in so ausgezeichneter Weise erledigt hat, nicht erst zum Abdruck bringen werden, wird dieselbe Frage ganz im Sinne Kerns erledigt.

— Nachträglich sei hier noch auf einen sehr wichtigen und anziehenden Aufsatz in der Berliner philologischen Wochenschrift vom 21. Juli und 4. August 1888 hingewiesen. Der Aufsatz ist von Gustav Legerlotz und betitelt sich: Grundsätze für die metrische Verdeutschung antiker Hexameter-Dichtungen.

— In der Zeitschrift für österreichische Gymnasien findet sich ein inhaltsreicher Aufsatz von R. M. Werner: Der deutsche Unterricht an den galizischen Mittelschulen, der namentlich in seinem dritten Teile, welcher die Mittel zur Verbesserung bespricht, höchst Schätzenswertes bietet

— In den badischen Schulblättern, 1889, Nr. 2, spricht L. Zürn in anziehender und lehrreicher Weise über Scheffels Stellung zum neuen deutschen Reiche. Wertvolle und in der Angelegenheit sachlich klärende Briefe von Felix Dahn und Schwanitz werden darin mitgeteilt.

— Wolfgang Kirchbach, der in kurzer Zeit das „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" durch seine geschickte Leitung wieder zu einem durchaus beachtenswerten Blatte erhoben hat, hat in demselben einen Aufsatz Zur Fremdwörterfrage veröffentlicht, der sich mit schlagenden sachlichen Gründen gegen die bekannte Berliner Erklärung richtet und das Wesen der Sprache in vortrefflicher Weise darlegt.

— Der Aufsatz von Friedrich Pfaff in Freiburg: Unsere Personennamen, der in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins vom 1. Mai 1889 (VI, 5) enthalten ist, sei vielseitiger Beachtung empfohlen.

— Bei B. G. Teubner in Leipzig erschienen soeben: Wettiner Balladen und Lieder. Unter Mitwirkung von Friedrich von Bodenstedt, Felix Dahn, Martin Greif, Wolfgang Kirchbach, Anton Ohorn und Karl Woermann herausgegeben von Otto Lyon. Diese kleine Sammlung von bisher ungedruckten Dichtungen der auf dem Titelblatte Genannten hat zunächst den Zweck, den sächsischen Schulen geeigneten Stoff zur Deklamation bei dem bevorstehenden Wettinerjubiläum zu bieten. Um der Schrift eine große Verbreitung zu ermöglichen, ist der Preis auf 50 Pfennige gestellt (gebunden 80 Pfennige).

Neu erschienene Bücher.

Gotthold Böttticher und Karl Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen vom 31. März 1882. I. Die deutsche Heldensage. 1. Hildebrands- und Waltherlied mit Beigaben. II. Die Reformationszeit. 1. Hans Sachs. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1889.

Eberhard, J. A., Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. Durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Otto Lyon. Mit Übersetzung der Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache und einer vergleichenden Darstellung der deutschen Vor- und Nachsilben u. s. w. 14. Auflage. XLIII, 943 S. Preis: M. 11.

Gelbe, Theodor, Die Stilübungen in den beiden oberen Klaſſen lateinloſer höherer Lehranſtalten. Programm der Realſchule zu Leipzig-Reudnitz. 1889.

Gloël, Heinrich, Der deutſche Stil und ſeine Pflege auf den höheren Schulen. Weſel 1889, Karl Kühler. 58 S.

Goldſcheider, Paul, Die Erklärung deutſcher Schriftwerke in den oberen Klaſſen. Programm des Realgymnaſiums zu Mühlheim am Rhein. 1889.

Groß, Peter, Philoſophiſche Propädeutik für Gymnaſien. IV. Schluß. Programm des Gymnaſiums Thomaeum zu Kempen am Rhein. 1889.

Hartert, Albert, Schulaufſätze, ein Beitrag zum deutſchen Unterricht in den oberen Klaſſen. Programm des ev. Gymnaſiums zu Gütersloh. 1889.

Hoffmann, Otto, Herders Briefe an Joh. Georg Hamann. Im Originaltext herausgegeben. Berlin, Gärtner 1889. VI, 284 S.

Hollenberg, Wilh. Ad., Gegen einen Mißbrauch abſtrakter Rede, und Linſenbarth, Oskar, Die Örtlichkeit in Goethes Hermann und Dorothea. Programm des Gymnaſiums zu Kreuznach 1889.

Kämmel, Otto, Deutſche Geſchichte, 1. Heft. Dresden, Carl Höckner 1889. Preis 1 M. 96 S. Erſcheint in 10 Heften.

Krumbach, Karl, Beiträge zur Methodik der deutſchen Leſe- und Sprechübungen in den unteren Klaſſen höherer Lehranſtalten. Programm des Gymnaſiums zu Wurzen. 1889.

Koch, Konrad, Über Zweck und Ziel des deutſchen Aufſatzes. Programm des Herzogl. Gymnaſiums Martino-Katharineum zu Braunſchweig. 1889.

Kuenen, Eduard, Die Charakterbildung durch die deutſche Lektüre, Programm des Gymnaſiums zu Düſſeldorf, Leipzig, Heinrich Bredt 1889. 24 S.

Kuhl, Joſ., Die Zeitenfolge im Lateiniſchen und Deutſchen. Programm des Progymnaſiums zu Jülich. 1889.

Legerlotz, Guſtav, Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen. Zweite Auflage. Salzwedel, Klingenſtein. 1886.

Martin, Ernſt, Mittelhochdeutſche Grammatik nebſt Wörterbuch zu dem Nibelungenliede, Walther und Laurin. Berlin, Weidmann 1889. Preis 1 M.

Müller-Frauenſtein, Georg, Handbuch für den deutſchen Sprachunterricht in den oberen Klaſſen höherer Lehranſtalten. I. Zur Sprachgeſchichte und Sprachlehre. Hannover 1889, Norddeutſche Verlagsanſtalt. VIII, 203 S. Preis: M. 2,40.

Rethwiſch, Konrad, Jahresberichte über das höhere Schulweſen. 1. Jahrg. 1886. 2. Jahrg. 1887. Berlin 1887 und 1888. Gärtners Verlag.

Schärf, Hermann, Profeſſor Konrad Beyers Lehre vom deutſchen Versbau und Heinrich Heines Stellung innerhalb derſelben. Czernowitz 1889, Pardini. 24 S.

Völcker, G., I. In welcher Weiſe würde die Priorität des Franzöſiſchen auf den deutſchen Unterricht einwirken? II. Werden die grammatiſchen Grundbegriffe beſſer an der lateiniſchen oder an der franzöſiſchen Sprache erkannt? Programm des Realgymnaſiums zu Schönebeck a. E. 1889.

Velhagen und Klaſings Sammlung deutſcher Schulausgaben:

Goethe, Hermann und Dorothea, herausgegeben von Oberlehrer Dr. J. Wychgram. Preis 50 Pf.

— Iphigenie, herausgegeben von Direktor Profeſſor Dr. Stephan Waetzoldt. Preis 50 Pf.

— Egmont, herausgegeben von Dr. G. Böttticher. Preis 50 Pf.

— Dichtung und Wahrheit. Auszug in 2 Bändchen. Herausgegeben von Direktor Profeſſor Dr. W. Nöldeke I. Teil. Preis 75 Pf.

— Dasſelbe. II. Teil. Preis 75 Pf.

Goethe, Goetz von Berlichingen, herausgegeben von Oberlehrer Dr. R. Beer. Preis 60 Pf.

Kleist, Michael Kohlhaas, herausgegeben von Oberlehrer Dr. J. Wychgram. Preis 50 Pf.

Lessing, Minna von Barnhelm, herausgegeben von Direktor Professor Dr. A. Thorbecke. Preis 50 Pf.

—— Hamburgische Dramaturgie, herausgegeben von Oberlehrer Dr. Otto Lyon. Preis 80 Pf.

Schiller, Braut von Messina, herausgegeben von Dr. R. Franz. Preis 60 Pf.

—— Demetrius, herausgegeben von Oberlehrer Dr. H. Löschhorn. Preis 50 Pf.

—— Don Carlos, herausgegeben von Dr. R. Franz. Preis 75 Pf.

—— Maria Stuart, herausgegeben von Prof. Dr. C. Rauch. Preis 60 Pf.

—— Tell, herausgegeben von Direktor Prof. Dr. A. Thorbecke. Mit Übersichtskarte. Preis 60 Pf.

Shakespeare, Richard II., herausgegeben von Oberschulrat Dr. E. von Sallwürk. Preis 50 Pf.

Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. I. Die Speisekarte. 48 S. II. Der Handel, 1. Abteilung. 68 S Braunschweig 1888 u. 89.

Wetzel, Paul, Übungsstücke zur deutschen Rechtschreibung. Berlin, Weidmann 1889.

Wychgram, J., Bemerkungen zum deutschen Unterrichte, Sonderabdruck aus dem Jahresbericht der städtischen höheren Mädchenschule zu Leipzig. Ostern 1889. 24 S.

Zschalig, Metrische Übertragungen französischer Gedichte für den Schulgebrauch. Programm der Ratstöchterschule zu Dresden. 1889.

Paulsen, Friedrich, Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Berlin, Wilhelm Hertz 1889. 71 S.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9 II.

Geographiſche Namendeutung.

Von **Rudolf Hildebrand.**

Der ſchöne Aufſatz von Hey im zweiten Hefte S. 168 über den merkwürdigen Ortsnamen Mehltheuer nahm mir zugleich ſo zu ſagen das Wort aus dem Munde mit ſeiner Hinweiſung auf den Werth ſolcher Deutungen für die Schule. Ich war gerade im Begriff, eben auch ein paar ſolcher geographiſcher Namen mit merkwürdigem Schickſal hier vorzulegen als Probe, wie der deutſche Unterricht davon trefflich Gebrauch machen kann, um die Schüler im geſchichtlichen Denken zu üben, von dem ich nicht aufhören werde zu predigen, wie wichtig es für die wahre Bildung unſerer Zeit iſt und wie es für alle am nächſten und beſten an der Mutterſprache zu lernen iſt, auch welche reine und hohe Freude es Schülern wie Lehrern geben kann. Ortsnamen, beſonders ſolche, mit denen die Gedanken und Empfindungen viel zu thun haben, in ihrem ſo oft ſeltſamen Klange zu verſtehen, einen klaren und wo möglich ſchönen oder doch bedeutſamen Sinn darin zu finden, das iſt ein ſo natürlicher Drang des Seelenlebens, daß ſchon kleine Kinder ihn empfinden und auf eigne Hand möglichſt befriedigen. So z. B. wenn ein kleines Mädchen, das noch nicht in die Schule gieng, den Vater fragte: Nicht wahr, Amerika heißt doch deswegen Amerika, weil es am Meere liegt? Und wenn neulich ein Realſchüler, der den Namen wohl zum erſten Mal in die Feder nahm, ihn Ammeerika ſchrieb, ſo dachte er ebenſo. Das iſt Beweis genug für die natürliche Wichtigkeit der Namendeutung. Hat ein ſolcher Name erſt eine ſolche Deutung, daß er den Gedanken gleichſam durchſichtig wird, während er ihnen vorher nur ein Aeußerliches, wie ohne Inneres war, ſo wird er dem Kinde eben damit erſt wie zu einem Eigenthum, zu einem Werthſtück in dem Vorrath ſeines Seelenbeſitzes, das bei rechter Deutung immer zugleich in die zeitliche Ferne führt und damit die Seele ſchön ausweitet, zumal wenn ſich's um die Ortsnamen der Heimat handelt, mit denen das Kind ja natürlich anfängt in ſeinem Bedürfniß, Licht ſtatt Dunkel zu haben.

Niemand kann das lebhafter empfinden und erfahren, als wir hier, hier in den öſtlicheren Landen, wo Slaviſches und Deutſches in ſo greller Miſchung neben und durch einander liegen. Mir als Leipziger Kind z. B. machten Namen wie Eutritzſch, Wiederitzſch, Connewitz, Leutzſch im Vergleich mit Namen wie Schönefeld, Lindenau, Abtnaundorf, Fuchshain früh ſchon eine gewiſſe Gedankennoth. Man erlebte ja Schönes

und Wichtiges dort wie hier und lebte ſich in die Orte ein mit der wunderſamen Kraft des Kindergemüthes, Alles mit ſtiller, unbewußter und doch deutlich gefühlter Poeſie und ſchönem Leben zu umſpinnen oder es ſich herauszuſpinnen. Aber bei Lindenau u. dgl. half der faſt täglich gehörte Name ſchon ſelbſt dazu, bei Eutritzſch nicht oder behielt etwas Störendes für das Behagen.

Es muß den Kindern entlang der franzöſiſchen und italieniſchen Grenze wohl eben ſo gehen, wie es der Wanderer noch jetzt empfindet; ich z. B. einmal im Vorarlberg, wo Altromaniſches und ſpäter eingezogenes Deutſches ebenſo wunderlich durch einander liegen, wie bei uns hier Slaviſches und Deutſches. Ich gieng da einmal mit meinem zu früh verſtorbenen Freunde, dem Bregenzerwälder Bauer und Dichter Fr. M. Felder aus dem Bregenzerwalde über das Gebirge nach dem Süden, nach Bludenz, d. h. aus alemanniſchem in altromaniſches Land. Da empfanden wir ſchon an den Ortsnamen (nicht nur an ihnen) das Grenzgebiet mit ſeiner Miſchung in ſchärfſter Weiſe. Im Thal der Bregenzer Ach nur deutſche Namen, wie Au, Hirſchau, Mellau, Schwarzenberg u. ſ. w., im anſtoßenden Thal nach Süden, dem Walſerthal, wechſelnd Buchboden (Ort im Thalgrunde, nach Buchwald benannt) und Fontanella, Sonntag und Ragól, bis dann noch weiter ſüdlich Bludenz, Nüziders, Schruns u. ſ. w. dem Ohre und Sinn alles Heimiſche und Anheimelnde entrückten und die Gedanken, die durch die Wanderung über die Höhen ſelber unwillkürlich auf ſo wunderbar wohlthuende geſchichtliche Höhe geführt waren, mit Fragen plagten, ohne Antwort, wovon nur Fontanella (Brünnlein) eine um ſo angenehmere Ausnahme machte. Es iſt in der Schule ſo leicht gethan, am beſten in der Zeit vor den großen Ferien, daß der deutſche Lehrer, der ja Solches aus eigner Erfahrung wohl meiſt zur Hand hat, den Schülern mit einer ähnlichen kurzen Ausführung die meiſt bevorſtehende Wanderung mit einer Erhöhung ins geſchichtliche Denken würzt, welche die Reiſe zu dem machen hilft, was ſie für die Entwickelung des Geiſtes ſein kann, zu einem bleibenden tiefen und ſelbſt erworbenen Gewinn mit fruchtbar ſchöner Nachwirkung fürs ganze Leben.

Um aber vom langen Vorwort zu den Proben zu kommen:

1. Luxemburg.

Das alte deutſche Ländchen, das nach 1867 für uns wieder in den Schatten getreten war, faſt wie ſeit 1866 das Fürſtenthum oder Fürſtenthümchen Lichtenſtein im Vorarlberg am Rhein mit ſeiner Hauptſtadt, d. h. einem kleinen, freundlichen, lockeren Häuſerhaufen Vaduz mit altromaniſchem Namen (dort ſelbſt ſagt jedermann Fadutz, nicht etwa Waduz nach Berliner Geſchmack), das einſt zu Deutſchland, d. h. zum Deutſchen Bunde gehörte und nun bloß zu ſich ſelbſt, da es im Prager Frieden

eigentlich vergessen worden ist — also Luxemburg, das für die deutschen Gedanken nun auf einmal aus dem Schatten so in den hellen Vordergrund tritt, daß es gegen Vergessenwerden gesichert ist, hat mit seinem Namen ein gar seltsames Schicksal, daß man es wohl putzig nennen kann.

Noch spät im 17. Jahrhundert hieß es bei uns Lützemburg, so im Simplicissimus im 12. Cap. des 6. Buches in der ersten Ausgabe S. 673 (in der von 1685 Lützenburg). Ebenso im Lande selbst, z. B. in dem sprachlich und rechts- wie culturgeschichtlich höchst werthvollen Buche: Luxemburger Weisthümer, als Nachlese zu J. Grimm's Weisthümern gesammelt und eingeleitet von Hardt, Regierungsarchivar in Luxemburg — es erschien in Luxemburg 1870 kurz vor dem Kriege und nahm sich aus wie eine Antwort aus dem Lande selbst auf die Frage, die die Entscheidung der Diplomatie von 1867 unter französischem Druck aufgeworfen hatte — da heißt es S. 693 in einem Weisthum (Rechtsweisung aus der Gemeinde selbst gegeben) Lützemburg. Die gewöhnliche Form ist Lutzemburg, ohne den Umlaut, z. B. S. 411, 465 aus dem 16. Jahrh. Daß aber der Umlaut auch da mit gemeint ist (wie ja viele kanzleimäßige handschriftliche *u* damals vielmehr ein ü meinen), das zeigt in einem Weisthum von 1592 S. 417 doppelte Schreibung aus derselben Feder: Lützemburg und Lutzembourg; dieß Lutzembourgh (so) steht auch S. 411 zusammen mit Lutzemburgh und verräth mit dem ou, daß des Schreibers Bildung französisch angehaucht war, wie es die höhere Bildung dort jetzt noch ist und schon damals bereits länger war, was bei der Nähe der belgischen Lande und dem großen Einfluß der französischen Cultur im Westen des Rheins seit Jahrhunderten nicht Wunder nehmen kann. Das „Lutzembourg" verräth aber auch, daß mit dem u ein ü gemeint war, wie es noch Grimmelshausen und seine Zeit im Ohre hatte. Im 13. Jahrhundert wird es lateinisch Lucemburgum genannt, so in dem Freiheitsbrief der Gräfin Ermesindis für die Stadt v. J. 1244, die libertas Lucemburgensis (bei Hardt S. 461). Da war der Umlaut gewiß auch schon da, der ja lateinisch kein Zeichen hatte, wie das tz auch, also Lützemburc war die mhd. Form, dieselbe schon wie noch im 17. Jahrhundert.

Die älteste Form, die die Aufklärung gibt, ist Luzilunburch, in niederd. Fassung Lutilinburg, s. Förstemann altd. Namenbuch 2^2, 1030, also eigentlich „kleine Burg", von ahd. luzil, mhd. lützel, noch engl. little. Den Übergang zu der spätern Form deutet schon dort eine Form Luzelomburg an, das m im Sprechen vom b herbeigezogen; das mußte weiter zu Luzelmburg werden, da konnte sich aber das l in dieser Stellung im Munde nicht lange halten, obschon es sich in gleicher Stellung in einem andern Landesnamen bis auf heutigem Tag erhalten hat, in

Mecklenburg, geſprochen Mekelnburg, genau hingehört Mekelmburg. Das iſt zugleich das rechte Gegenſtück zu Luxemburg, „große Burg“, in älteſter Zeit Mikilinburg, dann Mekelenborch, auch hochdeutſch gefaßt Michilinburg, Michelenburg (Förſtemann a. a. O. 1096 fg., nicht mit dem m), von altſ. mikil, ahd. michil groß. Beide Namen zuſammengenommen finden frohen Anklang bei den Schülern und heften ſich bei einmaligem Hören zuſammen feſt ins Gedächtniß, damit zugleich die verlorenen mhd. michel groß, lützel klein, die ſo in Landesnamen noch nachleben.

Etwas daran aber müſſen die Schüler ſelber finden, die Bildung des Adjectivs darin, das wird eine ſchöne Denkübung. Ein grammatiſch Kluger wird, wenn der Lehrer nur darauf dringt, die Form ordentlich anzuſehen, bald finden, daß es nicht, wie man ſchulmäßig unfehlbar vorausſetzt, im Nominativ auftritt, ſondern flectirt. Warum das? in einem Nominativ! Der Lehrer müßte vorführen, wie häufig das in ſolchen Namen iſt, beinah Geſetz, z. B. Altenburg, Neuenburg (Naumburg, auch Naunhof, Naundorf), Hohenburg, Hohenſtein (Hohnſtein), Hohenſtaufen, Hohenzollern, Weißenfels, Wildenfels, Schwarzenberg, Tiefenbach, Breitenfeld, Großenhain (gegen Hainichen, d. i. der kleine Hain), Oberndorf u. ſ. w., da ſteht überall die Grammatik mit dem Leben in Widerſpruch. Und dieſen ſcharf zu bemerken und den Grund davon zu finden, das hat für die Schüler einen ganz eignen Lehrwerth. Könnten ſie von dem zunächſt Unbegreiflichen den Grund und die Rechtfertigung nicht ſelbſt finden, ſo müßte der Lehrer mit der Claſſe von der Schulhöhe ins Leben ſelbſt hinunter und hinaus gehen, indem er ſie auf ihr eigenes Reden und Hören verweiſt, wie in dieſem z. B. Dresden, oder wo der Unterricht eben ſtattfindet, dieſer Name auftritt. Als Nominativ ſeltener, z. B. in der Schule: Dresden iſt die Haupt- und Reſidenzſtadt u. ſ. w., im Leben dagegen maſſenhaft überwiegend: Ich bin von Dresden, ſtamme aus Dresden, wohne zu oder in oder bei Dresden, gehe nach Dresden u. ſ. w., lauter Dative, wenn man es der Form auch nicht mehr anſieht oder anhört, höchſtens anfühlt, zu welcher Kunſt das eine nützliche Übung wird (es wäre eigentlich ein ganzes und wichtiges grammatiſches Capitel für ſich). Und dieſe das Leben beherrſchende Dativform hat denn in alter Zeit, wo zudem noch keine Grammatik und kein Lexicon von der Schule oder Canzlei aus die Herrſchaft führen konnte, ſo ſehr Beſitz ergriffen von dem Gedanken, daß ſie zum Namen überhaupt wurde und ſich auch die Stelle des Nominativs eroberte, den man ſich ſchulmäßig durchaus als die Haupt- und Urform eines Wortes denkt, was er doch an ſich und immer keineswegs iſt. Daher denn die Hohenſtaufen, Hohenzollern, Lützelnburg, Mekelnburg u. ſ. w. mitten aus dem vollen Leben heraus, daß man in ſeiner Macht und Fülle daran recht ſpüren und fühlen kann, was mitten in

die ewig zum ſtarren und ſteifen Schema ſtrebenden Schulgedanken hinein der nach Leben dürſtenden Seele ſo erquickend wohl thut.

Ich erinnere mich ſolches Beobachtens der Ortsnamen als eines reinen Vergnügens neben andern, auch höheren von einer Studentenreiſe her. Da hatte ich aus M. Haupts Vorleſungen (der Schule waren damals ſolche Dinge noch fremd) auch ein Auge auf ſolche dativiſche Bildungen und fand ein Beiſpiel, das mir ſelbſt zur Überzeugung davon gleichſam den letzten Nagel einſchlug, wie ichs nachher auch im Unterricht oft verwendet habe. Wir kamen da auf dem Schwarzwalde, nach St. Blaſien niederſteigend, an einem Örtchen vorüber, das ſich auf einer Tafel an der Straße „Tiefenhäuſern" nannte, es war ein Häufchen Häuſer in einer Bodenſenkung. Wir waren mitten auf der Landſtraße auf einmal wie im Colleg, wenn da ein hübſches Licht aufblitzt, dachten an die Ortsnamen wie Sondershauſen, Nordhauſen, auch Hauſen allein, die uns an dem „Tiefenhäuſern" nun erſt recht glaubhaft und durchſchlagend verſtändlich wurden in ihrer dativiſchen Bildung aus dem Getriebe des Lebens, das hausen als nachlebende mhd. Form (hüsen), hier mit häusern aus nhd., ziemlich neuer Zeit. Ob und wie der gar zu ſonderbare Nominativ auf der Canzlei, beim Schullehrer, Pfarrer Gnade gefunden hat? Das hat gewiß Kampf geſetzt, Kampf zwiſchen Schule und Leben, zwiſchen „Bildung" und Wirklichkeit.

Bemerkt werden muß aber doch auch, daß dieſe Bildung keineswegs durchgehendes Geſetz iſt, daß auch reiner Nominativ oft genug erſcheint, auch ſchon früh, was denn dem ſtreng grammatiſch und logiſch Geſinnten eine Beruhigung ſein mag. So neben Lützelnburg an der elſäſſiſch-lothringiſchen Grenze die Feſte Lützelſtein, im Odenwalde Michelſtadt, ebenſo Hochheim bei Mainz und ſonſt (ſchon im 8., 9. Jahrh. Höhheim Förſtem. 2, 771) neben Hohenheim bei Stuttgart, Luzzelaha und Mihilbah Förſt. 1029, 1096, was beſonderer Unterſuchung bedürfte, um den Grund zu ermitteln. Selbſt beides, Dativ und Nominativ gepaart, wie in Hochhauſen am Tauber, ſchon im 8. Jahrhundert Höhhüsen Förſtemann 772. Auch beide Formen neben einander in derſelben Zeit und Quelle, z. B. in Dronkes traditiones Fuldenses Cap. 42 neben Mihilbah von demſelben Orte auch Michelembach (Förſt. 1096), wohl aus Vorlagen verſchiedener Zeit abgeſchrieben, worauf ſchon die Schreibung deutet. Man darf vermuthen, daß dabei das grammatiſche Gewiſſen in den Canzleien mitgewirkt hat, denn das odenwäldiſche Michelſtadt heißt im 8. Jahrhundert Michilinstat Förſtem 1097, wie ein Ort Michelfeld daſelbſt im 9. Jahrhundert Mihilunfeld, die Inſel Lützelau im Zürcher See im 8. Jahrhundert Luzilunowa (daſ. 1029), Schwarzburg in Thüringen im 11. Jahrhundert Swarzinburg (1421) und noch im 16. Jahrhundert

Schwartzenburg u. ſ. w. in vielen Fällen, alſo das Leben bekämpft und überwunden von der Canzlei aus oder vom Pfarrer uſw. Übrigens liegt doch nicht eigentlich der Nominativ des Adjectivs vor, wie in Mihilbah, Höhhüsen uſw., ſondern die reine Stammform, nach der Gewohnheit der Wortzuſammenſetzung unbewegt angeſchoben, das zeigen deutlich Feminina wie Schwarzburg neben Schwarzenberg, Neuſtadt neben Neuenſtadt; ſobald die Adjectivform in Bewegung kam, gerieth ſie doch ins Fahrwaſſer des Dativs, ſonſt müßte Schwarzeburg, Neueſtadt u. dgl. vorkommen, was doch auch die Canzleien nicht gewagt haben.

Um aber auf Luxemburg zurückzukommen und was ich eigentlich meinte: es iſt die franzöſiſche Form, im Munde des Franzoſen zurecht gemacht für ſeine Zunge. Daher der Laut *tz* von Lützemburg, der ihm fehlt, möglichſt genau erſetzt durch den von *x*, aber das *ü* beibehalten, das ja in ſeinem Luxembourg noch erklingt. Und wir Deutſche entlehnten uns für das deutſche Land die verballhornte franzöſiſche Form, die im franzöſiſchen Munde ganz löblich iſt, ſprechen ſie aber nicht einmal richtig, d. h. franzöſiſch aus mit dem *u*! Dieß gibt es eigentlich gar nicht in dem Namen, weder in der deutſchen noch der franzöſiſchen Form, und hat doch nun den Platz gewonnen durch Bildung, die eine franzöſiſche ſein will und es nicht iſt! Eine Verballhornung (das bleibt das *x* doch) noch einmal verballhornt, im Namen höherer Bildung! Es iſt ein wahrer Gräuel von ſprachlichem Zwitter, den Namen eines Landes, das einſt dem Reiche edle Kaiſer gegeben hat, wie Heinrich VII., Sigismund. Was nur die Gebildeten im Lande ſelbſt dazu ſagen, die doch ſo gut franzöſiſch können?

Der gemeine Mann, die Volksſprache iſt beim Alten geblieben, nur der Mundart anbequemt, es heißt da nach Gangler (Lexicon der Luxemburger Umgangsſprache Luxemb. 1847 S. 269) Letzeburg, das meint Lützenburg, wobei das *—n* verſchluckt iſt an der Stelle, wo es in allen Mundarten im Weſten (auch im Niederländiſchen) verſchluckt wird, und mit *e* (eigentlich *ö*) für *ü*, z. B. in greng für grün (Gangler S. 189). Übrigens wird aus beſter Quelle auch Letzelborg angegeben, wie im 13. Jahrhundert neben Lützelnburg auch ſchon Lützelburg erſcheint, im 12. Jahrhundert Lucelburgum (Gangler a. a. O.), alſo gebildet wie das oben erwähnte Lützelſtein, ſchon als Luzzelaha, Mihilbah neben Michelembach, wie noch im 15. 16. Jahrhundert Meckelburg neben Meckelnburg. Der Gedankengang hier drängt einen aber von ſelbſt auf den Einfall, ob nicht bei dem neuen Leben, das das Land nun doch bald beginnt und das doch auf alle Fälle ein mehr deutſches ſein wird als bisher, wenn auch politiſch nicht (was der Geſinnung der Mehrzahl im Lande gar wohl entſpricht), ob man nicht da mit der Barbarei im Namen auf-

räumen und Lützelburg aus der Rede des Lebens wieder aufnehmen ſollte? Sollte — gewiß, doch die Verhältniſſe machen es nicht möglich. Aber eine werthvolle Anregung zu ſprachlich-geſchichtlichem Denken gäbe die Frage in der Schule wie im Hauſe auf alle Fälle. Und warum ſoll denn etwas albern Erkanntes ewig ſein müſſen?

2. Canzleiformen.

Die Gelegenheit iſt zu günſtig, um nicht auf den Einfluß der Canzleien, der in der Entwickelung unſerer Sprache ſeit dem Mittelalter eine ſo große Rolle ſpielt, im guten Sinne und auch nicht, auch in den Schickſalen der Ortsnamen noch einen kurzen Blick zu werfen. Es handelt ſich um den Kampf zwiſchen der Canzlei und dem Leben, von dem vorhin ſchon Spuren erſchienen. Das Leben entwickelt das Bedürfniß, mit Ortsnamen, die täglich in einem gewiſſen Umkreis, dem Lebenskreiſe des Ortes maſſenhaft erklingen müſſen, wenn ſie länger ſind, raſcher fertig zu werden, als förmliche, gemeſſene Rede erlaubt. Das iſt nicht bloß Trägheit, ſondern der Drang des Lebens bringt es berechtigt überall mit ſich. Jeder weiß aus dem Kreis ſeiner Heimat, wie dadurch längere Namen wunderlich einſchrumpfen können, oft bis auf eine Silbe, zu der die Tonſilbe den Kern abgibt. So, um der Anregung wegen nur ein ſtarkes Beiſpiel anzuführen, wenn aus Rudolſtadt (ſelbſt ſchon gekürzt aus Rudolfſtadt) im Bauermunde „Rulſcht" geworden iſt. Die Bildung erſchrickt ja vor ſolchen Formen, wenn man ſie hört, vollends wenn man ſie ſchwarz auf weiß ſieht. Und doch erklärt es ſich daraus, daß die Namen unſerer älteſten Städte, aus Römerzeit her, längſt gern einſilbig ſind, wie Wien, Mainz, Köln, Worms, Trier, Metz. Dieſe ſtehen eigentlich alle auf demſelben Punkte wie jenes bäuriſche Rulſcht, das hört man wieder, wenn man z. B. ſich Worms in Römerzeit denkt und vorſagt, Borbetomagus, Mainz als Moguntiacum, Köln als Colonia (Agrippinensis). Da iſt denn an Einſchrumpfen noch weit mehr geleiſtet, als in jenem Rulſcht. Die Betrachtung kann aber den Schülern tröſtlich werden, wenn ſie vor ſolchen Barbareien ihrer Heimat zu erſchrecken anfangen, ſtatt darüber zu lachen, und den Lehrern wohl auch! Bei unzähligen Namen iſt übrigens die Barbarei und das Einſchrumpfen längſt vergeſſen. Auch der Philolog z. B. erfährt erſt aus Urkunden, daß Baalsdorf bei Leipzig urſprünglich Baldewinesdorf hieß, Wilsdruff noch im 15. Jahrhundert Wielandesdorf.

Die gelehrten Schreiber in den Canzleien haben denn auch da nichts vermocht, obſchon es an Ärger bei ihnen nicht gefehlt haben wird. Sie ſind aber Jahrhunderte lang befliſſen geweſen, die Volks- und Lebensform von der Schrift fern zu halten oder zu berichtigen. Sonſt hieße wohl auch Dresden z. B. nicht mehr ſo, ſondern, wie es im 16.

Jahrhundert z. B. Luther ſchreibt, Träſen, was ja noch dort die Volksform iſt (auch mit dem T). Es wäre ein großes Capitel für ſich, dieſen Kampf zwiſchen Leben und Bildung weiter zu verfolgen, das ich mir ſchon geſchrieben wünſchte. Aber lehrreich iſt daraus beſonders die Erſcheinung, wie bei dieſer redlichen, löblichen Arbeit auch Irrthümer mit unterlaufen, zum Theil ſeltſamſter Art, falſche Etymologie aufs Gerathewohl geübt.

Das ſeltſamſte Beiſpiel iſt der Name Holſtein. Das Land heißt eigentlich, nach den Bewohnern, niederdeutſch Holtsâten, Holtseten (dativiſch geſtaltet), d. i. die im Walde Sitzenden, Wohnenden, hochdeutſch im 13. Jahrhundert richtig verſtanden und überſetzt Holzsæzen (Gudrun 1374. 1415). Aus Holtseten ward aber im Drang des Lebens Hóltseten, da die beiden Hochtöne dicht neben einander dem raſchen Sprechen unbequem ſind, und dann war Holtsten oder als letzte Stufe Holsten unvermeidlich. So gibt es denn in Lübeck und Hamburg noch ein Holſtenthor und der Name Holſte, dann Holſt iſt auch noch gangbar, eigentlich Holtsete, Holſteiner. Woher ſtammt nun die heute geltende Verballhornung Holſtein? Ich weiß es nicht, aber unmöglich doch aus dem Lande ſelbſt? Es muß wol eine Canzleiklugheit ſein, von einer einflußreichen hochdeutſchen Canzlei, vielleicht der Reichscanzlei ſelbſt ausgegangen, wo ſich ein maßgebender Mann in niederdeutſcher Etymologie verſuchte, wie andere Gebildete zugleich wohl auch, und in Holsten ein gemeintes Holsten entdeckte, wobei an Holland gedacht ſein mag, zugleich an „hohler Stein", wie es in Baiern bei Eichſtädt ein Hollenſtein gibt, als Holinstain, Holenstein (dativiſch) Förſtem. 825 und einen adelichen Geſchlechtsnamen Holnſtein.

Solche Fehlgriffe bei dem redlichen Bemühen, die Namensform rein zu erhalten, ſind häufig, und zwar überraſchend früh, als Beweis zugleich, wie alt die zuſammengeſprochnen Formen ſind; Eichſtädt z. B. an der Altmühl, im Leben auch bei Gebildeten „Eiſtet" geſprochen, erſcheint ſchon ſehr früh als Eistet (Förſtem. 32). Hersfeld in Heſſen, ſtark eingeſchrumpft aus urſprünglichem Heriulfisfelt im 8. Jahrh. (Heriulf eigentlich Heriwolf), erſcheint eben im 8. Jahrh. auch ſchon als Herolsfeld (eigentlich Herolfsfeld) Förſtem. 751, und daraus begreift ſich, ſchon im 11. Jahrh., Heroldesvelt daſelbſt, als falſche Wiederherſtellung. Eine ſolche iſt in einem berühmten thüringiſchen Namen, Reinhardsbrunn, auch früh durchgedrungen, natürlich nur von der Canzlei oder dem Kloſter aus. Es heißt im 11. Jahrh. noch Reginherisbrunnun, (dativiſch) Förſtem. 1117, aber ebenda auch ſchon Reinersprunnen d. h. die Form des Lebens, die ſicher lange ſchon beſtehend nun auch durchbricht, dieß aber ebenda, auch noch im 11. Jahrh., neu ausgedeutet als Reinhartsborn.

Man war in der Canzlei dabei, besonders seit der Humanistenzeit, bemüht, dem volksmäßigen Klange mit gelehrten Mitteln einen höheren Schein und Glanz zu geben, der aus Rom und Griechenland geholt wurde. Ein köstliches Beispiel dafür, schon in meiner Sprachschrift angeführt, ist das Dorf Eythra bei Leipzig, bei den Bauern noch „die Eiter", d. h. wie im 13. Jahrh. Îtere, bei Thietmar von Merseburg Iteri, nun aber in „Eythra" umgekleidet, d. h. in jedem Laut schön griechisch gemacht, als wäre es wie *Εὔθρα* aus Attika an die Elster versetzt. Ähnlich ist es mit „Amöneburg" bei Marburg und „Amorbach" bei Aschaffenburg, in alter Zeit Amanaburg und Amarbach (Förstem. 70), nun aber schön römisch wie arx amoena, liebliche Burg, und das andere nach dem Gott Amor benannt — nun war das lateindurstige Gemüth befriedigt, die Bauernform ins Hohe gerettet; die Bauern sagen freilich heute noch „Ameneburg" (auch den Ton noch auf der ersten, der Stammsilbe) und „Ammerbach", sie sind eben deutsch geblieben unter der lateinischen Strömung hin, welche die Bildung noch beherrscht, vielleicht für immer. Aber solche Dinge auch den Gebildeten wenigstens zum Bewußtsein zu bringen, das ist eine Pflicht der Schule. Der Bildungsfleck und das Lächerliche dabei, die man so fürchtet, liegt da nicht auf Seiten des gemeinen Mannes, sondern eben des Gebildeten.

Erwähnenswerth ist auch das Schicksal eines Dorfnamens im Reußischen Oberlande, „Eliasbrunn" bei Lobenstein. Es ist glücklich schon im 11. Jahrh. bezeugt und heißt da Adalgerisbrunnen (Förstem. 141), also nach einem edlen Namen aus ältester Zeit, Adalger, einem rechten Heldennamen. Die Bauern nennen es noch „Elgersbrunn", das aber ist in der Canzlei einmal alttestamentlich umgetauft, verballhornt worden in „Eliasbrunn" (doch noch mit dem Ton auf der ersten Silbe gesprochen, als letztem Rest der reinen Form). Die Bauernform aber hat noch ein Seitenstück und Anhalt in Elgersburg bei Ilmenau, das gleicher Entstehung sein wird. Übrigens setzt sie eine alte Zwischenform Algersbrunnen voraus, d. h. mit dem Tausch von Adal und Al in Namen, der auch sonst oft vorkommt schon in ahd. Zeit (Förstem. 1,137 u. o.), so gerade auch Alger für Adalger (147), mhd. Elger, das wieder ein ahd. Aliger neben Alager (Först. 1,40) voraussetzt. Dieses aber, was doch bemerkenswerth ist, kommt auch in Italien vor im Geschlechtsnamen des Dante, den Alighieri. Wie da edles Italienisch und verachtetes Bauerndeutsch einander die Hand reichen!

3. Amerika, eigentlich ein deutsches Wort.

Wie da in Dantes Geschlechtsnamen Deutsches als Quelle auftritt, so führt der Name Amerika über den Namen eines Italieners hinweg auf deutschen Ursprung. Ich würde es mir nicht getrauen, hier ein

Wort davon zu ſagen, als ob ich etwas Neues ſagte, hätte ich nicht neulich in einem Abendkreiſe die überraſchende Erfahrung gemacht, daß ſelbſt einem Univerſitätsprofeſſor aus Amerika, eben in Geſchichte Amerikas thätig, die Sache völlig neu und werthvoll war, und einem deutſchen Lehrer der Geographie gleichfalls. So kann ſie doch noch nicht ſo bekannt ſein, als man wünſchen muß.

Daß der wichtige Welttheil ſeinen Geſamtnamen mehr zufällig von dem Italiener Amerigo Vespucci erhalten hat, ſteht ja lange außer Zweifel, wir lernten es in der Kinderſchule und es iſt ſonderbar, daß man in Amerika ſelbſt neuerdings in Südamerika einen wilden Stamm mit ähnlichem Namen in den Vordergrund gezogen hat, um von ihm den Namen abzuleiten. Daß Amerigo aber eigentlich ein deutſcher Name ſei, war auch längſt gefühlt, vor Jahren fand ſich in geographiſchen Lehrbüchern die Angabe, er habe eigentlich Emmerich geheißen. Aber er hieß gleichzeitig lateiniſch Albericus, wie z. B. zu erſehen iſt in Seb. Münſters Cosmographie in dem Cap. von den neuen Inſeln, da heißt er Albericus Vesputius (W. Wackernagels deutſches Leſebuch 3. Th. 1. Bd. Sp. 405). Damit iſt die Sache entſchieden und ich will, als völlig unbekannt mit der gelehrten Geographiegeſchichte, nur noch einmal betheuern, daß ich nicht daran denke, den betreffenden Gelehrten etwas Neues zu ſagen. Nun iſt Amerigo die italieniſch zurecht gemachte Form von Albericus, gleichſam die gemüthliche Hausform, und ſo hat der vierte Welttheil eigentlich einen deutſchen Namen erhalten.

Denkt man aber dabei an die Goldſchätze, die Amerika im Süden und Norden zu finden gab, ſo kann man wohl ein ſeltſames Spiel des Zufalls darin finden, daß unſer alter Alberich eigentlich der Zwergenkönig iſt, der Hüter der unterirdiſchen Schätze, daher in den Nibelungen der Hüter des Nibelungenhortes. Das iſt wirklich auch ein Spiel, in dem zufällig ein tiefer Sinn liegt, und den Schülern darf das ſchon ein anregendes Vergnügen werden. Iſt doch auch Oberon, der Elfenkönig, aus Shakeſpeare und Wieland bekannt, in Amt und Namen niemand anders als unſer Alberich, d. h. über deſſen franzöſiſche Form Aubéry (Aubry) hinweg zu Obéron geworden. So ſeltſames Spiel kann das Schickſal wandernder Namen und Begriffe mit dieſen treiben, als geſchähe es mit bewußtem Ernſt. Alſo Amerika im Namen eigentlich gut deutſch, recht altdeutſch, daran können wir Deutſchen doch unſer Vergnügen haben, und die Deutſchen in Amerika noch mehr.

Nachſchrift. Über den Urſprung des Namens Amerika erſchien, was ich zu ſpät erfahre, ein Aufſatz aus gelehrt geographiſcher Quelle, von Prof. S. Ruge in dem Aprilheft von Petermanns Mittheilungen, der doch auch noch nachträglich zuzuziehen mir unmöglich iſt, ſo nöthig

es wäre. Die Hauptſache iſt, als eigentliche Namensform des Italieners erſcheint dort (urkundlich) Almerigo u. ä., nicht Albericus, das doch S. Münſter allein kannte. Die Frage löſt ſich vielleicht dadurch, daß Almerigo zwiſchen Albericus und Amerigo vermittelte als Übergangsform. Wie ſorglos man ſchon in weit älterer Zeit mit Namen verfuhr, zeigt z. B. daß ſchon im 11. Jh. Amalrich und Almerich tauſchen (Förſtemann Namenb. 1, 77), und wenn da auch Alberich und Almerich ſchon tauſchten, wäre es auch kein Wunder. Auf alle Fälle werden die Herren Amerikaner gut thun, nicht auch in dieſer Namenfrage eine Behauptung ihrer Unabhängigkeit zu ſuchen.

Über den Bedeutungswandel der Worte.

Von **Carl Müller** in Dresden.

Worte ſind nur leere Schalen, der Sinn iſt Alles! Wie wahr dieſer Ausſpruch Wielands (in ſeinem „Vogelſang") iſt, kommt jedem zum Bewußtſein, der auch nur einmal den Verſuch gemacht hat, ſich bei den Worten etwas zu denken, die Worte ſozuſagen beim Worte zu nehmen. Der Inhalt, mit dem er ſie im Munde verſchiedener Menſchen und Zeiten ſich anfüllen gewahrt, iſt ſo verſchieden, daß, um mit Goethe zu reden, „Niemand den Andern verſteht, daß Keiner bei denſelben Worten dasſelbe, was der Andere denkt, daß ein Geſpräch, eine Lektüre bei verſchiedenen Perſonen verſchiedene Gedankenfolgen aufregt." (Aus m. Leben 4, 16.) So verſteht der „gemeine Mann" unter Offenheit: Keine anderen Ziele haben, als man eingeſteht, der „Staatsmann" dagegen ſoviel wie „nicht falſch ſein wollen", d. h. nicht wiſſentlich Irrtümer hervorrufen — er kann aber neben den „offen" ausgeſprochenen Zwecken noch andere, fernere verfolgen, für welche jene vielleicht nur erſt die Mittel abgeben ſollen. Wie viel mehr Verſchiedenheiten müſſen ſich herausſtellen, wenn man die Bedeutung eines Wortes in den verſchiedenen Zeiträumen verfolgt: nicht nur um der veränderten Formen willen ziehen wir beim Leſen der älteren Dichter das Wörterbuch zu Rate. Wenn wir auch in dem Worte gesmac unſern Geſchmack wiedererkennen, ſo wiſſen wir doch nicht, was wir aus der Verbindung der bluomensmac machen ſollen, ſo lange uns verborgen bleibt, daß mhd. smac auch den Geruch bedeutet. Ja ſogar Dichterſtellen aus dem vorigen Jahrhundert verſtehen wir jetzt ſehr oft falſch, bloß weil wir mit den betreffenden Worten Bedeutungen verbinden, die ihnen vor hundert Jahren noch nicht eigneten. Treffende Beiſpiele hierfür bietet Hildebrand:

Vom d. Sprachunterricht, 3. Aufl. S. 228 flg. Auch er machte, wie Tanzler und Gellert, die Erfahrung, daß wir von den heutigen Wortbegriffen absehen müssen, wenn wir nicht Anstoß nehmen sollen an Stellen wie: „Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht", „Was uns alle bändigt, das Gemeine." Mit Recht sagte schon vor Goethe Gottsched (s. Hildebr. S. 77): Ein Teutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht — sein eigenes Deutsch, nicht nur das Fremdwörterdeutsch. Und hier ist noch so gut wie alles zu thun. Denn während heute die Vorgänge des lautlichen Wandels von vielen Sprachforschern mit großem Fleiße bearbeitet, in Ordnung und Gesetze gebracht sind, uns eine feste Grundlage für die Erklärung der Lautveränderungen gewonnen ist, haben nur wenige den Versuch gemacht, die Vorgänge des Bedeutungswandels gesetzmäßig zu begründen, so Whitney in seinem von Leskien übersetzten Buche: Leben und Wachstum der Sprache, und im Anschluß an ihn M. Geistbeck: Histor. Wandlungen in unserer Muttersprache, München 1881. Noch weniger ist ihnen dies gelungen, selbst denen nicht, die auf philosophischem, auf psychologischem Wege der Sache näher kommen wollten (s. Zeitschr. für Völkerpsychologie, Bd. 5 und 6). Ein bestimmtes Gesetz, nach welchem Wandlungen des Sinnes der Worte eintreten, giebt es nicht, ebenso wenig in unserer Sprache als in fremden, seien es neue oder alte. (Über den Bedeutungswandel im Griechischen sprach vor kurzem Wölfflin, s. Neue Jahrbb. f. Phil. u. Päd., 138, 76 flg.) Man redet von Lautverschiebung als einem klar umgrenzten Begriff — ein entsprechendes Gesetz für die Verschiebung der Wortbedeutung aufzustellen, hat noch niemand auch nur versucht. Was wir feststellen können, sind lediglich gewisse Vorgänge, die bei einer Anzahl von Worten gleichmäßig wiederkehren, ohne daß wir aber den Grund dafür jedesmal bestimmt anzugeben vermöchten.

Gewiß ist, daß trotz alles Wechsels und Wandels doch auch des Festen, von Anfang an Bestandenen in einer Menge von Wörtern vorhanden ist. Alles was der ersten und nächsten Umgebung des Menschen angehört, was ihm durch die Geburt zuwächst und worauf er in den ersten Lebensjahren hingewiesen wird, erscheint meist als Bleibendes in der Sprache eingewurzelt. So z. B. die Namen der Eltern und nächsten Angehörigen: wie die Kinder von heute, so wußten schon die der homerischen Helden, wen sie mit dem Anruf Pappa und Mamma meinten. So sind auch alle Ausdrücke, welche sich auf die natürlichen Verrichtungen des Körpers beziehen (man vgl. nur Wurzeln wie pard u. s w.), die Bezeichnung der Gegenstände, welche die erste Umgebung in der Kindheit bilden, durchaus eindeutig. Erst später, wenn die Bedürfnisse sich mehren, wenn die Kultur Abänderungen oder Neues herbeiführt, ändern sich auch die alten

Wortbedeutungen, oder die Wörter ſchwinden ganz, indem ſie neuen Platz machen. Nach tauſenden zählen allein ſeit der mittelhochdeutſchen Zeit die Wörter, welche wie z. B. Minne mit ſeinen zahlloſen Ableitungen ganz außer Kurs gekommen ſind und dem jetzigen Sprachſchatze gänzlich fehlen, entweder weil ſie durch Eindringlinge erſetzt wurden, oder weil Sachen und Begriffe, die ſie bezeichneten, abhanden gekommen. Andere dagegen haben ein durchaus anderes Gepräge erhalten, ſie laufen jetzt noch um, aber in einem vom früheren gänzlich verſchiedenen Werte.

Vor allem findet eine Einſchränkung des Bedeutungsumfanges ſtatt. Anfang und Ende, d. h. die äußerſten Punkte in Raum und Zeit, drückte ehedem das eine Wort Ende aus, ebenſo bezeichnete Ort den Anfangs- und Endpunkt. Unſer Wort Ehe bedeutet eigentlich lange Zeit, Ewigkeit, eine lange Zeit geltende Ordnung oder Feſtſtellung (die alte und die niuwe e = altes und neues Teſtament)[1]), kurz Bündnis, Geſetz, Recht. Wir haben das Wort auf eine Art von geſetzlicher Verbindung beſchränkt, ganz wie Hochzeit nicht mehr im Sinne von hochgezit alle, ſondern nur ein hohes Feſt meint. So verengerte ſich im Griechiſchen (und gleichlaufend im Hebräiſchen und Ägyptiſchen, ſ. Gruppe: Griech. Mythen 1, 167. 170 Anm.) ὥρα = Zeit zu der Bedeutung Frühling, Jugend, ja die Horen ſind gar bloß Stundengottheiten. Getreide iſt ſeiner Abſtammung nach alles, was getragen wird, wie Kleidung, Gepäck, Laſt, auch was der Erdboden als auf ihm gewachſen trägt, wie Blumen und Gras, keineswegs nur die Körnerfrucht. Wie wir noch ſagen: vom Schwerte, von der Feder leben, ſo lebte man ſonſt vom Pfluge: pfluoc bedeutete aber allgemein das Gewerbe, den Beruf, ja den Lebensunterhalt. Das Dach war allgemein das einen Gegenſtand Bedeckende, die Decke, das Verdeck, der Mantel ſowohl als das Dach; vedere unde dach = Pelzwerk und Überzug. Wer würde heute ein Dach mit einem Paletot verwechſeln? Unter fahren verſtehen wir jetzt meiſt nur eine Fortbewegung mittels Wagens oder wir verbinden den Sinn einer ſchnellen, auch wohl unruhigen Bewegung damit in Wendungen, wie: „der Blitz fährt hernieder", oder: „fahre nicht ſo mit den Händen herum". Wie oft aber muß das alte varn mit gehen überſetzt werden: es drückte jede Bewegung von einem Orte zum andern aus.

---

1) Scheraeus: Geiſtl., weltl. u. häußl. Sprachſchule 1619, S. 125: Das Wort Ehe hat vor Zeiten geheiſſen ein Gebot, wie zu leſen im Buche Weichbild, im anfang der Chronikk von erſchaffung der Welt: Da ward den Juden die Ehe gegeben am 50. Tage nach Außgang aus Ägypten: Item die Ehegebung bedeutet deſelbſt auch die zehen Gebote. Ehehafft, causa legitima, eine richtige und ehrliche vrſache, die jemand als ein ſelbſt redendes Gebot Daheim verhafftet vnd zu gewiſſer zeit vnd Ort zu erſcheinen zurückhelt.

Das varnde guot ist wie unsere fahrende Habe aller bewegliche Besitz (Mobilien), vervarn ist nicht so stark wie verrecken, und die Himmelfahrt braucht keineswegs zu Wagen vollzogen zu werden, die Maler also sich nicht den Kopf zu zerbrechen über das Gefährt, welches dabei nicht verwendet wurde[1]).

Der Einschränkung und Verengerung der Bedeutung ist die Erweiterung des Sinnesumfangs der Worte entgegengesetzt. Unser Arbeit ist ursprünglich nur das Wirken auf dem Grundeigentum, Feldbestellung. Wenn es nun schon im Gotischen Beschwernis, Mühsal überhaupt bedeutete, so sind unsere Arbeiter zum geringen Teile Feldarbeiter, auf keinen Fall aber Ökonomen. Rivalen sind zunächst Bachnachbarn, Bauern, die einen Bach als gemeinschaftliche Grenze besitzen. Grenzstreitigkeiten machen aus ihnen Nebenbuhler — und das sind heute nicht bloß Bachanwohner. Auch ködern wir jetzt mit noch ganz anderen Dingen als Regenwürmern: unter Köder hat man aber eigentlich die Lockspeise am Angelhaken der Fischer zu verstehen. Das Wort elend, mit dem wir den höchsten Grad der Armut, des Unglücks oder sittlicher Verworfenheit bezeichnen, bedeutete in alter Zeit weiter nichts als „in einem andern Lande", daher fremd, verbannt. Ein Wirt konnte seinen Wein anpreisen als ellenden win. Betrogen war ursprünglich nur der Verblendete, Bethörte, jetzt heißt auch der trügerische ein betrogener Mensch.[2]) Mhd. getiht endlich war nur die schriftliche Aufzeichnung, später wurde es Ausdruck für Dicht- und Kunstwerk, ja für Erdichtung, Lüge, Fälschung, Betrug, also für Schriftstücke, die jetzt gern apokryph genannt werden. Heute ist das Wort wieder eingeschränkt. In gewissen Kreisen großer Städte, im Militär, unter den Studenten sind zu Zeiten gewisse Wörter und Redensarten im Schwange, denen eine unverhältnismäßig weite Bedeutung gegeben wird. Sie kommen bei jeder Gelegenheit zur Anwendung und verdrängen die bestimmte und eigentümliche Ausdrucksweise. So gebrauchte man in Berlin eine geraume Zeit propper als lobendes Eigenschaftswort für alle möglichen Dinge, ebenso verwenden wir das Wort faul, um Dinge, Personen, Verhältnisse, gleichviel ob in sittlicher oder natürlicher Hinsicht zu tadeln. Was ist

---

1) Er. Alberus: Dictionarium novum 1540 (s. Weimar. Jahrb. 5, 107 flg.), Bl. Rr stellt zusammen: Vorfarn, ascendo ich far hinuff, descendo, sido hinab (zur Hölle), insurgo ich far vff in zorn; er fur mich an; ich laß farn, es ist mir entfarn, periculum far, experior ich erfar, contingit widderfar, es widderfert, begiebt sich cf. ich begeb mich in far. Bl. bb: posteri die nachfarn, die nach ihren vorfarn kummen.

2) So werden auch Bedienter, beschieden, ungetrunken und ungegessen als Thätigkeitsformen gebraucht.

heute nicht alles gelungen, was nicht alles ſchneidig! Dieſe Worte werden deshalb ſo gern und allgemein gebraucht, weil ſie auch dem ſeichteſten Schwätzer ohne weiteres zur Verfügung ſtehen und dabei leicht den Schein des Witzes gewinnen. Denn jede zu häufige und darum in dem einzelnen und beſonderen Falle unerwartete Wiederholung desſelben Wortes wirkt komiſch, wie eben alles Dumme komiſch wirkt; es iſt die wohlfeilſte Art witzig zu ſein, freilich auf Koſten der Sprache, denn dieſe Modewörter (vgl. Lazarus: Das Leben der Seele 2, 330. 163 Anm.) verwiſchen alle eigentümliche Ausprägung des Gedankens — ſo und ſo viele andere Wörter ſtehen unbenutzt im Wörterbuch für die, welche derartige Thorheiten mitmachen.

Hätten wir hiermit auch einige Vorgänge allgemeinerer Art bezüglich des Bedeutungswechſels feſtgeſtellt und beleuchtet, ſo laſſen ſich doch bei weitem nicht alle Fälle durch ſie begreifen, vor allem beſteht kein nach Urſache und Wirkung erkennbares Geſetz, welches erklärte, warum dieſes Wort ſeine Bedeutung verengerte, jenes ſie erweiterte. Es hat zwar eine beſondere Art des Bedeutungswandels, nämlich desjenigen nach der ſchlechteren Seite Veranlaſſung zu pſychologiſcher Erklärung gegeben. Durch eine große Anzahl von Worten läßt ſich die Thatſache belegen, daß mit der Zeit die edelſten und ſchönſten Worte einen unedlen, niedrigen, oft ſogar ſchimpflichen Inhalt gewonnen haben, neben welchem im günſtigſten Falle noch der urſprüngliche edlere herläuft. Wie ein Kleid ſchmutzig wird durch täglichen Gebrauch, wie Münzen ihren Glanz verlieren durch Abgreifen, ſo verblaßt auch oft der Glanz, mit welchem die Worte ehedem durch einen edlen Begriff umſtrahlt wurden. Der durch einen beſtimmten Fall veranlaßte und mit einem beſtimmten Sinn verbundene Ausruf in Jean Pauls Siebenkäs (10): „Wie nehmen manche Worte, an ſich anfangs unſchuldig, ja ſüß, erſt auf dem Lager der Zeit giftige Kräfte an, wie Zucker, der dreißig Jahre in Magazinen gelegen!“ Dieſer Ausruf läßt eine ganz allgemeine Anwendung zu. Eine Verſchlimmerung der Bedeutung kommt ſogar an Wörtern vor, die als Bezeichnungen für Natürliches vor dem Wandel geſchützt ſein ſollten: im Angelſächſiſchen z. B. galt ſaufen nicht für unedel auch von Menſchen. (Wer dächte übrigens beim Soupieren daran, daß dieſes Wort auf einem Stamme mit ſaufen gewachſen iſt?) Stinken wurde in der alten Sprache mehr von Wohlgerüchen gebraucht als von üblen, worauf ſchon Martin Zeiller [1])

1) Die zahlreichen Schriften dieſes vielbeleſenen und bewanderten Mannes enthalten manche wertvolle ſprachliche Bemerkung, auch war er ſehr bedacht auf Sprachreinigung und Verdeutſchungen, vgl. beſonders ſeine Miscellanea, S. 464 flg., 588 flg., Epiſt. Schatzk. 263 flg., 382 flg.

hinweiſt in ſeiner Epiſtoliſchen Schatzkammer (1683), 672 flg., und noch Erasmus Alberus hat in ſeinem Dictionarium (niij^{b}) bei dem Worte olidus die Verdeutſchung: das wol oder übel ſtincket. Derſelbe Alberus ſetzt (Dict. aij^{b}) zu facetum dictum die Verdeutſchung ein gutter boß, ebenſo zu nugalia boſſen, was man mit unſerm „jemandem einen Poſſen ſpielen“ vergleiche, und ebenda das Wort Schimpf in gleiche Bedeutung mit iocus Schwank, Scherz, wie ja auch eine bekannte Schwankſammlung des 15. Jahrh. den Titel Schimpf und Ernſt führte: unſere Verbindung „Schimpf und Schande“ bietet keinen Gegenſatz mehr. Wenn er Bl. ii$_{4}^{b}$ als Beiſpiel für „media vocabula, quae sumuntur in bonam et malam partem“, nobilis edel und unedel, ſchendlich aufführt, verdeutſcht er ii^{b} nobilis durch rüchtig, während der ignobilis und infamis nach ihm ein böß gerücht hat. Unſer berüchtigt hat ſich aber ſchroff geſchieden von berühmt, und die Scheidung ſcheint ſich bereits zu Zeillers Zeit zu vollziehen, wenigſtens ſagt dieſer (Schatzkammer 392a): Berüchtigung iſt ſoviel als fama, ſo nicht aus loſen, leichtfertigen und abgünſtigen, ſondern auß tapffern und unverdächtigen Leuten ihren Urſprung haben ſoll. Der Trotz wird von uns bekämpft, während trotzen „etiam in bonam accipitur als gegen dem teuffel und ſeinem Anhang trotzen, ich trutz vff Chriſtum“ (Alb. KK^{b}). Zeiller läßt ſich (403a) auch das Wort Schuft „ſo die Sachſen den Edelleuten geben“ nicht entgehen, welches beſonders die Geiſtlichen gern von hebr. schophet = Richter herleiteten, ſo Scheraeus: Geiſtl., weltl. u. häußl. Sprachenſchule 1619, S. 120: „Tschufft, ein Richter, Regierer, Verweſer der Gerechtigkeit. Ein herrlich Wort, nur das es wenig verſtehen ... Von demſelben scophat ſollte auch Schöppe kommen (lat. scabinus),“ desgleichen Sebaldus: hiſtor. kurzer Extract Wittenb. 1655 (vgl. Wurzbach: Hiſtor. Wörter u. ſ. w. S. 319).

Im Mittelalter war das Wort Wucher ganz edeln Sinnes: Zuwachs, Ertrag an Früchten, Fruchtbarkeit, Gewinn, dann Ertrag von ausgeliehenem Gelde. In Verachtung ſcheint er aber ſchon zur Zeit Simon Rot's geweſen zu ſein, der in ſeinem Dictionarius v. J. 1573 ſagt: „Jüdlen nennen wir wuchern, darumb das der Juden ſonderlicher brauch iſt, das ſie ſich des wuchers betragen vnd ſchier am maiſten darmit erhalten. (Nun habens die Chriſten auch von jenen gelernet vnd künnens etlich ſo wol als die Juden ſelbs oder baß, wie ſie den Judenſpieß ſollen brauchen.)“ Doch weiſt Alberus (Oo$_{4}$) bei dem Worte Penſion foenus (ii4 pensio domus hauszinß) auf das Wort Wucher, und im natürlichen Sinne wird noch unſer wuchern von Pflanzen gebraucht. Auch die „geilen Triebe“ gingen ehedem nur auf die wilde, üppige Kraft, die ſich des Lebens freut. Im vorigen Jahrhundert wies Loën (Kl.

Schriften 1, 47) darauf hin, daß Hochmut eigentlich „ein hoher Mut sei, der einen edlen Geist belebet und denselben zu großen Thaten antreibt“ (hôchmuot und hôchvart haben lange zwischen gut und bös geschwankt), und v. Gemmingen: Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Stücken 1753 (vgl. auch Schubarts Teutsche Chronik 3. Jahrgang, S. 567, L. Meister Beiträge 1, 271 flg.) ruft: „Was kann ein Schriftsteller davor, wenn über 200 Jahre die Schönen über ein Wort erröthen, was zu seiner Zeit Mode war? Ein gewisser Theil des Körpers darf von keinem ehrbaren Menschen genannt werden. Das Wort Pfaff hat nunmehr in ganz Deutschland eine verächtliche Bedeutung. Wer weiß aber nicht, wie herrlich ehedem die Bedeutung dieses Wortes war ... Schalk bedeutet nunmehr einen Spitzbuben, ehedem aber einen Diener, ja königlichen Minister u. s. w.“

Ausführlicher spricht über diese Art des Bedeutungswandels Stosch in der Berliner Monatsschrift, Juli 1783 (vgl. Rüdiger: Neuester Zuwachs der teutschen Sprachkunde 3, 86 flg.) und führt als Beispiele an: Aas von essen, Elend, Finanz, Fräulein (ehemals = Prinzessin, „jetzt zum fahrenden Fräulein herabgesunken“), frech, Gesell, krank, Schelm, Liebste („letzteres fange schon an verächtlich zu werden“[1]), nach Rüdiger „meist bekannte Sachen“; ebenda zieht Nemeitz die Wörter Parasit, Tyrann, Sophist, Pfaff, Schuft, Menscher u. a. herbei, die alle ursprünglich eine bessere Bedeutung gehabt haben; Hillmer in seiner Schrift: Bemerkungen und Vorschläge zu Berichtigung der deutschen Sprache 1793, S. 92 sagt: „Auch die deutsche Sprache hat es erfahren und erfährt es noch, daß der Werth der Wörter wie des Geldes steigt und fällt. Bekanntlich waren die Namen Junge, Bube, Bengel, Kerl, Schalk, Halunk (daher Halunkentisch itzt Marschallstafel) in ehemaligen Zeiten ehrbare, ja edle Benennungen. Schimpf, trotzig, niederträchtig, hochmüthig war das, was itzt Scherz, muthig, demüthig, großmüthig ist.“

Es war Reinhold Bechstein, welcher meines Wissens zuerst (in Pfeiffers Germania 1863) auf Grund dieser Erscheinung von einer deterioristischen Neigung, einem pessimistischen Zug unserer Sprache redete. Er meinte, es möchte sich in dem Sinken der Bedeutung jenes Gefühl der Unzufriedenheit und der mißtrauischen Vorsicht kundgeben, welches den Namen Pessimismus rechtfertigt. Er wies auf die Entwicklung eines Volkes hin, das sich aus kindlicher Unbefangenheit und heiterer Unschuld heraus mit den Jahren und mit der fortschreitenden Bildung ein strengeres und kälteres Urteil angeeignet, dessen Lebensanschauungen reifer und

1) Noch früher, in dem Büchlein „Der große Titul Mann“ v. J. 1690 heißt es S. 4: „Das Wort Liebste ist auch so gemein, daß es die Bauern und Bettler jetzo brauchen.“

trüber werden und mit der Ausbildung der geiſtigen Kräfte auch den Spott großziehen. Wir hätten ſonach den Verluſt des Paradieſes noch einmal in der Sprache durchgemacht.

Aber wie viel Richtiges auch der Vergleich des Volkes mit dem Leben des einzelnen Menſchen haben mag, wie wahr es auch iſt, daß reifere Verſtandesbildung, geſchichtliche Erfahrung, trübe Erlebniſſe des ganzen Volkes oder größerer Teile desſelben, geiſtige und religiöſe Umbildungen, Zerwürfniſſe, Parteiungen im Volke den größten Anteil daran haben können, den Worten eine andere Richtung, eine oft ſchlechtere Bedeutung zu geben; durchſchlagend und für alle Schattierungen an Wechſel und Veränderung der Wortbedeutungen entſcheidend iſt ſie ſo wenig, daß ſich eine Menge Wörter vorfindet, deren Bedeutung ſich ebenſoſehr nach der beſſeren, ſei es edleren, vornehmeren oder geiſtigen, ſittlichen Seite hin geändert hat, ſo daß wir dem Peſſimismus mit vollem Rechte einen Optimismus entgegenſtellen können, wenn überhaupt mit ſolchem Schlagwort etwas gewonnen iſt (vgl. Sachſe in Herrigs Archiv 50, 439).

Wenn Alberus (ii 4ᵇ) Böswicht, böſer Bub zuſammenſtellt mit lecker, ſchalck, ertzſchalck, ſchalckhafftig, voll ſchalckes, voller laſter, ſo muß man ſich höchlichſt wundern, einmal, daß wir einen loſen Schalk jetzt ganz gern ſehen, ganz wie den Schelm[1]), und daß der Marſchalk, der ehemalige Roßknecht, ſchon in früher Zeit auch den Gebieter des Reiſetroſſes und heute die höchſten Würden bei Hofe darſtellt. Wenn Schalk immer nur dem Schalksknecht der Bibel gegolten hätte, wie wäre denn der ſchon von Zeiller (403a) richtig erklärte Name Gottſchall,

1) Es war ein Irrtum von Stoſch, wenn er Schelm unter die herabgekommenen Wörter ſetzte. Schon die von ihm angegebene Bedeutung Leiche bezeichnet eine Veredelung gegenüber der urſprünglichen: cadaver, todter leib, ſchelm, aß (Alb. Dict. C iᵇ), ignavus sordidus ein ſchelm (E eᵇ) „Caspar Lerch von Dürmſtein: De ordine Equestri German. in fundam. 2. Summ. 168 ſagt, daß alle Teutſchen hochgeachtet, was der Adel . . . verſprochen und dahero einen Brüchigen einen Schelmen geſcholten, der, als ein ſtinckend todtes Aaß von den ander und Lebendigen ſolle abgeſondert ſeyn" (Zeiller Schatzk. 23b). „Man kann mit keinem Worte einen Menſchen mehr touchiren und iniuriren, als mit dem Worte Schelm. Schelmen und Diebe ſetzt man zuſammen." (Der gr. Titul-Mann 1690 S. 144 flg.) Bemerkenswert iſt allerdings die Fortſetzung dieſer Worte: „Wie wenn ich aber beweiſe, daß das Wort Schelm vor dieſem ein Name ſei und ehrliche Leute, ſo alſo geheißen, denſelben geführet? Die Stadt Spaver hat u. a. Dienern angenommen Heinr Schelmen von Gundelsheim; Schelm von Bergen wurde zum Turnier zugelaſſen;" bemerkenswert auch die Stelle im Alamodisch-Technolog Interim 1675 (ſ. Goed. 3², 225) S. 354: „Wir haben in unſerm Gericht (= Bezirk) Ehrenwegen in jedem Dorffe unſeren eigenen Schelm: wenn unſer abgehet, habe ich die exſpectans darauff und bin der fürnehmſte im Dorfe auſſer dem Pfarrherrn."

Knecht Gottes, möglich geworden?[1]). Wir haben weder Pfannenſchalke (= Küchenjungen) mehr, noch Stiefelſchalke, ſondern nur Stiefelknechte. Unſere Knechte aber beſitzen nicht nur weit angeſehenere Vorfahren — ſo heißt Parzival „ein tumber kneht", d. h. ein junger Rittersmann, Fridolin „ein frommer Knecht", obgleich er doch über eine Bildung verfügt, die ihn weit über Knechte erhebt —, noch jetzt können ſie geradezu Ritter zu ihren Vettern zählen in den engliſchen knights. Wenn ferner das Wort Kopf ehedem ein Trinkgefäß, einen Becher bedeutete, wie wir noch von „Taſſenkopf" reden, und im 14. Jahrhundert Maßbezeichnung wurde (ein kopf weins, pirs), ſo ward es im 13. Jahrhundert gewürdigt, die Hirnſchale und ſchließlich unſern Kopf zu bedeuten (ſ. Haupt zum üblen Weibe S. 67). Welche Verfeinerung vollzog ſich an dem mhd. wünne! Aus dem Wieſenlande wurde die Augenweide, das Beſte, das Schönſte, die Luſt, die Wonne. Im Mittelalter konnte man demnach noch nicht von Titus als der „Wonne des Menſchengeſchlechtes" ſprechen. Bedeutungsvertiefung oder Verinnerlichung liegt vor in Tugend: mhd. bez. tugent Kraft, Macht, man ſpricht von der tugent eines steines, von der balsemtugent; bei Hartmann und Wolfram iſt tugent eine der Fertigkeiten, durch welche der Mann ſeine Bildung bewährt; sie grüezte in mit tugenden (= züthen) will ſagen: mit feinem Anſtand; es iſt ferner das feinere Gefühl, aus welchem wohlwollende Teilnahme hervorgeht, und ſehr ſelten, was wir mit Tugend bezeichnen: erſt in den Predigten Bruder Bertholds hat es den moraliſchen Sinn der Tüchtigkeit. Laſter bedeutete nur, was die Ehre kränkt (die ältere Bedeutung Schmach, Schimpf lebt noch fort in läſtern), Liebe nur die ſubjektive Empfindung des Wohlgefallens, Freude, Luſt.

So wie neben dem deutſchen Knecht der engliſche knight ſteht, ſo ſind auch innerhalb des Deutſchen ſelbſt manche Wörter bloß in gewiſſen Kreiſen in Mißachtung geraten, während andere Kreiſe, beſonders die Mundarten, ſie arglos in harmloſem Sinne brauchen. Dies bemerkte ſchon Hillmer. Seine Beobachtung „auch nach den Gegenden iſt der Werth vieler Wörter verſchieden" (S. 93) ſtützt er auf den Gebrauch des Wortes Menſch. „Das Menſch iſt in Sachſen eine prostituée, devergondée, in anderen Provinzen jedes ehrliche Dienſtmädchen. In Graubünden ſpricht man von einer Gräfin: ſie iſt ein ſchönes, laides Menſch." „Sonderlich in den öſterreichiſchen Landen wird die ledige Weibsperſon Menſche genennet", ſagt Zeiller (399b) und knüpft daran die Bemerkung, daß Menſchen „durch Verſetzung der Buchſtaben ſchämen

1) Lizelius: Hist. Poet. Graec. Germaniae 1730, S. 77 ſagt, den Godeschalcus Praetorius hätten viele „einen gottloſen Schalck" und deshalb er ſich ſelbſt habe Abdias genannt.

heiſſet, deſſen Weibsperſonen ſich ſonderlich befleiſſen", ja im „Politiſchen Paſſagier" von M. J. R. 1684 S. 196 nennt Alvaredo ſeinen Freund ein unvorſichtiges Menſch (wie wir etwa Menſchenkind gebrauchen). Eigentlich iſt aber Menſch weiter nichts als abſtrakte Weiterbildung von man: daz mennische, humanum, alles was menſchlich, was Menſch iſt. (Wer dächte, daß unſer anderes Verachtungswort Weibſen auch ein ſolcher abgezogener Begriff iſt? Er geht zurück auf wibes name, alles was den Namen Weib [Mannſen: Mann] trägt, Weiblichkeit, Begriff des Weibes, alſo die Idee, das Ideal des Weibes!) Auch unter einem lüderlichen Menſchen kann je nach der Landſchaft Verſchiedenes verſtanden werden, „in den meiſten Gegenden ein Wollüſtling, in einigen anderen ein unordentlicher: er iſt in allen Sachen ſehr lüderlich" (Hillmer a. a. O.), ja im Erzgebirge und im Vogtlande wird das im Munde des Gebildeten unmögliche Wort Luder[1]) wenn nicht geradezu als Koſewort, ſo doch im Tone der Bewunderung gebraucht. Der Bube iſt dem Norddeutſchen ein Böſewicht, in Süddeutſchland harmloſe Bezeichnung eines Knaben, umgekehrt iſt für jenen Bengel kein Schimpfwort, und der Niederdeutſche findet mit Staunen ſein heimiſches düſter, dröhnen, dreiſt in unſerem Bücherhochdeutſch als edlere Ausdrücke gebraucht.

Durch alles dies wird die Meinung, als wohne den Wörtern an ſich eine peſſimiſtiſche Neigung inne, vollſtändig widerlegt, nicht einmal diejenige hält völlig ſtand, nach welcher mit der Verſchlechterung von Zuſtänden und Sitten auch die Worte im Werte ſinken. Wie könnten ſonſt ganzen Schichten des Volkes viele ſolcher geſunkenen Wörter noch dasſelbe Gute ſagen, was ſie von Anfang an in ſich ſchloſſen? Es bleibt daher immer zweifelhaft und mißlich, aus dem Wortbeſtand einer Sprache ohne weiteres auf die Sittlichkeit eines Volkes Schlüſſe zu ziehen (es müßte denn in ſo eindringender und gediegener Weiſe geſchehen, wie es O. Kares thut in ſeinem namentlich für Lehrer des Deutſchen höchſt empfehlenswerten Buche: Poeſie und Moral im Wortſchatz, Eſſen 1882). Allerdings pflegen nach großen ſtaatlichen Umwälzungen nicht bloß viele Bezeichnungen des öffentlichen, ſondern auch viele Ausdrücke des häuslichen und ſittlichen Lebens ihre Bedeutung ſo zu verändern, daß dieſe faſt als das Gegenteil der früheren erſcheint (Beiſpiele hierfür bietet Bechſtein), aber wir dürfen deshalb nicht geradezu auf einen beſtimmten ſittengeſchichtlichen Vorgang ſchließen, wenn z. B. das Wort ſchlecht einmals etwas Gutes bezeichnete, ſo daß es bei Freidank von Gott heißt, er thue nichts als Schlechtes.

1) Es bedeutet eigentlich ganz dasſelbe wie Schelm: gefallenes Tier, bei den Jägern Lockſpeiſe; „der Schelm hat das Glück gehabt emporzukommen („kleiner lieber Schelm"), während das arme Luder immer mehr geſunken iſt" (Dunger).

Wörter erfahren eine Bedeutungsänderung insofern, als der Begriff, den sie vormals bezeichneten, später schärfer oder von einer anderen Seite aufgefaßt wurde. Was im Mittelhochdeutschen als schlicht, ungekämmt, ungekünstelt, wird von uns als geringwertig, als gewöhnlich (Alberus rriij: schlecht vulgaris), als schlecht; was dort noch als kühn, von uns als frech,[1]) was dort als unerschrocken, verwegen, von uns als Frevel; was dort als niedriggestellt, von uns als niederträchtig; was dort als des Erbarmens würdig, von uns als erbärmlich aufgefaßt (dem französischen misérable ist es ebenso ergangen). Bei Alberus (i^b) ist eynfeltig noch ganz und gar gleich simplex, schlecht, nudus, inaffectatus, Schupp dagegen (Schr. S. 161) stellt schon fest: „Einfalt und Aberkeit ist nicht alsbald Frömmigkeit", er will also keine Verwirrung der Begriffe. Lessing will, wie schon K. W. Ramler bemerkte (Berl. Beitr. zur deutschen Sprachkunde 1794, S. 191), die wahre Empfindung sondern von dem Begriffe empfindlich, der eine fehlerhafte Eigenschaft bezeichnet, und bereichert 1768 die Sprache durch das neue Wort empfindsam (vgl. auch E. Schmidt: Richardson, Rousseau und Goethe S. 319). So bringt das Streben nach Klarheit, ja der Gerechtigkeitssinn, nicht aber Neigung zum Schlimmen, neue Wörter hervor, durch welche bisher gebrauchte entwertet werden. Dies halte ich für den vornehmsten Grund für die hier ins Auge gefaßte Erscheinung.

Die Bedeutung der Wörter war ursprünglich noch weniger entschieden ausgeprägt: man behalf sich mit einer geringeren Menge, eines konnte und mußte deshalb mehrere Bedeutungen in sich schließen. So nennen Kinder und Ungebildete, deren Wortschatz noch gering ist, eine ganze Reihe von Dingen gut oder schlecht, wo der Gebildete sich bemüht, genauere Bestimmungen zu geben. Von Schülern, die nichts Näheres wissen, hört man Antworten wie: „Nero war ein schlechter, ein böser Kaiser, Cäsar kämpfte gut und tapfer," die Bauern sprechen von Korn und meinen mit diesem Allgemeinbegriffe den Roggen, und alle Leute klagen über das „schlechte" Wetter, mag es der Wetterkünder (Prognostiker) bezeichnen wie immer er will.

Mit dem Reichtum fängt auch feinere Auswahl der Wörter an: je mehr Wörter ein Kind kennen lernt, je mehr es zunimmt an Alter und Weisheit, desto bestimmter wird es auch im Reden werden, es sondert die Ausdrücke genauer, schränkt sie auf engere Begriffe ein oder

1) Schon im 14. Jahrhundert trat der Begriff des Vordringlichen, Anmaßlichen so vor, daß im 15. kein Held lobend genannt werden konnte, wie einst der kühne Gahmuret: der kiusche und der vrehe, vgl. unser dreist und gottesfürchtig! — Vrevel war der Mut, der zu Gutem wie zu Schlimmem antreiben kann, dann übermütige Gewaltthat.

bezieht sie auf mehrere Einzeldinge, falls es übereinstimmende Merkmale an ihnen erkannte. Damit stimmt auch der Umstand überein, daß die Wörter mehr und mehr an Sinnlichkeit einbüßen: im Kopfe des Menschen übertragen sich die Bezeichnungen von Dingen des Raumes auf solche, die nicht der Anschauung angehören, und dabei geht ihnen die ursprüngliche, sinnenfällige Meinung verloren: wer neben mir steht, steht eigentlich on ebene, d. h. in gleicher Ebene mit mir, wer mir Gnade oder Huld erweist, steht höher als ich, wie das der Zusammenhang zwischen genade und nieder, zwischen hulde und Halde darthut. Der Kummer, kumber (vgl. franz. combre), ist eigentlich der Schutthaufen, Verhau, die bedrängte Lage, dann alles was Bekümmernis macht; lernen heißt dem Geleise, der Spur jemandes folgen, also ihm nachahmen; wie begreifen (comprendre, comprehendere), beruht auch schließen (concludere) auf sinnlicher Anschauung (es liegt das Bild des zusammengeschlossenen Ringes zu Grunde), ebenso verstehen (engl. understand), sich unterstehen wie unterziehen (ὑποστῆναι); erörtern bedeutet ausecken, ausfegen, auch das Ende wurde im Mittelalter so verwendet wie der Ort: eines dinges an ein ende kumen heißt: sich gründlich unterrichten; der Zweifel ist die Zwiespältigkeit, die Geteiltheit des inneren Wesens, die Uneinigkeit mit sich selbst; in gewesen steckt das alte wesen = sein, welches ursprünglich wohnen bedeutete (vgl. Anwesen, anwesend sein und anwohnen; schrecken hieß im Althochdeutschen aufspringen, was noch das eigentümliche Merkmal der Heuschrecke bildet — man kann kein Ende finden, wenn man erweisen will, wie das Denken, die Bildung es gewesen sind und noch sind, die der Sprache ihre Abgezogenheit gegeben, ihre sinnliche Anschaulichkeit so verflacht, ihr Mark und ihren Saft so abgeschwächt und verdünnt haben, daß die Grundbedeutung der Worte nur noch in wenigen Fällen erkennbar ist und die jetzige für so und so viele scharfe Beobachtungen, die der Mensch im Laufe der Jahre macht, nicht mehr ausreicht „Gerade die gangbarsten und ältesten Wörter sind oft die vieldeutigsten; denn lange bevor man sie wissenschaftlich an einen klaren Begriff zu ketten suchte, hat der Mund des Volkes sie zu den verschiedensten Werten in Umlauf gesetzt. Neugeprägte Schulwörter dagegen decken viel sicherer und dauernder ihren Begriff; darum sind sie den Gelehrten so bequem, mögen sie gleich noch so fremd und häßlich klingen" (Riehl: Die deutsche Arbeit, Stuttg. 1861, S. 5).

Auch dürfen wir nie vergessen, daß die Wörter mit allen ihren Bedeutungen nicht in den Spalten des Wörterbuchs leben, sondern am Ende doch nur im Zusammenhange der menschlichen Rede. Durch die Vergesellschaftung eines noch unbestimmten Wortes mit andern, durch

den Ton, in welchem es in der Verbindung mit andern gesprochen wird, teilt sich ihm allmählich etwas von dem Sinne dieser mit, und so wird seine Bedeutung in festumgrenzte Kreise gebannt. Man betrachte nur Verbindungen wie: ein dummer, erbärmlicher, jämmerlicher, frecher, roher, schändlicher, schlechter Kerl! Muß nicht der an sich vortreffliche Begriff Kerl leiden[1]), wenn man unter der Gattung Kerl, nämlich allem, was kräftiger Mann heißt, so schlimme Unterschiede zu bezeichnen genötigt ist? Hat nicht, seit Reulaux' Ausspruch besonders, die Angabe „billig" den Nebensinn von „schlecht" bekommen? Wenn nicht die Billigkeit Zweifel an der Gediegenheit einer Sache erweckte, würden unsere Geschäftsleute nicht so eifrig versichern: „Billig, aber reell!" Durch dieses „aber" schänden sich besonders die Armen selbst: wie oft liest man Gesuche wie: „Ein armer, aber redlicher Mann sucht Stellung" u. s. w. Der Vorwurf, daß die Armen selbst schuld seien an ihrem Unglück, ist ja so ungerecht, ist er aber nicht berechtigt denen gegenüber, die selbst einen Zusammenhang zwischen Elend und Unglück herstellen durch die Verbindung arm, aber ehrlich? Muß nicht das beschönigende Sprichwort: „Armut ist keine Schande" dem Begriffe Armut schädlich werden?

Natürlich können die Worte durch ihre Verbindung untereinander wie durch die Abziehung und schärfere Sonderung ihrer Begriffe auch zu besserer Bedeutung gelangen, aber das Gegenteil wird unstreitig häufiger vorkommen, da das Schlimme, Widrige uns fühlbarer wird und das Böse sichtbarer vor Augen tritt als das Gute: erst suchte der Mensch Schlimmes abzuwehren, ehe er das Gute anerkannte. Wenn es aber erlaubt ist, aus der Verwendung der Worte auf die Sittlichkeit zu schließen, so würde das Aufkommen von Benennungen für schlimme Erscheinungen eher ein gutes Zeichen sein, weil dadurch ein unerloschenes sittliches Bewußtsein bezeugt wird.

Etwas anders verhält es sich schon mit dem Bestreben des Menschen, schlimme Dinge nicht in ihrer nackten Gestalt vor sich treten zu lassen, wenn er sich scheut, das Kind beim rechten Namen zu nennen, seien es nun natürliche Dinge oder Unglück oder geheiligte Namen. Wenn dieser

---

1) S. Rot: Carl vel Kärl: Ein tapffer mann, Held oder krieger, daher ist unser wort Carolus und Carlman, Solches wort ist in Sachsen gar gemein, auch sonst bey uns, als da man sagt, Er ist ein tapffer Kärl. Alberus hat das Wort nicht, Scheraeus S. 222 läßt die Helden nach Carolus M. Caroli oder Kärle benannt sein (wie auch Roland als Gattungsname dient, vgl. Alb. Dict. Aiij^b „Colossus Rodius ein hoch ehren Bild, eyn Roland", und Schiebeler: Auserles. Ged. 1793, S. 292: „Ein ächter Roland — soll ihr Geliebter sein"), während Zeiller 397^{II} wie Scheraeus erklärt.

ſogenannte Euphemismus nicht einfach durch Verſchweigen dem Böſen, dem Gehaßten und Gefürchteten ausweicht, ſondern einen Erſatz bieten will, ſo behaftet er leicht ganz unſchuldige und ganz allgemeine Worte mit der Beſchaffenheit des Verſchwiegenen oder verwendet geradezu die gegenteilige Benennung. Der Grieche nannte das ungaſtliche ſchwarze Meer den gaſtfreundlichen Pontus, die Rachegöttinnen Eumeniden, die grauenvolle Nacht die wohlwollende (εὐφρόνη), die Wolfsmilch gute Nahrung (εὐφόρβιον), die linke Hand die gutnamige (εὐώνυμος), obgleich ſie gar nicht guter Vorbedeutung war. Die römiſchen Parzen danken ihren Namen auch einem Euphemismus: ſie, die niemand ſchonen, heißen die Schonenden, und wie lat. sacer wurde auch in der altdeutſchen Sprache sælec im Sinne von verwünſcht, verflucht, alſo unsælec gebraucht. Wie vom „lieben" Gott, „lieben" Brot, von der „lieben" Sonne, redet das Volk auch vom „lieben" Gewitter, ſo ſehr es auch auf das „ſchlechte Wetter" ſchmählt. Mehr Beiſpiele hierfür ſtellt Wackernagel zuſammen (Poetik, Rhetorik und Stiliſtik 1873, S. 405), der ſogar Tiernamen wie Iſengrin, Braun, Reinhart auf ſolchen ſozuſagen abergläubiſchen Euphemismus zurückführt.

Letzterem ſteht ein anderer gegenüber, den man den moraliſchen oder geſellſchaftlichen nennen kann: Dahin gehören die meiſten unſerer Höflichkeitsreden, die Komplimente und die nicht bloß auf chriſtliche Liebe zurückführenden Beſchönigungen menſchlicher Schwächen und Laſter.

Schon Thukydides (3,82) und Plato (de legg., de republ.) bemerken, durch den unſeligen peloponneſiſchen Krieg, der ganz Griechenland in ſeinem Innern erſchütterte, ſei eine ſolche Umwälzung der Begriffe und Grundſätze erfolgt, daß auch die bekannteſten Wörter ihre Bedeutung verändert hätten, Schamhaftigkeit hieß nun Albernheit, Unverſchämtheit aber Mannhaftigkeit, Liederlichkeit großer Ton, Übermut gute Erziehung, Geſetzloſigkeit Freiheit, Ehrlichkeit nur Verſtellung, Unredlichkeit aber Geſchick. Ebenſo heißt es bei Salluſt in Bezug auf die ſchrecklichen Zeiten Sullas: Schon längſt haben wir die wahren Namen der Dinge verloren; denn Verſchwendung fremder Güter preiſen wir als Freigebigkeit, Verwegenheit in Unthaten als Tapferkeit.

Hierzu fügt J. G. Radlof 1827 in ſeinen teutſchkundlichen Forſchungen 2,178 die Bemerkung: „Sind nicht ſeit Umwälzung des franzöſiſchen Staats auch im Deutſchen ſo viele Wörter für ſittliche und religiöſe Begriffe gehaltlos geworden wie taube Nüſſe oder durch verächtliche Nebenbedeutungen entedelt wie zerwurmte Nüſſe? Tugendſam iſt antik geziert, womöglich mit Koketterie, tugendhaft antik ſteif, tugendbelobt hochlächerlich, ein gutes Herz haben heißt ſich übertölpeln, überliſten laſſen." Und heutzutage kann man ſogar „rechtſchaffen" geprellt werden. Aber noch

immer hat die Tugend, noch immer die Rechtschaffenheit ihre Geltung; man kann nicht sagen, daß die Worte an sich ihre Bedeutung verschlimmert hätten, lediglich die Thatsache besteht, daß der Mensch geneigt ist das Böse zu beschönigen, das Schlimme mit dem Mantel des Guten zu umhüllen. Der Euphemismus ist nur möglich, wenn Schlimmes vorhanden ist — oder aber er ist ein Zeichen allzu großer Verfeinerung; Zeiten der Überkultur gefallen sich besonders in einer Abart derselben, in der Prüderie. Dieses Wort selbst bezeichnet eine innere Unwahrheit, eine Übertreibung: prudus führt zurück auf providus = vorsichtig. Übertriebene Vorsicht wird zum spröden, zimperlichen Wesen, und da nun einmal Vorsicht Mutter der Weisheit ist, so haben wir es im Sprödethun, im zimperlichen Ablehnen und Umgehen vieler Ausdrücke ziemlich weit gebracht. Es ist ein Wunder, daß wir noch nicht von Wind- und Wasserpantalons zu reden für gut befunden haben.[1]) Statt der Beine dürfen im höheren Stil nur die Füße genannt werden, und selbst der Arzt darf nicht mehr von Schwitzen reden, sondern nur vom Transpirieren, obwohl der Schweiß so wohlthätig und die Bedeutung dieses Wortes eigentlich eine bildliche (= Mühe) ist, die durch Stellen der Bibel wie unserer Dichter als durchaus edel bezeugt wird. Hier ist die Stelle, wo diese Neigung anfängt verderblich zu werden. Die Sprache, die wir mit allen Volksgenossen gemein haben, drückt sich über so manches allzudeutlich aus: Deutsch mit jemanden reden, heißt grob sein — was liegt da näher als das Fremdwort, welches einmal schöner klingt, ein andermal vom gemeinen Haufen absondert, dann wieder so zart verhüllt, ja womöglich nicht verstanden wird, oft nicht einmal von dem, der es anwendet. Da heißt es corriger la fortune und nicht betrügen, da nennt man stupide, absurd und noch lieber naiv, was man plump deutsch einfältig, albern, oder gar dumm nennen würde: Daß unser albern dereinst soviel wie freundlich, wohlwollend, gutmütig besagte, daß einfältig und Einfalt zunächst mehr auf die kindliche Unschuld des Herzens als auf Schwäche des Verstandes geht, daß mhd. tump oft nur soviel wie jung und unerfahren ist, so daß z. B. bei Walter 37, 9 unter tumbiu werlt die jeunesse dorée zu verstehen sein könnte: dies alles bleibt dabei natürlich unberücksichtigt. So kommen die Wörter herunter: nicht weil sie das Volk nicht in ihrer natürlichen Geltung festhielt, sondern weil die vornehme Welt sie durch fremde (dunklere, blassere)

1) Alb. Dict. J ij „foemorale, bracha Gallorum lingua: ein kleyd um die lenden, ein schurtz, gesceeß von der hüfft biß an oder über die knie; bracha est vestis pudenda maxime tegens; brachatus einer der ein gesceeß anhat:" Hosen kennt er also noch nicht. Auch in der Aufzählung aller Arten von Kleidern J ij fehlen sie.

verdrängte. Wieviele Worte gelten für niedrig, für roh, ohne daß jemand einen Grund dafür wüßte, als den, daß es eben Hausdeutsch und Alltagsrede ist. Wer wird von der „Sucht zu stehlen" reden, wo Kleptomanie so wissenschaftlich und ehrlich klingt? Jene verhilft zum, diese befreit vom Zuchthaus. Die vor einiger Zeit vorgeschlagene Strafe der Expatriierung, der Name ist so schön wie die Sache, würde ohne weiteres verworfen worden sein, wenn man auf deutsch gesagt hätte, man wolle die betreffenden Missethäter zwar nicht nach Sibirien, wohl aber ins Elend schicken. Niemand will ein hartes Fell haben, wäre es auch noch so unempfindlich, handelt es sich vollends um die im Boudoir gezeitigte zarte, feine Hautfarbe, dann muß man Teint sagen: mhd. vel und hût starben schon frühe dem edlen Gebrauch ab, und noch viel mehr swarte, welches die behaarte Haut, besonders des menschlichen Kopfes bezeichnet. Von der Schwarte hat uns die Frisur und die Perücke befreit, wir müssen uns mit der noch deutsch verbliebenen Glatze trösten. Die Nase „müssen wir im Gesicht behalten" (wie könnten wir sonst naseweis sein, d. h. eigentlich mit feinem Geruch begabt?), dafür führen wir ihr aus der Tabatière eine Prise zu, denn aus der Dose schnupfen nur gewöhnliche Leute, Fürstlichkeiten verschenken immer nur Tabatièren mit ihrem Portrait (Conterfei ist glücklicherweise veraltet). Ein alter Eiferer gegen die Fremdwörter, Christoph Arnold († 1685 zu Nürnberg als Professor der Beredsamkeit) klagt in seinem Kunstspiegel (darinnen die hochteutsche Sprach nach jhrem merkwürdigen Uhraltertuhm, ersprießlichen Wachstuhm, vnd reichwilligen Eigentuhm auff fünfferley Gestalten denkzeitweis außgebildet. Nürnberg 1649) darüber, daß man zwar keine Launen habe und keine Grillen fange, dafür aber Humeurs und Caprisen, sowie daß man den Liebkosungen Karessen vorziehe als feiner. Radlof dagegen bedauert (1, 117), daß der Söldner unverdient in der Achtung gesunken sei; Soldat klingt da schon wieder besser: Valentin stirbt als Soldat und brav.

Man sieht, was nur die fremde Endung thut: einen Söldling oder gar einen Mietling hätte Goethe nicht so ehren dürfen. Wurde doch, weil Sold und Lohn etwas Niederes und Verächtliches an sich trugen, das Wort Ehrenlohn, Ehrensold getadelt, womit Lange das Honorar verdeutschte (Hillmer S. 91). Sold, Besoldung, Gehalt hat jede Leistung edlerer Art zu beanspruchen im Unterschied von dem Lohne, der Löhnung, welche nur Untergeordneten für bloß körperliche Verrichtungen zukommt; in jener Zusammensetzung vollends strahlt von dem ersten Bestandteil (Ehre urspr. = Glanz) genug Glanz auf den Lohn herüber. Aber freilich, was hat das Honorar mit der Ehre zu thun? Wer es erhält, streicht doch nur sein Geld ein — trotzdem will niemand sich für eine

Leiſtung bezahlen laſſen, alle wollen ihre Arbeit, ihre Dienſte honoriert haben und honoriert ſein. Den Dienſt übrigens halten nur der Beamte und der Soldat in Ehren: ſonſt bekleidet man eine Charge oder hat eine Kondition; einen Dienſt ſuchen ſich lediglich Knechte und Mägde. Nur der Staatsdienſt gilt noch mit ſeinem feierlichen Klange. Aber auch hier iſt ein Staatsminiſter mehr als ein Staatsdiener, und die Verwunderung, mit welcher der Sextaner lernt, daß minister gleich Diener ſein ſoll, kann man nur durch den Hinweis auf den großen König, den erſten Diener des Staates, in andächtiges Staunen umwandeln. Nicht einmal die Diener am Worte Gottes bezeichnen ſich deutſch: ein Diakonus ſteht weit über dem Kirchendiener. Vor einiger Zeit hielten ſogar die Schuldiener der höheren Schulen Berlins um den Titel Kaſtellan an, da die Bezeichnung Schuldiener „dem fortſchrittlichen Zeitgeiſte" nicht entſpreche. Anderwärts heißen ſie Kuſtoden, Kalefaktoren oder doch Portiers. Der alte Heniſch hat unter dem Worte Calmeyſer (1, 580, 65) die Erklärung: „Calmuſer, ſchulfuchs, ein nachnamen der Schuldiener[1]), bedeut in gemein ein liebhaber der freyen Künſte, der ſtets ſtudiert", und Scheraeus S. 98 nennt es ein „herrliches Lobewort" des Schullehrers: ſo würden alſo Schuldiener und Schullehrer einſtmals gleichen Ranges geweſen ſein[2])! — Daß Siegfried der Dienſtmann Gunthers geweſen ſein ſoll, leuchtet weniger ein, als wenn er Vaſall genannt

1) Auch Zeiller Epiſtol. Schatzk. 39b erklärt Kalmäuſer als eine Bezeichnung der Schuldiener. Über den Kalmäuſer vgl Strackerjan in der Ztſchr. f. deutſche Mundarten 3, 426 Wie im Franzöſiſchen die Bezeichnungen für Diener und Dienerin wechſelten, berührt Zeiller 754a.

2) Daß der Leiter einer Schule Schulmeiſter, die Unterlehrer Geſellen hießen, iſt bekannt. Aber ſchon 1600 wurden Rektoren und Gehilfen daraus „Als ich meinem Patrono einen feinen Menſchen zu ſeiner Kindern Informatore ausſuchen ſollte, mußte es ein Magiſter ſein, denn es iſt dem ganzen Hauſe angenehm, wenn ſie ſo einen feinen Magiſter im Hauſe haben, es klingt ja immer beſſer: der Herr Magiſter ſoll zu Tiſche kommen, als wenn ſie ſprechen: Herr Andreas, der Präzeptor, iſt droben." Der große Titulmann 1690 S. 126; vgl. S. 107 flg. Schuppius entdeckte ja auch von ſich, „er habe wie lange geſeſſen und gezirkelt, ehe er ein recht ſchön und wohl proportionirt M habe machen lernen. Auch verſchlägt es nichts, wenn ein Doktor, Lizentiat oder Magiſter den Buchſtaben D. L. M. vor oder hinter ſeinen Namen ſetzt, aber es iſt doch eine heimliche Hoffart: denn weil ſich alle vorne ſprechen, ſo iſt es etwas Neues, den Ehrenbuchſtaben hinten anzuſetzen. Auch wird kein deutſches M, ſondern lat. M geſetzt, es gab einer einsmals dieſe raison, wenn das M deutſch geſchrieben würde, ſo gelte es ſoviel als ein Meiſter im Handwerk, lat. M aber deute einen lateiniſchen, d. h. einen gelehrten Magiſter an." Das alles finden wir lächerlich. Aber unſere Theologen haben die alte Mode beibehalten, wie D. Martin Luther ſetzen ſie ein D. vor ihren Namen, wohl um anzuzeigen, daß der „theologiſche Doktor" wertvoller ſei als die der übrigen Fakultäten, welche Dr. abkürzen.

wird. Und doch hängt mit dienen das Wort Degen zusammen, welches den Begriff Held entwickelte und im Englischen bis zum Freiherrn (thane) emporstieg. Es ist nicht richtig, es durch Mithilfe von Haudegen dem Verständnis näher zu bringen. Die Degene oder Gediegene bildeten das Gesinde eines hohen Herrn: heute setzt sich die Suite eines Fürsten aus Cavalieren zusammen, trotzdem letzteres Wort von dem plebejen caballus, Klepper herkommt. Welches herrschaftliche Haus hat heute noch Gesinde? Dienstboten höchstens, am liebsten aber Domestiken. Das Gesinde, d. h. Knechte und Mägde gehören in den Stall, obwohl es die gute alte Zeit war, wo man auch im Laden und in der Werkstatt mit Knechten recht gut arbeitete. Schuknechte, Gadenknechte, Rechenknechte salariert jetzt kein Fabrikant, Prinzipal oder Chef — wie der Herr, so das Geschirr. Ganz absehen will ich hier von dem Frauenzimmer als dem ehemaligen Sammelnamen für den weiblichen Hofstaat[1]): von den Ehrennamen der Vorzeit: Dirne, Jungfer, Fräulein hat sich höchstens das letztere leidlich erhalten, doch sind unsere Fräuleins keine Prinzessinnen mehr (höchstens im scherzhaften Sinne).

Genug der Beispiele. Die Sucht, anders reden zu wollen als alle anderen, hat unserer Sprache vor allem geschadet, die Titelsucht ist nur eine Abart derselben, ebenso die noch von Abraham a St. Clara gerügte Unsitte, sich des deutschen Namens zu schämen („keiner will mehr Schuster heißen, sondern Sutorius, keiner mehr Schmied, sondern Faberius, keiner mehr Schlegel, sondern Plagensis, keiner Esel, sondern Arcadius" u. s. w. Hui und Pfui, Werke 10, 199). Eines nur ist der Scheu vor volkstümlichen, um nicht zu sagen gemeinen Worten als Milderungsgrund zuzubilligen: daß durch willkürlichen und allzuhäufigen Gebrauch manche Worte von ihrer ehemaligen Würde viel verloren haben. Schon Hillmer sagt S. 93: Schändlich ist der Mißbrauch, durch welchen die neueren Zeiten unsere heiligsten Wörter herabgewürdigt werden. Wer liest nicht mit Unwillen die Ausdrücke: „Göttliches, Himmlisches, Anbetungswürdiges Mädchen?" Im Mittelalter war eine gotliche frouwe eine Nonne, also

1) Alb. Dict. $C_4{}^b$ Andronitis manns zimmer ut ita dicam.
$F_4{}^b$ Andrana ein männer stub, trinckstub.
Zur Ergänzung des D. W.-B. 4, 1, 86 vgl. Zarncke: Chr. Reuter S. 493 Anm. — Schon dem Verfasser des Philologus von Nirgendshausen, Abdruck eines Schreibens, betreffende die Teutschverderber und Sprachenkränker, Freyburg 1685, fehlt das Verständnis dafür, wie „eine einzelne Frau ein Frauenzimmer genannt werden kann" S. 19. Er glaubte, diese „abscheuliche Metalepsis" stamme von einem Frantzman, von dem es „ein Teutscher erschnapt" habe. Jetzt ist nicht nur der Bursche ein Einzelwesen, sondern auch der Gewerke, ja sogar „Strohgeflechte" fand ich hier auf dem Schilde eines Handwerkers gebraucht ganz wie „Baugewerke". Vgl. auch Weimar. Jahrb. 2, 451. 4, 249.

höchstens platonischer Verehrung fähig. So erging es auch dem schon berührten Worte empfindsam, bezüglich dessen schon Ramler a. a. O. die Befürchtung aussprach, daß es „wegen der vielen Personen, die sich mit Empfindsamkeit zieren, seine gute Bedeutung wieder verlieren und nur dienen werde, eine vorgegebene zarte Empfindung anzudeuten." Der heutigen Zeit, zumal der Jugend, wohnt ein unmäßiger Hang zur Übertreibung inne. „Ich habe dich schrecklich lieb, er hat sich furchtbar gefreut, es ist ungeheuer oder scheußlich schön", solche Wendungen kann man häufig hören. (Vergl. darüber Schottel: Ausf. Arb. S. 780 flg. E. Schmidt: Rich., Rouss. u. G. S. 179 Anm. 105.) Dem Volke ist der Einsilber „sehr" viel zu schwach, um die von ihm gehegte Empfindung auszudrücken, es nimmt diese und ähnliche Wörter unbekümmert um die Herleitung an Stelle von Superlativen in Gebrauch. Sie werden vielleicht einmal die Stelle von sehr einnehmen auch im Munde des Sprachgebildeten: war doch noch im Mittelalter sêr Eigenschaftswort, welches schmerzlich bedeutete, aber schon als Umstandswort diente in einem unserm sehr nahen Sinne, etwa wie in „ich habe dich schmerzlich = sehr vermißt."

Am meisten haben in dieser Beziehung die Fremdwörter zu leiden. Deutsche Wörter in der angegebenen Weise abzuschwächen, nehmen wir vielfach Anstand, da ihre Bedeutung uns doch viel stärker und leichter zu Bewußtsein kommt, als die der fremden. Leider sind viele Deutsche nicht im stande, sich bei guten deutschen Wörtern etwas Ordentliches vorzustellen, weit weniger aber vermögen sie dies gegenüber den fremden, denen auch der Gebildete nicht immer auf den Zahn zu fühlen versteht, deren Ursprung und Ableitung ja in vielen Fällen selbst dem Sprachkundigen dunkel ist. Da werden denn, um einen Begriff möglichst vornehm, möglichst abgesondert und hervorstechend vor andern erscheinen zu lassen, fremde Ausdrücke verwendet, die im Munde ihrer Erzeuger vielleicht etwas ganz anderes besagten. Den Zeitungsschreibern ist vieles exorbitant, was höchstens außerordentlich genannt werden dürfte: exorbitare könnte doch nur die schlimmste Art des Entgleisens, etwa das Abirren eines Gestirns von seiner Bahn bezeichnen. Schreiender Unfug wird mit dem Worte inspiriert getrieben. Der ersten Inspiration, d. h. Einhauchung des göttlichen Geistes wurden die Apostel teilhaftig, indem die Geister gleich Blitzen in sie fuhren. Nun denke man sich einen Sitzredakteur in dieser Lage! Wie verbraucht und heruntergekommen ist das Genie, der ursprüngliche genius, der dem δαιμόνιον des Sokrates gleichzuachten ist, verbraucht besonders seit der Geniezeit, wo die Liederlichkeit Merkmal des genialen Menschen wurde! Es ist wohl nicht zuviel gesagt, daß Fremdwörter sogleich bei ihrer Einführung den Stempel der Vergänglichkeit an sich tragen. Sobald

ſie von einer hervorragenden Perſönlichkeit in die deutſche Welt geſetzt ſind, werden ſie ſchnell von allen kleineren Geiſtern in den Mund genommen. Kein Wunder, daß ſie trotz ihres „beſſeren Klanges" ſehr bald den „Nimbus" (d. h. eigentlich die Wettergalle der Bauern ſ. Galle im D. W.-B.) verlieren, der ſie bei der erſten Anwendung umſtrahlte, daß ſie ebenſo gemein, ja noch gemeiner werden wie die gemiedenen einheimiſchen Worte. Nur ſcherzhafterweiſe reden wir jemand mit Monsieur an, hat doch jetzt der gemeine Mann Bekanntſchaften mit Musjes; Mamſell klingt gar verächtlich, etwa unſerm Frauenzimmer vergleichbar („Sie iſt eine Mamſell, bedeutet in der Schweiz ungefähr eben ſo viel als: ſie hat aufgehört eine Jungfer zu ſein, ohne ſich zu verheiraten", Merian in den Berl. Beitr. zur d. Sprachk. 1794, 2,298). Galant ſind jetzt bei weitem nicht mehr ſo zahlreiche Leute wie ehedem. „Sei doch galant!" hört man höchſtens noch in mittleren Bürgerſchichten mahnen, und ſchon im 17. Jahrhundert verſtand man unter galant in Deutſchland keineswegs das, was die Franzoſen in das Wort legten. Im Philologus von Nirgendshauſen, Freyb. 1685, S. 39 heißt es: „Diſer Titel iſt eben ſo gemein, als galante Leute ſeltzam ſind. Hier will ich unſern Teutſchen die Pariſer Galanterie-Elle communiciren, daß ſie ſich doch fein zuvor darnach meſſen können, ehe ſie ſich unter einander galant heiſſen. Ein galanter Menſch iſt eine aus viel Vortrefflichkeiten zuſammengeſetzte Perſon, als aus ich weiß nicht was vor einer angeborenen Anmuthigkeit, aus einer Hofmanier von guten Verſtande, von ſcharffer Kraft zu urtheilen, von Höflichkeit, von Aufwärtigkeit und von muntern Gemüht, alles ohne Zwang, ohne Nachaffung und ohne Ubelſtand." Somit würde ſich faſt der Begriff des engliſchen gentlemanlike ergeben, der freilich in Deutſchland auch wenig hervortritt und beſonders nicht durch die bekannte Anwendung von ſeiten Puttkamers gehoben worden iſt. Nennen wir doch Gentlemen, ganz wie vormals galant, nur diejenigen, „ſo ſchon nette Kleider tragen, da doch in dieſer Beſchreibung nicht einmahl der Kleider gedacht wird." (Nach Loen Kl. Schr. 1, 3,39 giebt es in keiner Sprache ein entſprechendes Wort für galant, „es bedeutet ſoviel als ein lebhaftes, artiges Weſen, das gefällt, das rühret, das ſich der Sinne bemächtiget und den Witz gebrauchet, um deſto empfindlicher wohllüſtig zu ſein." Vgl. auch Waldberg: Die galante Lyrik, ſowie das Litteraturblatt 1886, S. 362 flg.) — Das Plaisir iſt vollends Sache des Plebejers geworden, „gegenwärtig wird unter den Gebildeten das einſt vornehme ſich amüſiren allmählich abgeſtoßen, man überläßt es dem gemeinen Manne, es heißt nun auf einmal feiner wieder deutſch ſich gut unterhalten (Hildebr. S. 192; man leſe die daran geknüpfte Be-

merkung für die Schule! Vgl. auch Maler: Die Stellung der höheren Schulen zur Fremdwörterfrage, S. 32). Doch ist es wohl jetzt Chic sich zu divertieren, und zwar nur in größeren Etablissements, allenfalls noch in den Restaurants [1]); in den Restaurationen dagegen verkehrt gewöhnlicheres Publikum [2]), das sich aus Subjekten zusammensetzt, wenn nicht gar Pöbel. Wenn dieser seine Konvivien hält, sich einen Jux macht, hin und her dischkuriert, wenn der eine den andern torwiert und auf ihn räsoniert, der andere sich verdeffendiert, dann wird ein richtiger Kommersch fertig, ja es kann mancher sein Deputat Prügel kriegen, wenn der Angegriffene desperat wird, keinen Strakat mehr haben und das meschante Kujonieren los sein oder seine Forsche und Kurasche beweisen will. Das wäre eine Auslese aus dem Fremdwörterbuch des Pöbels! (Vergl. auch Dunger: Das Fremdwörterunwesen, Heilbr. 1884, S. 26.) Es giebt freilich auch vornehmen Pöbel, Heine nennt ihn den seidnen; der feiert lieber Orgien, die aber nicht wie im Altertum in religiösen Handlungen bestehen. Die Verachtung übrigens, welche sich jetzt an das Wort Pöbel schließt, hat sich ihm erst nach Luther zugesellt, bovel kommt auch bei ihm noch vor in dem Sinne von Volk, populus, le peuple, und ich weiß nicht, ob der Reim bovel : schofel möglich ist. Auch hat der Pöbel seinen Sitz in den Hauptstädten, auf dem Lande wohnt das Volk, welches kaum noch das früher stehende Beiwort gemein zuläßt. Haben sich doch unsere Bauern eine von der früheren so verschiedene Stellung im wirtschaftlichen Leben wie im Schrifttum erobert (man denke nur an die Dorfgeschichten!), daß sie es kaum noch nötig haben, sich als Ökonomen zu bezeichnen. Unsere Landwirte sind geschützt vor den possenhaften Sprüngen, die den colonus im Englischen zum clown herab-

1) Der erste Gebrauch dieses Wortes in der Bedeutung Speisewirt fällt, nach einer Mitteilung des Pariser Berichterstatters der Vossischen Zeitung, in das Jahr 1765. Vorher hießen in ganz Frankreich die Speisewirtschaften Tavernes oder Cabarets. Im Mai 1765 errichtete ein Koch an der Ecke der Rue Baillenl und der Rue des Poulies eine Speisewirtschaft ein und empfahl sie durch folgende Aufschrift: „Venite ad me, omnes qui stomacho laboratis, et ego restaurabo vos.“ Der Restaurant Boulanger (!) leistete, was er versprach, die litterarische Welt von Paris strömte zu ihm, um sich von ihm restaurieren zu lassen. Auf ein von ihm erfundenes Gericht pieds de mouton à la poulette erhielt er sogar ein Brevet des Königs Louis XV. Seitdem verdrängte „Restaurant“ die früheren Bezeichnungen. Ein späterer Restaurant von hoher politischer Bedeutung war Véry, bei welchem sich die mächtigsten Mitglieder des Konvents versammelten. Véry hatte ein Zelt in der Orangen-Allee des Tuilerien-Gartens und führte danach den Namen „le restaurant de la Tente.“

2) Nach Gottsched: Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 10, 751 ist Publikum im J. 1760 in Berlin bezeugt: „den Theil der deutschen Welt (in Berlin heißt das Ding itzt Publicum), das ihn bisher bewundert hat.“

gewürdigt haben. Auf dem Dorfe hat ſich auch noch die Liebſte und der Schatz (im nördlichen Franken Schimpfer und Schimpferin genannt) vor dem jähen Fall bewahrt, den die Maitresse und die galante Dame in den Städten gethan. „Der Name Maitreſſe iſt durch den Krieg etwas verdächtig geworden", heißt es 1675 im Alamodiſch-Technologiſchen Interim S. 34, wo auch S. 272 die Verbindung: „Die Babiloniſche Dame" vorkommt; wenn man die Ausführungen Riegels über das Wort Dame (in der Zeitſchr. des a. d. Sprachvereins 3, 146 flg.[1]) lieſt, muß man ſich wundern, wie es wieder zu Ehren gelangen, ja ſogar hoffähig werden konnte. Auch im Engliſchen hat beldam, was noch bei dem Dichter Spenſer eine verehrte Frau meint, Runzeln bekommen und bedeutet heute „altes Weib, Hexe". — Bankbrüchig iſt noch jetzt das Wort Pfaffe trotz der Bemühungen der Scheraeus (S. 43 flg.), Zeiller (Miscell. 102), Ebartus (Onomatologie Leipz. 1670, S. 74), welche es als ein Ehrenwort erhalten wollten. Schon Alberus (Dict. DDij[b]) bemerkt: Vorzeiten hieß tyrannus ein Heerfürſt, verum propter principum truculentiam tyrannus dictus crudelis, quem admodum Judaeus pro incredulo accipitur, cum significet diversum . alſo iſts gangen mit dem wort Sophista, magus etc." und Scheraeus ſtimmt (S. 227 flg.) mit ihm überein. Würden Lakaienſeelen[2]) jemals den Wahlſpruch haben: in tyrannos? Sie ſind ſerviler, ja devoter Geſinnung — wie ganz anders freilich klingt unſer: „Ich hab mich ergeben" u. ſ. w. Die Revolution, nach S. Rot „die Widerkerung, herumbweltzung, der widerlauff der Stern", alſo ein durchaus geſetzmäßiger Vorgang, wurde noch bis vor 100 Jahren als gleichbedeutend mit reformatio, Um- und Neubildung, angeſehen. Aber ſchon Klopſtock berichtigte ſeine Anſchauung in der Ode: Mein Irrtum. Wir müſſen ſchon zu dem Worte Umſturz greifen, wenn wir den jetzigen Begriff Revolution deutſch geben wollen. Ebenſo ſteht uns kein entſprechendes deutſches Wort zur Verfügung für den Phantaſten: der Schwärmer oder Träumer oder gar der Narr haben andere Wurzeln, als das griechiſche Wort. Auch war es früher kein Scheltwort: zwar erklärt S. Rot den Fantaſten als einen Menſchen, „der in ſeinen ſinnen und gedancken ertrinkt, dem eins über das ander einfelt und doch ſelbs nit weiß, was es iſt", aber noch vor 200 Jahren hatte es wie auch „Wahnſinnigkeit keine Ehrenrührigkeit auf ſich, ſondern

1) Dazu wäre noch zu fügen Schupp, Schr. S. 493. Im Alam. technol. Interim S. 34 wird Herrin ſtatt Maitreſſe gebraucht.

2) Dies Wort ſcheint mir noch verächtlicher zu ſein als Bedientenſeele, wenn auch nach Rumpf: Gemeinnütz. Wörterb. 1811 Bedienter den Nebenbegriff des Lohnes und der Abhängigkeit vom Herrn, Diener den Begriff der Arbeit enthält, wodurch ich einem andern nützlich bin.

bedeutete allein eine Blödigkeit des Verſtandes, zehen Phantaſten gaben erſt einen Narren" (Zeiller, Schatzk. 543ª).

Einen Narren würden wir jetzt wohl beſchönigend ein Original nennen: gerade dieſer euphemiſtiſche Gebrauch des fremden Wortes für das deutſche hat ihm geſchadet: wir verſtehen darunter einen verſchrobenen, ſchnurrigen Kauz, der ſich ſeines Urſprungs nicht bewußt iſt. Der Begriff des Originellen berührt ſich ſogar mit dem des Abenteuerlichen — auch wieder ein entlehntes Wort, das von vergangener Herrlichkeit erzählen kann. Wenn das Abenteuer, die aventiure des Mittelalters noch heute keinen üblen Sinn in ſich ſchließt[1]), ſo hat das Eigenſchaftswort den des Seltſamen, Ungereimten, und vollends der Abenteurer hat eine geradezu beſchimpfende Bedeutung erlangt: der Gauner und Hochſtapler, der er iſt, wird nicht belächelt, ſondern verfällt dem Strafrichter. — Ehrlich währt am längſten — würde man das mit „Reellität iſt durabel" wiedergeben wollen? Die reelle Bedienung wird ſo oft zugeſichert, daß das Wort reell nur für die Commis gemacht zu ſein ſcheint (es iſt höchſtens 300 Jahre her, da hießen ſie Gadenknechte): würden ſie trotz all ihrer Reellität nicht eine Entweihung begehen, wenn ſie ihre Ehrlichkeit verſicherten? Hier ſehen wir alſo, daß das ehrliche deutſche Wort ſogar das Höhere, Edlere bezeichnet, daß die Fremdwörter doch nicht immer das Beſſere darſtellen — nicht nur nicht immer, ſondern ſehr häufig nicht. Treffend ſagt Hildebrand (S. 204), daß manche merci und pardon nur bei Kleinigkeiten brauchen, wo ihnen danke oder verzeihen Sie zu gewichtig dünkt, und daß man nur einen kleinen Unfall ein Malheur nennt, nicht aber ein großes Unglück. So iſt umgekehrt pauvre ſo verächtlich bei uns, daß ihm nur ärmlich, aber nicht arm entſpricht; noble Paſſionen unterſcheiden ſich durchaus von edlen Leidenſchaften; das bei den Römern ſo ehrenvolle advocatus, patronus bekommt, von uns uneigentlich gebraucht, eine unliebſame Nebenbedeutung, der Advokat wird faſt zum Rabuliſten (vgl. Schupp Schr. S. 302 Prokurator oder Schadvokat), der Patron aber ſauber genannt, weil er es nicht iſt; wie ſchlimm klingt die vetula bei uns wieder in der Vettel, bei weitem ſchlimmer als die Alte! Parlieren gebrauchen wir in dem Sinne von ſchwätzen, plappern, und das kommt nicht etwa auf Rechnung der deutſchen Grobheit, auch die Romanen ſind untereinander unartig: die Spanier nennen einen Schwätzer parlador, wahrſcheinlich um ſich dafür

1) Scheräus S. 226: Abentewer von adventura, ein ſonderliches ſeltzames und newes herkommen, ein ſeltzam Ding.

Ebenthewer von eventura, ein Außgang und Gottesberaht wie man ſaget: Er mag es auff ſein Ebentewer verſuchen.

zu rächen, daß die Franzoſen ihr habler prahlen aus dem ſpaniſchen hablar ſprechen (= fabulari) entlehnt haben. — Kündigt uns jemand eine Anekdote[1]) an, ſo faſſen wir im ſtillen ſchon den Vorſatz, ihm kein Wort zu glauben; würde er eine Geſchichte oder einen Schwank erzählen wollen, ſo würden wir wohl nicht ſogleich eine Lüge dahinter wittern. Und doch bedeutet Anekdote nur das noch nicht Bekanntgewordene, und was meiſt nicht herauskommt, iſt die Wahrheit. Wenn das Wort Gedicht früher wie noch jetzt erdichten auf Unwahres zielte, ſo ſteht jetzt der Dichter über dem Poeten, von dem wir wie die Bauern um Mailand[2]) nur in herabſetzendem Sinne ſprechen. Ebenſo befindet ſich der Litterat im Nachteil gegenüber dem Schriftſteller, wenn dieſes ſonderbare Wort auch von Böswilligen als Schriftſtehler, alſo plagiator, gedeutet wird und nach Radlof (1, 2) in Krähwinkel einen Winkeladvokaten (in Berlin Linksanwalt genannt) bezeichnet[3]). Zu einer Zeit, wo noch nicht ſo große Mengen Papier durch das Schreiben entwertet wurden[4]), galt ein Schreiber allerdings mehr, denn im „tintenklexenden Säkulum." Da ſind die Poſtſekretäre froh, dem herben Schickſal von Poſtſchreibern entgangen zu ſein, da möchte ein Kontrolleur kaum Gegenſchreiber genannt ſein, obgleich wir doch noch Geſchicht- und Romanſchreiber haben. Ehemals war der Schreiber kein Kopiſt, auch kein Kanzliſt, er war Schriftſteller — ſo wird St. Markus als heiliger Schreiber bezeichnet, vgl. Radlof 3, 316 —, er war Schriftgelehrter, ja Ratgeber hoher Perſönlichkeiten, er konnte ſoviel ſein wie unſer Kanzler

1) Wie die Anekdote auf τὰ ἀνέκδοτα, ſo führt die Bibel auf τὰ βιβλία, die Vokabel auf vocabula (vgl. Arndt, Gegen die Fremdw. S. 76), die Prämie auf praemia, orum zurück. Ähnlich heißt es im Volke eine Intereſſe an etwas haben, eine Haare (aus der Mehrzahl die Haare). So wird auch die Mehrheitsform Ulema (von arab. alim = Doktor) von einzelnen gebraucht.

2) Vgl. A. Manzoni: Die Verlobten 1, 14: „Die Landleute um Mailand meinen mit Poet einen grillenhaften, wunderlichen Kopf, der in Worten und Handlungen mehr ſcharfſinnig und überraſchend, als eigentlich vernünftig erſcheint. So wirtſchaftet der verdrehungsſüchtige Haufe mit den Wörtern und hängt ihnen eine Bedeutung an, welche von der geſetzmäßigen himmelweit entfernt liegt."

Vgl. Schupp Schr. S. 556: Es ſind derer viel, die da meynen, der Name Poet und Narr ſeyen gleichförmig, und es könne ein jeder ein Poet ſeyn, wenn er ein Maß guten Rheiniſchen Weins außtrinke. Dann Poeta komme her von potare. O ihr ehrbarn Witztölpel? Ein Poet ſol alles wiſſen, und wer alles weiß, iſt darumb kein Poet.

3) Mit Schrifften ſtellen dienen oder ſonſt rathen, Zeiller Schatzk. 390ᵇ; einen Brief ſtellen ebenda 263ᵃ.

4) Doch kennt auch Alberus ſchon die „Mackelthur" (Dict. $Cc_4{}^b$), und $Vn_4{}^b$ ſteht: „papyrus perotta grob bappeyer, darauß man würtzbrieff macht; cucullus würtzbrieff, Dott" (= Düte).

— welchen Unterſchied gegenüber dem Kanzliſten bewirkt da nur die deutſche Endung! Siehe das Gegenteil von Söldner und Soldat! S. Rot verdeutſcht den Cantzler als „den Mann im Gitter, weil die Schreiber in einem Gitter ſaßen", und ſetzt hinzu: „es iſt bei den Alten diß wörtlein nit ſo ein hoher Ehrnam gweſen und ſo viel Dignität auff ihm gehabt als zu unſern Zeiten." Wenn wir jetzt unſern großen Kanzler einen „Meiſter der Staatskunſt" nennen, wollen wir auch mehr von ihm ausſagen, als es das Wort Magiſter, ja ſelbſt Miniſter vermöchte. Nicht jeder Staatsminiſter iſt ein Meiſter der Staatskunſt. Will man die „genialen Ideen" unſeres Kanzlers verdeutſchen, ſo würde ich die Verbindung „kühne Gedanken" feiner finden, als „kühne Ideen": auch das hohe Wort Idee hat ſeit Plato viele Wandlungen erfahren (vgl. A. Primozic: Über den Gebrauch des Wortes Idee bei den Philoſ. Progr. Iglau 1887), und eine kühne Idee haben kann ſoviel bedeuten wie einen verwegenen oder gar dummen Streich begehen wollen. In der Reichstagsſitzung vom 5. April 1883 hätte ein bekannter Abgeordneter ſeinem von Stiefelflicken redenden Gegner Allotria vorwerfen können, er drückte ſich aber feiner aus: „Ich hätte gewünſcht, daß wir bei dieſem neutralen Gebiete alles Fremdartige vermieden." Alſo mitunter iſt man nicht grob, ſondern ſogar feiner, wenn man deutſch redet. Nenne ich jemand frivol, ſo meine ich etwas ganz anderes, als das Wort urſprünglich will: armſelig, und heiße ich ihn gar einen Idioten, ſo entferne ich mich nicht nur vom Anſtand, ſondern auch von der eigentlichen Bedeutung des ἰδιώτης, der bei den Griechen noch lange kein Blödſinniger war, ſondern höchſtens ein Stümper. Gerade Schelt- und Schimpfworte entlehnen wir gern aus der fremden Sprache, wenn ſie dieſe auch nicht als ſolche gebraucht. Wer die feinen Franzoſen nachahmend mit dem Worte bête um ſich wirft, der betont, wahrſcheinlich unwiſſend, die tieriſche Natur des Menſchen ſo, daß der Tierſchutzverein ſich ſeiner annehmen müßte.

Wären wir doch erſt ſo weit wie die Italiener, welche mit dem Worte strano, franzöſiſch étrange, extraneus nicht bloß die Bedeutung ſeltſam, wunderlich, ſondern auch zornig, trotzig, grob verbinden! Hätten doch alle Deutſchen die Überzeugung, daß gerade die fremde Herkunft vielen Wörtern die Neigung zu ungünſtiger Bedeutung aufprägt! Es ſteht nicht in unſerer Hand, unſere Wörter vor dem Bedeutungswandel zu ſchützen, niemand wird dies auch für notwendig erklären; wohl aber können wir dafür ſorgen, daß unſere eigenen ſchönen Wortgebilde mit ihrem ehrlichen deutſchen Sinne nicht durch fremde Blendlinge verdrängt werden. Noch läßt ſich nicht behaupten, daß das Fremdwort immer das Schlechtere ſei oder anzeige — aber Sache der Schule iſt es, bei jeder

Gelegenheit darzuthun, wie die ausländiſche Ware nicht lange Stich hält, wie dagegen unſere einheimiſchen Worte noch immer den Vorrang haben vor den Eindringlingen, wie dieſen, „mögen ſie durch Konvention noch ſo hohe Geltung gewinnen, immer etwas von jenem edlen Roſt abgeht, mit welchem echt volkstümliche Wörter überzogen ſind“ (G. Curtius Kl. Schr. S. 64). Sache der Schule iſt es, der Jugend den Keim zur Achtung für den Adel der Mutterſprache einzupflanzen und ſo dahin zu wirken, daß im Bewußtſein unſeres Volkes das Fremdwort mehr und mehr das Wort werde, deſſen man entbehren kann, ja deſſen man ſich ſchämt, daß man den ſchönen Spruch Walters umändern dürfe in den Ruf:

Tiuschez wort gât vor in allen!

Über bedenkliche und erfreuliche Erſcheinungen in der deutſchen Sprache der Gegenwart.

Erſter Teil.

Von **Hermann Boll** in Brühl.

Haſt du den Mut, die Wahrheit zu ſagen,
Hab' auch den Mut, die Folgen zu tragen.

Die verdienſtvollen Blätter für höheres Schulweſen von Dr. Friedrich Aly bringen in der Februar-Nummer von 1886 S. 26 einen Bericht über die 13. Generalverſammlung des Vereins der Lehrer an den höheren Schulen Pommerns. In demſelben befindet ſich eine Inhaltsangabe von dem Vortrage, den Dr. Blaſendorff (Pyritz) über die Aufgabe der höheren Schule im Kampfe gegen das Fremdwörterunweſen gehalten hat.

B. behauptet: Ganz beſonders ſündigten die Ärzte an der deutſchen Sprache viel, ebenſo die Kanzelredner, die Bahnverwaltungen, die geleſenſten Zeitungen; dieſer Übelſtand finde ſeine Erklärung darin, daß die höheren Schulen, aus welchen die Männer des ſtaatlichen und öffentlichen Lebens hervorgingen, die Sache bisher nicht gehörig beachtet hätten, vielmehr die Gefahr mit Sorgloſigkeit behandelten. Daher würden die Amtsgenoſſen wohl einig ſein, daß die höhere Schule den Kampf gegen die Fremdwörter ernſtlich aufnehme.

Die meiſten Klagen, welche B. ausſpricht, ſind gerechtfertigt; nicht alle, und dieſer letztere Umſtand iſt die Veranlaſſung zu den nachfolgenden Zeilen geweſen.

Schon Friedrich der Große, der in einer Unterredung mit Gottſched bedauert, daß er ein zu alter Mann ſei, um noch deutſch lernen zu können, und es beklagt, daß er in ſeiner Jugend hierzu weder Anleitung noch Ermunterung gehabt habe, ſpricht ſich in der Kabinettsordre vom 18. Auguſt 1743 über den Zweck des Vereines der königlichen deutſchen Geſellſchaft ſo aus, „daß dieſer bei Verfertigung der Schriften zuerſt die Ehre Gottes, dann die Beförderung guter Wiſſenſchaften und Künſte und die Ausbildung der deutſchen Sprache zum einzigen Augenmerk nehmen werde.“ Nicht minder beachtenswert iſt die Zirkularverfügung vom 15. Januar 1785 an die Landesjuſtizkollegia, in der es heißt: „Die Immediatberichte ſollen kurz, deutlich und allgemein verſtändlich abgefaßt ſein, im natürlichen Erzählungsausdruck, ohne gemachte und veraltete Wörter und Redensarten, ohne termini technici, wenn ſie nicht allgemein bekannt ſind, kurz ſo, daß auch jemand, der kein Rechtsgelehrter iſt, den Inhalt vollkommen verſtehen kann.“

Bald darauf hat bereits Blücher ſeinen Offizieren den Gebrauch der Fremdwörter im ſchriftlichen und amtlichen Verkehr unterſagt. Aber geholfen hat dies nicht viel, wie ein Beiſpiel zeigen ſoll Die Inſtruktion für den Kavalleriſten über ſein Verhalten in und außer dem Dienſte. Von einem Stabsoffiziere. Einundzwanzigſte verbeſſerte Auflage. Brandenburg 1869 ſchreibt S. 4: Wie nennt man dieſen unbedingten Gehorſam? Subordination Ferner S. 11: Wie heißt die erſte Abteilung einer Kolonne? Die Tête oder Spitze. Die letzte? Die Queue (Köe). Was verſteht man unter Diſtance? Intervalle? Appell? Alarm? Boute-Selle? Retraite? Endlich S. 43: Was iſt Terrain? Défilé? Liſière? Parlamentär? Deſerteur? Fanal? Soutien? Replis? Piquet? Wenn man alles das durchlieſt, gewinnt man faſt den Eindruck, als ob ein franzöſiſcher, nicht ein deutſcher Reiterſoldat unterrichtet werden ſollte. Auch das Deutſche läßt in dieſem Büchlein viel zu wünſchen übrig; z. B. S. 26 und 29.

Auch in der amtlichen Militärſprache giebt es viele Fremdwörter. Aus Gründen, die im Verlaufe der Arbeit klar werden, wenden wir bei der Verdrängung der Fremdwörter die größte Vorſicht an. Wir gebrauchen alſo das Wort ‘Leutnant’ und ſetzen ſtatt deſſen nicht ‘Stellvertreter’ oder ‘Rottenführer’. Aber wir begreifen nicht, warum man den ‘Major’ noch feſthält angeſichts des guten Wortes ‘Oberſtwachtmeiſter’, welches ſicher nicht ſchlechter iſt, als ‘Oberbürgermeiſter’ oder

'Oberlazarettinspektor'. Auffallenderweise hat das Fußvolk einen „Hauptmann", die Reiterei einen „Rittmeister", aber die Flotte einen „Kapitän". Warum sagt man statt 'Armee' nicht 'Heer', statt 'General' nicht 'Feldherr' oder 'Anführer' oder 'Befehlshaber'? Im Kriege 1870/71 wurde in Frankreich manchem biederen deutschen Unteroffizier, nämlich dem capitaine d'armes die einem Hauptmann zukommende Hochachtung zu Teil. Auch einen Lichtpunkt wollen wir nicht verschweigen. So hat mittels Allerhöchster Kabinettsordre das Ballondetachement zu Berlin vom 1. Mai 1886 ab den Namen 'Luftschifferabteilung' erhalten. In der neuen Felddienstordnung dagegen, mit welcher die deutschen Soldaten im Herbste 1886 vertraut gemacht wurden, gedeihen die entbehrlichen Fremdwörter wieder recht üppig. Alle Fremdwörter werden wohl niemals aus der Militärsprache entfernt werden. Ausdrücke wie 'Infanterie' und 'Kavallerie' werden trotz 'Fußvolk' und 'Reiterei' immer bleiben und für 'Artillerie', aus Artollerie (ars tollendi), die Kunst, Geschosse aus dem Rohr zu heben und weiter zu tragen, giebt es gar keine annehmbare Verdeutschung, denn das Wort 'Stückmannschaft' kann hierauf keinen Anspruch machen. Anders verhält es sich mit den Wörtern, die keine Kunstausdrücke sind; die leicht ersetzbaren müssen mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, allerdings wegen der Menge eine recht schwere Arbeit.

Indem wir das Militär verlassen, kommen wir zur Wissenschaft, aus der Scylla in die Charybdis. Die philosophischen, juristischen, medizinischen und theologischen Werke weisen eine Fülle von Fremdwörtern auf; jede Wissenschaft hat ihre besonderen Kunstausdrücke. Wir können derselben nicht entraten; dem Ungebildeten sind sie wie ein versiegeltes Buch. Er gebraucht in seinem ganzen Leben etwa 300 Wörter und hat noch weniger Gedanken; der Gebildete dagegen hat 100 000 Fremdwörter und 600 000 deutsche Ausdrücke zu seiner Verfügung, und seine Gedanken sind so zahllos, wie der Sand am Gestade des ewig brausenden Meeres.

Nie wird jemand den Versuch machen, die Fremdwörter aus den wissenschaftlichen Werken auszumerzen; geschähe dies, so würden diese nicht mehr einer von lachenden Fluren umgebenen blühenden Stadt zu vergleichen sein, sondern einem erstürmten Orte, über den ein barbarischer Krieger den Pflug geführt hat.

Viele behaupten nun: 'Das ist eben das Traurige, daß die Werke der Wissenschaft von Fremdwörtern wimmeln'. Wir antworten: Dies ist doch sehr erklärlich. Denn der gelehrte Gedanke, der uns z. B. aus dem Altertum überliefert wurde, hat uns zugleich das durch den Gewährsmann geheiligte Wort übermittelt.

Von allen wiſſenſchaftlich gebildeten Männern verlangen wir, daß ſie im Verkehr mit Laien einer guten deutſchen Sprache ſich befleißigen.

Daß, wie B. behauptet, die Ärzte beſonders viel ſündigen, möchten wir nicht zugeben. Freilich könnte ja der Arzt ſein Rezept in deutſcher Sprache abfaſſen. Aber welchen greifbaren Nutzen ſollte dieſe Neuerung haben? Wie die Krankheiten zumeiſt geheimnisvoll ſind, ſo auch die Perſon des Arztes und die Einrichtung des Rezeptes zum Nutzen der Menſchheit. Auch können wir es nur billigen, daß, wenn mehrere Ärzte an das Lager eines ſchwer Erkrankten gerufen werden, dieſe eine möglichſt unverſtändliche Sprache führen, damit der Kranke ſich nicht unnötigerweiſe ängſtige. In den Anzeigen der Ärzte finden wir oft einen ſeltſamen Lapidarſtil.

Auch die Jurisprudenz erfreut ſich vieler Fremdwörter. Dies liegt in der Natur der Sache, denn die Quellen derſelben ſind, wie das corpus iuris und der code Napoléon zeigen, teils in lateiniſcher, teils in franzöſiſcher Sprache verfaßt. Daher erhält die ganze Wiſſenſchaft ein fremdartiges Gepräge. Daß aber die Reden vor Gericht, die der Sachwalter ſowie des Richterperſonals, auf eine gute deutſche Form verzichteten und zu viele Fremdwörter zur Schau trügen, haben wir nie beobachtet. In den Urteilſprüchen, welche in den Zeitungen veröffentlicht wurden, haben wir allerdings mitunter ſyntaktiſche, öfter ſtiliſtiſche Fehler gefunden, und Verbindungen, wie 'der verklagtiſche Bruder' oder 'der extrahentiſche Mandatar' ſind eines gebildeten Mannes geradezu unwürdig.

In Bezug auf die Fremdwörter, welche der Philologe beim Unterrichte gebraucht, äußerte ſich der Baurat Sarrazin am 18. Aug. 1886 zu Frankfurt a. M. auf der ſiebenten Wanderverſammlung deutſcher Architekten und Ingenieure: „In den gelehrten Schulen, in denen mehrere fremde Sprachen getrieben werden, wird man die Sprachlehrausdrücke, wie Subjekt, Präſens ꝛc. zweckmäßigerweiſe belaſſen müſſen." So iſt es Recht, und alle Verſuche, dieſe Ausdrücke zu verdeutſchen, oder die vorhandenen Verdeutſchungen in die Schulen einzuführen, werden, ſo hoffen wir, an dem geſunden Sinne der Philologen ſcheitern. Daß ſolche Verſuche unternommen werden, zeigt das Programm von Arndt „Gegen die Fremdwörter in der Schulſprache". Bremen 1885. Mit Recht urteilt von Sallwürk (vergl. DLZ. 47), daß die Forderungen von A. zu weit gehen.

Die Theologie darf ſich rühmen, die meiſten Fremdwörter zu beſitzen. Dies erklärt ſich zur Genüge, wenn man einen Blick auf die Geſchichte der verſchiedenen Anſchauungen wirft. Der Deutſche hat eben, was den Urſprung betrifft, keine einzige einheimiſche Wiſſenſchaft; alles

ist aus der Fremde eingeführt worden. Wir haben ohne Hilfsmittel mit leichter Mühe 252 lateinische Fremdwörter, welche der Religion angehören, gesammelt. Wer dieses Verzeichnis durchliest, wird den Eindruck gewinnen, daß unsere Sprache durch die verschiedenen Kirchen um sehr viele Ausdrücke vermehrt worden, und daß es völlig unmöglich ist, an die Stelle der meisten fremden Wörter deutsche zu setzen.

Daß es schwer, ja unmöglich ist, die meisten Ausdrücke der Wissenschaft zu verdeutschen, zeigen zur Genüge folgende Wörter: System, Dogmatismus, Kritizismus, Skeptizismus; Sonde, Diagnose, Operation, Stethoskop; Institutionen, Pandekten, Servitut; Synagoge, Stola, Prior, Generalsuperintendent.

Von dem Philologen aber und von dem Theologen jedweden Bekenntnisses, der die geistliche Beredsamkeit zu pflegen hat, sowie vom Richter, Staatsanwalt und Sachwalter, welche vornehmlich die weltliche Beredsamkeit üben, ebenso vom Arzte, wenn er öffentlich das Wort ergreift — von allen diesen verlangen auch wir aufs nachdrücklichste einen Vortrag, in welchem der Redner den Beweis liefert, daß er die Schönheit, Reinheit und Würde seiner Muttersprache ebenso hoch hält, wie die Erhabenheit, Lauterkeit und Wahrheit seiner Gedanken.

Wenn wir nun die Wissenschaft verlassen und zur Kunst übergehen, befinden wir uns bald in demselben Wirrsal. Überall Fremdwörter und Kunstausdrücke. Wer sollte sie ersetzen? Wohl lassen sich alle Wörter umschreiben, aber die Umständlichkeit und Breite schadet der Kürze und Bestimmtheit des Gedankens.

Die Künste teilt man am besten ein in redende (Redekunst, Dichtkunst, Tonkunst) und bildende (Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei). Der Baukunst nähert sich die Gartenbaukunst, welche von manchen als selbständige Kunst aufgefaßt wird, ebenso wie die Tanzkunst und Schauspielkunst. Man spricht auch von einer Buchdrucker-, Feldmeß-, Gesanges-, Koch-, Rechen-, Schachspiel-, Schmiede-, Schwimm-, Turnkunst und verwechselt offenbar „Kunst" mit Übung, Fertigkeit und Handwerk. Zu diesen kommen in unseren Tagen noch 1. die Diplomatie oder die Kunst, den friedlichen Verkehr der Staaten untereinander zu vermitteln; 2. die Politik oder die Kunst, den Staat zum Glück der Unterthanen mit Weisheit zu lenken; 3. die Strategie oder Kriegskunst.

Die wirklichen Künste haben ihre eigene Sprache, ihre Kunstausdrücke, welche zumeist Fremdwörter sind. Wohl hat man den einen und andern Ausdruck mit mehr oder weniger Geschick zu verdeutschen versucht, aber das Errungene ist im Verhältnis zur Menge der fremden Ausdrücke nur gering anzuschlagen. Wir haben 84 musikalische Aus-

drücke gesammelt, welche Fremdwörter sind, und von denen sich manche verdeutschen ließen. Daß dies nicht geschieht, liegt wieder in der Natur der Sache. Die Kunst als solche kennt nämlich nicht die engeren Grenzen eines Vaterlandes und ein in Paris erschienenes Musikstück wird in Breslau, wie in Ofen und Tarent gespielt; würden die Werke aber, was nicht gut angeht, für ein bestimmtes Land herausgegeben, so könnte man viele Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke ersetzen. Wer die Kunst studiert, entfernt sich von dem Getriebe der nach schnödem Gewinn ringenden Welt; er strebt nach einem Ideal, welches er niemals erreichen kann, und von dem er selbst als Meister ersten Ranges noch in unendlichem Abstande entfernt ist. Zum Ersatz für die mangelnden Vorteile schafft sich der Künstler seine eigene Welt, seine eigenen Gedanken, seine eigene Sprache. Man möge ihm dieselbe nicht verkümmern.

Nicht auffallend ist es, daß die Gauner und Diebe sich eine Art Sprache gebildet haben, die der brave und fleißige Bürger nicht versteht; sie haben wohl Ursache, ihre Pläne vor der Welt zu verbergen.

Minder erklärlich ist es uns, warum brave Männer, die besonders fröhlichen Sinnes sind, nämlich die Jäger und Förster, eine gar seltsame Sprache zu führen belieben. Sie nennen das Kind nicht bei dem richtigen Namen und sprechen nicht, „wie ihnen der Schnabel gewachsen ist". Wenn dieser Zopf von kräftiger Hand abgeschnitten würde, wahrlich, die deutsche Sprache brauchte über den Verlust nicht betrübt zu sein. — Lehrreich ist das Wörterbuch der Weidmannssprache von J. und F. Kehrein. Limb. W.

Wir haben uns nunmehr mit den Vorwürfen zu befassen, welche man den gelehrten Schulen nicht ersparen zu können geglaubt hat. Man behauptet nämlich: „Die höheren Schulen haben die Fremdwörterplage nicht gehörig beachtet, vielmehr die Gefahr mit Sorglosigkeit behandelt".

Der Schreiber dieser Zeilen hat als Knabe und Jüngling zwei Gymnasien besucht und ist nach Beendigung seiner akademischen Studien an fünf Gymnasialanstalten beschäftigt gewesen; er hat während des Verlaufes von 28 Jahren den deutschen Unterricht an sieben Anstalten kennen gelernt und der deutschen Sprache immer eine besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit gewidmet.

Unsere Erfahrung geht dahin, daß jedes wirkliche Fremdwort, insofern eine gute Verdeutschung für dasselbe vorhanden, in Wort und Schrift verboten war. Daß aber der Lehrer des Deutschen nicht allein die Pflicht hat, die deutsche Sprache in gebührender Weise zu ehren, zeigt zur Genüge der Umstand, daß der Lehrplan für Sexta, Quinta und Quarta sieben deutsche und siebenundzwanzig lateinische Stunden für die Woche festgesetzt hat. Alle Kollegen müssen in gleicher Weise die

Mutterſprache lieben und von der Schönheit derſelben begeiſtert ſein. Die 6. Direktorenverſammlung der Provinz Preußen erklärt: „Da alle Unterrichtsſtunden auch deutſche Stunden ſind, ſo hat der Lehrer durch Korrektheit der eigenen Sprache und ſtete Aufmerkſamkeit auf den mündlichen und ſchriftlichen Ausdruck, Interpunktion und Orthographie der Schüler den eigentlichen deutſchen Unterricht zu unterſtützen."

Es iſt ferner zu wünſchen, daß an allen Anſtalten nur ſolche Übungsbücher der lateiniſchen, griechiſchen und franzöſiſchen Sprache in Gebrauch ſind, welche das Deutſche gebührend berückſichtigen und nicht etwa den fremden Sprachen angepaßt ſind. Sache der Fachkonferenzen iſt es, die beſten Lehrbücher ausfindig zu machen, und die Direktoren werden ſchon für die Einführung brauchbarer Hilfsmittel beim Unterricht Sorge tragen.

Wir haben uns ſodann mit der Frage beſchäftigt: „Was hält die Schullitteratur von den Fremdwörtern?"

Es iſt bekannt, daß die Schüler im deutſchen Aufſatze wohl einmal gerne ein Fremdwort gebrauchen, die einen aus Trägheit im Denken — Denn eben wo Begriffe fehlen, da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein —, die andern, um ihre Arbeiten zu zieren, wie der Rabe in der Fabel, der ſein einfarbiges Gewand mit einigen bunten Federn ſchmückte, andere endlich im guten Glauben, da ſie dieſelben im Verkehr mit Haus und Welt gehört und ſich eingeprägt haben. Daher verurteilt die Litteratur der Schule, ſoweit ſie uns zugänglich war, den Gebrauch der Fremdwörter, wie aus den folgenden Zeugniſſen erhellt.

1. Heinſius (kleine theoretiſch-praktiſche Sprachlehre für Schulen und Gymnaſien. Berlin 1816) bringt S. 302 „eine kleine alphabetiſch geordnete Sammlung einiger im gemeinen Leben und in der Wiſſenſchaft vorkommenden Fremdwörter und deren von guten Schriftſtellern vorgeſchlagenen und angenommenen Verdeutſchungen. Dieſe kleine Sammlung ſoll beſonders dazu dienen, die Jugend aufmerkſam auf ſich ſelbſt zu machen, um ſie von ſchlechten Gewohnheiten, nämlich Fremdwörter zu gebrauchen, abzuleiten". Die Fremdwörter werden ferner verurteilt: 2. von J. C. A. Heyſe im Leitfaden der deutſchen Sprachlehre. Hannover 1830 S. 8; 3. von Götzinger in der Stilſchule zu Übungen in der Mutterſprache. Schaffhauſen 1854. S. 54; 4. von Ferdinand Becker in der Schulgrammatik der deutſchen Sprache. Frankfurt 1835. S. 24; 5. von J. C. A. Heyſe in der deutſchen Schulgrammatik. Hannover 1851. S. 33; 6. Gockel ſagt in ſeinem Lehrbuche der deutſchen Schriftſprache, Karlsruhe 1851, S. 83 kurz und bündig: „Die teutſche Sprache iſt eine Stammſprache und folglich Mutterſprache anderer, bedarf alſo fremder

Bestandteile nicht"; 7. ebenso verwirft die Fremdwörter Rudolph in seinem praktischen Handbuch für den Unterricht in den deutschen Stilübungen. Berlin 1865. S. 9; 8. nicht minder warnte der Bonner Professor Treitz, der 1867 eine Vorlesung über die historische Grammatik der französischen Sprache hielt, seine Zuhörer vor dem Gebrauch unnötiger Fremdwörter; 9. verständig und erschöpfend sagt Kehrein in den Entwürfen zu deutschen Aufsätzen und Reden, Paderborn 1870, S. 25: Rein ist die Darstellung, wenn sie frei ist von allem Fremdartigen. Diese Forderung der Reinheit darf nicht zu weit getrieben werden. Der Fremdwörter können wir nicht entraten a) bei gewissen Titeln; b) bei manchen Wörtern der Kunst und Wissenschaft; c) bei solchen Dingen, die mit ihrem fremden Namen aus der Fremde zu uns gekommen sind.

In ähnlicher Weise sprechen sich aus: 10. Sommer im Hand- und Hilfsbuch für den Unterricht im deutschen Aufsatze. Köln 1876. S. 295; 11. Karl Kappes in dem Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Stilistik. Leipzig 1879. S. 14; 12. Hoff und Kaiser in dem Abriß der Rhetorik und Poetik. Essen 1880. S. 3; 13. Ferdinand Hermes in dem Werke: Unsere Muttersprache in ihren Grundzügen. Berlin 1881. S. 146; 14. Kutzner in der praktischen Anleitung zur Vermeidung der hauptsächlichsten Fehler. Leipzig 1882. S. 25; 15. Sehr wichtig ist endlich folgende Stelle, weil ein ganzes Lehrerkollegium zu Gericht sitzt und den Beweis liefert, daß es die Gefahr wohl sieht. In dem Programm des Realprogymnasiums zu Schalke von 1883, welches einen vom ganzen Lehrerkollegium beratenen Lehrplan für den deutschen Unterricht enthält, heißt es Seite 10: „Es ist streng darauf zu achten, daß, soviel Fremdwörter auch immer erklärt werden mögen, doch der Schüler im eigenen Ausdruck stets das gute und gebräuchliche deutsche Wort statt des auch möglichen Fremdwortes zu gebrauchen hat. Daß mit dieser Forderung nicht einer gezierten Sprachreinigungssucht das Wort geredet werden soll, ist wohl selbstverständlich".

Die vorstehenden 15 Stellen haben nur die ungebundene Rede im Auge; hören wir, was von den Fremdwörtern in der gebundenen Rede zu halten ist. Hier mögen vier Zeugnisse genügen: 1. Minckwitz erklärt in seinem Katechismus der deutschen Poetik, Leipzig 1868, S. 19, daß der Dichter alle Fremdwörter zu vermeiden habe; 2. Gottschall betont in seiner Poetik, Breslau 1870, I., S. 156, daß die Reinheit der poetischen Sprache durch den Gebrauch der Fremdwörter in ungehöriger Weise getrübt wird; 3. Kleinpaul verlangt in seiner Poetik, Leipzig 1878, I., S. 115, daß man die dichterische Sprache durch entbehrliche Fremdwörter nicht entwürdigen dürfe; 4. Buschmann, Abriß der Poetik und Stilistik. Trier 1879. S. 56.

Nach unserer Erfahrung, sowie nach dem Befund der Schullitteratur müssen wir die Unterstellung zurückweisen, als ob die höhere Schule einen Kampf gegen die Fremdwörter erst in unseren Tagen noch aufzunehmen habe. Die Behauptung, daß die Schulen die Sache nicht gehörig beachtet haben, können wir in dieser Allgemeinheit nicht gelten lassen, da sie eine Anklage gegen die Direktoren, die Lehrer des Deutschen, ja, gegen den ganzen Lehrerstand enthalten. Einzelne verschwindende Ausnahmen und Versehen aber beweisen nichts. Wir halten also den Vorwurf, daß die Schulen die Gefahr mit Sorglosigkeit behandeln, nicht für gerechtfertigt. Nicht erst von unsern Tagen gilt, was Sarrazin sagt: „Mit Genugthuung darf anerkannt werden, daß besonders in den Kreisen der Lehrer der höheren Schulen in der neuesten Zeit es sich mächtig regt, und daß die Lehrer, die geborenen Hüter und Pfleger der Sprache, auf die natürlichste ihrer Hüterpflichten sich besinnen: Die Bewahrung der Reinheit der eigenen Muttersprache." —

Eine vernünftige und besonnene Sprachreinigung kann vieles Gute schaffen. Versuche dieser Art sind schon sehr alt. Nicht geringe Verdienste hat Karl der Große in dieser Hinsicht sich erworben. So erfand er mit seinen Freunden die deutschen Bezeichnungen für die Winde. Den Monaten gab er folgende allmählich vermehrte Namen: 1. Winter- oder Frost-, 2. Hornung- oder Schnee-, 3. Reif- oder Frühlings-, 4. Tau- oder Oster-, 5. Wonne- oder Weide- oder Rosen- oder Blüten-, 6. Brach-, 7. Heu-, 8. Ernte, 9. Herbst-, 10. Wein-, 11. Wind-, 12. heiliger oder Christmonat.

Sollten diese Ausdrücke nicht den lateinischen vorzuziehen sein? Nur möchte es sich empfehlen, statt 'Monat' die kürzere Form 'Mond' zu setzen, die ja dieselbe zeitliche Bedeutung hat. Die lateinischen Namen haben um so weniger Wert, weil unser Volk ihre Bedeutung nicht mehr kennt, und bei den Römern, die zeitweilig mit dem März zu zählen anfingen, was wir nicht mehr thun, war z. B. der Oktober der achte, nicht, wie bei uns, der zehnte Monat. Der kleine hinkende Bote, erschienen bei Heinrich Theißing in Köln, hat neben den lateinischen Bezeichnungen die deutschen Benennungen eingeklammert. Sollte es eigentlich nicht umgekehrt sein? Die Namen der Wochentage sind doch deutsche mit Ausnahme des 'Samstag', den die einen 'dies Saturni', die andern 'dies sabbati' erklären. Nur einen ängstlichen und darum vergeblichen Versuch wagte die Sprache, indem sie „Januar" in „Jänner" wandelte und Sporkel statt Februar sagte.

Die Bestrebungen und Errungenschaften der Sprachreiniger vergangener Zeiten müssen wir mit Stillschweigen übergehen, um sogleich zur Gegenwart überzugehen.

Im glorreichen Jahre 1870, als das Nationalgefühl in der Bruſt des deutſchen Volkes ſich mächtig regte, da gab es in der That kindlich naive Patrioten, welche allen Ernſtes hofften, unſeres erhabenen und erlauchten Königs Majeſtät werde die 'Kaiſer'würde nicht annehmen, beſſer empfehle ſich der Titel 'Herzog' von Deutſchland.

Ohne Zweifel geht man in dieſem Streben, die Sprache zu reinigen, viel zu weit. Einige wollten ſogar die Ausdrücke 'Nation' und 'National' verbannen, und in einem längeren Aufſatze mußte Riegel in der Zeitſchrift für den allgemeinen deutſchen Sprachverein Nr. 2 S. 19 flg. dieſe beiden Wörter in Schutz nehmen.

Nicht zu billigen iſt es aber, daß die deutſchen Eltern ihren Kindern mit beſonderer Vorliebe fremdländiſche Vornamen geben. Wir haben 55 lateiniſche, 60 griechiſche und 62 ſemitiſche Namen geſammelt, ohne auch nur anzunehmen, daß dieſe Sammlungen vollſtändig ſind.

Oftmals hört man die franzöſiſchen Namen verurteilen. Mit Unrecht; denn dieſe verſchwinden vor ihren eben aufgezählten Geſchwiſtern, da nur folgende wenigen eines häufigen Gebrauches ſich erfreuen: Amélie, Antoinette, Charles, Charlotte, Eugéne, Eugénie, François, George, Henri, Jacques, Jean, Liſette, Louis, Louiſe, Mathieu, Nannette, Pierre, René.

Aus allen Ländern holen wir unſere Namen; ſo iſt 'Ludmilla' böhmiſch, 'Kaſimir' und 'Olga' ruſſiſch, 'Jenny' engliſch, 'Kaſpar' perſiſch, 'Guſtav' ſchwediſch, 'Selma' keltiſch, 'Bogumil' ſlaviſch. — Nach dem Kalender haben wir ferner 180 ausländiſche Vornamen geſammelt, welche den Kindern ſeltener beigelegt werden, da ſie auf das Ohr keinen wohlthuenden Eindruck machen und darum von den Eltern nur aus Not gewählt werden.

Warum geben die Eltern den Kindern keine deutſchen Namen? Den Grund können wir durch folgende Thatſache klar machen. Ein Kaufmann in Köln verfertigt eine beſtimmte Waare, verſieht ſie mit dem franzöſiſchen Stempel, ſchickt ſie nach Paris, und erſt dort kauft der vornehme Kölner die vermeintlich franzöſiſchen Stoffe. Das Deutſche iſt dem Deutſchen eben nicht gut genug, und eine traurige Berühmtheit hat das geflügelte Wort, daß er das nicht zu ſchätzen geneigt iſt, was nicht weit her iſt.

Unſere deutſchen Namen haben einen guten Klang und eine edle Bedeutung, wenn ſie auch oft an den Kampf und Streit erinnern, ein Umſtand, der in dem Leben der alten Deutſchen genugſam ſeine Erklärung findet, da ja fünf Wörter, nämlich 'bad', 'gund', 'hadu', 'hild', 'wig' Krieg und Kampf bezeichnen.

Wir lassen nunmehr ein Verzeichnis von deutschen Vornamen folgen, indem wir ihre Bedeutung in Klammern beifügen, so jedoch, daß wir bei streitigen Punkten uns mit einer Art der Erklärung begnügen.*)

Adelbert, Albert, Albrecht (der durch edle Geburt Glänzende). Adelgunde (die edle Kämpferin). Adele, Adelheid (die Edelgeborene). Adolf (der Hochedle). Alarich (der an allem Reiche). Alberich (der an Rat Reiche). Alfred (der Geistreiche). Alwin, Alwine (der, die von allen Geliebte). Anselm (der Gotteshelm). Arnold (der gewaltige Herrscher). Arnoldine (die gewaltige Herrscherin). Arnulf (der gewaltig Kühne). Audomar (der durch seinen Besitz Berühmte). Balderich (der sehr Reiche). Balduin (der kühne Freund). Bernhard (der Bärenstarke). Bertha (die Prächtige). Berthold (der prächtige Herrscher). Bertram (der prächtige Rabe). Brunhild (die gepanzerte Kriegerin). Bruno (der Braune). Dagobert (der wie der Tag Prächtige). Deinhard, Denhard, Degenhard (der starke Krieger). Degenhold (der Soldatenherrscher). Diethelm (der Volkshelm). Dietrich (der Volksfürst). Dietmar (der im Volk Berühmte). Eberhard (der Eberstarke). Edgar, Edmund (des Besitzes Beschützer). Eduard (des Besitzes Wächter). Egbert, Eckbert (der durch sein Schwert Prächtige). Eginhard (der in der Treue Starke). Emma (die Emsige). Emmeline (die Emsige). Emmerich (des Fleißes Fürst). Engelbert, Engelbrecht [vom heidnischen Gott Ingo] (der wie Gott Prächtige). Engelhard (der wie Gott Starke). Erhard (der durch seine Ehre Starke). Erich (der durch Ehre Reiche). Ernst, Ernestine (der, die Arbeitende). Erwin (des Heeres Freund). Ewald (der nach dem Gesetze Herrschende). Ferdinand (der Heerkühne). Friedrich (der Friedensfürst). Fridolin (der Friedliche). Gebhard (der im Geben Starke). Genserich (der Waldesfürst). Genovefa (des Zaubers Erfinderin). Gerbert (der Speerprächtige). Gerhard (der Speerstarke). Gerlinde (die durch den Speer furchtbare Kämpferin). Gerold (der Speerherrscher). Gertrud (die Speerkämpferin). Gilbert (der durch seine Kraft Prächtige). Glaubrecht (der durch seine Klugheit Prächtige). Gottfried (der den Frieden in Gott hat). Gotthard (der durch Gott Kühne). Gotthold (der Gott Angenehme). Gottlieb (der von Gott Verschonte). Gottschall, Gottschalk (Gottesknecht). Gudula (die kleine Gute). Guido (Waldmann). Gunther, Günther (Kriegsheer, der Krieger). Hedwig (die Kämpfende). Heinrich (der Hainfürst). Hellmuth (der kriegslustige Kämpfer). Herbert (der im Heer Prächtige). Hermann (des Heeres Mann). Herwart (des Heeres Hüter). Hildegart, Hildemund (die im Kampf Beschützte). Hildemar (der Kampf-

*) Wir können den gegebenen Erklärungen nicht immer zustimmen. D. L.

berühmte). Hilperich (der Hilfe Fürſt). Hubert (der durch ſeinen Geiſt Prächtige). Hulda (die Holde?). Humbert (der prächtige Rieſe). Ida (die Göttliche). Karl (der Mann). Karoline (die Männin). Klothilde (die Kampfberühmte). Konrad (der durch Rat Kühne). Kunibert (der durch ſein Geſchlecht Prächtige). Kuno (der Kühne). Lambert, Lamprecht (der durch ſein Land Prächtige). Leopold, Liutpold, Luitpold (der durch ſein Volk Starke). Leberecht (der durch ſein Volk Prächtige). Leonhard (der Löwenſtarke). Ludolf (der Ruhmbegierige). Ludwig (der ruhmvolle Krieger). Lutger (der berühmte Kämpfer). Manfred (der ſehr Friedliche). Mathilde (die mächtige Kämpferin). Meinhard (der mächtig Starke). Neidhard (der im Zorn Starke). Olaf (der Gott Entſtammte). Osbert (der göttlich Prächtige). Oskar (der Gottesſtreiter). Osmund (der Gottesſchützer). Oswald (der göttliche Herrſcher). Oswin (der Gottesfreund). Ottfried (des Beſitzes Beſchützer). Otto (der Begüterte). Ottilie (die Begüterte). Ottomar (der durch Beſitz Berühmte). Reimund (der durch Rat Beſchützende). Reinhard (der durch Rat Starke). Reinhold (der nach Rat Herrſchende). Reinmar (der durch Rat Berühmte). Reinwald (der nach Rat Herrſchende). Rembert (der im Rat Prächtige). Richard (der durch Reichtum Starke). Roderich (der Ruhmreiche). Robert (der durch Ruhm Prächtige). Roland (der durch Land Berühmte). Rudolf (der Ruhmbegierige). Ruprecht (der durch Ruhm Prächtige). Roſamunde (Roſenmund). Rüdiger (der ruhmvolle Streiter). Sebald (der durch Sieg Starke). Segebrecht, Siegbert (der im Sieg Prächtige). Siegfried (der durch den Sieg den Frieden Bewirkende). Siegmund (der durch den Sieg Schützende). Stillfried (der durch den Frieden Beruhigende). Suitbert, Switbert (der durch Kraft Prächtige). Theobald (der im Volk Kühne). Thusnelda (die Rieſenbekämpferin). Ulrich (der Edelfürſt). Ulrike (die Edelfürſtin). Volkmar (der im Volk Berühmte). Waldemar (der mit Ruhm Herrſchende). Walpurgis (die Beſchützerin der Leichen). Walther (der Herrſcher über das Heer). Warnfried (der Hüter des Friedens). Werner (der Hüter des Heeres). Weigand (der Kämpfer). Weinhold (der dem Freunde Angenehme). Wienand (der Kämpfer). Willibald (der durch den Willen Kühne). Wilhelm (der willenskräftige Beſchützer). Wimmar (der als Freund Berühmte). Winfried (der Beſchützer der Freunde). Winnibald (der ſtarke Freund). Wieprecht (der im Kampf Prächtige). Wolfgang (der kühn Gehende). Wolfram (Wolfrabe). Wunnibald (der durch Wonne Kühne).

Ein nur flüchtiger Blick in dieſes Verzeichnis zeigt, daß die deutſchen Vornamen es wohl verdienen, mehr beachtet zu werden; dann unterbleiben auch ſeltſame Benennungen, wie z. B. jener biderbe Vater-

landsfreund ſie für ſchön fand, der ſeine Tochter „Sedania Falka“ benannte.

Wenn es ſchon nicht zu billigen iſt, daß die Deutſchen ihren Kindern ſo gern fremdſprachige Namen beilegen, ſo muß man noch mehr den Stab brechen über die Art und Weiſe, wie dieſelben die vorhandenen Namen abkürzen und unkenntlich machen. Dieſe Unſitte erklärt ſich teils aus Bequemlichkeit und Nachläſſigkeit, teils aus Zuneigung und Zärtlichkeit. Wir geben im folgenden ein Verzeichnis ſolcher Verkürzungen, indem wir die Ausdrücke der zahlreichen räumlich faſt alle vier Stunden wechſelnden Mundarten, weil ſie oft geradezu unedel ſind, nicht berückſichtigen.

Ada, Alex, Babeth, Barthel, Benno, Betty, Diez, Ebert, Eilert, Elly, Elſe, Fanny, Fritz, Gerth, Gilles, Gilgen, Götz, Grete, Heinz, Hinz, Ilgen, Ilſe, Iti, Jan, Hannes, Hanns, Jobs, Käte, Klos, Klaus, Kunz, Jörg, Jürgen, Lene, Lore, Lili, Lina, Lotte, Lutz, Manda, Manes, Manz, Meta, Mina, Mimi, Nelle, Neres, Otz, Rolf, Thilo, Till, Toni, Tönnes, Trude, Utz, Wally. —

Wir thun aber nicht genug, wenn wir die entbehrlichen Fremdwörter im Sprechen und Schreiben zurückweiſen, ſondern es iſt auch unſere Pflicht, aufzumerken auf die vielen Fehler, welche gegen Grammatik, Syntax und Stil fortgeſetzt gemacht werden.

Der Sprachreiniger erwirbt ſich ein ebenſo großes Verdienſt, wenn er die vielen ſchweren Fehler gegen die deutſche Sprache verfolgt, als wenn er das eine oder andere Fremdwort mit vieler Mühe in einen deutſchen Ausdruck umwandelt; dies iſt Sache des Sprachbewußtſeins, alſo des Volkes, nicht der Gelehrtenſtube als ſolcher.

Wie läßt ſich nun die fehlerhafte Sprache, wie ſie ſich heutzutage z. B. in den Zeitungen breit macht, erklären?

In unſerm Staat giebt es eine ſehr große Zahl von Leuten, an welche man die Anforderung geſtellt hat, daß ſie ſich auf der Unterſekunda das Zeugnis zum einjährig freiwilligen Militärdienſt erwerben. Dies iſt ja ganz löblich, ſo lange die Betreffenden in ihrem Fache beſcheiden arbeiten. Das iſt aber nicht der Fall. Faſt jeder fühlt ſich zum Schriftſteller berufen. Wie es aber mit dem Wiſſen dieſer zahlreichen Geſellſchaft beſtellt iſt, darüber läßt ſich eine maßgebende und vollgewichtige Stimme alſo vernehmen. Se. Excellenz der Herr Miniſter v. Goßler erklärte am 16. April 1885 im Abgeordnetenhauſe zu Berlin: „Es iſt meines Erachtens nicht allein für die hohe Unterrichtsverwaltung, ſondern darüber hinaus für unſer geſamtes öffentliches Leben eine der nachteiligſten Thatſachen, daß aus der Unterſekunda der Gymnaſien eine Maſſe junger Leute abgehen mit einer Art von Bildung, die kaum als

Halbbildung zu bezeichnen ist; die jungen Leute haben alle Kategorien von Bildungsstoffen angeschnitten, aber absolut nichts Abgeschlossenes. Das, was sie in den klassischen Sprachen wissen, ist minim, keiner oder kaum einer, der von der Untersekunda abgeht, wird noch einmal den Cäsar oder Livius oder gar einen griechischen Autor vornehmen." Das sind wahrhaft ernste Worte, entmutigend für jeden, der sein deutsches Vaterland und dessen schöne Sprache liebt. Wie viele Tausende führen die Feder trotz ihrer Halbbildung zum Nachteil für unser gesamtes öffentliches Leben?

In der That schrecklich ist aber der Gedanke, daß noch viel mehr Leute stolzerfüllt in allen möglichen Einrichtungen des staatlichen und privaten Lebens das große Wort reden, denen auch diese Halbbildung noch mangelt. Da solche Helden mündlich wie schriftlich nicht imstande sind, ihre Gedanken in gutem Deutsch auszudrücken, so ist schnell ein Fremdwort zur Hand. Daß auf diese Weise die überflüssigsten Fremdwörter einer bedauerlichen Blüte sich erfreuen, erscheint dem Kundigen nicht auffallend. In grammatischer und stilistischer Beziehung muß die deutsche Sprache sich eine Mißhandlung gefallen lassen, die nachgerade jedes Maß übersteigt. Der feingebildete, reiche Kaufherr sagt: „Der Brief kam zu spät, und habe ich den Auftrag nicht mehr ausführen können." Wie oft ist dieser schwere Fehler verurteilt worden! Es hilft nichts.

Die Entstellung der Sprache, in der vornehmlich die Zeitungen sich gefallen, ist heutzutage grauenerregend. Vergeblich erhebt die Wissenschaft, wie es Pflicht ist, ihre Stimme gegen diesen Unfug. So sagt Heinze, Über Fremdwörter im Deutschen. Berlin 1878 S. 30: „Man lese unsere Zeitungen und Zeitschriften, die doch ein treues Bild unserer Art zu leben, zu denken und zu sprechen geben sollen, man lese sie von Anfang bis zu Ende, vom Titelkopfe bis zur letzten Zeile der Anzeigen hinab, man lese, was hier gedruckt, man höre um sich, was und wie gesprochen wird, und man wird dem alten E. M. Arndt noch heute Recht geben: „So reich und vielseitig die deutsche Sprache in ihren Gründen und Quellen ist, so viele und große Anlagen zur Vortrefflichkeit sie hat, so ist doch keine Sprache von den Eigenen so wenig ausgebildet und so sehr vernachlässigt, als die deutsche Sprache, so daß man Thränen weinen könnte, wenn man bedenkt, wie wenige Deutsche den Klang und den Wohllaut und die Gewalt ihrer Sprache kennen, geschweige denn, daß sie die innere Tiefe und den schweren Reichtum ahnen, der für sie ein gesunkener Schatz ist."

Erklärlich ist es, daß man die Fehler der Zeitungen sammelt und die wirre Masse zu ordnen versucht; dies thaten z. B. K. G. Keller und R. Halatschka, und nach dieser Seite hin sagt der unermüdliche Saalfeld

in der Zeitschrift Gymnasium, 2. Jahrg. Nr. 19 S. 658: „Freilich ist das Feld nicht ungepflügt; ein jeder aber, der es sich zur Aufgabe macht, auf diesem Gebiete reinigend und bessernd zu wirken, erwirbt sich schon durch den Versuch selbst ein Verdienst." Nun denn, so wollen auch wir die Sprache der Zeitungen, die wir im Jahre 1886 gelesen haben, des näheren beleuchten.

Man begegnet wohl der Ansicht, daß man den Zeitungen hierdurch zuviel Ehre anthue, da sie ja nur geringe Bedeutung hätten; die meisten Aufsätze seien in aller Eile nur für den Tag geschrieben und kurze Zeit darauf völlig wertlos. Dieser Ansicht sind wir nicht. Denn einerseits hat die Presse die hohe und schwere Aufgabe, das Volk zu belehren und zum Teil auch zu erziehen, und anderseits wird sie dereinst eine nicht zu unterschätzende Quelle für geschichtliche Darstellungen bilden. Sie wird daher mit Recht eine Großmacht genannt.

1. Mehrmals ist es vorgekommen, daß Zeitungen Aufsätze gegen den Gebrauch der Fremdwörter brachten und gleich am andern Tage eine große Anzahl der vorher getadelten Ausdrücke wieder gebrauchten. Sollte dies etwa Hohn sein?

2. Die Sprache der Presse trägt sichtlich den Stempel der Volkssprache an der Stirne und entfernt sich oft weit von dem Hochdeutschen der Gebildeten. Zwischen dem Hochdeutschen aber und dem „Plattdeutschen" ist folgender Unterschied. a) „Der Satz- und Periodenbau ist in der Schriftsprache viel feiner entwickelt, als in der Volkssprache. b) Die Schriftsprache ist maßvoller und vorsichtiger im Loben und Tadeln und in der Anwendung der Steigerungsgrade. c) Die Wortstellung ist in der Schriftsprache fester geregelt, als in der Volkssprache." Daher nennen die Zeitungen unbedeutende Bestrebungen „rühmlichst bekannt" oder „rühmlichst bewährt". Bei geringfügigen Dingen, die selbst ein großer Gelehrter nicht weiß, erhält der Satz durch Hinzufügung des Wortes „bekanntlich" eine höhere Weihe. Wir fanden, daß das Wörtchen „hoch" als Vorsilbe der Steigerung vor folgende Eigenschaftswörter gesetzt wurde: fein, bedeutsam, rentabel, wichtig, elegant, gelehrt, erfreulich, interessant, edel, komisch, beliebt, entzückend, tragisch, gebildet, achtbar, herrschaftlich, feudal, nötig, befriedigend, tropisch, fürstlich, bedeutend, romantisch, adelig, reif, ernst, feierlich, modern, porös, wertvoll, offiziell, poetisch, konservativ. Das Bier hieß: „Hochprima Exportbier".

3. In der Verfertigung von neuen Wörtern, Ausdrücken und Verbindungen leistet die Presse wirklich Erstaunliches; z. B. Exkaiser, Exerzbischof, Heildienlichkeit, Luftdurchlässigkeit, Feldflüchtigkeit, Standfähigkeit, die vorfindlichen Verhältnisse, die schön bestandenen Felder, alles benötigte Wasser, Rheinweinhaus, Rückantwort, Rückerinnerung, die Premier-

schaft, ein offenes Bürgermeisteramt, der rangälteste Offizier, Neusprachlehrer, die Ausnahme eines Adlernestes, die Bekanntgabe, ein gelernter Forstmann, der unerstreckliche Termin, ein glänzender Reinfall, behördlicherseits, zehn Pfennige verkümmeln, das Geld verrüsten, die Zustände verrußen, Rauchfangkehrmeister, Kommunaleinkommensteuereinschätzungskommission, Möbelwagenretourgelegenheit, die geleithammelten und genasführten Leute, Haftentlassung, Dampfniederdruckzentralheizung, ein gut bezeugter Arbeiter, unser Lager erweitert sich täglich durch Neueingänge, ein großspuriges Telegramm, hochwasserfrei, hieramts, urbereit, schwarzseherisch, gemischtsprachig, einzelständig, abreißbar, rückhaltig, geldlich sich beteiligen, ein flottgehendes Hotel, die Gangsache, die Völle, das Geschehnis, jahrhundertalterig, programmatisch, Pauschalsumme, Bequartierung, unkündbar, Engrockigkeit, Güterbestätter, unfraglich, Befürworter, klavierarbeiten, violinschwitzen, die Arbeit erstellen lassen, reichstäglich, Offenlagefrist, Staatsrechtler, Mischmaschler, Mittelparteiler, Protestler, Septennätler, Putschmacher, die Entrüstungsmache, Herrenhäusler, Mondscheinler, Landhaushalt, die Haftung übernehmen, Genußeintritt, vergewaltigen, der geherbstete Wein, verzweiundhalbfachen, neuzeitlich, Kriselei im Ministerium, das handeltreibendste Volk, der edeldenkendste Mensch, das Chancebietendste; endlich: Incommunilarisierung, Totalisator, Voluptuar und Abiturium.

Der die fröhlichen Tänze liebende Wald- und Weidegott Pan, der auf Bergen und in Wäldern umherschweift, wird erstlich ein Span, dann ein Spanier, und der Schrecken, den er einflößt, ein spanischer genannt; das gastrische Fieber wird zu einem garstigen. Die Wissenschaft hilft gar mit, so sagt Curtius: „ich nachtmahle", und Teubner: „Neuigkeiten" statt „die neuesten Werke".

4. Das Bindewort des Hauptsatzes „trotzdem" wird fast allgemein wie „obgleich" zur Einleitung des Nebensatzes gebracht. (Vergl. „Gymnasium" vom 16. März 1887 S. 187 u. 195.)

5. Man liest Formen wie: rüft, kömmt, Bögen, Läger, Generäle, frug, statt: ruft, kommt, Bogen, Lager, Generale, fragte; ferner: ich beschlagnahmte, ein wunderliches Imperfekt von dem fehlerhaften Zeitwort „beschlagnehmen", und vereinnahmt.

6. Verkürzte Nebensätze der Absicht werden auch dann gebraucht, wenn im Hauptsatz das persönliche Subjekt fehlt; z. B. Eine Kreuzotter wurde zu dem Igel in den Kasten gesetzt, um zu sehen, was der Stachelträger anfangen würde; oder: Von der Polizei wurden alsbald die energischsten Recherchen angestellt, um dem Thäter auf der Spur zu sein; oder: Gestern Abend wurden hier zwei schwere Pfannen verpackt, um dieselben nach Köln zur Reparatur zu geben; oder: Der Wein wird, um

Raum zu machen, bei Seite gestellt; oder: Ganze Wälder harren, ohne dabei Raubbau zu treiben, der Ausbeutung; endlich: Diese Quantität würde, um sie auf der Eisenbahn zu befördern, zehn Güterzüge beanspruchen.

7. Die fehlerhafte Inversion im zweiten Hauptsatze nach „und" gehört zum guten Ton vieler Blätter.

8. Man liest: „Das Haus, was" statt „welches" oder „das"; ferner: vieler anderer Werke, statt: vieler andern Werke, oder: „lehren" mit dem Dativ.

9. In verkehrter Weise wird das Geschlechtswort ausgelassen; also „Kollegium beschloß", „Suchender besitzt hochprima Referenzen". Das bischöfliche Ordinariat in Mainz schreibt ebenso: „Wir ersuchten großherzogliches Ministerium"; oder: „Gegenwärtiges hat nur für dieses Jahr Gültigkeit".

Aus irgend einem Grunde läßt der Kaufmann das „ich" weg, setzt es aber, wo es nicht stehen darf; z. B.: „Ich suche auf mein Bureau per sofort einen routinierten Commis. Franco Offerten u. s. w." Auch andere Auslassungen sind beliebt, z. B.: „es wurde mir die Antwort", „es wurde mir die Aufgabe"; im ersten Ausdruck fehlt: „zu Teil", im zweiten: „gestellt". „Der Omnibus fährt" — man lese — „alle 20 Minuten von und nach Lindenthal".

10. Die Form läßt manchmal viel zu wünschen übrig; z. B.: „Die Tafelmusik wurde von der Krefelder und einer Militärkapelle ausgeführt. — Ein nicht genannt sein wollender edler Wohlthäter. — Wir wollen Ihrem und dem Wunsche vieler anderen Leser entsprechen. — Ein Kellner gesucht in einem Badeorte, welcher etwas französisch spricht. — Die Bildung eines Vereins mit über die ganze Provinz reichenden Zweigvereinen. — Der Versammlung wurde gestern ein Statut vorgelegt für die Sparkasse. — Der Verbrecher wurde zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt, welches Urteil [ein Urteil, welches] derselbe gelassen aufnahm. — Der englische Botschafter wurde zur kaiserlichen Tafel gezogen, welche Ehre [eine Ehre, welche] auch dem spanischen Gesandten zuteil wurde".

11. Falsch ist neben „Thäter, Wohlthäter, Übelthäter, Hauptthäter", vielleicht auch „Mitthäter" der „Attentäter"; ferner: Pestseuche, Grundprinzip, Schiffsflotte, ein kleines Knäbchen, eine kleine Flottille, ein vollberechtigtes Gymnasium, ein ordentlicher etatsmäßiger Lehrer.

12. Schwere Fehler der mannigfaltigsten Art kommen in Hülle und Fülle vor; z. B. Ein Freund, womit ich die Sache besprochen habe, oder: Ein Ring, der nur mit dem Schwerte und Lanze durchbrochen werden kann, oder: Im Pulverdampf und Bleikugeln, oder: was dem deutschen Volke für eine schwere Wunde geschlagen wurde. Ich weiß,

daß ſie Hunger aus ihren kalten Bergen vertrieben hat. — Dem Biſchof als preußiſches Herrenhausmitglied". — Zur Steuer der Wahrheit müſſen wir freilich geſtehen, daß die Zeitungen nicht allein die deutſche Sprache in ſo ſchrecklicher Weiſe behandeln. So ſchrieb W. Pütz noch 1858: Von nun an fließt der Nil in majeſtätiſcher Ruhe und ſtets nördlicher Richtung — Kiſtemaker überſetzt: „Als er in Galiläa kam". Am Eingange der herrlichen Apollinariskirche zu Remagen laſen wir 1886 noch folgende Bekanntmachung: „Eingedenk der Heiligkeit des Ortes iſt es unterſagt, die Kopfbedeckung aufzulaſſen, ſowie Arm in Arm zu gehen und lautes Sprechen". Wenn das am grünen Holz vorkommt, was ſoll mit dem dürren werden?

13. Ohne Not, ja ohne Veranlaſſung ſetzen die Zeitungen, auch die kleineren, lateiniſche Ausdrücke mitten in das deutſche Satzgefüge hinein, auch wenn man annehmen muß, daß die Leſer oder Leſerinnen zumeiſt kein Latein verſtehen; unſere Sammlung umfaßt über 30 ſolcher Wörter und Verbindungen.

14. Die Zeitungen ſchreiben oft unedle, ja, noch ſchlimmere Ausdrücke. Es ſcheint faſt, als ob das erregte Gefühl die mangelnde Wahrheit erſetzen müßte. Mehr über dieſen Punkt zu ſagen, verbietet der wiſſenſchaftliche Ernſt und die ſittliche Würde.

15. Daß faſt alle Zeitungen die entbehrlichſten Fremdwörter gebrauchen, zeigt ein flüchtiger Blick in dieſelben. Wer die Sammlung, die wir veranſtaltet haben, lieſt, möchte beinahe dem Riccaut Recht geben, der unſere Sprache für „arm" hält. Hier wird der Sprachverein den Hebel anzuſetzen haben, um ſeine ſchöne Aufgabe zu erfüllen.

Was ſoll man dazu ſagen, wenn die Zeitung ſchreibt: „Der Finanzminiſter deponierte das rektifizierte Budget", oder „das legislatoriſche Penſum der Seſſion"? Da auch die Schüler heutzutage Zeitungen leſen, ſo übertragen ſich die Fehler langſam, aber ſicher von der Preſſe auf die Schule. Das darf aber nun und nimmer zugelaſſen werden. Der ebenſo einſichtige, wie beſonnene Schrader ſagt in ſeiner Erziehungslehre S. 463: „Zur Wahrung der Sprachrichtigkeit hat der Lehrer des Deutſchen beſonders die Sünden der Tagesſchriftſteller zu verfolgen, wo ſolche in die Aufſätze ſeiner Schüler ſich einſchleichen. Falſche oder abgeſchmackte Bildungen finden ſich in jeder Zeitung und leider auch in den Vorträgen unſerer politiſchen Redner, welche doch wohl thäten, die ſprachliche Sorgfalt ihrer griechiſchen und römiſchen Vorgänger ſich zum Muſter zu nehmen; um ſo mehr hat der Lehrer des Deutſchen Urſache, ſolcher Sprachverwilderung bei ſeinen Schülern entgegenzutreten".

16. „Auch gegen alberne Angewohnheiten der ſogenannten Kanzlei- oder Geſchäftsſprache ſoll er kämpfen".

Ja, wahrhaftig ist die Form der Sprache albern, wenn geschrieben wird: „Gerste still, Hafer matt, Schweinefleisch ruhig, Terpentinöl fest, Rohzucker flau, Kaffee lebhaft, Hopfen behauptet, Rüböl schwach, Zink umsatzlos, Brot notizlos, Raffinade geschäftslos, Weißblech stetig".

17. Auch das durch und durch verkehrte Zeitwort „thätigen" macht sich breit in den Verbindungen: „eine Wahl"=, „einen Akt"=, „einen Vertrag thätigen". Das für den Sprachforscher maßgebende Wörterbuch von J. und W. Grimm verurteilt S. 1699 diesen Ausdruck und erklärt ihn für eine Verdunkelung und Verunstaltung des Zeitwortes „tagedingen". Läßt die Presse diesen sprachwidrigen Ausdruck nun fallen? Wir glauben es nicht. Denn A. von Humboldt sagt: „Hundert Jahre sind nötig, um eine Wahrheit zu begreifen, und wieder hundert, um sie zu verwirklichen und zu verwerten".

Daß die Wissenschaft mit Wehmut auf die Sprache der meisten Zeitungen schaut, ist aus dem Vorstehenden wohl erklärlich. Wenn wir ein auch nur ganz bescheidenes Scherflein dazu beigetragen haben, um diesen verderblichen Geist zu bannen, so ist unsere Mühe vollauf belohnt. Die Sprachreinigung hat hier, wie überhaupt heutzutage, ein reiches Feld für ihre segensreiche Thätigkeit. Nur muß sie vorsichtig sein. Denn sowohl der Gebrauch unnötiger Fremdwörter, als auch die allmählich wirkende Zerstörung unserer Sprache hat so tiefe Wurzeln geschlagen, daß man sich hüten muß, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Aber nicht die Sprachforschung, nicht die Gelehrtenwelt allein, nein, das ganze Volk muß an der Sprachreinigung teilnehmen, soll dieselbe von Erfolg gekrönt sein. Denn teils die böse Gewohnheit und der Unverstand, teils krankhafte Voreingenommenheit und wohlfeile Sucht nach geistlosen Witzen sind vorderhand noch zu bekämpfen. Gegenwärtig sind gewisse Kräfte am Arbeiten, um der deutschen Sprache wieder zu ihrer Ehre zu verhelfen. Viel, sehr viel ist zu thun, um vornehmlich dem welschen Geist den Garaus zu machen. Lange hieß die schönste Straße in Westdeutschland, die herrlichste in Mainz: „Boulevard"; noch trägt ein Schloß in der Nähe von Neuwied den stolzen Namen: „Monrepos"; noch giebt es in Berlin einen Monbijouplatz und eine Belle-Allianceſtraße und in Preußen eine Stadt mit Namen: „Eltville"; noch hat München seine Equitationsanstalt und Hamburg seine Navigationsschule.

Wir wissen nun, daß die deutsche Sprache zwei Feinde hat, die ihr fortgesetzt schaden und an ihrer Zerstörung arbeiten: Fremdwörter und grammatische Fehler. Wir dürfen die Waffen nicht niederlegen, bis diese Hauptfeinde bewältigt sind, sie, die nicht nur im Palaste, sondern auch in der Hütte wohnen. Die Einwirkung des Guten auf das Böse, soll es nachhaltig sein, ist naturgemäß eine ganz allmähliche.

Faſſen wir den Inhalt der vorliegenden Darſtellung zuſammen, ſo glauben wir widerlegt zu haben, daß der höheren Schule im Kampfe gegen die Fremdwörter ein allgemeiner Vorwurf zu machen iſt; daß die Zeitungen dagegen in der ſtrafwürdigſten Weiſe gegen unſere Mutterſprache ſich verſündigen, iſt zur Genüge dargethan worden.

„Dieſe herrliche Sprache, die Sprache der Kraft, der Fülle und des Geiſtes, ſie ſei uns wert und teuer; in ihr liegt ein Schatz von Geſinnungen; ihn wollen wir wahren und ſoviel an uns liegt, zu mehren ſuchen. Wo andere Bande reißen, da bleibe ſie ſtets ein Band, das die Bewohner aller deutſchen Gaue umſchlingt und in herzlicher Bruderliebe vereinigt".

Dieſe begeiſterten und begeiſternden Worte ſchrieb Konrektor Bellinger in der Ankündigung der öffentlichen Prüfung und Schulfeierlichkeit des Pädagogiums zu Wiesbaden von 1840. Prägen wir uns dieſelben tief in unſere Seele ein und ſchreiben wir alle ſo, daß unſere Sprache den andern Völkern allmählich ein Gegenſtand der Hochachtung werde, was ſie bis jetzt noch nicht iſt.

Zu Schillers Lied an die Freude.

Von **Hugo Hildebrand** in Leipzig.

Das Ganze iſt im Sinne einer religiöſen Feier gedacht und öfter ſchon ſo aufgeführt worden (1859 u. a.) d. h. nach Art des älteſten Dionyſoskults in Attika, wo ebenſo der Chorführer und der Chor ſich antworteten. Die Freude, die liebenswürdige Begleitung der Jugend und des Genies, war dasjenige, dem Schiller, wie Charlotte nach ſeinem Tode erzählt, nie und nirgends widerſtehen konnte und der er, wenn die Umgebenden ſie auch nur als geſellige Heiterkeit bei ihm fanden, innerlich bis zum letzten Augenblick treu blieb, ſo wie in dieſem gedichteten Lied.

I. 1 flg. 'Freude, ſchöner Götterfunken, Tochter aus Elyſium'. Die Häufung der Bilder fällt dem lyriſchen und namentlich dem dithyrambiſchen Dichter nicht zur Laſt. Man denke an Pindar und den ganzen bacchiſchen Charakter dithyrambiſcher Dichtungsart, der die fortwährende Selbſtüberſteigung und -überſteigerung mit ſich bringt. Im Mittelalter war die Maiendichtung durch ſchnellen Wechſel der vergleichenden Bilder beſonders gekennzeichnet, die Quelle war auch hier die Begeiſterung. In neuerer Zeit zeichnete ſich Victor Hugo durch gewandten Metapherwechſel ebenſo aus. Die Apperception darf nur nicht

dazu veranlaßt werden, Glieder verschiedener Bilder untereinander zu verbinden, sondern muß sozusagen zwischen ihnen jedesmal neu Atem holen.

'Götterfunken', Freude ist immer warm, auch die scheinbar kühle Freude des menschlichen Erkennens. Ähnlich sagt ein ganz moderner Dichter:

In feuriger Freude zum Gotte beglückt
Mach' ewig das heute vom dann nicht berückt.

Siehe bei Schiller sogleich im nächsten V. 'feuertrunken'.

2. 'Elysium'. Das Wort ging ganz in die Begriffe der deutschen Poesie des 18. Jahrhunderts über, sodaß es öfter als Ländername mit der deutschen Endung (urspr. dat. plur.) Elysien im Genetiv als 'Elysiens' erscheint.

5. Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt.

Das altdeutsche dunkle Wort 'Zauber zoupar' hier in Verbindung mit dem damals ganz neuen Wort 'Mode'. Zauber auch hier 1. im Sinne des Wunderbaren für den Verstand, des logisch Erstaunlichen; 2. im Sinne des Wunderbaren für das Gemüt, den Geschmack, des ästhetisch Erstaunlichen. — 'Mode' scheint als Fremdwort absichtlich gewählt; schwebt dem Dichter ein nur diesem Begriff fremdes deutsches Gemeinleben, wie es die Hohenzollern besonders anstreben, zwischen hoch und niedrig vor? — Die zweite Lesart V. 7 'Alle Menschen werden Brüder' liegt leider auch dem Schlußchor der 9. Beethovenschen Symphonie zu Grunde, wo die ursprünglichere energischere Fassung 'Bettler werden Fürstenbrüder' musikalisch jetzt unmöglich wäre.

Chor: Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt.

Der Gedanke, zunächst auf das Vaterland, dann aber den ganzen Erdkreis passend, echt Schillerisch. 'Welt' ist anscheinend nicht als Menschheit und Natur einschließendes verschwimmendes Ganze (als ganzes Nichtich), sondern im andern Sinne der deutschen Sprache als Menschheit, Mitmenschheit, welcher der ursprünglichere ist — woralt = saeculum hominum — gebraucht. Im ersteren Sinn ist die Idee ungleich phantastischer und mystischer, wie in Goethes Ganymed 'Ach an deinem Busen lieg' ich, schmacht' ich, und deine Blumen, dein Gras drängen sich an mein Herz'. So küßt auch der heimkehrende Seefahrer den Heimatboden.

Überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Die Analyse des hierin enthaltenen Schlusses s. zu Str. II, 11.

II. 7 flg. Nach dem Grund- bez. Glaubensſatz, daß Neigung Gegenneigung erweckt, jener alſo, der dies in den Weltgeſetzen begründete Echo der Liebe nie und nirgends findet, niemals Freundſchaft bez. Liebe gefühlt oder ſie kleinmütig und kleingläubig gegen die Gerechtigkeit des Alls verheimlicht habe. Jetzt muß er ſeinen Stumpfſinn in beiden Fällen beweinen.

10. Sympathie. Hier iſt das Gedicht ausdrücklich überhöht. Über die Freude oder als Quelle der Freude wird die Liebe geſetzt. *Συμπάθεια* der Mitleid und Mitfreude umfaſſende Begriff der chineſiſchen Philoſophie, der Poetik und Rhetorik des Ariſtoteles iſt mit der franzöſiſchen Betonung Sympathie im vorigen Jahrhundert in Deutſchland ſchon ganz volkstümlich. Das Volk verſteht auch heute noch darunter alle Formen bethätigter (oder ausgedrückter) Übereinſtimmung unter Menſchen. 'Sympathie' iſt z. B. in der volksmäßigen Heilkunde ſogar körperlich (durch Beſtreichen) vermitteltes Mitgefühl mit des andern Schmerz, aber auch gelegentlich die myſtiſche Harmonie durch die Ferne.

Der hohe philoſophiſche Begriff, der bei Schiller zu Grunde liegt, und der Wert des umfaſſenden Ausdrucks im Wort wird vom Volk vollſtändig richtig gefühlt.

V. 11. 'Zu den Sternen leitet ſie u. ſ. w.' Ebenſo Goethe im Tiſchlied 'Will mich's etwa gar hinauf zu den Sternen tragen', nur daß Schillers Freude u. a. bei ihm ein 'Behagen' iſt. Der Gedanke und Gefühlsinhalt iſt, daß die Exiſtenz der Liebe das Daſein einer Gottheit beweiſt. 'Der Unbekannte', der *θεὸς ἄγνωστος* der Apoſtelgeſchichte, der aber ſeinerſeits alles erkennt, dem ſeinerſeits nichts unbekannt bleibt.

III. Hier wird der kühne Verſuch gewagt, die Freude, deren verſchiedene Rangſtufen von der niedern Luſt an geſchildert werden, in ihrer höchſten Art nämlich als Erkenntnisfreude über die Liebe in II, 10 zu ſtellen in dem Vers 'Und der Cherub ſteht vor Gott'. Aber der Dichter wird ſich deshalb nicht untreu, denn dieſes Aufgehn in dem Schauen der kryſtallklaren Wahrheit des Alls wird einem betrachtenden Engel, nicht einem Menſchen zugeſprochen.

10. 'Ahneſt du den Schöpfer, Welt?' ſoll nicht heißen 'Ahneſt du, daß eine Gottheit gegenwärtig, vorhanden iſt'? ſondern: 'Ahneſt du das Weſen derſelben, fühlſt du ihre eigentümliche Macht und Herrlichkeit jetzt?' Das Objekt würde alſo nicht als Akkuſativ und Infinitiv zu überſetzen ſein. Deshalb iſt 'Ahneſt' geſperrt gedruckt.

11. 'überm Sternenzelt'. Hier, wo das Erhabenſte der außermenſchlichen Natur ſtrahlt, iſt thatſächlich die höchſte Einheit für die Menſchheit des ganzen Erdenrunds. Der Himmel allein iſt ihnen allen

gemeinsam, die Sonne ist logisch derjenige Eindruck, den alle Menschen täglich allein gemeinsam haben, so verschiedene Pole sie bewohnen.

IV. Die vorausgehende Strophe hatte die Freude als die Hauptursache des menschlichen Lebens zu schildern wenigstens versucht. Diese Strophe faßt sie als die Ursache des Naturlebens in Erde und Himmel. Die Blumen drängen sich freudig aus der Scholle empor, die rollenden Sphären (Bälle) freuen sich ihrer Bewegung (nicht etwa, weil sie sich einem Ziele näherten). Hier ist nun der Dichter offenbar mehr im Recht als in der vorausgehenden Strophe, d. h. wenn er in der nichtmenschlichen Natur lieber die Freude denn die Liebe, denn die zielbewußte Sehnsucht als Triebfeder ansetzt. Unsre reife Philosophie kennt nicht mehr den ἔρως eines Aristoteles u. a. in der Astronomie oder als zwischen Himmel und Erde bestehend wie bei Hesiod u. a. Dagegen ist es ein tiefer immer noch vorhandener menschlicher Trieb, den sich so stolz und symmetrisch schwingenden Naturkörpern Freude an ihrer Eigenbewegung zuzuschreiben, bez. die Freude des Menschen über ihre lebendigen Kurven in sie hineinzuerklären oder — die Verbindung beider Möglichkeiten — anzunehmen, daß es ihre Freude ist, den Menschen Freude zu gewähren. Letzteres wird von den Bewegungen der Tiere, z. B. ihren Ausdrucks- und Gesangesbewegungen (den höchsten Bewegungen der ganzen Natur) angenommen. Die Singvögel suchen nach Versicherung der Ornithologen das Gehör des Menschen.

Chor: Froh, wie seine Sonnen fliegen
Laufet Brüder eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

Die Vereinigung der Bilder von der Bahn am Himmel und dem curriculum ist, da der Planet schon im obigen als Mensch oder wenigstens menschlich gedacht war, glänzend.

V. Ein neuer Ansatz, die Freude auch für das Menschenherz über alles zu erheben (wie III), der aber im folgenden wieder berichtigt oder ergänzt wird durch den Hinweis auf das Humane, auf das Menschliche in der Freude und auf die Humanität und Liebe als Ziel der bloßen Freude an der Natur (Wonne u. s. w.).

V. 1 flg. Das bezeichnete Beispiel ist wahrscheinlich ein Polarisationsspiegel des Lichtes.

3. Die Verbindung von Tugend und Glück ist ein Satz aller Ethik. Schiller setzt nur für Glück hier Freude ein, diese winkt von dem Hügel herab. Das Glück der Liebe bedarf aber auch des Leides.

5. Das Bild ist Golgatha, vielleicht ein bestimmtes Gemälde katholischer Kunst, auf welchem die Siegesfahnen der ecclesia triumphans neben dem Kreuz unmittelbar stehen. Die höchste Liebe opfert sich

allerdings 'gern', aber 'freudig' — dies sind wir nach unsern Anschauungen bloß von den christlichen Märtyrern einzuräumen geneigt, welche schon den größten Opfertod geschichtlich hinter sich haben.

7 flg. Man sieht

> Durch den Riß gesprengter Särge
> Sie (d. i. die Freude) im Chor der Engel stehn.

Diese Verse sind unsres Wissens bisher noch nicht verstanden oder wenigstens noch nicht öffentlich richtig erklärt. Der Dichter ist einmal in biblischen Gedankenkreisen (s. das Vorausgehende): Der Standpunkt, die Lage derer, die 'durch den Riß gesprengter Särge' die Freude als Engel unter anderen stehen sehen, kann nur der bez. die der Auferstehenden sein, der Zeitpunkt nur der der Sprengung der Gräber beim Posaunenruf zum jüngsten Gericht; jede andere Erklärung ist unmöglich.

Höchst eigentümlich erscheint bei flüchtigem Lesen der jetzt kommende Gedanke:

> Göttern kann man nicht vergelten,
> Schön ist's ihnen gleich zu sein;
> Gram und Armut soll sich melden,
> Mit dem Frohen sich zu freun.

Er ist aber die Versöhnung mit jener Cherubsfreude. Ein bis zu dieser höchsten Freude des Schauens Gottes Gedrungener 'mit all seiner Freud was fängt er nun an'? Das höchste wahrste Wesen (denn dies müssen wir für das antike 'Göttern' einsetzen) will keine Vergeltung, keinen Dank, auf welcher Idee die von Christus allein beseitigten alten Opfer beruhten. Sondern er strahle das 'Morgenlicht der Ewigkeit' in andre zurück, er schütte sein Glück —, wie das Evangelium es als Lösungsmittel vom jüngsten Richterspruch fordert, zu denen, welche ein 'frohes' Wort oft bereichert; 'denn auch dies ist ein Almosen' sagt vom bloßen Trost ein bedeutender ausländischer Schriftsteller der Neuzeit. 1. Gram und Armut sind die Kühlbäder, die Entlastungshalden der Freude; 2. aber auch (wozu ja Gram schon leitet) die Feindschaft.

Der philosophische Grund folgt. Es werde betont, daß er noch keineswegs egoistisch (oder nur eudämonistisch) ist. Denn der Edle wünscht nicht bloß aus kleinlicher Furcht, sondern aus Liebe vom höchsten Wesen, von einer persönlichen Gottheit nicht schlecht beurteilt, nicht verworfen zu werden.

'Freude sprudelt in Pokalen'. Bacchus als Freude- und Friedebringer; die Rebenlust des Weines als Quelle für gesellige Lust und als Friedenstrunk. Die dithyrambische Stimmung des Liedes tritt immer handgreiflicher heraus.

'Laßt den Schaum zum Himmel spritzen' u. s. w. Worin besteht das Erhebende, das Erhabene und Kraftvolle in dieser Übertreibung? — Bloß in demselben Grund, in dem schließlich das Opferwesen bestand (s. V. 7 flg.)? Nein! Es liegt noch das Moment darin, daß die göttliche Wahrheit in, über den Sternen nicht durch diesen Jubel gekränkt werde. Eine Gottheit des Christentums wohnt sie ja nicht nur im Himmel, sondern auch 'mitten unter euch'.

Der Schluß

Schließt den heilgen Zirkel dichter! u. s. w.

Der Ausdruck 'Zirkel' ist zunächst vorzüglich gewählt. Darunter verstand man den geheimnisvollen Kreis, den circulus des Zauberers (s. z. B. die Geisterbeschwörung im Faust und in den Geistersehern).

Der Gedanke der folgenden Verse ist: Gebt eurer Liebe auch äußerlich mehr Ausdruck, und gewinnt noch engere Beziehungen der Treue zu einander, und seht euch so scharf als möglich dann beim Schwur ins Auge.

Zu V. 10. Ja 'schwört'. Aber es ist eine Verschwörung, von der jeder erfahren kann, eine Verschwörung der Humanität und Liebe, nicht des zugleich fürchtenden und hassenden Willens, ein Schwur zum Ideal, ein Schwur gegen den Drachen und Teufel in der eignen Brust.

Herr Daniel Sanders und meine Neubearbeitung des Eberhard'schen synonymischen Handwörterbuches.

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen. Und als ich mich eben anschickte es frohen Mutes zu begehen, brachte mir der Postbote zwei Sendungen ins Haus. Die eine, welche ich zuerst öffnete, enthielt ein längeres huldvolles Handschreiben Sr. Excellenz des Herrn Kultusministers von Gerber (eine andere Angelegenheit betreffend) und gab meinem Herzen eine echte Pfingstfreude, die andere jedoch barg in sich eine Recension meiner Neubearbeitung des Eberhard, die von Herrn Daniel Sanders verfaßt, in der „Zeitschrift für Gymnasialwesen"[1]) erschienen und darauf berechnet war, mir die Pfingstfreude gründlich zu verderben. Herr Prof. Dr. Daniel Sanders besitzt die kleine Schwäche, daß er alle, die sich in selbständiger und wissenschaftlicher Weise und infolge dessen

1) Ich nehme an, daß in der Redaction dieser Zeitschrift kein germanistischer Fachmann sitzt; denn sonst wäre wohl die Aufnahme einer solchen Recension unmöglich gewesen.

mit Erfolg mit Wörterbucharbeit beschäftigen, in der gehässigsten Weise anzugreifen pflegt. Ich muß diese Behauptung durch einige geschichtliche Nachweise erhärten. Als im Jahre 1852 die Ankündigung und erste Lieferung des Grimmschen Wörterbuches erschienen war, ließ Herr Dr. Daniel Sanders bei Hoffmann und Campe 1852 eine Schrift erscheinen: „Das deutsche Wörterbuch u. s. w. kritisch beleuchtet von Dr. Daniel Sanders". In dieser Schrift sagt er unter anderm: „Das Werk ist in seiner ganzen Anlage und großenteils auch in seiner Ausführung durchaus verfehlt; ... die lateinische Erklärung der Wörter ist eitel gehaltloses Flitter- und Prunkwerk u. s. w." 1853 ließ er ein zweites Heft mit Nachträgen zum Grimmschen Wörterbuche folgen. In diesem wirft er den Brüdern Grimm vor, daß sie „die unglaublichsten und doch handgreiflichsten Fehler, Irrtümer und Schnitzer in den Elementen der eigenen und der uns am nächsten liegenden Sprachen" gemacht hätten; ja er schleudert den hochverdienten Gelehrten sogar den Vorwurf der „größten Schülerhaftigkeit" entgegen. Ich übergehe andere Gehässigkeiten, die sich Herr Daniel Sanders in diesen beiden Schriften zu schulden kommen ließ, und verweise nur auf das Urteil des „Litterarischen Centralblattes" vom 23. Juli 1853 (Nr. 30), welches über Herrn Sanders sagt: „Glaubt er, indem er großprahlerisch Männern, wie die Grimms sind, am Zeuge zu flicken vorgiebt, sich selber die Sporen zu verdienen? Heutzutage verfangen derartige Charlatanerien auf dem Gebiete der Wissenschaft nichts mehr. Herr Sanders hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn die Wissenschaft das wenige Brauchbare seines Büchleins sich wirklich aneignet, ihm selber aber nur der Unwille und die Geringschätzung der Urteilsfähigen zu teil wird". Ich könnte noch mit zahlreichen Einzelheiten aus dieser Zeit dienen, aber das Gesagte wird zur Kennzeichnung genügen.

Selbstverständlich übertrug nun Sanders diesen Haß auf alle, die in den Spuren Grimms weitergingen. Gegen Rudolf Hildebrand, den feinsinnigsten Kenner der deutschen Sprache, schleudert er, da er Thatsächliches gegen ihn nicht vorzubringen weiß, in seinem „Deutschen Wörterbuche" Schmähungen, die sich nach Form und Inhalt ganz auf demselben Boden bewegen wie die gegen mich gerichteten. Man wird es mir erlassen, diese Schmähungen meines hochverehrten Lehrers, obwohl sie diesem ja nur zur höchsten Ehre gereichen, hier abzudrucken.

Mit ähnlichen völlig aus der Luft gegriffenen Behauptungen fiel Herr Sanders über einen andern anerkannten Meister deutscher Wortforschung, über Karl Weigand, her. In dem Vorwort zu seinem „Wörterbuche deutscher Synonymen" sagt Daniel Sanders über diesen: „Karl

Weigand hat in seinem Wörterbuche der deutschen Synonymen, so weit er nicht eben seine Vorgänger ausgeschrieben, ein durchaus unbrauchbares Machwerk zu Tage gefördert, dessen Unselbständigkeit und Wertlosigkeit die sich unendlich breit machende und den synonymischen Teil vollständig überwuchernde Etymologie vergeblich zu verdecken strebt". Da ist es nun freilich kein Wunder, wenn Herr Sanders über mein Urteil, das ich über Weigand abgebe, in helle Wut geraten ist. Ich sage in meiner kurzen Geschichte der deutschen Synonymik über Weigand: „Ein Wörterbuch, das auf der Höhe historischer Forschung gestanden und die reichen Ergebnisse der deutschen Philologie in umfassender Weise auf dem Gebiete der Sinnverwandtschaft verwertet hätte, war selbst in den Werken von Eberhard und Maaß noch nicht geliefert. Erst Karl Weigand in Gießen gab dem deutschen Volke ein solches in seinem Wörterbuche deutscher Synonymen". Dieses Urteil, das sich noch dazu mit dem allgemein anerkannten deckt, läuft allerdings dem von Herrn Sanders niedergeschriebenen schnurstracks zuwider. Man kann hieraus ermessen, welchen Zorn mein Urteil in ihm erweckt haben mag. Denn Widerspruch vermag Herr Sanders allerdings nicht zu ertragen.

Ich hoffe, die angeführten Proben werden genügen, um meine oben angeführte Behauptung zu beweisen; mich befällt ein unendlicher Ekel davor, noch weitere Schmähungen so hochverdienter und geistesgewaltiger Männer, so herrlicher Zierden der deutschen Wissenschaft, zu denen wir mit inniger Liebe und freudiger Begeisterung emporblicken, hier abzudrucken. Es sei hier nur noch daran erinnert, welche Schwierigkeiten Sanders dem hochverdienten Wilmanns fortgesetzt bereitet hat, sodaß Wilmanns in der Einleitung zu seinem „Kommentar zur Schulorthographie" sich veranlaßt sieht, auf die Worte hinzuweisen, welche Jakob Grimm über Sanders geschrieben hat. In der Vorrede zum „Deutschen Wörterbuch" sagt nämlich Jakob Grimm über Sanders: „Zwei Spinnen (Sanders und Wurm) sind auf die Kräuter dieses Wortgartens gekrochen und haben ihr Gift ausgelassen. Alle Welt erwartet hier eine Erklärung von mir, ihnen selbst würde ich nie die Ehre anthun, eine Silbe auf die Roheit ihrer Anfeindung zu erwidern. Mag das Wörterbuch den Einbildungen oder vorgefaßten Plänen dieser hämischen Gesellen nicht entsprechen, die beide nicht einmal Halbkenner unsrer Sprache heißen können; das gab ihnen kein Recht, ein vaterländisches Werk, das alle freuen sollte und reiche Vorräte öffnet, zu verlästern, keine Kraft, es in seiner Wirkung aufzuheben oder auch nur zu schmälern. Ihr Frevel ist unserer öffentlichen Zerrissenheit ein Zeichen".

Dasſelbe Verfahren, das Herr Daniel Sanders fortgeſetzt gegen dieſe hochberühmten Männer und andre Gelehrte der Grimmſchen Richtung eingeſchlagen hat, verſucht er nun auch mir gegenüber in Anwendung zu bringen. Ich bin weit davon entfernt, meine beſcheidenen und anſpruchsloſen Beiträge zu unſrer Wortkunde den unſterblichen Werken der genannten Geiſteshelden auch nur von ferne an die Seite zu ſtellen; aber das ändert nichts an der Thatſache, daß Herr Daniel Sanders es für notwendig hält, gegen mich in derſelben Weiſe vorzugehen wie gegen jene. Es iſt meiner geringen Arbeit dadurch eine hohe Ehre widerfahren.

Es iſt unter meiner Würde,[1]) auf Einzelheiten der Sanders'ſchen Recenſion einzugehen. Nur zwei Punkte ſeien hervorgehoben. Wie ungenau Herr Daniel Sanders berichtet (ich vermeide abſichtlich einen ſtärkeren Ausdruck), geht daraus hervor, daß er z. B. den Anſchein zu erwecken ſucht, als hätte ich ſeinen Namen in meinem Wörterbuche nicht genannt. Hierzu habe ich folgendes zu bemerken: Die Hauptarbeit für die durchgängige und völlige Neugeſtaltung des Eberhard habe ich bei der 13. Auflage (1882) geliefert. Damals habe ich das „Wörterbuch deutſcher Synonymen" von Sanders abſichtlich in keiner Weiſe herangezogen. Ich habe aber damals ſchon die Arbeiten von Sanders in der Einleitung angeführt, wovon ſich jeder Beſitzer der dreizehnten Auflage überzeugen kann. Erſt in den Zuſätzen zur 14. Auflage habe ich an einigen wenigen Punkten das „Wörterbuch deutſcher Synonymen" von Sanders mit berückſichtigt. Ich habe das auch deutlich zu erkennen gegeben, indem ich hierbei Sanders gebührender Weiſe erwähnt habe und zwar in der Form: Vgl. Sanders Wb. deutſcher Syn. (ſ. z. B. meine Neubearbeitung des Eberhard S. 8. 20. u. a.). Daß ſich dabei zuweilen auch Widerſpruch gegen Sanders nötig machte, den ich jedoch in vollkommen ruhiger und ſachlicher Weiſe vorgebracht habe, iſt wohl allen Einſichtigen leicht begreiflich. Eine andere Probe. Herr Sanders ſagt, ich hätte abſprechend und von oben herab über Eberhard geurteilt. Meine Worte über Eberhard lauten: „Alle die genannten Arbeiten aber ſtehen weit zurück hinter Joh. Aug. Eberhards ſynonymiſchen Wörterbüchern. In ſeinem Verſuch einer allgemeinen deutſchen Synonymik bot er ein Werk, das ſich durch Reichtum und geiſtvolle Behandlung auszeichnete und ſelbſt noch von den neueſten franzöſiſchen und engliſchen Synonymikern bei ihren Arbeiten vergleichend herangezogen wurde" (S. IX).

---

1) Ich habe aus dieſem Grunde auch auf eine Entgegnung in der „Zeitſchrift für Gymnaſialweſen" verzichtet.

Was hat man nun von der Genauigkeit der Berichterstattung des Herrn Sanders zu halten? Und an solchen Ungenauigkeiten ist in der Recension leider kein Mangel.

Herr Daniel Sanders ist nun über meinen ruhigen und rein sachlichen Widerspruch gegen ihn und seine Jünger in hellen Zorn geraten und behauptet: ich hätte seine Worte verdreht (wo es sich gar nicht um seine Worte handelt, sondern um die Worte eines Vortrags, der sich allerdings auf Sanders gestützt hat, weshalb ich Herrn Sanders diesen Irrtum nicht allzu hoch anrechnen will) u. s. w. Er sucht mich dann im zweiten Teile seiner Besprechung über einzelnes zu belehren, immer in der Form: „Aus meinem Wörterbuche u. s. w. hätte Herr Dr. Lyon ersehen können u. s. w." Welchen Wert diese Belehrungen samt und sonders haben, davon nur eine einzige Probe. Herr Daniel Sanders sagt: „Sperber, althochdeutsch sparwari, bedeutet: von Sperlingen sich nährender **Aar**." Es ist hier leider Herrn Sanders das kleine Unglück widerfahren, daß er die bekannte althochdeutsche Ableitungsendung -âri, mhd. -ære (ahd. sparwâri, mhd. sperwære) für das Substantivum Aar gehalten hat. Von solchen Unrichtigkeiten wimmelt geradezu die Recension.[1]) Ich glaube, das genügt.

Schließlich sei noch erwähnt, daß in der betreffenden Recension Sanders seine eigenen Bücher fortgesetzt lobt und daß er die ganze Besprechung mit einem seitenlangen Loblied auf sich selbst schließt. Er rühmt seinen eignen „emsigen, rastlosen und unermüdlichen Fleiß" und — kündigt schließlich das baldige Erscheinen eines neuen „Wörterbuches der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen von Daniel Sanders" an. Weshalb verkleinert nun wohl Herr Sanders fortgesetzt die Arbeiten anderer? Ich überlasse es jedem selbst, sich diese Frage zu beantworten. Nicht unerwähnt möchte ich aber folgende Thatsache lassen: Meine Neubearbeitung des Eberhard erschien 1882 und erlebte, obwohl sie ungefähr noch einmal so teuer ist wie das Wörterbuch deutscher Synonymen von Sanders, 1888 eine neue Auflage. Das „Wörterbuch deutscher Synonymen" von Daniel Sanders erschien 1882 in zweiter Auflage und erlebte bis 1888 keine neue Auflage.

Ich stehe am Schlusse. Nur von der äußersten Not gezwungen habe ich die Hand zur Verteidigung erhoben; denn litterarische Balgereien, die freilich das Lebenselement mancher Leute bilden, sind mir das Jammervollste und Erbärmlichste, was ich kenne. Ich habe mich daher auch nur auf das Allernotdürftigste beschränkt, kann aber aus dem

1) Auch aus diesem Umstande läßt sich wohl mit Sicherheit schließen, daß kein germanistischer Fachmann in der Redaktion der „Zeitschrift für Gymnasialwesen" sitzt.

unendlich reichen Stoffe, der mir zur Verfügung steht, mit weiterem dienen, wenn ich dazu herausgefordert werden sollte. Vor der Hand werde ich jedoch jeden weiteren Angriff mit völligem Stillschweigen übergehen. Der Wert meiner Arbeit ist von gründlichen Kennern wie von Moritz Heyne, Karl Weigand u. a. schon längst anerkannt, und ich hoffe, daß das Urteil dieser Männer, die ihren Leistungen und ihrem Charakter nach das höchste Ansehen genießen, in den Augen aller Einsichtigen maßgebend sein wird. Mir sind bisher gegen hundert günstige und anerkennende Beurteilungen meiner Neubearbeitung des Eberhard zugegangen. Der soeben erschienene Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin, zehnter Jahrgang 1888, der bei jedem Werke auch eine Übersicht über die erschienenen Recensionen giebt, sagt im Hinblick auf diese zahlreichen anerkennenden Besprechungen von meiner Neubearbeitung des Eberhard: „Die durchweg günstige Beurteilung, welche schon die 13. Auflage, die erste von Lyons Umarbeitung, gefunden hat, gilt um so mehr von der 14., als der inzwischen durch grammatische Arbeiten vorteilhaft bekannt gewordene Herausgeber auch die sprachgeschichtlichen Hinweise von neuem geprüft und verbessert hat" (S. 20). In der am Sonntag den 7. Juli d. J. in der „Kreuzzeitung" erschienenen umfangreichen, gründlichen und sachkundigen Besprechung meines Eberhard wird derselbe von allen vorhandenen Hilfsmitteln für die Synonymik als „das beste seiner Art" bezeichnet.

Ich darf daher das Urteil über meine Arbeiten wohl getrost der maßgebenden Kritik unsrer und der zukünftigen Zeit überlassen. Herr Daniel Sanders wird selbstverständlich seine Angriffe gegen mich fortsetzen, und es wird ihm auch nicht an Spießgesellen fehlen, die sich ihm hierfür bereitwilligst zur Verfügung stellen werden.

Dresden. **Otto Lyon.**

Sprechzimmer.

Die beiden ersten Aufsätze im 3. Hefte d. Zeitschr. f. d. d. U. bringen mir die, wie es scheint, wenig bekannt gewordenen Verhandlungen zwischen Wieland und Campe über die Fremdwörterfrage in Erinnerung (Joachim H. Campe. Von Leyser. Braunschweig, Vieweg 1877, Band II, S. 92—114). Wieland schreibt u. a. (S. 93): ...„gewiß wird mir, so lange ich von meinem guten oder bösen Genius zum Schreiben verführt werden möchte, kein ausländisches Wort ... vor die Feder kommen, ohne daß ich mich sogl. in Ihrem Wörterbuch Rats erhole, ob und wie es am schick-

lichſten durch ein einheimiſches, ſchon vorhandenes oder neu zu bildendes überflüſſig gemacht werden könne". — Böttiger ſchreibt an Campe (1. B. S. 203): „Wieland hat in dieſer Rückſicht in den letzten Bänden ſeiner ſämtlichen Werke ungemein viel verdeutſcht". — Wielands letzter Brief an Campe ſchließt mit der Verſicherung: „Meine Verehrung Ihrer Verdienſte um das Einzige Band, das uns Deutſche noch umſchließt und zu einem ſelbſtändigen Volke macht, kann nur mit meinem Leben aufhören".

Zſchopau. **Schulrat A. Iſrael.**

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1888.

Von **Hermann Unbeſcheid** in Dresden.

Demetrius. Geſchichtliches Trauerſpiel in vier Aufzügen. Mit Benutzung des Schillerſchen Bruchſtückes bis zur Verwandlung im zweiten Aufzug. Von Otto Sievers. Braunſchweig 1888. Verlag von Benno Göritz. Preis 2 Mark.

Ein Demetriusdichter hat erwieſenermaßen der Kritik gegenüber einen ſchweren Stand. Wenn ein Goethe jenes große Bruchſtück zu vollenden verſtändigerweiſe unterließ, lautet das allgemeine Urteil, wie wenig Ausſicht werden die auf nur annäherndes Gelingen haben, die ſich zu Schiller verhalten, wie der in ſeiner Art ganz achtungswerte Wachtmeiſter zu Wallenſtein. Man ſollte nicht ſo geringſchätzig über die Verſuche einer Nachdichtung urteilen; denn zu bezweifeln iſt, ob gerade eine ſo hoch entwickelte dichteriſche Eigenart wie die Goethes am geeignetſten geweſen wäre, eine ſolche Fortſetzung auszuführen. Vielleicht iſt die Vollendung jenes Stückes gerade eine Epigonen zuſagende Arbeit. Ein mildes Urteil iſt aber deshalb gerechtfertigt, weil keiner dieſer Nachdichter von Franz von Maltitz (1828) an bis auf Otto Sievers (1888) den Anſpruch erhoben hat, jenes Problem in Schillers Geiſt und Sprache gelöſt zu haben. Jedenfalls verdienſtlicher als die ſeit Jahrzehnten an Schiller verrichtete Kärrnerarbeit geben dieſe Bearbeitungen, wenn nicht die einzelne, ſo doch in ihrer Geſamtheit einen Begriff von der Größe des Werkes, das Schiller ſo gern noch vollendet ſeinem Volke geſchenkt hätte. „Demetrius" war ſein letzter Seufzer. Aus den Fieberphantaſien des Sterbenden klang leiſe, aber doch hörbar genug die Klage, daß er ſcheiden müßte vor der Vollendung dieſes Werkes. Für den ſchaffenden Menſchen iſt eben der Schmerz, ſich von unvollendeten Werken zu trennen, größer, als der Abſchied von der

Welt und von geliebten Perſonen. Freilich nicht derjenige Fortſetzer wird Schiller den größern Dienſt erweiſen, welcher ſich am peinlichſten dem Proſaentwurf anlehnt, ſondern derjenige, der dem Drama die Bühne erobert. Sievers' Demetrius iſt bereits mit ſehr gutem Erfolge aufgeführt worden (auf dem Leipziger Stadttheater 9. Nov. 1888). Ob das Stück trotz der beifälligen Aufnahme ſich auf der Bühne behaupten wird, muß erſt die Zukunft lehren, und das Für und Wider zu erwägen kann nicht Zweck dieſer Zeilen ſein. Wohl aber iſt hier die Frage zu beantworten, ob nicht mit Hilfe dieſer Nachdichtung Schillers Bruchſtück in der Schule lebendig gemacht werden könne. Wünſchenswert iſt es zweifellos, daß jener gewaltige Torſo nicht fernerhin mit ein paar Worten abgethan werde Oskar Jäger hat das Verdienſt, zuerſt einige Andeutungen über die Behandlung des Demetrius als Schullektüre gegeben zu haben. In ſeinem Buche „Aus der Praxis. Ein pädagogiſches Teſtament" (Wiesbaden 1885) ſchreibt der Verfaſſer: „Die Behandlung in der Schule iſt nicht ſchwerer (?) als bei einem anderen Stücke. Sie wird ſich aber auf die in der früheren Ausgabe abgedruckten Scenen und Fragmente beſchränken und die aus Hofmeiſters Nachleſe zu Schillers Werken jetzt in der Hempelſchen Ausgabe Bd. 16 S. 381 flg. mitgeteilten beiſeite laſſen müſſen. Sind die vollendeten Scenen geleſen, iſt der nach Schillers Art großartigen Maſſenſcene, dem polniſchen Reichstag, ihr Recht widerfahren, iſt beachtet und dem Schüler einleuchtend gemacht: ad Akt I, der volle Glaube des Demetrius an ſich ſelbſt und ſeine ideale hochfliegende Auffaſſung ſeiner Aufgabe, ſowie die ſehr realiſtiſche (?) Auffaſſung der Marina, ad Akt II, die klöſterliche Einſamkeit in winterlicher Gegend am See und die ganz eigenartige tragiſche Geſtalt der Marfa: dann laſſe man leſen oder leſe der Lehrer die daran ſich reihenden Skizzen, beſchränke ſich in ſeinen Bemerkungen auf die tragiſchen Hauptmotive und verweile etwas länger nur bei dem Teil der Skizze, in welchem Demetrius erfährt, daß er nicht der iſt, welcher er zu ſein glaubt: ſollte es allzuſchwer ſein, Jünglingen einleuchtend zu machen, welch einen Meiſtergriff unſer großer Dichter gethan, als er zum Helden der Tragödie einen Mann machte, den die Verkettung der Dinge auf überwältigende Weiſe mit dem Glauben an ſeine fürſtliche Geburt oder Aufgabe erfüllt, dem nun, nachdem er ſo der Mittelpunkt einer rieſenhaften Unternehmung geworden, auf dem Gipfel des Sieges und des Glückes, dieſer Glaube, der ſittliche Boden, auf dem er ſteht, plötzlich entriſſen wird, und der nun in Unglaube und Schuld vollenden muß, was er gläubig und rein begonnen? Iſt die Leſung vollendet, ſo laſſe man noch 1. den Perſonenzettel zuſammenſtellen: Demetrius, Sigismund, König von Polen, der Erzbiſchof von

Gnesen, der Erzbischof von Lemberg und andere Bischöfe; Mnischek, Palatinus, Woiwode von Sendomir; die polnischen Edelleute: Fürst Leo Sapieha, Odowalsky, Opalinsky, Bielsky, Krongroßmarschall, Kastellan von Krakau, Landboten, Korela, Kosakenhetman; Boris Godunow, Czar von Moskau; Hiob, Erzbischof; Soltikow, Heerführer des Godunow; Schinskoi, Kriegshauptmann; Romanow und andere Bojaren; Kasimir, Diener, Bruder der Lodoiska; der Mörder des echten Demetrius; russische Landsleute: Gleb, Igor, Oleg, Ilia, Timoska, Iwanska, Petruschka; Posadnik des Dorfes; Fischerknabe; Marfa; Marina, Tochter des Palatinus; Axinia, Tochter des Czaren Boris; Olga, Xenia, Alexia, Helena und andere Nonnen; Lodoiska, ein polnisches Mädchen. Zeit der Handlung: 1606; Ort: Krakau, Kiew, Kloster am weißen See; mehrere russische Städte: Tula, Moskau. — Dann würde ich 2. kurz die Abteilung der Akte versuchen. I. Akt: Der polnische Reichstag; Aufbruch von Kiew. II. Akt: Scenen im Kloster, glücklicher Fortgang des Unternehmens. III. Akt: Czar Boris in Moskau bis zu seinem Tode. IV. Akt: Romanow in Moskau; Demetrius in Tula zugleich im höchsten Glück und tiefsten Unglück. Demetrius und Marfa. V. Akt: Demetrius in Moskau als Czar; Ausbruch der Verschwörung; Tod."

So schätzenswert nun diese Winke sind, so wenig vermögen dieselben allein, dem Schüler die Absichten des Dichters, noch weniger den Gang der dramatischen Handlung, den sich derselbe vollendet denken müßte, nur annähernd zu vergegenwärtigen. Soll die ganze Sache nicht in der Luft schweben, so muß eine Nachdichtung zu Grunde gelegt werden. Selbständige Demetriusdichtungen, wie die von Hermann Grimm (1853), welcher eine ganz andere Fabel behandelt (der wahre Sohn Iwans wird gerettet, indem die Mutter einen andern Knaben dem Mörder preisgiebt), von Bodenstedt (1856), dessen Bearbeitung kaum den Namen einer Tragödie verdient, und von Hebbel (1864), dessen Unabhängigkeit von dem Original einen Vergleich mit dem letzteren kaum noch zuläßt, können hier nicht in Betracht kommen. Aber auch die bisherigen Fortführer des Schillerschen Entwurfes Maltitz (1828), Kühne (1859), Gruppe (1860), Laube (1872), Zimmermann (1885), dessen Stück allerdings dem Berichterstatter nicht zu Gesicht gekommen ist, entsprechen nur teilweise den Anforderungen, welche an eine Schullektüre gestellt werden müssen; entweder dieselben haben infolge falscher Pietät gegen den Dichter eine durchaus verunglückte Handlung geschaffen oder verfahren zu radikal mit dem Prosaentwurf oder sind nach Erfindung und Ton so vollständig mißlungen, daß der Abstand von der Schillerschen Tragödie ein gar zu großer geworden ist. Dagegen kann die Sieversche Bearbeitung, weil sie in der Hauptsache die genannten Fehler vermeidet, ferner die rechte

Mitte hält zwiſchen Neudichtung und Fortſetzung, endlich auch die Bühnenwirkſamkeit auf ihrer Seite hat, recht wohl als ergänzende Lektüre zu empfehlen ſein. — Sievers benutzt zunächſt das Schillerſche Fragment und zwar ungefähr in demſelben Umfange wie Laube. Schiller hat bekanntlich etwa anderthalb Akte vollendet. Doch wie bei Laube bildet bei ihm die Reichstagsſcene den Aktſchluß, der auf dieſe Weiſe eine wundervolle Wirkung erhält. Doch übertrifft S. entſchieden L. in der Art, wie er die vorgeſchobenen Scenen redigiert; namentlich gewinnt die Expoſition durch das Zwiegeſpräch Marina — Odowalsky. Es iſt wohl anzunehmen, daß Schiller, wenn er die letzte Feile an ſein Stück hätte anlegen können, auch auf dieſe Änderung gekommen wäre. Sagt er doch in den uns erhaltenen Vorſtudien zu Demetrius (abgedruckt in Gödekes hiſtoriſch-kritiſcher Ausgabe und in Kürſchners deutſcher National-Litteratur Bd. 8, S. 401 flg.): „Marina iſt die Bewegerin der ganzen Unternehmung, die den erſten Impuls hereinbringt, und die auch die Kataſtrophe herbeiführt. Sie treibt ihn zum Handeln und verſchafft ihm auch die Mittel dazu durch ihren Vater auf dem Reichstag. Sie iſt der erſte Gegenſtand ſeiner Wünſche und ſie führt den Untergang über ihn herbei. Ihr Charakter muß dieſer Beſtimmung entſprechend ſein, ſie muß fürs erſte ſich ſehr bedeutend ankündigen, weil ſie wenig Spielraum hat zu handeln und zwei ganze Aufzüge nicht erſcheint. Sie muß Geiſt und Charakter haben und die Seele der Unternehmung von Anfang ſein. Sie darf aber kein Herz und keine Liebe haben. Alles bringt ſie dem Ehrgeiz und der Herrſchſucht zum Opfer und erſchrickt vor keiner kühnen That. Demetrius ſelbſt iſt ihr nur ein Mittel, ſie hat nicht nötig an ihn zu glauben, um ihr Schickſal mit dem ſeinigen zu verbinden, auch wird ſie durch ſeinen Fall nicht mit zu Grunde gerichtet, ſondern trennt mit geſchickter Behendigkeit ihr Geſchick von dem ſeinigen. Es iſt alſo der Sache gemäß, daß Marina anfangs ein großes Intereſſe einflößt, indem ſie ſich einer großen Sinnesweiſe, ſtarken Paſſionen, und einer kühnen Handlungsart fähig zeigt . . . Mit ſtarken beſtimmten Zügen muß ſich ſogleich der Charakter der Marina zeichnen" u. ſ. w. — Nach Marfas Monolog beginnt die Nachdichtung von Sievers II, 5—8. — Dem ſiegreichen Demetrius, der ſich den Thoren von Moskau nähert, unterwirft ſich Hiob und Schiusky, welchen Soltikow vergebens daran zu hindern ſucht; Axinia, Boris' Tochter, der hinter der Scene geſtorben iſt, erhält trotz Marinas Widerſpruch von dem durch ihre Sanftmut und Erſcheinung gefeſſelten Demetrius die Erlaubnis, daß ihr Vater mit königlichen Ehren beſtattet werde. III. Akt. Marfa erſcheint mit Olga im Kreml; ſie iſt von leiſen Zweifeln an der

Echtheit des Demetrius erfüllt (1), gleichwohl erklärt sie ihm bei der Begegnung mit demselben und in Gegenwart der Offiziere für ihren Sohn; die folgende Unterredung mit dem letzteren bestärkt sie von neuem in ihrem Verdacht, und als sie hört, daß dieser dem Feinde ihres Hauses, „der moderduftigen Pest", ein ehrlich Grab bewilligt habe, kommt sie auf den Gedanken, daß Demetrius ein natürlicher Sohn ihres Gatten sein könne (2). Der Mörder des echten Demetrius, Michael Bitjakovsky, bestätigt hierauf Demetrius den Verdacht Marfas: er habe, um sich an Boris, der ihm den versprochenen Lohn für seine That verweigerte, zu rächen, den Sohn Iwans und der Leibeigenen Kathinka mit den scheinbar unwiderleglichen Zeugnissen (mit Taufkreuz, Psaltern) versehen und ihn als Prinzen ausgegeben. Als er von Demetrius für diesen Dienst einen Fürstenhut fordert, ersticht ihn dieser. Von dem Sterbenden hört der herbeieilende Schiusky die Worte „der undankbare Schuft — leibeigne Brut". Demetrius verzweifelt an sich, beschließt dann aber, zum Heile seines Volkes, das er von der Leibeigenschaft frei spricht, seine Rolle weiter zu spielen:

Betrügen will ich nur, um zu beglücken,
Ist auch das Blut nicht echt in meinen Adern,
So sollen echt doch meine Thaten sein (3).

IV. Akt. Das Verderben naht. Schiusky verrät Soltikow die verhängnisvollen Worte Michaels. Die Freigewordenen vertragen die ihnen geschenkte Freiheit nicht, ja, unter dem widerspenstigen Volke sind ebenfalls Zweifel an der Echtheit des Czaren, die dieser mit Hinrichtungen büßen läßt, laut geworden (1—3). In der Qual seines Herzens sucht er bei Axinia, der er das Geheimnis seiner Geburt mitteilt, Trost und Hilfe. Diese, selbst von inniger Liebe zu ihm ergriffen, giebt ihm den Rat, die Himmlischen zu versöhnen, indem er „sein blutend Herz den ewigen Geboten" opfert d. h. Marina das Eheversprechen hält Dann trennt sie sich von ihm, nachdem sie das Versprechen gegeben, noch bei seiner Krönung anwesend zu sein (4). Marina aber hat die Liebenden belauscht und gewinnt alsbald Odowalsky, indem sie sich selbst als Preis für die gelungene That ihm darbietet, die Nebenbuhlerin zu vergiften (5). Unmittelbar vor der Krönung beschließt Schiusky mit den Verschwornen den Meuchelmord an Demetrius (6), und beredet Hiob, Marfa bei der bevorstehenden Salbung aufs Kreuz schwören zu lassen, ob sie Demetrius als ihren echten Sohn anerkenne (7). Der feierliche Akt soll beginnen und eingeleitet werden durch die Trauung Marinas mit Demetrius. Plötzlich erschallt der Ruf „Mord", und alsbald wird die Leiche der vergifteten Axinia hereingetragen. Sofort beschuldigt Demetrius Marina als die Urheberin des Mordes und trennt sich von ihr, die ihrerseits

Demetrius ſeine unechte Geburt vorwirft. Als hierauf Marfa den Schwur aufs Kreuz verweigert, wird er von den Verſchwornen niedergeſtoßen. Sterbend, aber zu ſpät, erklärt er Schiusky, dem Haupte der Verſchwörung, daß derſelbe, falls er ſelbſt kinderlos geblieben wäre, zu ſeinem Nachfolger beſtimmt worden ſei. Marfa aber befiehlt, daß Demetrius und Axinia zuſammen beſtattet werden, und erklärt, ſie wolle einſt ſelbſt im Tode neben ihnen ruhen (8).

Schon aus dieſer kurzen Inhaltsangabe iſt erſichtlich, daß Sievers vielfach ſelbſtändige Wege gewandelt iſt. Daß er den ſtummen König Sigismund ganz hat fallen laſſen, darüber wird niemand mit ihm rechten wollen. Tragiſch wirkt es, wenn bei Sievers zwiſchen Axinia und Demetrius, dem Gegner ihres Vaters, ein Liebesverhältnis, zu dem wohl Max und Thekla Vorbilder geweſen ſind, ſich entſpinnt, während bei Schiller die Tochter des Boris Godunow den neuen Czaren verabſcheut. Freilich iſt die Art, wie der Konflikt, in den die Liebenden gebracht werden, ſich zuſpitzt, nicht beſonders glücklich. Thekla kann ſagen: „Geh und erfülle deine Pflicht! — Wie du dir ſelbſt getreu bleibſt, biſt du's mir. Uns trennt das Schickſal, unſre Herzen bleiben einig.“ Darf aber Axinia Demetrius den Rat geben, Marina das Eheverſprechen, das unter ſolchen Umſtänden eine Lüge iſt, noch zu halten? Heißt das nicht ihm gerade der Untreue gegen ſich ſelbſt überantworten? Mächtig ergreifend wirkt dagegen die Art, wie ſich das Verſprechen Axinias bei der Krönungsfeier zugegegen zu ſein, erfüllt. — Von tieferer Bedeutung ſind die mit dem Helden Demetrius vorgenommenen Veränderungen. Der Charakter desſelben zeigt zwei Entwickelungsſtufen. 1. Demetrius handelt in der Überzeugung ſeiner Echtheit; 2. Demetrius, dem ſeine Unechtheit unwiderleglich nachgewieſen iſt, behauptet ſeine Krone, wird aber a) nach Schillers Plan zum Tyrannen, b) bei Sievers zum edlen Herrſcher. Hiernach macht der Schillerſche Demetrius eine ſtarke Wandlung durch, für welche im Entwurf die Vermittlung nur angedeutet iſt, die dramatiſchen Einzelheiten aber fehlen. Der Sieversſche Held bleibt, wenn man von dem ſchroffen Übergang vom Morde zum edlen Handeln abſieht, nun in der anfangs betretenen Bahn. Aber gerade, weil jener große Seelenprozeß fehlt, büßt der ganze Charakter ein an hinreißender tragiſcher Tiefe. Gerade die Flut der Leidenſchaft, die Beſeitigung des Zeugen würde gewiß unter Schillers Händen zum hochbedeutſamen Wendepunkt in jener Charakterwandlung gemacht worden ſein, ohne daß er, wie die meiſten Demetriuspoeten, ſoviel grelles Licht über denſelben verbreitet hätte. An dieſer Stelle verfällt auch die Sprache einiger Nachdichter, Sievers nicht ausgenommen, ins Gewöhnliche, Unpoetiſche.

Eine andere wichtige Abweichung von Schiller, die kein anderer der Fortsetzer gewagt hat, besteht darin, daß Sievers Boris Godunow nicht selbst auf die Bühne bringt — mit gutem Grunde; denn das Interesse sollte offenbar ganz Demetrius erhalten bleiben und nicht jenem, der so spät von der Höhe gestürzt wird, auch nur teilweise sich zuwenden. Aber auch noch aus einem anderen Grunde läßt sich dies rechtfertigen. Schillers Neigung zu Parallelhandlungen ist bekannt; selbst noch im Tell laufen drei Handlungen nebeneinander. Aber sein dramatisches Genie entschädigt auf andere Weise reichlich für diesen Mangel in der Ökonomie. Auch im Demetrius würde sich eine Reihe von Parallelscenen, wenn Boris Godunow Gegenstand eines großen Charaktergemäldes geworden wäre, ergeben haben. Der Nachdichter that wohl daran, zu Gunsten der geschlossenen Handlung hierauf zu verzichten. Überhaupt lassen sich alle von Sievers vorgenommenen Veränderungen erklären durch das Streben, mit weiser Beschränkung des überreichen Entwurfs ein einheitliches, fest gegliedertes Drama zu schaffen, also eine der wichtigsten Bedingungen der Bühnenwirksamkeit zu erfüllen. — Vermißt man daher auch jenen Reichtum an dramatischen Einzelheiten, durch welche gerade die Schillersche Muse so hinreißend wirkt, vermißt man ferner die wundervolle Art, mit der Schiller den Höhenpunkt herauszutreiben pflegt, vor allen Dingen endlich die kraftvolle Entwicklung und das kühne Herauswachsen des Gegenspiels — welche Reihe von packenden Scenen würde z. B. die Verschwörung hervorgerufen haben! — so ist doch bei Sievers im Verhältnis zum Prosaentwurf alles viel enger und strenger verbunden. Hierin liegen auch die Vorzüge vor den früheren Bearbeitungen. So ist Demetrius nach dem Tode des Boris alsbald im Kreml; dort beginnt der III. Akt — bei Schiller weilt der Held auf dem Gipfel seines Glückes — in Tula, obwohl die Handlung gerade an dieser Stelle schnellen Fortschritt bedingt. Manches, das von Sievers folgerichtiger gedacht ist als im Bruchstück, würde sicherlich bei der Ausführung auch von Schiller verändert worden sein. Es verliert z. B. die Begegnung zwischen Marfa und Demetrius allen tieferen Inhalt, wenn letzterem schon vorher von dem Mörder die Entdeckung seiner unechten Geburt gemacht wird. Sievers läßt die Scene mit Recht erst nach der Zusammenkunft mit Marfa stattfinden. Wenn daher irgend eine Bearbeitung, so ist die von Sievers geeignet, bei der Besprechung des Schillerschen Demetrius zur Ergänzung und zum Vergleich herangezogen zu werden. — Dem Dichter aber kann man nur den Rat geben, sein schönes dramatisches Talent in ganz selbständigen Schöpfungen stetig zu befestigen. Ist auch die Zeit der Musiksimpelei der Tragödiendichtung nicht günstig, das Bewußtsein muß den Schaffenden stärken, daß in dem

Verhältnis, in welchem die Intelligenzkraft des Volkes wächst, auch dieser höchsten Blüte der Kunst die allgemeine Teilnahme sich wieder zuwenden muß.

Johanna d'Arc und der schwarze Ritter. Eine Studie über Schillers Jungfrau von Orleans von Dr. Karl Breitsprecher. Breslau 1888. J. U. Kerns Verlag (Max Müller). Pr. 1 M.

Die vielumstrittene Scene zwischen Johanna und dem schwarzen Ritter einmal aus dem Zusammenhange des ganzen Stückes zu erklären, ist die Aufgabe der vorliegenden Abhandlung. Aus dem Umstande, daß Schiller die überlieferten Wunder durch selbsterdachte (die Kenntnis Johannas vom Tode Salsburys, die Prophezeiungen der Jungfrau und endlich das Zerreißen der dreifachen eisernen Ketten) vermehrt hat, folgert der Verfasser zunächst, daß der Dichter eine wirkliche Mission, nicht nur den Glauben an eine solche annimmt. Diese Grundanschauung des Stückes, führt B. weiter aus, bestätigt aber die Ansicht, daß der schwarze Ritter ein hölliſches Wesen, der eben gefallene Freigeist und Atheist Talbot ist, der von der Hölle heraufgeschickt wird, um die von weltlichen Regungen und Leidenschaften bereits getrübte Seele der gottgesandten Jungfrau noch mehr zu verwirren, und nicht etwa, wie einige Erklärer annehmen, die objektive Darstellung des Kampfes zwischen Sinnlichkeit und Vernunft im Innern der Jungfrau darstellt. Das direkte Eingreifen des Himmels bedingt auch das der Hölle. Diese weiß freilich nicht, daß Johanna selbst bald aus freien Stücken schuldig sein wird, da sie eben nur das Vergangene, nicht wie Gott das Zukünftige kennt. Niemand aber mehr als Talbot hat ein Interesse daran, die Jungfrau der Hölle zu gewinnen; er ist der rechte Bote an Johanna. Als Bote der Hölle durfte Talbot Johanna, was er als Feldherr sehnlich wünschte, nicht aus der Zahl der Lebendigen tilgen, denn sonst hätte wohl das Schlachtenglück gewendet werden können, aber Johanna wäre, da sie nicht schuldig geworden, sondern nur in einigen Momenten sich schwach zeigte, dem Himmel erhalten geblieben. Die Hauptstütze für die Ansicht, daß der schwarze Ritter der Geist Talbots sei, liegt in folgender Stelle, aus der hervorgeht, daß das Gefühl ihr laut und deutlich sagt, welche Bewandtnis es mit der Erscheinung habe:

Johanna.
Wer bist Du? Öffne Dein Visier. — Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehn, so sagt ich, du wärst Talbot.

Schwarzer Ritter.
Schweigt dir die Stimme des Prophetengeistes?

Johanna.
Sie redet laut in meiner tiefsten Brust,
Daß mir das Unglück an der Seite steht.

Später aber sagt Johanna:

Es war nichts Lebendes. Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerspenst'ger Geist,
Heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Busen zu erschüttern.

Den Zweck der bewußten Scene endlich findet der Verfasser darin, daß sie die Überraschung nimmt, welche die plötzliche Liebe Johannas zu Lionel bereiten würde.

Der Leser oder Hörer ahnt nunmehr, daß sie bereits auf dem Wege zur Schuld ist. Wird sie auch nicht zum Abfall verleitet, so wird sie doch erschreckt, verwirrt und erschüttert, so daß sie sich dann im Kampfe mit Lionel um so leichter vergessen kann. Man sieht: der Verfasser geht beweiskräftig vor und sucht die dunklen Punkte der Scene einfach und ungekünstelt zu erklären. Trotzdem ist es ihm nicht gelungen, volle Klarheit zu schaffen. Das Halbdunkel, welches über dieser Scene liegt, schwebt eben schon über der Grundanschauung des Stückes. Freilich hat die Jungfrau im Drama eine göttliche Mission; bloße Hallucinationen, also krankhafte Zustände, wären ihrer ganz unwürdig. Aber erst der Glaube an diese Mission rüstet sie mit überirdischen Kräften aus, veranlaßt das unmittelbare Eingreifen des Himmels und ist im Grunde genommen die Ursache der Vollendung ihres Werkes. — Daß Schiller im Personenverzeichnis den Zusatz „Talbots Geist" absichtlich fortgelassen habe, um durch das Fehlen desselben zu einem gründlichen Studium seines Dramas anzureizen, wie B. meint, ist wenig wahrscheinlich.

Die interessante Studie verdient auch in weiteren Kreisen als nur in denen der Fachmänner Beachtung.

Schillers Macbeth und das englische Original. Von Bernhard Sandmann, ordentlichem Lehrer. Beilage zum Osterprogramm des Realgymnasiums zu Tarnowitz 1888.

Schiller benutzte bei seiner Bearbeitung hauptsächlich zwei Quellen, das Original und die Übersetzung von Eschenburg. Des Originals bediente er sich erst, nachdem er zwei Akte nach Eschenburg in Verse umgesetzt hatte. Daß er wirklich nach jenem, besonders in den letzten Akten, übersetzt hat, muß aus dem Schillerschen Versbau, der sich mit seinen Halbversen, abgebrochenen Versen und Reimen durchweg getreu mit dem Original deckt, gefolgert werden. Die Bearbeitung verfolgte den Zweck,

den Eindruck, den das Drama auf ihn gemacht hatte, auch auf der Weimarer Bühne bei den Zuschauern hervorzurufen. Dabei ging Schiller von dem richtigen Prinzipe aus, daß er vor allen zunächst den Darsteller, dann den Hörer, nicht den Leser zu berücksichtigen habe. Infolgedessen wurden die 24 Szenen Shakespeares auf 15 vermindert. Die übrigen größeren Veränderungen, Zusätze und Auslassungen sind von ihm vorgenommen worden erstens mit Rücksicht auf sein Publikum, wie bei der Pförtner- und Lady Macduff-Szene, zweitens weil seine Auffassung von den Charakteren, die sich seinen eignen Grundsätzen von der Beschaffenheit dramatisch tragischer Charaktere anpaßte, eine andere war, nämlich von Macbeth und seinem Weibe, ferner von den Hexen, die aber durch diese Operation an ihrer dramatischen Qualität einbüßten, weil sie ihrer Wildheit und ihrer Urwüchsigkeit beraubt wurden. Endlich wurde auch in der Bearbeitung der Individualismus der Shakespeareschen Sprache, die Zeichnung im einzelnen verallgemeinert und vereinfacht, die Kühnheit und Fülle der Bilder gemäßigt und die Anschauungen einer naiven, allzu realistischen Naturauffassung in eine edlere Sprache gekleidet. Hieraus geht hervor, daß Schillers Arbeit zwar manche Mängel aufweist, insofern die Charakteristik der Personen nicht getreu wiedergegeben ist, Strenge und Worttreue fehlen, aber doch auch Vorzüge besitzt, durch welche einem Theaterpublikum das Verständnis für das Drama erst recht erschlossen wird. — Daß der Verfasser das vorhandene Quellenmaterial erschöpfend verwertet, ist nicht der einzige Vorzug seiner anziehend geschriebenen Abhandlung.

Zur Entstehungsgeschichte des Don Carlos. Von Dr. Ernst Elster, Docent an der Universität Leipzig. Halle. Max Niemeyer 1889. Preis 2 M.

Nicht nur die Gründlichkeit des Forschens, die zielbewußte Entwicklung der aufgestellten Gesichtspunkte, die Klarheit bei Abfassung der Ergebnisse sind besondere Vorzüge dieser Abhandlung, die sie eben nur gemein hat mit den besten Einzeldarstellungen der Don Carloslitteratur — es sei nur erinnert an die zuletzt erschienene von Löwenberg: Über Otways und Schillers Don Carlos —, sondern der eigentümliche fesselnde Reiz liegt ohne Zweifel in der schönen, nirgends zu verkennenden Begabung des Verfassers, die Persönlichkeit des Dichters, dessen Wesen er erläutert, lebendig und voll zu erfassen, mit hingebendem Gefühle in ihre eigenartigsten Äußerungen sich zu versenken und mit geübtem Auge ihr diejenigen Züge abzusehen, die einzig und allein den Schlüssel bilden können für den Prozeß und die Würdigung des dichterischen Schaffens. Erst wenn einmal solche Bausteine, wie sie diese mit

Recht den Titel „Entstehungsgeschichte" des Don Carlos führende Schrift reichlich enthält, in größerer Anzahl zusammengebracht worden sind, wird eine Lebensbeschreibung Schillers möglich sein, deren wissenschaftlicher Wert ebenso hoch steht, wie ihre nationale Bedeutung. — Absichtlich sei hier verzichtet, aus dem reichen Inhalt, der in seiner stufenweisen Entwicklung höchst übersichtlich vorangedruckt ist, einen Auszug zu geben — keine bessere Empfehlung ist der Arbeit Elsters zu geben als die, daß sie verdient, selbst gelesen zu werden.

Gräsers Schulausgaben klassischer Werke (Verlag v. K. Gräser Wien), die man schon um ihrer vorzüglichen und würdigen Ausstattung willen gern in die Hand nimmt, sind im Süden Deutschlands, besonders an den höheren Schulen Österreichs, längst mit Erfolg eingeführt und verdienen auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Im vergangenen Jahre erschienen Heft IX „Über naive und sentimentale Dichtung von Josef Eger und Dr. K. Rieger, Heft XII „Wilhelm Tell" von Dr. F Prosch, beide bereits in dritter Auflage; Heft XXX „Wallenstein", I. Teil. Wallensteins Lager. Die Piccolomini. Heft XXXI, II. Teil Wallensteins Tod. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Dr. Friedrich Bernd. Preis 50 Kr. Das in diesem Doppelheft enthaltene Lebensbild von „Albrecht von Wallenstein" ist fesselnd geschrieben, zeichnet in gedrängten, aber charakteristischen Zügen den großen Feldherrn von seinem ersten Auftreten bis zur Katastrophe in Eger und ist geeignet besonders durch die anziehenden, das Verhältnis Wallensteins zum Wiener Hofe beleuchtenden Streiflichter das Verständnis der reichen Handlung des Dramas zu erleichtern. Heft XXXIII „Fiesko" von J. Neubauer (Preis 25 Kr.) bringt in der Einleitung die von Schiller vorgenommenen wichtigsten Abänderungen der historischen Überlieferungen und eine Erörterung der frei erfundenen Motive. Dahin gehören die Einführung des Motivs einer leidenschaftlichen, den Helden augenscheinlich ganz in Fesseln schlagenden Liebe zu der erdichteten Julia Imperiali; ferner die Erhebung von Fieskos Gattin zu einer bedeutsamen dramatischen Gestalt und die Verwertung der letzteren zu einer tieftragischen Katastrophe, die von dem historisch Thatsächlichen abweichende Zeichnung des alten Doria und Gianettinos, endlich der ebenfalls erfundene Mohr, offenbar der genialste Griff Schillers beim Entwurfe des Planes zur Handlung. Nicht recht bequem in diesen Schulausgaben, die vom k. k. Unterrichtsministerium angelegentlichst empfohlen sind, ist die Anordnung der Anmerkungen, die nicht als Anhang, sondern als Fußnoten stehen sollten.

Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis von Dr. Ludwig Bellermann, Direktor des Königstädtischen Gymnasiums in

Berlin. Erſter Teil. Berlin, Weidmannſche Buchhandlung 1888. Preis 6 M.

Gegenüber der nicht geringen Anzahl handwerksmäßig verfaßter „Erläuterungen" zu Schillers Dramen erſcheint dieſes Werk von Bellermann wie eine Oaſe in der Wüſte: nicht nur die endloſe Wiederholung der litterargeſchichtlichen und biographiſchen Beziehungen iſt einmal gründlich über Bord geworfen und in richtiger Erkenntnis liegt das Gewicht auf dem äſthetiſchen und dramaturgiſchen Gebiete, ſondern angenehm berührt in erſter Linie auch die von der Gewalt und Größe der Schillerſchen Muſe durchdrungene Auffaſſung des Verfaſſers, nicht minder ſeine philoſophiſche Begabung, ernſt erwägende Kritik an dem Dichter zu üben. Nirgends finden ſich daher flache und abgeſchmackte Urteile, wohl aber viele neue ſelbſtändige Geſichtspunkte, die Zeugnis ablegen von ebenſo gründlicher Beleſenheit, als von beweiskräftigem Denken. Wohlthuend iſt endlich auch der lebendige von Pedanterie und Trockenheit entfernte Vortrag, der den Leſer zwingt, dies Buch nicht eher aus der Hand zu legen, als bis er es zu Ende geleſen hat. — In der Einleitung werden mit glücklicher Auswahl aus der dramaturgiſchen Theorie die Begriffe des Dramas, des Tragiſchen, der Einheit der Handlung, die ſich im weſentlichen mit den von G. Freytag in der Technik des Dramas gegebenen Definitionen derſelben decken, mit Recht aber von einigen in neueren Unterſuchungen enthaltenen Erklärungen beſonders bezüglich des Tragiſchen abweichen. Der Hauptteil bringt die Beſprechung der Dramen „Die Räuber", „Fiesko", „Kabale und Liebe", „Don Carlos" in folgenden Abſchnitten: Gang der Handlung, Einheit der Handlung, Verknüpfung der Handlung, Charakterzeichnung, Vergleichung der Bearbeitungen, Beſprechung einzelner Stellen und auf dieſe ſoll nach Erſcheinen des II. Bandes ausführlicher zurückgekommen werden. Vorläufig ſei der I. Teil, der von der Weidmannſchen Buchhandlung in bekannter Vorzüglichkeit ausgeſtattet iſt, den Fachgenoſſen beſtens empfohlen.

Die deutſchen Klaſſiker, erläutert und gewürdigt für höhere Schulanſtalten, ſowie zum Selbſtſtudium von E. Kuenen und M. Evers, Kgl. Gymnaſialoberlehrern zu Düſſeldorf. I. Bändchen. Schillers Wilhelm Tell von Eduard Kuenen. Dritte verbeſſerte Auflage. 1889. Verlag von Heinrich Bredt in Leipzig. Preis 1 M.

Nach den abſchließenden Arbeiten eines Düntzer dürften neue Erläuterungen zu den deutſchen Klaſſikern mindeſtens einen ſchweren Stand haben; ſind doch viele derſelben ohnehin nichts weiter als mehr oder weniger geſchickte Auszüge, nicht ſelten ans Plagiatentum grenzende

Kompilationen aus Düntzer, sodaß man trotz mancher bestechenden Außenseite dieser Neueren rasch wieder zu dem Urheber zurückkehrt. Von der vorliegenden Erläuterung von Kuenen darf man wohl sagen, daß sie der großen Flut litterarischer Freibeuterei fernsteht, Anspruch auf Selbständigkeit, soweit diese auf jenem Gebiete überhaupt noch möglich ist, erheben darf, auch insofern eine Lücke ausfüllt, als sie die rechte Mitte hält zwischen streng wissenschaftlicher Behandlung und rein volkstümlicher Darstellung. Unbedenklich dürfte dieselbe vor allen Dingen reiferen Schülern zum Privatstudium empfohlen werden; die Heranziehung der Technik des Dramas mit weiser Beschränkung auf das Notwendigste, welche auf der höheren Stufe des Unterrichts keinesfalls mehr mit Stillschweigen übergangen werden darf, rechtfertigt gewiß diese Empfehlung. Daß die benutzten Quellen gewissenhaft verzeichnet sind, dessen sollte eigentlich niemals als eines besonders bemerkenswerten Umstandes gedacht werden müssen.

Vorträge für die gebildete Welt. Herausgegeben von Paul Hagemann. Spandau. Heft I. Schillers Braut von Messina. Von August Hagemann, weil. Direktor des Königl. Gymnasiums zu Graudenz, Westpr. Dritte Auflage. Spandau-Berlin. Verlag von Herm. Oesterwitz. 1888. Preis 1 M.

Es werden der Reihe nach behandelt die Entwicklungsstufen, welche der Schöpfer der Braut von Messina als Dramatiker durchgemacht hat, die Geschichte der Entstehung dieses Dramas, ferner der Einfluß der antiken Tragödie, insbesondere des Königs Oedipus, sowie Inhalt und Komposition dieses letzteren Stückes. Am Schlusse folgt der Nachweis, daß Schillers „Braut" keine Schicksalstragödie im Sinne der Alten sei und deshalb auch unbedenklich in den Schulen gelesen werden könne. Würde es denn aber jemand wagen dürfen, so fragt man hier unwillkürlich, die Braut von Messina ohne diese obengenannte Voraussetzung des Verfassers von dem Kanon der mit Schülern zu lesenden Dramen auszuschließen? Mag auch ein Kunstwerk nicht eine spezifisch christliche Weltanschauung zum Ausdruck bringen, wenn es nur ein solches ist, d. h. uns aus der gemeinen Wirklichkeit in eine reine ideale Sphäre versetzt.

Schillers Leben und Wirken. In zwanglos gebundener Rede dargestellt von einem Ungenannten aber doch Bekannten. Stuttgart. Verlag von Robert Lutz 1888. Preis 2. M.

Wer den Schartenmayer kennt, der 1871 sein komisches Heldengedicht vom deutschen Krieg „das große Nationalwerk mit schönen Bildern vom Spitzwörgele" hinaus in die Welt schickte, der wird keinen Augenblick in

Zweifel ſein, daß er und „der Ungenannte aber doch Bekannte" ein und dieſelbe Perſon, oder vielmehr beide nur das Pſeudonym ſind für keinen Geringeren als den Äſthetiker Viſcher. Das iſt derſelbe Humor, dem keine ſchlechte Laune widerſteht und der keinen Mißton aufkommen läßt, gerade wie im Schartenmayer — aber die vorliegende Dichtung ſteht noch um vieles höher; denn jene gewaltigen Kriegsereigniſſe auch nur annähernd, wenn auch nur von der komiſchen Seite, in einem Geſamtbilde zu vergegenwärtigen, dazu wäre die Kraft eines Homer vielleicht gerade ausreichend. Hier dagegen bewegt ſich Viſcher als Dichter auf einem Stoffgebiet, auf dem der große Gelehrte und ausgezeichnete Denker vollſtändig zu Hauſe iſt; kein Wunder, wenn dieſe in ſo ſchlichten Strophen erzählten Begebenheiten doch fortwährend den höchſten Reifeſtand des Geiſtes und den tiefen ſittlichen Ernſt, die Viſcher eigen waren, beurkunden. Freilich nur ein ſo feinſinniger Dichter und Denker durfte es wagen, in den Knittelverſen von Kortüms Jobſiade die edle Geſtalt Schillers gleichſam in ſeiner einfachen bürgerlichen Wirklichkeit vorzuführen; aber infolge der genialen Ausführung verliert der Held nichts von der ihn umgebenden idealen Sphäre. Hier einige kleine Proben. Züge aus der Knabenzeit werden anſprechend erzählt, z. B. der Ausflug nach dem Schlößchen Harteneck, wo ſich Schiller und ein Spielgenoſſe an geſtandener Milch laben wollten. Leider war keine zu haben, und nun pilgerten ſie nach Neckarweihingen, wo ihnen mit der erſehnten Erfriſchung aufgewartet wurde:

Außer der Milch durften ſie um ihren Batzen
Auch pro libitu Johannisbeerlein ſchmatzen;
Darin ſahen ſie eine Generoſität,
Die weit über den gewöhnlichen Maßſtab geht.

Jetzt zum erſtenmale beſtieg er den Pegaſus:

Da ſprach der Schiller in poetiſchem Carmen
Über Hartneck den Fluch aus ohne Erbarmen;
Doch über Neckarweihingens gaſtliches Haus,
Sprach er gleichfalls in Reimen ſeinen Segen aus.

Von der heimlichen Flucht aus Stuttgart infolge des Cenſurgebots des Herzogs heißt es:

Er verband ſich mit einem gewiſſen Streicher,
Seinem Freund, der war ſeines Handwerks ein Geiger;
Und ohne daß es merkte der fürſtliche Herr
Gingen beide miteinander nach Mannheim per.

Köſtlich iſt auch der Eindruck von Schillers Vortrag ſeines Fiesko auf Beck, Iffland und Beil geſchildert:

Auch das that die Herren gewaltig inkommodieren,
Daß er meinte, er müſſe alles deklamieren,

Selbſt die Parentheſe („die Masken kommen herein")
Hörte man ihn mit ungeheurem Pathos ſchrein.

Darum hat das Ganze ſie nicht befriedigt;
Den Schiller aber hat es tief gedemütigt,
Daß der „Fiesko", den er doch klüglich erdacht,
So unerwartet Fiasko gemacht.

Meiſterhaft iſt die Charakteriſtik der Perſonen in den Jugenddramen. Vom Vater der Luiſe ſingt der Dichter:

Ihr Vater iſt ein Zinkeniſte geweſen,
Der machte gewöhnlich nicht viel Federleſen,
Sondern warf einem bei jeden Bagatell
Gleich „an den Hirnkaſten ſein Violoncell".

Nach der langen, an Entbehrungen reichen Irrfahrt winkt das gaſtliche Weimar:

Weimar war damals der Sitz der neun Muſen;
Da thaten ſie ordentlich mit einander ſchmuſen
Und man nannte die Stadt — es war nicht bloß Spaß —
Überall nicht anders, als den deutſchen Parnaß.

Aber die äußere Not des Lebens erreicht auch hier noch kein Ende, und Butterbrot, Erdbirnen und Heringsſalat ſind ſein faſt alltägliches Mahl:

Aber ungeachtet dieſes mäßigen Lebens
Forſchte er oft in ſeinem Beutel vergebens,
Ja es war derſelbe zuweilen ſo dünn,
Daß ſich nur noch fanden zwei Groſchen darin.

Doch hat er ohne Sorgen dahingedämmert,
Und nur das machte ihn manchmal bekümmert,
Es möchte etwas gebracht werden von der Poſt,
Das viel Porto oder gar eine Nachnahme koſt'.

Voll prächtigen Humors iſt der ſchwäbiſche Horaz bezeichnet:

Am beſten aber iſt ihm dieſes gelungen,
Darin er die „Freude" ſo ſchön hat beſungen,
Und worin er das lateiniſche gaudium
Überſetzt hat mit „Tochter des Elyſium".

Da hat er, dem's einſt ſo pauvre gegangen,
Auf einmal ganze „Millionen umfangen",
Und der ehemals ſo ſteife discipulus
Hat gegeben „der ganzen Welt einen Kuß".

Nur das will in dieſem Gedichte nicht allen,
Die es leſen oder hören, recht gefallen,
Und kommt ihnen vor als ein ſonderbares Ding,
Daß wir „wohnen" ſollen auf einem „großen Ring".

Auch ist es ein eigentümliches Moräle,
Wenn es weiter heißt: „Wer's nie gekonnt, der stehle!"
Und doch sind die Diebstähle sicher keine Späß,
Comparatur „Wächters Kriminalprozeß!"

Minder verfänglich ist's, wenn Schiller gedichtet:
„Alle Schuldbücher sollen werden vernichtet."
Obgleich es schon hinweist auf die Präexistenz
Der nun zu Tage getretenen Kommunistentendenz.

Derselbe Gedanke offenbart sich wieder
In dem Kanon: „Bettler werden Fürstenbrüder";
Und wäre Schiller sonst nicht gewesen so loyal,
So hätte es ihm gehen können sehr fatal.

Aber das „Siegesfest" ist besonders tragisch
Und wirkt auf den Leser recht eigentlich magisch,
Während mehr auf was Reelles richten den Wunsch
Die zwei Lieder, die er gemacht hat auf den „Punsch".

In einem derselben gab er sogar Winke,
Wie man bereiten müsse dieses Getrinke,
Und so oft es gemacht wird, vor Augen mir schwebt
Das von Schiller angegebene Punschrezept.

Bis zum Schlusse sind Humor und sittlicher Ernst trefflich vereinigt:

Was aber Schiller seinem Volk ist gewesen,
Das ist in hunderten von Büchern zu lesen;
Ja, man darf wohl sagen: Mit diesem Dichter fuhr
Ein neues Pneuma hinein in die Kultur.

Darum erscheint es uns auch mehr als natürlich,
Daß einen noch heutzutag unwillkürlich
Ein ganz absonderlicher Respektus durchfährt,
Wenn man den Namen Schiller nur aussprechen hört.

Schon zur Feier des hundertsten Geburtstages Schillers ist diese Dichtung verfaßt worden, doch unterblieb die Veröffentlichung aus Gründen, die nach dem Tode des Verfassers hinfällig geworden sind. Möge sie nun nach dreißig Jahren dafür recht bekannt werden! Welcher Lehrer des Deutschen reiferen Schülern aus ihr einige Proben geben wird, wird große Freude damit bereiten und, das mag noch besonders betont werden, die Würde des Unterrichts dadurch nicht verletzen. Ein biederer Landsmann Schillers sagte einmal von einer schwäbischen Zeitschrift: „Descht e guets Blättle, s ka einer fast sei ganze Bildung draus schöpfel" — Von Vischers Dichtung darf man sagen: Es ist ein gutes Buch, es hat alle Anwartschaft, ein Volksbuch zu werden.

Schiller. Von Otto Brahm. In zwei Bänden. Erster Band. Berlin 1888. Verlag von Wilhelm Hertz. (Besserſche Buch-

handlung). Preis 4 Mark. Wurde von der Verlagshandlung nicht verabreicht.

Dieses ganz der Schule Wilhelm Scherers zugehörige und nach seiner Methode litterarhistorischer Forschung abgefaßte Werk von Otto Brahm, der für seine verdienstliche Arbeit über Heinrich von Kleist vor einigen Jahren vom Berliner Litteraturverein den Preis erhielt, behandelt im vorliegenden Bande nur Schillers Heimats- und Wanderjahre und schließt mit dem Abschied von Mannheim. An neuem Material sind in dieser Lebensbeschreibung benutzt: Briefstelle über Schillers Paten, Studiosus Schiller S. 11, über Schillers Mutter S. 25 flg., über Schillers „Absalon" S. 385, über Christophine Schiller S. 223, über Frau v. Wolzogen S. 248 flg., über Schiller als Theaterdichter S.331 flg., über Frau v. Kalb S. 316. Ferner ein Brief von Charlotte v. Wolzogen an Schiller S. 269, von Frau v. Kalb an Schiller S. 317, zwei Hefte Schillers aus der Militärakademie S. 59 flg. — Man darf sich durch den an die Spitze des Buches gestellten pikanten Satz „Als Student war ich ein Schillerhasser", nicht abschrecken lassen, diese neueste Darstellung des Lebens unsres nationalen Dichters zu lesen; Brahm hat den Beweis erbracht, daß er diese allerdings sonderbare Schrulle seiner Jünglingsjahre überwunden hat.

H. von Kleists Hermannsschlacht. Für Schule und Haus erklärt von L. Zürn. Leipzig, Wartigs Verlag. 1888. (172 S.)

Auch diese Ausgabe legt das rühmlichste Zeugnis von des Verfassers Fleiß, Gelehrsamkeit und Geschick ab. Die Einrichtung ist fast dieselbe wie die des oben besprochenen Buches. Mit Recht hebt Zürn im Vorwort hervor, daß nicht nur der dichterische Wert des Dramas, sondern auch der Charakter desselben als eines höchst bedeutenden historischen Denkmals aus der trüben und schweren Zeit nach 1806 die „Hermannsschlacht" zu einer für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten geeigneten Lektüre macht. Und in der That muß die vorliegende Ausgabe, gerade in Rücksicht auf die historische Bedeutung des Dramas, nicht nur dem Lehrer des Deutschen, sondern auch dem der Geschichte willkommen sein. Die Anmerkungen unter dem Texte[1]) bieten wie die zum Prinzen von Homburg einen fortlaufenden Kommentar, der mit solcher Sorgfalt und Liebe ausgearbeitet ist, daß man kaum hie und da eine Kleinigkeit anders wünschen möchte. S. 12, Anm. 3 wäre die Form Hertha (für Nerthus) als historisch nicht beglaubigt, S. 36, Anm. 1

1) Die Änderung von I, 191: „In deines Landes Westen" (statt Westen) ist als eine wirkliche Besserung zu bezeichnen.

'fodern' als ſchon im Mhd. oft vorkommend zu bezeichnen, S. 37, Anm. 4 die Berechtigung der Form Läger (ſtatt Lager) ſprachlich etwas genauer zu begründen. Auf die falſche Betonung Kúpido (ſtatt Kupído) III, 337 möchte ich hingewieſen, Anm. 3 auf S. 58 anders gefaßt ſehen (vgl. mhd. ze hûse biten, komen, laden, was ja unanfechtbar iſt). In der Anm. auf S. 69 wird „ehe" (Adv.) als „fehlerhaft ſtatt eher" bezeichnet; aber eh und eher ſind urſprünglich ganz dasſelbe, d. h. Adverb, Präpoſition und Konjunktion, und die bei uns gebräuchliche Unterſcheidung ſpät und ganz willkürlich. Aufmerkſam zu machen wäre wohl auch auf die dichteriſche Verwegenheit, die in der Äußerung des dritten Feldherrn (V, 1. Auftr.) über die deutſche Sprache, namentlich über die Wörter 'Tag' und 'Nacht', liegt, da doch im Stück auch die Römer natürlich deutſch reden; der Hinweis auf Goethes Iphigenie (II, 2) liegt nahe, wo Pylades (der Grieche), als er Iphigenien (deutſch) ſprechen hört, ausruft: „O ſüße Stimme! Viel willkommner Ton der Mutterſprach'" u. ſ. w. — Die Worte: „Wir litten menſchlich", mit denen der wundervolle Bardenchor anhebt, ſollen, meint Zürn, wohl bedeuten: „Wir litten, wie es Menſchen ziemt." Ich habe „menſchlich" immer im Sinne von: „wie nur Menſchen vermögen" aufgefaßt, alſo den Vers als: „Wir duldeten das Menſchenmögliche." Das Wort „Petze" V, 475 dürfte als Femininum zu Petz, Meiſter Petz gemeint ſein, da es ſonſt wohl nur eine Hündin bezeichnet. — Aus der Geringfügigkeit dieſer Nachträge erhellt ſchon, welche gründliche Sachkenntnis in Zürns Anmerkungen mit verſtändigem Urteil und geſundem Geſchmack verbunden erſcheint. Dieſelben Vorzüge des Verfaſſers treten nun auch in den zwei umfangreichen Anhängen, die das Buch beſchließen, zu Tage. In dem erſten wird eine große Anzahl Fragen geſtellt, die den Zweck haben, „den Schüler bei der häuslichen Vorbereitung auf die wichtigſten in Betracht kommenden Momente aufmerkſam zu machen und zum Nachdenken anzuregen" und ihre Beſtimmung trefflich erfüllen werden. Weiter holt der zweite Anhang aus; er enthält — wie in der Ausgabe des Prinzen von Homburg — gründliche Erörterungen über den geſchichtlichen Stoff, beleuchtet klar und erſchöpfend das Verhältnis des Dramas zur Geſchichte, weiſt die beſondere Bedeutung der „Hermannsſchlacht" als einer Tendenzdichtung nach, was zum vollen Verſtändnis derſelben unbedingt erforderlich war, beſpricht in Kürze die Kompoſition der Handlung, giebt wertvolle Beobachtungen über den Stil des Dramas und erzählt kurz die Schickſale des Stückes. Zum letzten Abſchnitt ſei erwähnt, daß die Hermannsſchlacht ſchon zu Anfang der 60er Jahre in Dresden aufgeführt worden iſt, wenn ich nicht irre, mit Bogumil Dawiſon als Hermann. Gar wohl erinnere ich mich noch des tiefen Eindruckes, den die Aufführung auf die gebildeten

Teile des Publikums machte. — Eine „Beilage" bringt schließlich noch ganz passend das „Kriegslied der Deutschen" und „Germania an ihre Kinder." Die Auslassung von Str. 6 des letzteren Gedichtes war notwendig, wenn der Gebrauch des Buches in der Schule unbeanstandet bleiben sollte. Und meiner Ansicht nach sollte zum mindesten eins von beiden Dramen, entweder der Prinz von Homburg, oder die Hermannsschlacht, einmal in Prima gelesen werden. Wenn das künftig nun auch geschieht, so wird dies zum guten Teil Zürns Verdienst sein.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Deutsches Wörterbuch von Moritz Heyne. Erster Halbband. A—Ehe. Leipzig. Hirzel.

Als eine außerordentlich wertvolle Bereicherung unsrer lexikographischen Litteratur ist obiges Werk zu begrüßen, dessen erster Halbband soeben erschienen. Heyne, als Lexikograph schon rühmlichst bekannt durch seine Glossare und seine Thätigkeit am Grimmschen Wörterbuch, bietet dem deutschen Volke damit ein Buch, welches, wie die Ankündigung sagt, bestimmt sein soll, uns das zu werden, was Webster in England und Littré in Frankreich geworden, ein Hausschatz, in welchem jeder Gebildete kurze und doch allseitige Auskunft erhält über den Wortschatz unsrer Sprache, sei es, daß er auf Etymologie oder Entwicklung einer Wortbedeutung, auf Wortform oder Betonung oder endlich Wortfügung sein Augenmerk richtet. Ein solches Werk aber fehlt uns noch. Obwohl Grimm selber sagte, daß seiner Meinung nach sein Wörterbuch ein Lesebuch für das deutsche Haus werden solle, so ist dasselbe dazu doch zu umfangreich und zu gelehrt, vor allem auch zu teuer; das von Sanders ist abgesehen von andern Mängeln zu wenig übersichtlich, alle andern aber kann man als Teilwörterbücher bezeichnen, da sie den Wortschatz nur nach dieser oder jener Seite hin beleuchten, eine allseitige Belehrung nicht geben.

Heynes Wörterbuch bringt uns, wie namentlich eine Vergleichung mit Grimm sofort zeigt, zwar nicht den gesamten Wortschatz, wohl aber eine sehr geschickte Auswahl von Wörtern, von denen es dann gewissermaßen kleine Biographien liefert, in denen uns alles mitgeteilt wird, was sowohl für den Fachmann von Interesse, als für den gebildeten Laien wissenswert erscheint. Die Anordnung des Ganzen ist rein alphabetisch, wie das ja bei einem für weitere Kreise berechneten Buche das einzig Mögliche ist, die Wortgruppen sind durch fetteren Druck voneinander abgetrennt und fallen dadurch recht hübsch ins Auge. Die Wort-

erklärungen ſind überall deutſch gegeben, doch verfällt der Verfaſſer dabei niemals in den Fehler des Dictionnaire de l'Académie française, welches in dem Streben, jede fremde Sprache zu vermeiden, auf die wunderlichſten Erklärungen kommt. Für die Wortgeſchichte werden namentlich die Lexikographen des 16. und 18. Jahrhunderts benutzt, wie das auch bei Grimm geſchehen iſt. Die Belegſtellen, in mehr als zehnjähriger Arbeit geſammelt, ſind allen Stufen der Entwicklung unſrer Sprache entnommen, und mit großer Sachkenntnis ſind gerade die Schriftſteller herangezogen, welche für jede Stufe als beſonders bezeichnend angeſehen werden dürfen. Das Material iſt durchweg Eigentum des Verfaſſers, andren Wörterbüchern iſt nicht viel entnommen. Für Fiſchart ſtanden Heyne die Sammlungen Karl Goedekes zur Verfügung. Daß Luther ſehr ausgiebig verwertet worden, iſt ſelbſtverſtändlich. Angeführt wird er nach der Jenaer Ausgabe von 1556—64 und nach der kritiſchen Geſamtausgabe, ſoweit dieſelbe erſchienen. In der neuſten Litteratur geht der Verfaſſer bis auf Bismarcks Reden und Briefe, Treitſchkes Geſchichte des 19. Jahrhunderts und benutzt namentlich Freytag und Heyſe ſtark. Fremdwörter ſind nur aufgenommen, ſoweit ſie Eigentum entweder des geſamten Volkes oder doch des größten Teils der Gebildeten ſind. Die Entlehnung iſt dann jedesmal genau angegeben. Auszuſtellen hätten wir, daß nicht überall der lokale Gebrauch der Wendungen angegeben iſt, ſo z. B. bei „der Regen tropft auf" unter „auftropfen", welche Wendung in Norddeutſchland nicht gebräuchlich iſt. Die techniſche und weidmänniſche Sprache iſt ebenfalls berückſichtigt, nur wäre auch hier überall eine Angabe wünſchenswert geweſen, damit man ſofort erführe, ob ein Ausdruck irgend einer techniſchen Sprechweiſe oder der Jäger- bez. Schifferſprache entnommen iſt. Meiſt iſt eine ſolche Angabe ja gegeben, doch nicht überall. Bei Anführungen aus Hermann und Dorothea hätte der betreffende Geſang angegeben werden können. Nicht immer endlich iſt es ganz deutlich, daß, wenn zwei Citate desſelben Schriftſtellers einander folgen, der Schriftſtellername nicht wiederholt wird. Doch das alles ſind ja kleine Ausſtellungen gegenüber dem großen Reichtum des Werkes namentlich auch an ſchönen ganz neuen Erklärungen und Ableitungen. Wir verweiſen nur auf den ſchönen Artikel: „Burſchikos". Die Ausſtattung des Werkes iſt Dank der Liberalität der Hirzelſchen Verlagsbuchhandlung eine ſehr ſchöne; dabei iſt der Preis für den Halbband auf 5 Mark geſtellt, ſo daß das ganze Werk, das in 6 Halbbänden erſcheinen ſoll, auf 30 Mark kommen wird. Nur dadurch iſt es möglich, daß das ſchöne Buch Gemeingut des deutſchen Volkes wird.

Göttingen. **J. Wehr.**

Joseph Seemüller, Der deutsche Sprachunterricht am Obergymnasium. Abwehr und Fürwort. Wien 1888. A. Hölder. 44 Seiten.

Es handelt sich hier um eine jedem österreichischen Lehrer wohlbekannte Angelegenheit, über deren Vorgeschichte ich vorerst kurzen Bericht erstatten muß.

Als im Jahre 1884 durch Erscheinen eines neuen Gymnasiallehrplanes mit dazu gehörigen Instruktionen auch der Unterricht im Deutschen eine Abänderung erfuhr, fanden die Neuerungen nur teilweise den Beifall der Lehrerwelt. Ein besonders vielumstrittener Punkt war auch in Österreich die Abschaffung des Mittelhochdeutschen.

Doch nicht um dieses handelt es sich hier zunächst, sondern um die Neueinführung des grammatischen Unterrichts in der V. und VI. Klasse (= OT. und US.). Aber nicht sowohl die Weiterführung dieser Disziplin als die Qualität des neuaufgenommenen Lehrstoffes wurde mit Mißtrauen betrachtet. Ich lasse die Instruktionen selbst sprechen: „Der Unterricht will auf Grund der vorhandenen Formenkenntnis und des Wortmaterials dadurch eine Steigerung des lebendigen Sprachgefühls bewirken, daß er die lebendigen Kräfte der Sprachbildung und deren Gesetze zum Bewußtsein bringt.“ Als wichtigere Punkte wurden u. a. vorgeschrieben (s. als wichtigstes Hilfsbuch hierfür: Seemüllers ‘Leitfaden’ und seine zwei Erläuterungsschriften); für V: Phonetische Betrachtung der Laute, Lautwandel, Accent, Wortbildung; für VI: „Empirische Einführung in psychologische Elemente der lebendigen Sprachthätigkeit“ daher: Nachweis der Formenassociation, Erscheinungen der Differenzierung und Isolierung, Lehn- und Fremdwörter, Volksetymologie u. a. alles in elementarster Weise, am neuhochdeutschen Sprachmaterial und durch den lebendigen Unterricht nachzuweisen.“

In der darauf folgenden, öffentlichen und privaten Kritik wurden namentlich die Forderungen für VI die Zielscheibe heftiger Angriffe, worüber man u. a. in den „Stimmen über den österr. Gymn.-Lehrplan“ nachlesen möge, und die alle Seemüller, da sie großenteils auch an seine Adresse gerichtet sind, in vorliegender Streit- und Rechtfertigungsschrift zu widerlegen bemüht ist.

Folgen wir ihm nun selbst: Ein Hauptargument der Gegner war von Anfang an die Behauptung: Der Grammatik-Unterricht im Obergymnasium soll ein Ersatz sein für den Ausfall des Mhd. Der mögliche Gewinn stehe aber in keinem Verhältnis zum sicheren Verlust, den man durch den Entgang des Mhd. erleidet. S. verweilt eingehend bei dieser Frage, umsomehr als er seinerzeit energisch gegen das Mhd. aufgetreten war (vergl. seinen lehrreichen Aufsatz in der Zeitschr. f. d. ö. G.

Jahrgang 1884, der viel Beherzigenswertes enthält, nur über das Ziel hinausschießt) und deshalb sowie wegen seiner vorerwähnten Einführungsschriften für jene Maßregel des neuen Lehrplanes — mit Recht oder Unrecht — mit verantwortlich gemacht wurde. Genug, S. fühlte sich eben durch solche „Mißverständnisse" und Angriffe zur Abfassung dieser gediegenen und zugleich maßvollen Schrift veranlaßt. Er bemüht sich nun mit Geschick, das Unhaltbare dieser Verbindung beider Fragen aufzudecken und zu zeigen, daß jede für sich betrachtet werden wolle, und es ein Grundirrtum sei, den grammatischen Unterricht im OG. für einen „Ersatz" für das ausgefallene Mhd. zu halten. Diese Interpretation ist ja gewiß richtig, nur bleibt zu bedauern, daß die Instruktionen selbst das ganze Mißverständnis verschuldeten, indem sie vor dieser vorauszusehenden Auffassung nicht warnten und selbst das verhängnisvolle Wort „Ersatz" gebrauchten.

Bei solcher Voreingenommenheit wollte und konnte man — obwohl hierüber die Instruktionen klar genug handeln — auch Ziel und Methode der neuen Disziplin nicht gerecht werden, packte es wohl auch vielfach verkehrt an (S. 36 flg.), sodaß die Erfahrung dagegen zu sprechen schien, und redete sich in Irrtümer hinein, die S. alle leicht widerlegen konnte. Besondere Beachtung verdient die Zurückweisung des Vorwurfes, daß die Instruktionen durch diese Capitel die Lehren der „Junggrammatiker" in die Schule eingeführt hätten.

Dies ist wesentlich der Inhalt des 1. Abschnittes (S. 7—30). Es folgt nun — unter mancher Wiederholung — die Darlegung der positiven Ansichten des Autors, nach der „Abwehr" das „Fürwort" (S. 31—39), dem als willkommene Ergänzung in Nr. III (S. 40—44) zustimmende Urteile beigefügt sind. Auch auf Münchs Aufsatz in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1887, 5. Heft) wird aufmerksam gemacht.

Ob diese Schrift trotz ihrer Überzeugungskraft an dem herrschenden Vorurteile etwas ändern wird? Fast fürchte ich, es sei schon zu spät, und manches scheint darauf hinzudeuten, daß in nicht allzuferner Zeit der größere Teil des Neugewonnenen wieder über Bord geworfen werden wird, was von manchem Lehrer des Deutschen, der die fruchtbaren Seiten dieses Unterrichtszweiges — denn verbesserungsfähig wäre allerdings manches — infolge seiner Erfahrung schätzen gelernt hat, aufrichtig bedauert werden dürfte.

Kremsier. **Rudolf Löhner.**

Karl Biltz, Zur deutschen Sprache und Litteratur. Vorträge und Aufsätze. Potsdam 1888.

Von den in diesem Buche vereinigten Vorträgen und Aufsätzen zur deutschen Sprache und Litteratur mögen hier nur diejenigen einer kurzen

Würdigung unterzogen und der Beachtung der Berufsgenoſſen empfohlen werden, welche zum deutſchen Unterrichte in Beziehung ſtehen und dieſem Handreichung zu thun geeignet erſcheinen. Übergehe ich hierbei die den Band eröffnende „Rede zum Gedächtnis Heinrich von Kleiſts", ſo geſchieht es nicht, weil ich damit dieſen Dichter für einen vom deutſchen Unterrichte fern zu haltenden erklären wollte, ſondern weil dieſelbe zu der in den letzten Jahren mächtig aufgeſchoſſenen Kleiſt-Litteratur nichts Eigenartiges hinzubringt, wenn ſie auch die den Leſer wohlthuend berührende liebevolle Verſenkung in den behandelten Gegenſtand mit den andern Vorträgen und Aufſätzen teilt. Eigenartiges aber und Anregendes bietet der Verfaſſer in den übrigen unter obigen Geſichtspunkt fallenden Arbeiten. So im ſechſten Aufſatze (S. 76—98): über eine Modifikation in der gewöhnlichen Einteilung der deutſchen Litteraturgeſchichte, wo er an Stelle der beliebten Verteilung in einen ahd., mhd. und nhd. Zeitraum oder in ſieben oder acht nur äußerlich aneinander gereihte Perioden den zweimal wahrzunehmenden Kreislauf der inneren organiſchen Entwicklung zum Einteilungsgrunde zu machen vorſchlägt, wonach ſich ihm nur zwei Zeiträume ergeben (altdeutſcher und neudeutſcher), deren jeder zwei Epochen, die geiſtliche und weltliche, aufweiſt, und jede dieſer wiederum die drei Perioden des Ringens der neu in die Welt getretenen Ideen mit der Form, der vollendeten Harmonie zwiſchen dieſen Ideen und der poetiſchen Form (klaſſiſche Zeit) und der allmählichen Verflüchtigung jener Ideen und des Herabſinkens in leeren Formalismus. — Wird der Unterricht in der deutſchen Litteraturgeſchichte in die beiden oberſten Klaſſen unſrer höheren Schulen verlegt und nicht ſchon in den Sekunden damit begonnen, ſo kann meines Erachtens der Lehrer von dieſer hier vorgeſchlagenen, durch innere Geſchloſſenheit ſich empfehlenden Einteilung nicht ohne Gewinn für ein tieferes Verſtändnis des Entwicklungsganges unſrer Litteratur Gebrauch machen. — Nicht neu, aber in ihrer Zuſammenſtellung lehrreich ſind die „Urteile unſrer nhd. Klaſſiker über ihre mhd. Kollegen" (S. 99—125), d. h. Ausſprüche Herders, Leſſings, Goethes, Schillers über die dichteriſchen Werke unſrer erſten klaſſiſchen Litteraturperiode. Zwiſchen dieſen meiſt abſchätzigen Urteilen und der warmen Begeiſterung, mit welcher unſre hervorragendſten Germaniſten die wieder entdeckte Herrlichkeit der altdeutſchen Dichtungen begrüßt haben, nimmt der Verfaſſer eine vermittelnde Stellung ein. Sind wir heute durch die ausgezeichneten Leiſtungen jener im ſtande, dieſe Dichtungen wahrer und gerechter zu beurteilen, als es aus verſchiednen Gründen dem vorigen Jahrhunderte möglich war, ſo tritt dagegen für uns der Vorzug der mit dem 16. Jahrhundert beginnenden neueren

Dichtung, die Tiefe der Empfindung, die Gewalt der Sprache, unſerm Verfaſſer zufolge gebieteriſch hervor. — Mit einem Gegenſtande, der heutzutage wegen ſeiner Verknüpfung mit einem kirchengeſchichtlichen Intereſſe zu den am lebhafteſten im wiſſenſchaftlichen Streit verhandelten gehört, beſchäftigt ſich der folgende Aufſatz: über die gedruckte vorlutheriſche Bibelüberſetzung (S. 126—159). Schon lange bevor der jetzt noch hin und her wogende Streit durch Auffindung des waldenſiſchem Urſprunge zugeſchriebenen Codex Teplensis erregt wurde, wies der Verfaſſer in dieſem bereits 1879 in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen veröffentlichten Aufſatze auf die Bedeutung der vorlutheriſchen Bibelüberſetzung für die Geſchichte unſrer Sprache hin, unter dem Ausſpruche des Tadels über die unverdiente Vernachläſſigung, welche derſelben neuerdings von den Verfaſſern deutſcher Wörterbücher zu teil geworden ſei, während doch ſchon der alte Friſch dieſelbe ſehr häufig anführt. So tritt denn mit dieſem auf gründlicher Unterſuchung beruhenden Aufſatze der Verfaſſer in ſelbſtändiger Weiſe in die Reihe derjenigen zahlreichen Forſcher, welche den bis vor wenigen Jahrzehnten noch ziemlich dunkeln Zeitraum des Übergangs von der mhd. zur nhd. Sprachgeſtaltung zu erhellen erfolgreich beſtrebt ſind. Indem der Verfaſſer auch die Frage berührt, ob Luther die alte Bibelüberſetzung bei ſeiner eignen Arbeit benützt habe, und dieſelbe wegen des Fehlens jeglichen Hinweiſes auf dieſelbe — um ſo auffallender bei Luthers ſonſtiger Vollſtändigkeit in den Angaben der ihm bei ſeinem Werke zu Gebote ſtehenden Hilfsmittel — verneinen zu müſſen glaubt, macht er zuletzt die anziehende Bemerkung, daß ſich in weltlichen Dichtungen des Mittelalters eine ganze Anzahl deutſcher Citate aus der Bibel in derſelben Form wie ſpäter bei Luther vorfindet, ein Beweis, daß die betreffenden Bibelſtellen lange vor ihm ihren beſtimmten, ſprichwörtlich gewordnen Ausdruck im deutſchen Volke erhalten hatten. Wie in dieſem Aufſatze, ſo tritt auch in einigen der folgenden des Verfaſſers Vorliebe und Verſtändnis für die Geſchichte der Wörter zu Tage. Den ſchon anderwärts (Litterariſches Centralblatt 1888 Nr. 40) in Anſpruch genommenen „über die Etymologie des Wortes Sorge“ (S. 218–253) und den „über das Wort und den Begriff Poſſe“ (S. 254—272) erwähnen wir hier nur, um bei dem letzten „über den Entwurf eines neuen deutſchen Gloſſars“ (S. 273—297) etwas länger zu verweilen. Der Verfaſſer verſteht unter einem ſolchen ein Wörterbuch, welches nur die veralteten, dem Gebrauche und Verſtändniſſe der Gegenwart entrückten Wörter und Ausdrücke umfaßt. Indem er ein treffendes Wort Jean Pauls anführt: „Unſre Sprache ſchwimmt in einer ſo ſchönen Fülle, daß ſie bloß ſich ſelber auszuſchöpfen braucht. Wollen wir Deutſchen uns doch recht

der Freiheit erfreuen, veraltete Wörter zu verjüngen!“ sieht er Aufgabe und Zweck einer derartigen Sammlung nicht allein in der Ergänzung und etwa nötigen Berichtigung, welche den von ihm hinreichend gewürdigten lexikalischen Werken von Graffs Ahd. Sprachschatz an bis zum „Deutschen Wörterbuche“ zu teil wurde, sondern auch in dem praktischen Dienste, den sie dem Sprachschatze unsrer Gegenwart leistete. Wünschen wir dem „patriotischen Realisten“ soviel jugendliche Kraft und Ausdauer, daß er das von ihm selbst längst in Angriff genommene Werk glücklich zu Ende führe. Die Aufnahme, welche die Vorträge und Aufsätze bei allen kundigen Beurteilern gefunden, mag ihm den Schrecken benehmen, den er nach seinen eignen Worten über die Größe der Aufgabe empfindet.

Dresden. **E. Harich.**

Friedrich Kluge, Professor an der Universität Jena, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Vierte, verbesserte Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner 1888. Preis M. 10.

Im Jahre 1882 erschien die erste Auflage des vorliegenden Wörterbuches; binnen 6 Jahren hat es vier Auflagen erlebt, und dieser auf dem Gebiete der Wörterbuchschreibung ganz ungewöhnliche Erfolg ist wohl der beste Beweis dafür, in wie geschickter, gründlicher und fesselnder Weise der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat. Auf der breiten Grundlage der vergleichenden Sprachforschung errichtet zeigt der ganze Bau des Klugeschen Wörterbuches eine so strenge Einheitlichkeit und schöne Abrundung, daß wir sofort erkennen: in dem Schöpfer dieses Werkes haben wir es nicht nur mit einem Gelehrten schlechthin zu thun, sondern mit einem Gelehrten von gründlicher und umfassender Bildung, mit einem Gelehrten von Geschmack und feinsinnigem Verständnis für seine schwierige Aufgabe. Die vierte Auflage weist die allseitig anerkannten Vorzüge des vorliegenden Werkes in noch erhöhtem Maße auf. Neu hinzugekommen sind namentlich zahlreiche mundartliche Ausdrücke, wie denn überhaupt bei der Erklärung der Wörter die Mundarten in umfassenderer Weise herangezogen worden sind als früher. So sind z. B. Ausdrücke aufgenommen wie: äber (d. i. frei von Schnee), ablang, abmurksen, abspenstig, Abzucht, Andauche (Abzugsgraben), achter, Achterwasser, Adebar, Suffix -a, -ach, -aff, Albeere, Ätte (Vater), Atzel, Baas (Meister), Ducht (Ruderbank) u. v. a. Es finden sich Bemerkungen über das Vorkommen der Wörter in den Mundarten, wie unter Platz (2) und zahlreichen andern Wörtern. Diese die ganze Auflage durchziehende, eingehende Berücksichtigung der Mundarten ist eine höchst dankenswerte Bereicherung, die allein es schon notwendig macht,

daß die vierte Auflage des vorliegenden Buches auch von denjenigen Schulbibliotheken angeschafft wird, welche eine frühere Auflage bereits besitzen. Vielfach ist aber auch der eigentlich etymologische Teil selbst geändert, sodaß neue Aufschlüsse gegeben, neue Vermutungen beurteilt (z. B. unter Apfel die Ableitung aus malum Abellanum, die mit Recht als lautlich und formell bedenklich bezeichnet wird), häufig aber auch alte bewährte Etymologien, die in der ersten Auflage etwas zu rasch abgelehnt worden waren, wieder zu Ehren gekommen sind. Besonders wohlthuend hat es uns berührt, daß mancher Widerspruch, in dem sich an solchen Stellen früher das Wörterbuch mit Grimm und Weigand ohne hinreichenden Grund befand, auf diese Weise glücklich beseitigt worden ist. Man vergl. z. B. die Artikel Eifer, Schmetterling, Greif, Grille u. a. An vielen Stellen, wo früher die Bemerkung: „Vorgeschichte dunkel" den Wißbegierigen im Stiche lassen mußte, sind jetzt höchst schätzbare Nachweise gegeben, s. z. B. den Artikel: Graupe u. a. Die vorliegende Auflage erscheint demnach in so vielseitiger und zugleich vorteilhafter Weise erweitert und verändert, daß die früheren Auflagen nunmehr als veraltet anzusehen sind. Will daher der Lehrer sich und die Schüler in etymologischen Fragen vor Irrtum bewahren, so wird er gut thun, stets die neueste Auflage des Klugeschen Wörterbuchs zu Rate zu ziehen.

Die Sorgfalt und Gründlichkeit, sowie die Umsicht und Besonnenheit, mit welcher die neue Auflage ausgeführt ist, gereichen dem Verfasser, der sich schon wiederholt als einen Gelehrten von hervorragender Geistesenergie und Gestaltungskraft bewährt hat, zu hoher Ehre. Sollen wir einem Wunsche Ausdruck geben, so wäre es der, daß in einer künftigen Auflage nun auch die Wortentwickelung innerhalb des Deutschen in umfassender Weise berücksichtigt würde. Es finden sich ja nach dieser Richtung hin schon viele willkommene Hinweise (z. B. S. 9 anfachen, s. Fächer), aber hier ließe sich noch mancher Nachweis einfügen, z. B. über hellerlichterloh (helllicht, d. i. durchaus, ganz und gar licht, helllichterloh, hellerlichterloh), dagegen: Hellerlicht (d. i. Licht, das einen Heller kostet, daher geringes Licht), klinkern und klankern (zu klunkern) u. s. w. Dem Laien dürfte solche Belehrung sehr willkommen sein.

Dresden. **Otto Lyon.**

Kleine Mitteilungen.

— Unter der Überschrift „Gustav Freytag und die Fremdwörter" bringen die Grenzboten (in Nr. 26, S. 615 flg.) einen längeren Hinweis auf den unter diesem Titel im vorigen Hefte unsrer Zeitschrift f. d. deutsch. Unterr. erschienenen Aufsatz. Nachdem sie unserer Zeitschrift eine eingehende Besprechung

Brief an Albrecht von Eyb. — R. Bechstein, Erwiderung. — Miscellen. Nibelungenfehde.

Zeitschrift für deutsche Philologie XXI, 3: Zingerle, Zwei Bruchstücke der Reimchronik des Rudolf von Ems. — O. Brenner, Der Traktat der Upsala-Edda „af setningu háttalykils". — E. Heine, Eine Bearbeitung des Papinianus auf dem Repertoir der Wandertruppen. — G. Ellinger, Einige Bemerkungen zu J. P. Titz's deutschen Gedichten. — A. Huther, Herder im Faust. — E. Prosch, Zu Anastasius Grün. — G. Kettner, Wieland und Lessings Laokoon. — Besprechungen.

— 4: E. Sievers, Himmelgartner Bruchstücke. — P. Hamburger, Der Dichter des jüngeren Titurel. — E. Matthias, Erasmus Alberus Gespräch von der Schlangen Verführung. — J. Bolte, Ein Brief Johann Laurembergs. — K. v. Bahder, Karl Bartsch. — Konrad Maurer, Jón Arnason. — Besprechungen.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur XIV, 2: W. Streitberg, Die Abstufung der Nominalsuffixe -io- und -ien- im Germanischen und ihr Verhältnis zu der des Indogermanischen. — W. van Helten, Zur Lexikologie und Grammatik des Altostfriesischen. — W. Braune, Vingolf. — K. Breul, Zu den Cambridger Reinaertfragmenten. — H. Osthoff, Noch einmal got. afaikan.

3: H. Stickelberger, Konsonantismus der Mundart von Schaffhausen. — A. Leitzmann, Zur Laut- und Formenlehre von Griesshabers Predigten. — L. Beer, Zur Hildensage. — A. Waag, Zum „Lob Salomons". — M. H. Jellinek, Über einige Fälle des Wechsels von g und w im Agf. und Alts. — F. Kluge, Kater und Verwandtes. — R. Hildebrand, Ein viertes mittelhochd. ein. — R. Michel, Zu Parzival.

Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte I, s. 4: Herm. Grimm, Goethe und der Bildhauer Gottfried Schadow. — Karl Heine, Graf Essex aus Ludwig Hoffmanns Repertoire. — Bernh. Seuffert, Wielands Berufung nach Weimar. — C. A. H. Burkhardt, Herder und Goethe über die Mitwirkung der Schule beim Theater. — A. Sauer, Zu Grillparzers dramatischen Fragmenten. — A. E. Schönbach, Weinrebenzauber. — Edw. Schröder, Die Heimat des Buches der Schildbürger. — Ernst Jeep, Der Verfasser des Buches der Schildbürger. — Leo Arbusow, Schildbürger in Livland. — A. v. Weilen, Der Verfasser des Straßburger Saul. — Kluge, Faust in Frankfurt, 1756? — Winter, A. G. Kästner und Gottsched. — Köhler, Zu Lessings Gedicht: Das Muster der Ehen. — Litzmann, Ein unbekannter Tragödienentwurf Lessings. — Jonas, Zu Schillers Berglied. — Minor, Goethe in der Schlacht von Jena. — Günther, Zu Goethes ital. Reise. — Werner, Des Sängers Fluch von Uhland. — Hessel, Zur Erklärung einiger Gedichte Heines.

— II, 1: Netoliczka, Schäferdichtung und Poetik im 18. Jahrhundert. — Szamatólski, Veroaldus Franck als Quelle für Hans Sachs. — Valette, Der Bienkorb. Ein Beitrag zur Fischartlitteratur. — Minor, Zur Geschichte des deutschen Theaters im 17. Jahrhundert. — Pawel, Auswahl aus Klopstocks ungedruckten Briefen an Gleim. — Schüddekopf, Ein Stammbucheintrag Lessings. — Muncker, Herders Briefwechsel mit Kennedy. — Pniower, Zwei Probleme des Urfaust. — Distel, Körnerfunde. — Szamatólski, Der historische Faust. — Seuffert, Ein Pröbchen aus Schillers Redaktionsbureau. — P. Hoffmann, Das Flohlied in Goethes Faust.

Die Grenzboten 1. 2: Goethe- und Schillerhetzer. — 4 und 5: R. Kade, Zu Körners Tony und Zriny. — 5 und 6: F. Kuntze, Die Geschichte von dem kranken Königssohn. — 7: J. Minor, Goethe und die Gräfin Lanthieri. — 12 und 13: Necker, Grillparzer und seine Jugenddramen. — R. Hildebrand, Die Berliner Erklärung wider den allgemeinen Deutschen Sprachverein. — 15: Otto Speyer, Manzoni und Goethe. — 16: Ad. Stern, Amalie von Helwig.

Die Gegenwart 48: H. Düntzer, Auch ein Schillerbiograph (Otto Brahm). — 4: Oskar Bulle, Goethe und Karl August. — 7: R Kleinpaul, Etymologische Sagenbildungen. — 10: H. Düntzer, Ein Bildnis der Familie Goethe. — 14: H. Düntzer, Goethes Monodrama „Proserpina". — 19: E. Reichel, Das Weib in Goethes Lyrik.

Deutsche Rundschau, Januar: Jakob Baechtold, Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike. — März: W. Dilthey, Archive für Litteratur. — Phil. Spitta, Die älteste Faust-Oper und Goethes Stellung zur Musik. — April: G. Rümelin, Über die neuere deutsche Prosa. — Mai: F. Paulsen, Hamlet. Die Tragödie des Pessimismus.

Kritisches Jahrbuch, herausgegeben von Heinrich Hart und Jul. Hart, I, 1: Wilhelm Bölsche, Eduard v. Hartmanns Philosophie des Schönen. — Julius Hart, Das französische Sittendrama.

Die Mädchenschule, Zweiter Jahrgang, Erste Beilage: Ed. Ackermann, Kritik des von dem Preußischen Verein für öffentliche höhere Mädchenschulen entworfenen allgemeinen Lehrplans für vollentwickelte höhere Mädchenschulen. — 2 Heft: J. Wychgram, Das höhere Mädchenschulwesen in Belgien. — M. N., Über die Behandlung deutscher Gedichte auf der Mittelstufe der höheren Mädchenschule. — Recensionen: Joseph Seemüller, Franz Kern, Die deutsche Satzlehre.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, 129: Paul Nerrlich, Zwölf Briefe Jean Pauls an seinen Sohn Max. — 17: Paul Nerrlich, Jean Paul in Dresden.

Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben (Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung), Nr. 26 (1. Juli): Franz Söhns, Maccaroni in der Litteratur.

Sitzungsberichte der Münchener Akademie 1888, 2. Bd., Heft 3: Keinz, Beiträge zur Neidhardforschung.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen, Februar bis März: M. Zöller, Über die sogenannten allgemeinen Themata im deutschen Aufsatz und ihre Behandlungsweise.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, 39, 12: J. Minor, Zwei Schulhefte Schillers. — 40, 2: Joh. Ilberg, Die Überlieferung der Carmina Burana.

Neu erschienene Bücher.

Bardey, E., Praktisches Lehrbuch der deutschen Sprache für die Hand der Schüler. Erster Teil, 93 S. 3. Aufl. — Zweiter Teil. Vollständige Elementargrammatik. 230 S. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1889.

Fischer, Hermann, Professor an der Universität zu Tübingen, Klassizismus und Romantik in Schwaben zu Anfang unseres Jahrhunderts. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung 1889. 22 S.

Funke, A., Die Jungfrau von Orleans, erläutert für den Schulgebrauch, 2. Aufl — Goethes Hermann und Dorothea, erläutert u. s. w., 5. Aufl. — Schillers Wilhelm Tell, erläutert u. s. w., 4. Aufl. — Paderborn, Schöningh, 1889. Preis 0,75 Mark.

Göpfert, Ernst, Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium zu Annaberg, Wörterbuch zum kleinen Katechismus Luthers. Leipzig, B. G. Teubner 1889. XX, 220 S.

Heskamp, Heinrich, Maria Stuart, erläutert u. s. w., 2. Aufl. Paderborn, Schöningh, 1889. 212 S.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. Zehnter Jahrgang 1888. Erste und zweite Abteilung, Leipzig, Carl Reißner 1889. 374 S.

Lange, Friedrich: Lothar, ein modernes Epos in zehn Gesängen, Hamburg, J. F. Richter 1889. 189 S.

Linnig, Franz, Deutsches Lesebuch, 2. Teil. Sechste Aufl. Paderborn, Schöningh 1889. 582 S.

Lyon, O., Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. Mit Übungsaufgaben. 1. Teil. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1889. Preis Mark 2,40.

Naumann, Julius, Theoretisch-praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze. 5. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1889. 398 S.

Polle, Friedrich, Wie denkt das Volk über die Sprache? Leipzig, B. G. Teubner 1889. 153 S.

Sommer, W., Grundzüge der Poetik. Für höhere Lehranstalten. 4. Auflage. Paderborn, Schöningh 1889. 76 S. Preis Mark 0,75.

——, Leitfaden für den elementaren Unterricht in der deutschen Sprachlehre. 3. Aufl. Paderborn, Schöningh 1889. 60 S. Preis Mark 0,50.

Volz, B., Direktor des Victoria-Gymnasiums in Potsdam, Grundriß der alten Geographie (Griechenland, Italien, Palästina). 2. Aufl. Berlin, Spamer 1889. 144 S. Preis Mark 1,60.

Ziel, E., Erinnerungen aus dem Leben eines alten Schulmannes. Leipzig, B. G. Teubner 1889. 97 S.

☞ **Die Leitung des Blattes bittet die geehrten Herren Verleger und Verfasser, ihr neue Werke, welche sich auf die deutsche Sprache und Litteratur oder den deutschen Unterricht beziehen, wenn möglich sofort nach dem Erscheinen zuzusenden. Nur solche Werke können zur Besprechung gelangen, welche der Leitung des Blattes vorgelegen haben.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9 II.

Hola! und halloh! mit ihrem alten Hintergrunde, dabei etwas vom großen Christoph.

Von **Rudolf Hildebrand.**

Daß die beiden Rufwörter zusammengehören, sagt man sich leicht, sie klingen ja, wenn man über die zufällige, auch wechselnde Schreibung hinwegsieht (was Manchem freilich recht schwer wird), im Ohre wie dasselbe Wort, nur mit gewechselter Stellung der beiden Vocale. Ich hatte sie darum lange im Auge, zumal man von französischem Ursprung hörte. So gibt noch Weigand das erste als vom franz. holà entlehnt, anfangs auch halloh! aus franz. haler. Mit solchem Entlehnen aus dem Französischen (oder Lateinischen, Griechischen) war man aber früher und manchmal bis in neueste Zeit so rasch bei der Hand, daß es da in Zweifelsfällen besondere Vorsicht gilt. War es doch wohl gar, als ob ein deutsches Wort durch solche edle Herkunft in seinem Kulturwerth erhöht wurde, wie man solches Erhöhen über das Deutsche hinaus mit Ortsnamen vornahm (vergl. S. 305), ein halb unbewußter Standpunkt, von dem man doch nur allgemach loskommt. Die Franzosen verstehen sich nicht ohne Noth dazu, von einem ihrer Wörter deutschen Ursprung zuzugeben, wozu doch viel Anlaß ist und wer mag ihnen das groß verargen? Wir haben solches Selbstgefühl im Ganzen immer noch zu wenig.

Auch hola! und halloh! sind gut deutsch und wurzeln tief im alten heimischen Leben. Sie geben damit auch für den Unterricht eine für weitere Zwecke trefflich dienliche Anregung, wieder auch mit schöner — Denkübung, die von den Worten aus der Schulstube hinaus ins volle Leben führt und weit in das alte Leben zurück. So will ich die Hauptsachen hier vorbringen, möglichst so, wie ich sie mir zugleich für die Schule brauchbar denke.

Licht kam durch Stellen aus älterer Zeit, wo die Rufe dienen, um am Flusse dem Fergen, dem Fährmann zu rufen, wie jetzt „hol über!" und zwar in beiden Formen, sodaß sie auch da schon genau zusammengehören. So hola! in einer Scherzrede von der Heidelberger Universität ums J. 1500, bei Gelegenheit eines sog. quodlibet gehalten, wo Witz und Satire freien, ja tollen Lauf hatten, in einer Rede de fido concubinarum in sacerdotes von Paulus Olnarius, neu gedruckt bei Zarncke, die deutschen Universitäten im Mittelalter Lpz. 1857 S. 88 ff. Da wird von einem Pfaffen erzählt, der seine Concubine verloren hat und ihrer auch in seiner nächsten Predigt auf der Kanzel gedenkt am Schluß

der Aufzählung der Letztverstorbenen, für die es zu beten gilt. Zuletzt vor Erwähnung der Geliebten heißt es: helfen mir auch gedenken des edlen bluts Ottkern Hertzhäusel, gesessen in der Kalbsgassen usw., Ror Enderlins dochterman, gut gesell zum mülstein, hola, hola, ferg, hol. Wie das in diesen Zusammenhang gerathen ist, sieht man nicht, es war die Art solcher quodlibeta (daher noch unsere „Quodlibet"), alles, auch den größten Ernst, mit Witz zu durchsetzen, Anspielungen gelehrter Art und aus dem nächsten Alltagsleben durch einander zu würfeln. Der Herzhäusel war vielleicht ein Heidelberger Müller gewesen, wenn man den Mühlstein so deuten darf, als Fährmann aber ist vielleicht der Charon gedacht. Auf alle Fälle ist die Vorstellung augenblicklich am Flusse und wir hören da, wie man am Neckar dem Fergen rief. Wir können uns das hola! so gebraucht sicher in die mittelhochd. Zeit zurückversetzen oder weiter.

Ebenso hallo! am Main im 15. Jahrhundert. In J. Grimms Weisthümern 1,530 findet sich in einem Weisthum aus Kostheim bei Mainz v. J. 1471 eine Bestimmung, daß neben dem Fergen jeder andere Dorfgenosse das Recht des Überfahrens haben solle, falls jener säumig wäre: sesz ein man im dorf zu Costheym und hette ein schifflin oder ein nachen, und sesz ein mensche hinsit (jenseit) Meyns oder uf disser siten, und rief dri male hallo! hallo! wolt der ferge ine dan nit halen, so mag ine der mit sym schifflin oder nachen halen an strafunge der fergen (ohne daß der Ferge und die Seinen ihn deshalb strafen können).

Also hallo, eigentlich halo deutlich zu halen, d. i. holen, wie hola zu holen, beides stützt einander genügend. Ich gab die Stellen als Beisteuer zum Grimmschen Wörterbuch; dadurch ist denn auch bei Weigand in der letzten Ausgabe die französische Erklärung von halloh weggefallen (für hola noch nicht). Die auffallende Doppelform hat ihren guten Grund eben in alter Doppelform von holen, das im Ahd. merkwürdig genug mit zwiefachem Stammvocal ausgeprägt erscheint (nicht im Ablautsverhältniß), holôn und halôn (altf. nur halôn), Imp. holô und halô, s. Graffs ahd. Sprachsch. 4,850 ff., wobei der Lehrer den Schülern (und sich selber) die hübsche Zungenübung zumuthen müßte, auch nach dem betonten kurzen Stammvocal (der ja in hola! und halloh! noch seine Stelle hat) doch nur ein *l*, nicht zwei auszusprechen. Solche Zungenübung, daß die Zunge über ihre Gewöhnung hinweg dem Willen und Gedanken gehorchen lerne, hat neben der heitern Anregung, die sie als Turnübung im Kleinen gewähren kann, wenn sie der Lehrer nicht mit bitterm trocknem Ernst betreibt (dazu ist die Sache doch gar nicht angethan), etwas recht Dienliches außerdem, zur Bildung des Willens, so

hochgegriffen das Manchem klingen mag. Sie ist, wie am Französischen und Englischen, auch am Altdeutschen zu haben, worauf Viele, fürchte ich, nicht genug achten, bei sich und bei den Schülern.

Die Doppelform mit *o* und *a* hat auch das Mhd. überdauert, wie eben die beiden Stellen zeigen, halen im 15. Jh. bei Mainz (es ist noch die nd. Form) neben holen bei Heidelberg. Denn daß dieß das Wort war für das Amt des Fergen, zeigt z. B. die Stelle in den Nibelungen, wo die Burgunder an die ausgetretene Donau kommen und Hagen nach dem Fergen ruft:

er begunde ruofen vaste über die fluot:
nu hol mich hie, verge usw. Nib. 1490, 2 Lachm.

Nun sieht jenes hallo! neben dem halen aus wie der ununterbrochen erhaltene ahd. Imp. hálô, merkwürdig genug, wenn es so wäre, und ganz unmöglich wohl nicht, vergl. die Formen dero, iro (Ihro Gnaden u. ä.), worin dieselbe anziehende Frage vorliegt, da sie sich übers Mhd. hinweg erhalten zu haben scheinen. Das -ô diente zugleich dem Bedürfniß des schallenden Rufens, z. B. in oberd. Mundarten vatero! Hanso! (s. Grimms Gramm. 3, 289 flg., vergl. auch feurio! zeter mordio!), wie in hólâ das -â, das ja mhd. frei verwendet wurde zu solchem Zwecke (s. Zingerle in der Germania 7, 257 ff.), z. B. beim Gelage trinkâ trinc! im Turnier stichâ stich! als möglichst schallende Aufforderung, deren Schall andern Lärm übertönen mußte, wie auch im Kampfgetümmel, wenn einem die Speere ausgiengen, der Ruf nach neuen: wâ nu sperâ sper! Es macht mich ungeduldig, wenn ich dieses -â, das so ins volle Leben hineinzieht aus der Enge der Studierstube heraus, wohl auch einfach als „grammatisches Suffix" behandelt finde. Das Wesentliche dabei ist, daß das schallende gezogene â so in die Mitte genommen wird von dem Gegenstande, dem der Ruf gilt. Und so in der Weisthumstelle das holâ hol! nur von ferg unterbrochen. Aber nothwendig war diese Doppelung nicht, das zeigt z. B. spät im 16. Jahrh. bei Fischart im Garg. 87^{b} horchâ bubâ, wechsel hie den kreuzer (s. in Grimms Wb. unter ausbereiter und unter horchen 1, b) und so denn auch bloßes hólâ.

Aber, um keine Lücke zu lassen, auch *hálâ* erscheint neben hálô, allerdings noch nicht altbezeugt und nicht vom Fährmann, wird sich aber doch auch noch so finden. Es ist ein Rufwort, das in mitteldeutschen Landen gilt, von Gebildeten kaum beachtet oder verachtet, in Thüringen (z. B. in Arnstadt), im Altenburgischen und südlichen Sachsen (z. B. Penig), und zwar neben hólâ. Man ruft so, wenn man ein Haus betritt irgend eines Geschäftes wegen (auch z. B. einen Kaufladen) und findet niemand vor. Da macht man Halt in der Hausflur oder auf dem Vorsaal und läßt den Ruf erschallen, hálâ (hallâ) oder hólâ, da-

mit jemand komme, eigentlich um den Ankömmling zu „holen". Auch in Feld und Wald ist hólâ (und gewiß auch hálâ) so gebraucht, wenn man z. B. des Weges irre ist und jemand in der Ferne sieht, ihn anzurufen, daß er den Weg weise. Der Fall tritt erwünscht vermittelnd zwischen den Gebrauch im Hause und den am Flusse, von dem man sich das Ganze recht gut ausgegangen denken kann. Ich höre übrigens von glaubwürdigster Seite, daß hola! doch auch noch hie und da dem Fährmann gilt, z. B. an der Mulde in der Leisniger Gegend. Kommt die Sache in der Classe einmal zur Sprache, so wird das die Geister freudig wecken, daß sie etwas aus dem freien Leben, das sie meist besser kennen als der Lehrer, mitten im Schulzwang brauchen können, um auch den Lehrer zu belehren, der sie wieder über ihr eigenstes Leben und Wissen belehrt. Das Ganze ist zugleich so eigen von freier alter Poesie umgeben, die da einmal aus dem Leben selber, nicht aus den Büchern kommt.

Gerade das Fährmannswesen hat eine wunderbare Poesie um sich, als gebliebenes Stückchen uralter Zeit. Es wäre den Schülern leicht klar zu machen, wie wichtig es einst gewesen sein muß in den Zeiten, wo es Brücken so wenig gab, wo Brückenbau, vollends mit Pfeilergründung mitten in das strömende Wasser hinein, eine Aufgabe war, die fast unlösbar schien oder an die man wenigstens in Stein lange gar nicht dachte. Was eine Fähre und Fährmann noch jetzt bedeutet für meilenweite Umgegend, das erfährt der Städter erst, wenn er einmal lange in einer Gegend lebt, wo ein Fluß meilen auf und ab noch keine Brücke hat.

Unsere Vorfahren haben ja den Brückenbau unmittelbar von den Römern gelernt. Nachher erscheint er als ein Stück der Cultur, die dem in den germanischen Gauen vordringenden Christenthum folgte und es förderte und stützte. Darauf fällt ein erwünschtes Licht durch den nicht lange erst gefundenen merkwürdigen ahd. Spruch von einem Brückenbau, der in Müllenhoffs und Scherers Denkmälern, 2. Ausg., S. 483 mitgetheilt ist, in andrer Fassung in den Sitzungsber. der Berl. Akad. 1885 S. 577, dessen eigenartigen Werth auch Scherer noch nicht recht faßte. Ich will die Hauptsache hier vorbringen, da sie zu gut in den Zusammenhang paßt. Es wird darin erzählt, wie Donar, auf Ădâmes prucche stehend, den Stein sebîtôta zi wite, d. h. spaltete wie Scheite zu Brennholz (witu), wie aber Christus, merkwürdig nicht so, sondern Ădâmes sun genannt (entsprechend dem noch merkwürdigeren Ădâmes pruccha), dazu kam und den Bau schützte, indem er des tieveles sun vertrieb und zuo der stûdon sluog (ich wähle aus den zwei überlieferten Fassungen die Formen nur nach der Rücksicht auf raschestes Verständniß). Was weiter in dem Spruche folgt, hat damit eigentlich nichts zu thun, ist ein anderer Spruch, mit jenem älteren zusammengeschweißt.

Darin ist uns, glaub ich, ein wirklicher Vorfall überliefert aus der Zeit des Kampfes zwischen Christenthum und Heidenthum. Es wird von Christenhand eine Brücke gebaut, und zwar von Stein (wären es auch nur die Pfeiler), sei es am Main oder so. Die noch heidnischen Anwohner jenseits wollen sie aber nicht dulden, suchen sie zu zerstören, werden jedoch von den christlichen Germanen diesseits zurückgeschlagen. Das ist hier in den mächtigen, einfältig hohen Stil gefaßt, in dem die älteste Zeit dichterisch dachte; es ist wie aus Priestermund, in altgermanischer Kunst, aber nun im Dienst des Christenthums: der alte Landesgott Donar (der dabei merkwürdig genug noch seinen alten preisenden Beinamen erhält, Donar dietêwîgo, dietmahtiger usw.) will die Brücke durch seinen Blitz vernichten, der neue mächtigere Christengott aber erscheint und schlägt ihn zurück in den Wald (Staude, Busch), wohin er gehört, nicht mehr in das neu angebaute Land, das mit dem neuen Glauben auch der Cultur erschlossen wird. Bei dem Kampfe um den Bau wurden je beide von ihren Bekennern angerufen, als gegenwärtig gedacht, sie thaten eigentlich was geschah.

Warum aber die Heiden drüben die Brücke nicht wollen, statt sich ihrer zu freuen? Wohl, weil eben mit ihr Christenthum und Cultur und Waldverwüstung, die sie auf der andern Flußseite sahen, auch bei ihnen nun eindringen wollte. Vielleicht wurden damit auch Rechte und Einkünfte, die an der Fähre oder Furt hiengen, gekränkt. Denn Donar scheint ein Recht an die Flußstelle zu haben, standen etwa Fähre und Furt, wie der Fluß, unter seinem Schutze? So wurden die Brücken in alter Zeit unter göttlichen Schutz gestellt und von den Priestern geweiht (auch das nach altrömischem Vorgang), daher Heiligenbilder und selbst Capellen auf den Brücken, wie man es hie und da jetzt noch sieht.

Fähre oder Furt — Brücken wurden nämlich an Stellen angelegt, wo ein Übergang altherkömmlich war, wie denn die Stellen dazu immer durch die Gelegenheit des Bodens wie des Flusses und des nöthigen Verkehrs herüber und hinüber an die Hand gegeben sind. Alte Brücken (und daher alte Städte, auch Dörfer) stehen in der Regel an Stellen, wo der Fluß besonders breit ist, oft mit Inselchen oder Sandbänken, die die Anlage der Pfeiler erleichterten und darboten. Ebenda ist aber in der Zeit vorher immer eine Fähre oder eine Furt zu denken, oft wohl auch beides wechselnd, je nach dem Stand des Wassers, der in alter Zeit wohl stärker wechselte als jetzt. So war eine solche Stelle von selber von Alters her heilig, auch war das Amt des Fergen ein hochwichtiges Gemeindeamt oder Gauamt, das selbst an edle Geschlechter als Lehen vergeben vorkommt sammt den daran haftenden Rechten und Einkünften.

Noch einen Schritt weiter zurück in den Nebel der Vorzeit, der doch für die neugierige Phantasie so unwiderstehlich anziehend ist, gerade weil sie da fast ganz mit ihren eignen Mitteln schöpferisch arbeiten muß oder darf, wird man durch den Umstand geführt, daß alte Städte an Flüssen oft den Namen Furt führen, also als ursprüngliche Furten bezeichnet sind, die eben durch ihre Wichtigkeit die Anlage der Stadt herbeiführten, die dann den Namen beibehielt. So Erfurt, Frankfurt, in ältester Form Erpesfurt, Erphesfurt, nach einem Erp, Erph benannt, und Francônofurt, später Frankenfurt, die Furt der Franken, also nach einem ganzen Stamm oder Volk benannt, dem die Flußstelle als Übergang für Krieg und Frieden von allgemeinstem Werthe war. Nun ist es eigen und vielleicht kein Zufall, daß in Frankfurt wie in Erfurt und Umgegend Spuren von alter Verehrung des heiligen Christophorus sind. Im Dom zu Erfurt und Frankfurt, also an heiligster Stelle, ist dem Riesen, dem Träger Christi durch die Furt, ein gemaltes Bild geweiht und dazu eine ganze, haushohe, breite Wand gewidmet, daß er mit seiner ungeheuren Erscheinung eigentlich den heiligen Raum beherrscht, mit seiner Tanne als Stab und Stütze in der Rechten.

Vielleicht ist auch darin ein Stückchen alter Wirklichkeit enthalten, in jenen alten Stil gefaßt, hier recht eigentlich zugleich kindlich und riesenhaft, wie er ist (daher auch dem Schülersinn leichter zugänglich, als uns Alten). Ich meine, war nicht bei solchen Furten, für den Fall niedrigen Wasserstandes, wie später ein Ferge, so zuerst ein Furtmann oder wie er heißen mochte, angestellt, Leute und Waaren durch das Wasser zu tragen? Das kommt ja noch z. B. in Indien vor, ein Beweis, daß es ältesten Zuständen wohl entspricht. Natürlich mußten dazu große, riesenähnliche Männer am besten dienen. Das scheint der Kern der Sage vom „großen Christoph", wie er in der Erfurter Gegend einfach heißt. Die Sage berichtet aber zugleich von dem Übergang aus heidnischem in christliches Leben. War etwa Christophorus als Heide im Dienste Donars und wurde nun durch die wunderbare Erfahrung, die er mit dem Gottkinde macht, für den Dienst des Christengottes gewonnen, wie die Furt selber? Erscheint doch Donar oder Thor selbst als solcher Furtmann, wenn er den Örvandil auf seinen Schultern durch Ströme trägt. Auch dem Furtmann galt aber wahrscheinlich schon der Ruf hálô! der mit seiner Einfachheit (noch heute mit Du darin, wie „hol über!" auch,) so alt aussieht, einfacher gar nicht möglich, daß man ihn sich z. B. schon in des Arminius Zeit und Munde erklingend denken darf.

Also nichts da von französischem Einfluß. In den Rufworten, die nach der obigen Betrachtung nun wohl nicht mehr niedrig, sondern schön gehaltvoll klingen, ist ein Stück höchstes deutsches Alterthum überliefert,

das man ganz leicht noch hindurchſcheinen ſehen kann. Das franzöſiſche holà wird vielmehr das deutſche Wort ſein, ob noch aus der Zeit der Franken her, traue ich mir nicht zu ſagen; ſchon daß das *h* kein ſtummes iſt, deutet darauf, und wenn man es aus dem Rufe ho und là entſtanden erklärt (ſ. Littré), wie denn holàho! verbunden wird, ſo paßt das wohl recht gut, ändert aber an jener Annahme nichts. Auch nicht die Betonung der letzten Silbe, die z. B. in Heſſen gilt und überhaupt im Weſten, wie es ſcheint, daher in Spees Trutznachtigall, wo die Geſpons Jeſu, im Walde allein, nach Jeſu ruft (Cöln 1649 S. 11.):

Ich rieff Hola!
Vnd ſchnell Wer da?

Ebenſo hat jetzt halloh den Ton auf der Schlußſilbe, das gar nicht franzöſiſch iſt. Da urſprünglich beide Silben ſtark betont zu denken ſind, um dem Bedürfniß des lauten Rufens zu genügen, iſt es ganz denkbar, daß bei ſchnellerem Sprechen der zweite Ton, auf dem eigentlich die Rufkraft ruhte, den erſten überwog. Wenn übrigens halloh! beſonders als Jagdruf entwickelt iſt, ſo mag das, wie Weigand bemerkte, daher rühren, daß es urſprünglich den Hunden galt, als Sporn, die Beute herbeizuholen.

Da aber von holen einmal die Rede iſt, möchte ich aus dem reichen Leben des alten Wortes noch einen hübſchen und anregenden Zug hervorheben, was die Wörterbücher verſäumen. Jeder kennt und braucht das Wort in einer Wendung: „Ich habe mir nur einen Schnupfen (o. ä.) geholt", der Schnupfen als das, was er von einem Feſt oder Vergnügen als Gewinn davongetragen hat. Man holt ſich nur, was man braucht oder ſucht, wer wird ſich alſo einen Schnupfen „holen"? Man merkt leicht, daß mehr dahinter ſteckt, etwas, das verdunkelt iſt, aber noch dunkel doch auch hervorblickt. Der Hintergrund thut ſich auf, wenn man die mhd. Wendungen aus dem Kampfleben dazu nimmt: den prîs holn, oft im Parzival, vom Sieger z. B. in einem Turnier, auch die gâbe holn, d. h. den ausgeſetzten Siegespreis, Hagens Minneſ. 1,325ª, ebenſo den sige erholen, d. i. den Preis als Sieger, auch kurz den turnei holn Haupts Zeitſchr. 5,276, und, wie immer bei vielgebrauchten Wendungen, einfach ez holn Bit. 10081, d. i. der Sieger ſein; auch in der Gudrun 1437,3, hier mitten in der Schlacht, von dem Kampfe zwiſchen Herwig und Ludwig. Dieß einfache ez holn hat noch ſein entſprechendes Gegenſtück in dem franz. l'emporter, eigentlich den Preis „davon tragen", wie wir auch noch ſagen (man denke z. B. an den Einzug eines Schützenkönigs mit dem vor ihm her getragenen Preiſe), und ebenſo wieder: „Ich habe nur einen Schnupfen davon-

getragen", d. h. als den Gewinn, den ich zeigen kann. Also eigentlich Witz, Verdruß, der sich so witzig Luft macht. In der Sprache, die wir täglich brauchen, ist noch viel, nur verdunkelter und noch nicht wieder bemerkter Humor enthalten, von dem das Denken, Empfinden und Reden unsrer Vorfahren voll war, wie noch jetzt das des sog. gemeinen Mannes. Oft ist er jetzt tief versteckt und verdeckt, weil die Sitte, an die er anknüpft, verloren ist Hier aber ist er noch so leicht an das älteste Leben unsrer Ahnen anzuknüpfen, und das ist so fruchtbar für Schülergedanken, als rechte — Denkübung, die über das Nahe und von dem Nahen in die Ferne hinausdenken lehrt und zu der sie auch selbst helfen können. Und noch ein Wort von dem eigentlichen Begriff von holen. Wer ihn deutlich vor sich haben will, gerade in der hier besprochenen Anwendung, braucht nur an eine Kletterstange zu denken, wie sie bei Vogelschießen u. dergl. noch ausgerüstet wird mit den hoch oben ausgehängten Gaben (Gabe hieß auch der Preis, Siegespreis); wer von den Knaben die Anstrengung daran wendet, der will sich ein seidenes Tuch o. ä. „holen". Anstrengung, um etwas herbei zu schaffen, ist der Kern des Begriffs (auch beim Fährmann oft genug zu sehen). Daher kann ich mich nicht dazu verstehen, unser Wort mit griech. καλέω, lat. calare rufen, als schlechthin urverwandt eins anzunehmen, wie man schon lange thut. Heißt es doch z. B.: „Ich habe ihn schon so oft gerufen, er kommt nicht, ich werde ihn holen müssen."

Und noch ein Wort aus der Gegenwart kann hier sein Licht finden, in dem es längst versunkener Vorzeit über viele Jahrhunderte hinweg die Hand reicht: sich erholen. Wer krank war, besonders schwer krank, erholt sich, kommt wieder zu Kräften, eigentlich aber: kommt vom Liegen wieder zum Stehen und Gehen. Mir kam diese Überzeugung, als festes Bild, das ich immer deutlicher vor mir sah, aus der Beschäftigung mit den Rechtsbüchern des 13./14. Jahrhunderts. Da ist in dem streng formell entwickelten Verfahren vor Gericht ein entscheidender Umstand, daß man bei einer vorgebrachten Klage, einem abgelegten Eide sich nicht verspreche, und man bittet daher im voraus um Bescheid, wie oft man sich erholen dürfe, d. h. den Eid u. dergl. noch einmal anfangen (daher unser „wiederholen"), was auch einfach holunge genannt wird. Was das für einen Hintergrund hatte, zeigt sich deutlich in dem hochwerthvollen Freiberger Stadtrecht (dem jetzt endlich durch Ermisch eine würdige Ausgabe zu Theil ward). Da heißt es z. B. im 8. Cap.: der kleger mac einis urteilis biten, wie dicke (oft) er sich irholen sulle; nachher: bestêt he alsô (ohne sich zu versprechen), sô sul man die boten (des Beklagten) manen (ihr Urtheil abzugeben), sprechen die, daz he gestanden sî, sô ist he gestanden usw. Und im 27 Cap. in einem ver-

wandten Falle: welcher zu einem mâle irvellit, der ist (überhaupt) irvallen, der mac nicht mê gestên (Schott, Sammlungen zu den deutschen Land- und Stadtrechten Lpz. 1775 3,230) — also von Rede vor Gericht, mit der man „besteht" oder nicht, gestên oder bestên und im Gegentheil ervallen. Das ist anders entstanden gar nicht denkbar, als daß es auf das Gerichtsverfahren mit Rede längst schon mit übernommen war von dem Verfahren mit gerichtlichem Zweikampf (von dem eben das 27. Cap. dort handelt), vom Waffenstreit auf den Wortstreit, wie manche andere Wörter der Gerichtssprache, z. B. Streit selber, das die Bauern noch jetzt auch für Proceß brauchen, ahd., mhd. strît Waffenkampf. Nun ist auch sich erholen klar in seiner Entstehung, eigentlich sich wieder aufraffen, wenn man im Kampfe zu Falle gekommen, um den Kampf fortzusetzen (or — dabei in seiner eigentlichsten Bedeutung, ahd. ur, von unten nach oben, vgl. „Ursprung"). So ist denn in dem heutigen „sich erholen" vom Kranken, der vom Lager aufsteht, das älteste Bild rein erhalten: so lange kann ein Bild oder Begriff in der Sprache bewahrt bleiben. Mir ist es immer ein eigenthümlich stärkendes Gefühl, etwas von heute so weit in die Vorzeit zurückreichen zu sehen wie einen unabgerissenen Faden des Gewebes, wie viel auch an Farbe und Form sich ändert im ganzen Gewebe wie in seinen Fäden. Beiläufig übrigens, auch ein im Schulleben wichtiges Examenwort findet hier seine Anknüpfung im Gewebe: „er hat gut bestanden", wie dort der Schwörende und Kämpfende vor Gericht. Auch das Gegentheil „durchfallen" gehört in den Zusammenhang der alten Vorstellungen, nur daß das alte ervallen da mittelst „durch" eine andere scherzhafte Anwendung bekommen hat, von der in Grimms Wörterbuch unter korb das Weitere zu finden ist.

Noch einmal von der Wortfolge im deutschen Haupt- und Nebensatze.

Von **Theodor Matthias** in Zittau.

Auf Seite 97 flg. des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift ist von Bernhard Maydorn in Ratibor die Unterscheidung von Haupt- und Nebensatz ebenso anziehend als anregend behandelt worden. Nur die Erkenntnis von der Wichtigkeit dieser Frage, die ich mit dem verehrten Verfasser des besagten Aufsatzes teile, sowie die Hoffnung, ein einfacheres Unterscheidungsmittel anführen zu können, veranlaßt mich, zu derselben Sache die Feder zu ergreifen. Doch bemerke ich, daß die

folgenden Zeilen oft eine Kenntnisnahme von dem Maydornschen Aufsatze voraussetzen, wie auch, daß ich mich begnügen werde, für Auffassungen, in denen ich mit Maydorn zusammentreffe, einfach auf ihn zu verweisen.

Auch ich kann mich nicht damit befreunden, daß man stets nur das für den Hauptsatz negative Unterscheidungsmittel von dem im Nebensatze meist am Ende stehenden Prädikatsverb anwendet, und stimme Maydorn in der Forderung bei, daß man auch für den Hauptsatz ein positives Merkmal suchen muß. Dieser stellt nun aber folgende Regeln auf:

1. Sätze ohne Einleitung mit grader Wortstellung sind Hauptsätze: z. B. ihr wundert euch.
2. Sätze ohne Einleitung mit ungrader Wortstellung sind Nebensätze: z. B. wollt ihrs versuchen, . . .
3. Sätze mit Einleitung und grader Wortstellung sind Nebensätze: z. B. wenn sie weinte.
4. Sätze mit Einleitung und ungrader Wortstellung sind Hauptsätze: z. B. da kam er in eine große Stadt.

Hiernach müßten sich die Schüler, ehe sie sich bei jedem Satze für Haupt- oder Nebensatz entscheiden, über viererlei[1]) unterrichten, über das Subjekt, über das Prädikatsverb, über deren Stellung im Verhältnis zu einander und endlich über das, was Maydorn „Einleitung" nennt, ob am Anfange steht eine Konjunktion, ein Adverbiale, eine nicht unmittelbar zum Subjekt gehörige attributive Bestimmung, eine vom erklärten Substantivum getrennte vorangestellte Apposition, ein Objektskasus, ein „so" oder „da" des Nachsatzes[2]), bez. ein ganzer Vordersatz ohne ein solches nachfolgendes zusammenfassendes Wörtchen und endlich der einem eingeschobenen Satze vorangehende Teil einer Rede.

Das ist zu viel und würde allein genügen, um Maydorns Unterscheidungsmittel als zu umständlich und schwierig zu handhaben erscheinen zu lassen, wenn auch nicht noch zwei Umstände hinzukämen, um deren willen man noch mehr Anstoß an jener Regel nehmen muß. Um nämlich seine Regel, von der Maydorn übrigens ohne weiteres zugiebt, daß

1) Ja, wenn ein Relativsatz vorliegt, gilt es sogar 5. noch die für Schüler der Unterklassen erfahrungsgemäß recht schwierige Unterscheidung, ob das beginnende Relativum der Nominativus oder Akkusativus, bez. Subjekt oder Objekt ist; grade daß Maydorn die Relativsätze mit dem Relativum im Nominativ von denen mit einem anderen Falle des Relativs an der Spitze trennen und als Ausnahme von seiner Regel hinstellen muß, hätte ihm zeigen können, daß er in der Inversion eine Nebenerscheinung zum Einteilungsgrunde genommen hat.

2) Genauer hätten hier auch noch erwähnt werden müssen das nicht so seltene „dann" und vor allem die einem vorangehenden Relativsatze entsprechenden Demonstrativa in Sätzen wie: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht" u. s. w.

sie „auch“ nicht auf alle Fälle paßt, doch für möglichst viele anwendbar zu machen, erklärt er Wunsch- und Ausrufesätze, wie „Dürften wir nur so einmal an die Fürsten!“ (Götz I, 1) und „Was das ein Geldspiel kost't!“ (ebenda II, 10) für selbständige Nebensätze. Indes, wenn dieser Ausdruck auch nicht deshalb zum Widerspruche reizt, wie er fürchtet, weil er eine contradictio in adjecto enthält, so steht er doch auf alle Fälle in Widerspruch mit seiner eigenen (S. 106) Forderung einer historischen Syntax, die ja heute überdies so ziemlich allgemein gestellt wird. Denn nachdem ein L. Lange, ein Schömann und ihnen nach, aber wahrlich nicht weniger tief und eindringend die Germanisten die Entstehung der Bedingungsnebensätze aus Haupt- und zwar teils aus Frage-, teils aus Wunschsätzen nachgewiesen haben, dürfen wir doch nicht Hauptsätze zu Nebensätzen herabdrücken, am allerwenigsten derartige, die noch heut von jedermann als solche empfunden werden.

Ferner ist Maydorns Bemerkung auf S. 103 gewiß richtig, daß man jetzt gelernt habe, unter Nebensätzen nicht nur etwas Nebensächliches, sondern einen ganz besonderen Typus von Sätzen nach Wortfolge und Färbung des Sinnes zu verstehen. Aber grade deshalb heißt es auf der anderen Seite das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn auf das Eigentümlichste an der Form der weitaus meisten Nebensätze, die Umklammerung derselben durch das einleitende Wort, Konjunktion, Relativum oder Interrogativum, und durch den konjugierten Teil des Prädikates, ganz verzichtet wird. Wird doch, wie Kern in seiner „Deutschen Satzlehre“ S. 25 treffend ausführt, gerade durch diese eigentümliche Stellung ganz merkbar zum Ausdruck gebracht, daß der Nebensatz ein im Verhältnis zum Hauptsatze bereits gebildeter Gedanke ist.

Endlich aber — und das ist vielleicht gar die Hauptsache — ist die Inversion nur ein Nebensächliches für die Grammatik und somit auch für die Beantwortung unserer Frage, eine Hauptsache dagegen für die Stilistik und vollends für die Rhetorik. Sie ist ein Zeichen und Ausdrucksmittel für jede Emphase und daher angezeigt und thatsächlich vorhanden in den meisten Befehls-, Wunsch-, Ausrufesätzen und Satzfragen. Und wodurch wird sie denn hervorgerufen? Doch nur dadurch, daß das Subjekt hinter das Prädikatsverb treten muß, sobald des Nachdrucks oder des Anschlusses halber ein anderer Satzteil als jener an die Spitze treten soll; doch nur dadurch also mit anderen Worten, daß das Prädikatsverb des Hauptsatzes jedem anderen Satzteile jede Stelle im Satze gönnt, nur nicht die zweite! Diese Stellung des Prädikatsverbs im Aussagehauptsatze ist also der Pol, um den alle anderen Satzteile sich drehen, ist der Gesichtspunkt, von dem aus auch die Unterscheidung von Haupt- und Nebensatz erfolgen muß.

In der Schule nun würde ich die Sache im Zusammenhange mit der Lehre von den Satzzeichen folgendermaßen anfassen:

Die Sextaner, von denen man außer bei Anreden und später bei Appositionen kaum verlangt, daß sie — selbständig! — Kommata setzen, haben doch außer den Zeichen bei der wörtlichen Rede und dem Punkte vor allem und zwar besonders nach dem Tone, woran sich denn Meister Hildebrands Behauptung, daß das lebendige Wort Wunder thue, wieder bestätigt, erkennen gelernt, wie ein Ausrufezeichen nach Befehls-, Ausruf- und Wunschsätzen und nach Fragen ein Fragezeichen stehen muß. Dem Quintaner kann man also die Sache weiter so vorführen: 'Alle (von ihm am Tone und dessen Zeichen [!?] längst erkannten) Befehls-, Ausruf-, Wunsch- und Fragesätze sind Hauptsätze. Außerdem giebt es Aussagehauptsätze, und diese erkennt man daran, daß ihr Prädikatsverb an der 2. Stelle steht (I)'. Die erste Stelle kann ebensogut vom Subjekte eingenommen werden, als von allen jenen Satzteilen und Sätzen, die Maydorn als Einleitung bezeichnet. Diese Erkenntnis und Auffassung aber den Schülern beizubringen, dürfte dann die Hauptaufgabe sein, wenn sie obige Regel sollen sicher und bewußt handhaben lernen. 'Sätze, in denen das (konjugierte) Prädikatsverb an einer anderen Stelle, und zwar zumeist am Ende steht, sind Nebensätze (II). Doch ist zu beachten, daß die beiordnenden Bindewörter 'und, ja, auch, selbst[1]), oder, entweder, aber, sondern, allein (doch), denn, nämlich', dabei ungezählt bleiben'.

Ich mache hierzu nun darauf aufmerksam, daß nach dem angegebenen Merkmale auch so kleine Sätze, wie „er schlief" und „während er schlief", „da liegst du" und „da du liegst", was nach der üblichen Regel, wie auch Maydorn S. 99 bemerkt, nicht der Fall war, leicht und sicher zu unterscheiden sind. Vor allem aber habe ich meinen Vorschlag auf seine praktische Ausführbarkeit folgendermaßen geprüft. Aus den ersten 25 Prosaseiten des Döbelner Lesebuches für Quinta habe ich sämtliche Hauptsätze, soweit sie nicht Ausruf-, Wunsch-, Befehls- oder Fragesätze waren,

---

1) Daß diese Bindewörter, von denen auch Maydorn bei seiner Auffassung S. 99 'ja, auch, selbst' hätte erwähnen sollen, bei der Zählung der Satzteile gleich Null gesetzt werden, läßt sich vielleicht daraus erklären oder wenigstens dem Schüler im Gegensatze zu Bindewörtern wie „dagegen, vielmehr u. a." als darauf beruhend darstellen, daß sie in ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht mehr verstanden werden, während dies bei den letzteren, die auch gezählt werden, sehr wohl der Fall ist. Übrigens lassen sie sich wohl in der folgenden Zusammenstellung, die zugleich ihre Arten berücksichtigt und einigermaßen rhythmisch ist, leichter merken:

Und, ja, auch und selbst,	Aber, sondern und allein,
Oder und entweder.	Nämlich, denn und häufig doch.

die ja nach meinem Vorschlage ohne weiteres in Unterklassen als Hauptsätze angesehen werden sollen, herausgeschrieben, und dabei habe ich in ziemlich 600 Hauptsätzen (genau 590) die Regel ebensoviele Male bestätigt gefunden. Dann habe ich in gleicher Weise 20 Seiten Gedichte[1]) durchmustert und gefunden, daß die Regel selbst der in Gedichten doch oft freieren Wortstellung gegenüber sicheren Anhalt für die Unterscheidung bietet. So habe ich mir z. B. folgende Stellen aufgemerkt:

1. Bis sich das Morgenrot erhebt am Hügel
   Und neu ersteht der Tag in Purpurglut. (Der Engel Werke.)
2. Bis aus dem sonnengoldnen Flor
   Einstimmt der jubelnden Schwestern Chor. (Im Wonnemonat.)
3. Ihr lieben Vöglein, singt nur fort,
   So lang's vermag die kleine Brust. (So schön hat Gott die Welt gemacht.)
4. Oft, wenn das Heer in Lüften
   Daherrauscht über die Höh'n. (Das wilde Heer.)

Nach der bisherigen Regel, daß man den Nebensatz an der Stellung seines Prädikatsverbs an seinem Ende erkennt, würde ein formales, äußerliches Mittel fehlen, um diese 4 Sätze danach für Haupt- oder für Nebensätze zu erklären; die obige weitere und doch gleich ausreichende Fassung giebt es untrüglich an die Hand.

Ebenso liegt die Sache bei den bedingenden, bez., was freilich der Form nach ziemlich dasselbe ist, bei den einräumenden Sätzen ohne Konjunktion und mit dem Verbum an der Spitze, wie sie in den durchmusterten Prosastücken 4-, in den Gedichten gar 23mal sich fanden. Ich führe nur eins an:

Säumt der Deutsche gerne lange,
Nimmer beugt er sich dem Zwange;
Schläft er, wird ein Gott ihn wecken.

---

1) Da es darauf ankommt, daß für möglichst alle Gattungen von Gedichten die Regel als ausreichend erwiesen ist, sollen die von mir herangezogenen Gedichte hier angeführt werden: 'Auf Gott allein!' von Sturm; 'Mit Gott' von Kletke; 'Das walte Gott' von Sturm; 'Zum Tagewerk' von Spitta; 'Guten Morgen' von Löwenstein; 'Morgenlied' von Eichendorff; 'Morgenwanderung' von Geibel; 'Abendlied' von Claudius; 'Zur Nacht' von Kletke; 'Der Engel Werke' von Frey; 'Hoffnung' von Geibel; 'Im Frühling' von Sturm; 'Im Wonnemonat' von Güll; 'Der Frühling ist ein starker Held' von Geibel; 'So schön hat Gott die Welt gemacht' von Redwitz; 'Der Esel in der Löwenhaut' von Lichtwer; 'Der Esel und seine drei Herren' von Nicolay; 'Der rechte Barbier' von Chamisso; 'Das grüne Tier' und 'Die Heinzelmännchen' von Kopisch; 'Der Alpenjäger' von Schiller; 'Der Erlkönig' von Goethe; 'Das wilde Heer' von Bechstein; 'Drusus' Tod' und 'Die Schlacht bei Zülpich' von Simrock; 'Das Grab im Busento' von Platen; 'Pipin der Kurze' von Baur.

Hier steht das Prädikatsverb eben auch nicht an der 2. Stelle, also müssen es Nebensätze sein[1]).

Keine Ausnahme von meiner Regel bilden die Fälle, wo ein Hauptsatz mit dem Prädikatsverb beginnt, wie ich es in den Gedichten 10mal, auf meinen 25 Prosaseiten gar nicht gefunden habe. Es sind dies die bekannten epischen Wendungen 'Sprach es' in Simrocks 'Schlacht bei Zülpich' und 'Sangen's' in Platens 'Grab im Busento' oder Stellen wie in Kopisch' 'Heinzelmännchen':

Einst hatt' ein Schneider große Pein,
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.

Hier fehlt stets, wie bei Goethe gemäß seines volkstümlichen Tones so oft, das Subjektswort, das sich aber — ein einfaches Pronomen — aus der Natur der Sache, besonders aus dem Vorhergehenden leicht ergänzen läßt. Das Subjektswort steht also hier, zwar nicht für das Auge oder für das äußere Ohr, wohl aber für das weit empfindsamere, genauere innere Ohr da, und dieses hört sehr wohl zuerst das Subjektswort und somit an der regelrechten 2. Stelle das Prädikatsverb. Man versuche nur an einer solchen Stelle irgend einen anderen Satzteil an die Spitze zu bringen, und man wird auch das Subjektswort besonders, und zwar hinter dem Verb, einschieben müssen, damit eben dieses — nun auch für das äußere Ohr und das Auge wahrnehmbar — an seinem Platze, d. h. dem 2. im Satze, erscheint.

Allerdings giebt es auch Hauptsätze — und zwar sind das die einzigen Aussage-Hauptsätze, die nicht unserer Regel gemäß gestaltet er-

---

1) Freilich giebt es auch noch ein anderes Mittel, diese Sätze als Nebensätze zu erkennen. Man kann sie alle in Sätze mit „wenn, auch wenn, wenn auch" und dem Prädikatsverb am Ende verwandeln, und die Schüler führen das bald geschickt und sicher aus, zumal sie selbst ihre Bedingungssätze ebenso oft ohne als mit Konjunktion bauen. Dasselbe Mittel würde auch für die Sätze mit nachgestelltem „denn" („du segnest mich denn") oder solche, wie „er" oder „es sei (auch)" = lat. sive-sive oder -cunque zur Verfügung stehen, wenn diese Sätze nicht, wie Maydorn S. 105 meint, für die Unterklassen unberücksichtigt bleiben könnten. Es hilft endlich auch zur Erkenntnis der vergleichenden Bedingungssätze, die Maydorn ganz übersehen hat, wie sie sich doch je einmal in meinem poetischen und prosaischen Probierstoffe fanden: Im 'hörnenen Siegfried' von Reck: „Da erhob sich ein Getöse, als stürzten die Berge zusammen", und in Geibels 'Hoffnung': „(Sie) läßt die Brünnlein rieseln klar, als wären es Freudenzähren". Fassen wir die Sache tiefer auf, so liegt auch hier kein Verstoß gegen die Regel vor, daß das Verb nur im Hauptsatze an der 2. Stelle steht. Der angenommene Fall, die gesetzte Bedingung ist „stürzten die Berge zusammen"; diese kann ihre Form nicht ändern, wenn sie durch 'als' in einen Vergleich gebracht wird; das vergleichende „als" zählt also ebensowenig als ein „und, ja, selbst u. d. a."

ſcheinen —, wo das Subjektswort beſonders daſteht und das Prädikatsverb doch (am Anfange) die erſte Stelle innehat. Sie ſind freilich auf den von mir durchmuſterten 45 Seiten nicht vertreten, alſo in Unterklaſſen gewiß eine Seltenheit. Maydorn führt ein Beiſpiel aus dem Götz an: „Iſt mir mancher ſchöner Thaler neben ausgegangen“ (II, 10); ebenda ſtehen noch zwei: „Sind ja jährlich kaiſerliche Viſitationen da“ und „Bin ich wohl eher um des vierten Teiles willen ausgeritten“; noch bekannter iſt gewiß der Vers aus dem „getreuen Eckart“: „Die Kinderlein ängſtlich gen Hauſe ſo ſchnell, geſellt ſich zu ihnen der fromme Geſell“. Die Erklärung iſt einfach: das innere Ohr ergänzt ſich ſtets wie von ſelbſt ein „da“ oder „es“. Doch beſteht auch noch ein weit innerlicherer Unterſchied zwiſchen dieſen Hauptſätzen und den ebenfalls mit dem Prädikatsverb beginnenden Bedingungs- und Einräumungsnebenſätzen. Jenen fehlt nämlich das emphatiſche Element gänzlich. Während ſich dieſes bei den letzteren deutlichſt im Tone zu erkennen giebt, der bald an den der Frage-, bald an den der Wunſchſätze anklingt und zum Schluß ſich immer hebt, haben jene unregelmäßig gebauten Hauptſätze doch immer die regelmäßige Hauptſatzbetonung. Bei dieſen eigenartigen Hauptſätzen kommt es dem Redenden offenbar nur darauf an, die im Verbum ausgeſetzte Thätigkeit ſo früh als möglich, alſo zu allererſt, als geſchehend oder geſchehen zu bezeichnen.

Keine wirkliche Ausnahme bildet eine andere Art von Sätzen, die zwar nicht in den Gedichten, dagegen in den herangezogenen Proſaſtücken immerhin 4mal vertreten waren: S. 6: „darum müſſe man abermals einen Boten zu ihm ſchicken“; S. 12: „er ſagt, er habe Reineke beim Briefe geholfen, und dieſer (der Drache), dachte der Meiſter, würde den jungen Helden töten“ und S. 24: „Hagen behauptet, Walther habe die Freundſchaft gebrochen“. Man kann dieſe Sätze — und thut es wohl auch bereits hier und da — Hauptſätze der nichtwörtlichen Rede nennen, deshalb, weil ſie einem Hauptſatze der wörtlichen Rede entſprechen und hiervon auch die Wortfolge beibehalten, während ſie die anderen Zeichen derſelben, Anführungsſtrichel, 1. und 2. Perſon und dergl. verloren haben. Da ſie auch in den Stilaufgaben, Geſchichtserzählungen u. ä. nicht ganz zu vermeiden ſind, muß man ſie doch bereits in Unterklaſſen beſprechen und den Knaben klar machen, daß es Nebenſätze ſind, die in ihrer Wortfolge einen Reſt ihrer urſprünglichen Geltung als Hauptſätze bewahrt haben, aber eben Nebenſätze ſind. Es iſt das überdies deshalb nötig, damit ſie dieſe Sätze nur mit Kommatis und nicht, wie ſie anfangs gerne thuen, mit Doppelpunkt und Anführungsſtricheln ausſtatten.

Eine weitere nur ſcheinbare Ausnahme von der Regel ſind die Sätze mit Prädikatsverb an der Spitze bei folgendem „doch“ oder „ja“,

die Maydorn auch gegen seine Auffassung stehen findet, für mich sind solche Sätze, wie: „Möcht ich doch nicht gern zu ängstlich, möchte ich nicht undankbar erscheinen" nur etwas abgedämpfte Ausrufesätze, natürlich mit deren emphatischer Stellung. Ganz stimme ich mit Maydorn in der Auffassung derjenigen Satzgefüge überein, auf deren bedingende oder einräumende Vordersätze nicht, wie gewöhnlich, ein Nachsatz mit dem Prädikatsverb oder mit einem diesem allein vorausgehenden „so" oder „da" an der Spitze folgt, sondern ein Nachsatz, der vor dem Verb irgend einen anderen Satzteil stehen hat, wie etwa: „Willst du mich fliehen lehren, gern übernehme ich jede Pflicht" (S. 20). Ist der aus einem Wunsch- oder Fragesatze entstandene Vordersatz ganz und gar als Nebensatz, also als erster Teil eines Satzgefüges gefühlt, so beginnt der Nachsatz entweder unmittelbar mit dem Prädikatsverb, das dann ebenso an seiner 2. Stelle steht, als wenn andernfalls der Vordersatz erst noch durch ein „so" oder „da(nn)" wiederholt ist. Wird der Vordersatz hingegen noch deutlich als ursprünglicher Hauptsatz gefühlt, so kann er auch nicht durch ein solches „so" als erstes Glied des Satzganzen zusammengefaßt werden, und im sogenannten Nachsatze muß das Prädikat an 2. Stelle, vorher also ein beliebiger Satzteil stehen; diese Form ist übrigens noch so häufig, daß sie sich auf den bewußten 45 Seiten 12-mal findet.

Nicht verschwiegen soll endlich werden, daß es in den herangezogenen Gedichten — aber auch nur in diesen — 12 mal vorkommt, daß, äußerlich betrachtet, das Verb in einem Hauptsatze die 3. Stelle einnimmt. Die Stellen folgen:

1. Der Mond am hohen Himmel
   Geht schweigend seine Bahn. (Kletke, Zur Nacht.)
2. Auf leisen Sohlen über Nacht
   Kommt doch der Lenz gegangen. (Geibel, Hoffnung.)
3. Vor ihm her mit Windesschnelle
   Flieht die zitternde Gazelle. (Schiller, Alpenjäger.)
4. Jetzo auf den schroffen Zinken
   Hängt sie. (ebenda.)
5. Plötzlich aus der Felsenspalte
   Tritt der Geist, der Bergesalte. (ebenda.)
6. Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder. (Platen, Grab im Busento.)
7. Mächtig in ihr altes Bette schäumen die Busentowogen. (ebenda.)
8. Plötzlich aus des Kampfs Getümmel hebt er sich. (Simrock, Schlacht bei Zülpich.)
9. Und — wie einmal die Thadner mähn,
   Sie einen grünen Frosch ersehn. (Kopisch, Das grüne Tier.)

10. Das grüne Tier der Schultheiß ſah. (Kopiſch, Das grüne Tier.)
11. Den neuen Feind er wittert. (Baur, Pipin der Kurze.)
12. Das Schwert er wieder ſauſen läßt. (ebenda.)

Wenn man hiervon im 1. Falle die Worte 'Der Mond am hohen Himmel' als Subſtantivum mit Attribut und ſo die Stelle als regelmäßig auffaſſen kann, ſo liegt in den andern zweifellos das Ergebnis eines Kampfes vor, der zwiſchen dem Einfluſſe des Verſes und Reimes einer- und der Forderung des regelmäßigen Satzbaues anderſeits geſpielt und ſich einigermaßen zu Gunſten jenes entſchieden hat. Aber wie gering ſind, das iſt gewiß anziehend zu beachten, im Grunde doch die Zugeſtändniſſe von ſeiten des Satzbaues! In 7 Stellen (2—8) ſind die 2 dem Verb voraufgehenden Satzteile 2 gleiche, 2 Adverbialien, alſo gewiſſermaßen eine zweigliedrige Einheit als Antwort auf die gemeinſame Frage: „unter welchen Umſtänden?" Desgleichen ſind es in den übrigen 4 Fällen Subjekt und Akkuſativ-Objekt, die vorausgehen, alſo die beiden Satzteile, welche zu einander in der engſten Wechſelbeziehung ſtehen!

Zum Schluſſe eine Bemerkung, welche die Frage auch vom Standpunkte nicht bloß des deutſchen Unterrichtes beleuchten ſoll, aber doch immerhin hierher gehören dürfte. Denn wie alle anderen Unterrichtsſtunden vor allem die Fertigkeit im richtigen Gebrauche der Mutterſprache gewähren, üben und erhöhen ſollen, ſo bedarf es doch zu allererſt einer ſolchen Einſicht in die mutterſprachlichen Erſcheinungen, daß dadurch diejenige in die fremdſprachlichen erleichtert wird. Erfahrungsgemäß macht aber bei der Einführung der Knaben in die wirkliche Lektüre, jenen Born der Bildung, der ihnen doch jetzt für jede Sprache ſo früh als möglich erſchloſſen werden ſoll, nichts ſo viel Schwierigkeit als der Unterſchied der Wortfolge in den deutſchen Haupt- und Nebenſätzen gegenüber entweder der gleichmäßig regelmäßigen etwa in dieſen beiden Satzarten im Franzöſiſchen oder gegenüber der gleichmäßig willkürlichen — ſo muß es wenigſtens dem Schüler erſcheinen — etwa im Lateiniſchen. Vor allem erhält oft der Nachſatz oder ein unterbrochener Hauptſatz falſche Wortfolge, und man hat dann immer grade Mühe genug, das, was längſt in Fleiſch und Blut übergegangen ſein ſollte, im Vorübergehen klar zu machen. Es würde dann z. B. ein Satz wie der aus Caes. de b. G. VII, 17: de re frumentaria Boios atque Aeduos adhortari non destitit; quorum alteri, quod nullo studio agebant, non multum adjuvabant o. q. s. nicht, wie es ſo häufig geſchieht und wohl oft gar geduldet wird, um von gröberen Vergewaltigungen der Mutterſprache zu ſchweigen, alſo überſetzt werden: „aber die einen von ihnen, weil ſie es ſich nicht angelegen ſein ließen, unterſtützten ihn nicht weſentlich". Es würden aber ſodann auch, was die Kehrſeite hierzu iſt, von den vielen tauſenden

gebildeter Männer, die durch die „Schule der Übersetzung“ gegangen sind, nicht soviele in ihren eigenen Geisteserzeugnissen die nämlichen „Übersetzungsfehler“ begehen; man würde beispielsweise nicht mehr derartige Sätze, wie „Der Festgenommene, da seine Teilnahme an dem Verbrechen nicht nachweisbar ist, soll wieder auf freien Fuß gesetzt werden“, so oft aus den Gerichtshöfen hören, oder gar aus den Schulbüchern derartige, wie „Huaskar, sobald er von dem neuen Ankömmlinge gehört hatte, schickte sogleich hilfebittende Gesandte an die Spanier“ (Grube, Charakterbilder III, 5, 1). Gewiß, das wird sich beides mit der Zeit verlieren, sobald das Hauptgesetz der Wortfolge des deutschen Hauptsatzes, daß nämlich darin das Prädikatsverb an der 2. Stelle steht, zur Erkenntnis gebracht wäre. Und noch etwas anderes, das mit nichten etwas Kleines ist, würde gleichzeitig erreicht. Bei wie manchem wird dann nicht wieder ein Vorurteil gegen die liebe Muttersprache, die vielbezichtigte, das von ihrer Regel- und Gesetzlosigkeit, verschwinden und nach einem gewissen erstaunenden Verwundern über solche auch ihr eigene Ordnung eine höhere Achtung vor ihr Platz greifen!

Zur „Jungfrau von Orleans“.

Von **Hugo Ganz** in Budapest.

Schillers Jungfrau gehört zu den Dichtungen, die von breiten Schichten angeblich gebildeter Leser nur mit einem gewissen Widerstreben anerkannt werden. Trotz allen Schwungs der Sprache und sonstiger unleugbarer Schönheiten soll dem modernen Betrachter ein unbefangener Genuß unmöglich sein. Den einen stört die angeblich katholisierende Tendenz des Dramas, den andern das Hereinziehen einer wunderbaren Welt ohne die Gegenwirkung einer gesunden Ironie, ja man kann hören, das ganze Drama sei nur eine Verherrlichung des Unsinns, der allbezwingenden Dummheit, wie es Talbot, der einzig vernünftige Mensch im Stücke, ja auch ganz richtig ausspräche.

Die Empfindung, die solchen Äußerungen zu Grunde liegt, ist leicht erkennbar; es ist das Unbehagen, das schroff rationalistische Gemüter erfaßt bei Betrachtung einer Dichtung, die gewissermaßen geflissentlich allen Errungenschaften der rationalistischen Weltepoche ins Gesicht schlägt. Wenn man diese unbegreifliche und ärgerliche mittelalterliche Begebenheit überhaupt behandeln wollte, müßte es nach Ansicht dieser unserer Rationalisten in der Weise geschehen, wie es Voltaire in seiner Pucelle gethan, deren Obscönität freilich der deutsche Leser nicht zu billigen vermöge. Es soll nun, wie es sich von selbst versteht,

hier nicht darüber gestritten werden, welche von beiden Auffassungen die größere Berechtigung für sich habe. Es genügt für uns, zu bemerken, daß der ästhetisch durchgebildete Leser seine Parteimeinungen auf dem Markte läßt, ehe er an die Lektüre einer Dichtung geht; will doch auch der Dichter uns seine Dichtung nicht als religiöse Offenbarung aufdrängen, die unbedingten Glauben fordert; sondern verlangt nur mit Recht, daß wir ihm in seine Welt folgen; wenn er es dann für gut findet, uns mit einem romantischen Stücke zu unterhalten, so haben wir eben zu vergessen, daß unser Jahrhundert dem Wunderglauben den Krieg erklärt hat. Thut der Dichter dazu noch ein übriges und nennt seine Dichtung selbst eine romantische, so ist jede rationalistische Opposition von vornherein mundtot gemacht; sie müßte sich dann ebenso gegen Shakespeares Sommernachtstraum und ähnliche Dichtungen wenden.

Mit diesen Lesern soll sich auch unsre Betrachtung nicht befassen; es wäre ja doch vergebliche Mühe, durchaus prosaischen Gemütern eine Dichtung verständlich machen zu wollen. Wir möchten versuchen, andere Hindernisse des Genusses aus dem Wege zu räumen, wie sie vielleicht dem berufsmäßigen Erklärer der Dichtungen sich leichter in die Wege stellen, als dem ganz unbefangenen Leser: die Einwirkung nämlich bestimmter vorgefaßter Schulbegriffe, die den Blick leicht aus seiner richtigen Bahn lenken oder ihn wie durch falsche Beleuchtung blenden und verwirren. Gewisse Bezeichnungen erwecken gewisse Begriffe; wir suchen die Merkmale des Begriffs dann in der unter ihn untergebrachten Dichtung, und hat nur der Dichter genügende Autorität, so finden wir diese Merkmale auch gewiß, gleichviel ob der Dichter sie hineingelegt hat oder nicht; so laufen wir berufenen Erklärer der Dichtung leichter Gefahr als unser Publikum, ein ganz falsches Bild der Dichtung und ihrer Gestalten in uns selbst zu erzeugen.

Bei der Jungfrau liegt die Gefahr besonders nahe. Die Bezeichnung „Tragödie" in erster Linie, alsdann gewisse Äußerlichkeiten im Verlauf der Dichtung und endlich die Kenntnis gewisser Anschauungen des Dichters wirken zusammen, ein arges Mißverständnis der Dichtung zu ermöglichen, wie es sich beispielsweise in Scherers Litteraturgeschichte S. 601 findet. Diesem Mißverständnis gilt es vorzubeugen, oder wo es bereits Raum gewonnen hat, es wieder zu beseitigen.

Die Bezeichnung „Tragödie", ist oben gesagt worden, ist eine solche Gefahr. Es hat sich im Lauf der Zeit ein Begriff der Tragödie herausgebildet, gegen den eine Anzahl Ästhetiker nur deshalb auftritt, weil eine Anzahl anderer diesen ziemlich neuen Begriff auch auf Dichtungen älteren Ursprungs anwenden will, wobei natürlich nur Gewaltsamkeiten zu Tage kommen können. Gustav Freytag hat in seiner

„Technik des Dramas" eine vortreffliche Darstellung der Wandelungen im Begriff der Tragödie gegeben und sie endlich definiert als das Drama von der Verschuldung und dem Untergang eines Helden. Diese Bestimmung wird bleiben, da sie einzig und allein dem sittlichen Bewußtsein unserer Gegenwart entspricht. Thöricht ist es aber, mit dem so gefundenen Maßstab antike Dichtungen, ja sogar die unserer eigenen Klassiker zu messen. Goethe hat seiner Natur entsprechend den Begriff des Tragischen fast lyrisch erklärt („der Schmerz, der in jeder Trennung liegt") und Schiller hat sich je länger je mehr von dem ursprünglich richtigen Standpunkt entfernt, um schließlich bei der antiken Schicksalstragödie anzukommen, gegen die sich unser ganzes religiöses Bewußtsein empört. Die formlosen Jugenddramen wirken in dieser Hinsicht befriedigender als die formenschöne Braut von Messina. Am drolligsten ist es aber, wenn der Versuch gemacht wird, an einer Dichtung wie etwa dem Sophokleischen Philoctet die Merkmale des modernen Begriffs der Tragödie zu entdecken. Ohne zu beachten, daß im Altertum „Tragödie" nichts anderes bedeutete, als etwa bei uns „ernstes Schauspiel" wundert man sich über den Mangel aller Schuld u. s. w. in einer als Tragödie bezeichneten Dichtung, die nach modernen Begriffen nicht mehr Recht hätte, eine Tragödie zu heißen, als etwa die ihr so verwandte Goethesche Iphigenie.

Genug, der richtig (für uns) erklärte Begriff übt eine solche Wirkung aus, daß jede Tragödie bewußt oder unbewußt von uns auf dessen Merkmale hin angesehen wird. Kommt nun ein zweites Moment dem begierig nach einem Anhaltspunkt suchenden Blicke entgegen, so wird die Gefahr der Verzerrung des Bildes noch größer. So hier. Es könnte fast scheinen, als ob Schiller thatsächlich dem modernen Tragödienbegriff hätte gerecht werden wollen, indem er der Jungfrau eine Art von „Schuld" auflädt, die ihre Leiden und mittelbar auch ihren „Untergang" nach sich zieht. Es geschieht dies angeblich in der zehnten Szene des dritten Akts, wo die Jungfrau der irdischen Liebe zu einem Manne Einlaß in ihr Herz gewährt, ihr Gelübde, jeden Feind zu töten, bricht, und sich so doppelt unfähig macht, ihre von der Gottheit auferlegte Aufgabe zu lösen, die eine von irdischen Interessen freie, gehorsame Dienerin verlangt. Diese Auffassung wird bestärkt dadurch, daß die Jungfrau selbst während der beiden folgenden Akte diesen Vorgang und das seitdem in ihr haftende Gefühl der Liebe zu Lionel sich als Schuld anrechnet, die sie abzubüßen habe. Als letztes und stärkstes Argument für die Richtigkeit dieser Auffassung gilt aber dem in seinem Dichter bewanderten Litterarhistoriker noch die Erinnerung an gewisse asketische Neigungen des Dichters, an dessen vom Standpunkt höchster

Moral etwas geringschätzige Auffassung erotischer Regungen; so erklärt es sich ja leicht, daß der Dichter in dem Ergriffenwerden von einer „sinnlichen" Neigung eine Befleckung, eine Erniedrigung der hohen Himmelsbotin sieht, die natürlich vom Himmel gestraft und von der Jungfrau gebüßt werden muß. So Scherer, der bei Besprechung des Problems so weit geht, als Beleg dieser individuellen Schillerschen Auffassung die bekannten Verse zu citieren: „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl", wobei die Neigung der Johanna zu Lionel doch wohl mit sehr wenig Berechtigung mit dem Schillerschen Begriffe „Sinnenglück" gleichgesetzt wird, von dem Schiller, so sehr es seiner sinnlich starken Natur darnach auch verlangte, allerdings und mit Recht nur sehr gering dachte. — Sehr gelehrt und sehr geistreich, aber leider nicht richtig, wie sich uns leicht zeigt, wenn wir die Brille der Gelehrsamkeit abthun und mit unsern natürlichen Augen die Dichtung betrachten. Es bedarf nämlich nur des unbefangenen Lesens jener zehnten Szene, der ersten Begegnung der Jungfrau mit Lionel, um sich darüber klar zu werden, daß der Dichter eine Verschuldung der Johanna hier nicht darstellen wollte. Man müßte ihm denn zutrauen, daß er Stümper genug gewesen wäre, dem Eindruck, den er erzielen wollte, durch die Ausführung gradezu entgegen zu arbeiten. Johanna reißt dem Gegner den Helm vom Haupt, sie zuckt das Schwert, ihn zu durchbohren; im selben Moment aber fällt ihr Auge auf den überwundenen Gegner, sie sieht das Antlitz eines Helden bewegt von dem Schmerze, ein Heldenleben umsonst gelebt zu haben, aber klaglos und gefaßt, und die Jungfrau, deren ganze Kraft doch nur in der begeisterten Liebe zu allem Hohen und Edlen besteht, wird von diesem Anblick unmittelbar getroffen. Mit derselben Unmittelbarkeit, die sie das Kriegspanier ergreifen heißt und die ihr diese wunderbare Wirkung auf die Krieger ermöglicht, mit diesem selben Mangel an Reflexion erfaßt sie augenblicklich die Wesensverwandtheit ihrer Natur mit der Lionels und schon erschüttert durch die Erscheinung des schwarzen Ritters ist sie unfähig, physisch unfähig, diesen Mann zu töten. Der Arm sinkt ihr, niedergedrückt durch eine übermächtige Naturgewalt; sie behält Besinnung genug, zu wissen, daß sie in diesem Augenblick gegen ihr Gelübde verstößt, aber es ist ihr auch keine Möglichkeit gegeben, es zu erfüllen. Wie der besiegte Feind ihr selbst sein Leben anbietet, ruft sie „Töte mich und fliehe" — wie er unbewußt sie an ihr Gelübde erinnert („Du tötest, sagt man, alle Engländer, die du im Kampfe bezwingst, warum nur mich verschonen"), macht sie einen letzten Versuch, das Schwert zu erheben, aber sie kann nicht zustoßen, sie träfe sich selbst damit. In der heftigsten Beängstigung klagt sie: „Was habe ich gethan: gebrochen hab'

ich mein Gelübde", aber sie ist unfähig, den Gedanken zu ertragen, daß die nahenden Freunde den töten könnten, den ihr Gelübde ihr doch selbst zu töten befohlen hatte. Wer ist im stande, angesichts dieses Vorgangs zu behaupten, der Dichter habe grade mit diesem Vorgang eine Verschuldung der Jungfrau darstellen wollen? Betont der Dichter darum dreimal ihre Ohnmacht, daß wir sie übersehen sollen bei Erklärung dieser Szene? Ich weiß recht wohl, daß man mir erwidern könnte: objektiv genommen macht sie sich doch hier eines Wortbruchs schuldig, und sie selbst sieht es ja ein; aber summum jus, summa injuria, und wenn der Dichter mit dieser objektiven Rechtsverletzung eine uns mitfühlenden Menschen als Schuld, als straffälliges, absichtliches Vergehen erscheinende Handlung hätte zeichnen wollen, hätte er wahrscheinlich, ein paar Gelehrte ausgenommen, nur wenig Gleichgesinnte finden können. Das wäre die Schuld, die der Harfenspieler meint in seinem weltschmerzlichen Gesange: „Ihr laßt den Menschen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein" — die Schuld, die ein Verschulden des Menschen ausschließt, die ein Verhängnis schadenfroher Götter ist; aber das wird doch niemand in dieser Schillerschen Dichtung suchen wollen! Es dient ja modernen Tragödien als pikantes Reizmittel, dieses Auflehnen gegen die Gottheit, der höhnische Hinweis auf die Ungerechtigkeit des Weltlaufs; aber Schiller war weder Pessimist noch Nihilist, und mit dieser Dichtung grade hat er das Gegenteil von dem gewollt, was Mißverständnis hier unbewußt ihm unterschiebt. Man steht also vor dem Dilemma, entweder anzunehmen, daß Schiller durch seine Darstellung das Gegenteil von dem erreicht habe, was er erreichen wollte: Teilnahme für die Fehlende statt Mißbilligung, oder daß er mit der Grausamkeit, die er durch die Anrechnung des hier geschilderten Vorgangs als strafwürdiges Vergehen begeht, dem Geiste seiner ganzen Dichtung, dem Vertrauen auf die göttliche Gerechtigkeit und Güte in das Gesicht schlägt; beides wohl ausgeschlossen.

Wohl nennt die Jungfrau selbst sich schuldig; uns aber giebt sie das Urteil über sich mit den Worten: „Konnt' ich ihn töten, da ich ihm ins Auge sah? — Als ich die Züge sah des edlen Angesichts?" Sie klagt sich zwar selbst im nächsten Augenblicke an, daß sie überhaupt den Blick nach ihm gewandt, nicht als blindes Werkzeug gehandelt habe; aber hat denn sträfliche Neugierde oder Lüsternheit diesen verhängnisvollen Blick verursacht, oder war es nicht ein Zufall, eine Fügung der Himmlischen?

Wie sie nicht aus eigener Wahl den Beruf ergriffen hat, der ein „fühllos Herz" verlangt, sondern übermächtiger Gewalt gefolgt ist, so hat nicht Eigenwille oder Übermut sie geheißen, dem Gegner ins Angesicht

zu schauen, sondern eine Fügung, und nicht eine unsittliche oder auch nur unedle Empfindung veranlaßt sie, den Gegner zu schonen, sondern dieselbe Empfindung, die sie in den Kampf geführt hat, die Liebe zum Großen und Schönen.

Die Ansicht also, daß Schiller der Jungfrau eine an sich nicht unsittliche, aber im besonderen Fall unerlaubte Neigung als eine Verschuldung angerechnet habe, ist als irrig zurückzuweisen. Das Drama läßt sich so nur gekünstelt erklären und würde abstoßend statt erhebend wirken. Eine andere Ansicht, daß Schiller hier die Gefahren der „Amazonenhaftigkeit" hätte zeigen wollen, daß die Schuld der Jungfrau also nicht in der ja vorauszusehenden Liebes„affaire" mit einem Manne, sondern von vornherein im Heraustreten aus den Schranken der Weiblichkeit zu suchen wäre, erwähnen wir nur, um zu zeigen, zu welchen Gewaltsamkeiten eine vorgefaßte Meinung verleiten kann; sie eingehend zu widerlegen, wäre wirklich nicht der Mühe wert.

Aber was wollte denn Schiller mit diesem Liebesintermezzo? Warum unterbricht er den Siegeslauf seiner Jungfrau durch eine solche doch frei von ihm erfundene Hemmung? Die Antwort hierauf ist nicht schwer zu finden. Zweierlei hat ihn veranlaßt: Rücksichten auf die von ihm gewählte dichterische Gattung und Rücksichten auf die Aufgabe, die er sich mit diesem Drama grade gestellt hat — denn von allen späteren Dichtungen Schillers ist die Jungfrau die einzige mit deutlicher Tendenz, mit einer „philosophischen Idee". — Die technische Rücksicht auf die Gattung ist folgende: Schiller schrieb ein Drama und nicht ein Heldengedicht; ein Drama aber ohne Seelenkämpfe des Helden ist gar kein Drama; nur muß nicht in jedem Drama der seelische Konflikt zu einer Verschuldung, wie in der Tragödie führen. Wichtiger noch ist der andere Grund. Welche besondere Absicht hatte Schiller mit dieser seiner Dichtung? Zunächst allerdings: Das Andenken an eine der herrlichsten und rührendsten Gestalten der Weltgeschichte von dem Schmutze zu reinigen, mit dem ein geistreicher aber gemütloser Spötter sie besudelt hat. — Dann aber und dies ist das wesentliche: Die Gestalt der Jungfrau sollte als ein Symbol dienen, als die Verkörperung der Eigenschaften, die der Dichter als seine eigensten und besten erkannt hatte, die Begeisterung und den Adel der Gesinnung, die nach dem Erfolg nicht fragt, die das Hohe liebt und ihm dient, und die dem Verstande, der Weisheit des Staubes nicht ermeßbar ist. Darum wählt er die Hirtin, die kindliche Jungfrau und läßt sie siegen über Riesengeister wie Talbot; darum läßt er sie Wunder wirken, denn alles ist dem Glauben möglich, der Berge versetzt; darum läßt er eine übernatürliche Welt unbefangen walten, denn in einer symbolischen Dichtung ist alles erlaubt, wenn es nur in sich schön ist. Da

aber das Schillersche Ideal nicht die ungeprüfte Unschuld, nicht pflanzenhafte Reinheit, nicht schöne Natur ist, sondern die sittliche Hoheit, die nicht geschenkt werden kann, die errungen werden muß in schwerem Kampfe nach allgemeinem Menschenlos, darum wird der Jungfrau eine Prüfung auferlegt, eine Prüfung, wie doch auch Jesus mit dem Versucher ringen mußte, nicht aber eine Schuld, die trotz aller Buße ihre Wundenmale hinterlassen würde. Diese Prüfung aber ist die Liebe zu Lionel mit allem Unglück, das daraus folgt, dem äußeren und dem inneren der Gewissensqual. Bis zu dieser Stelle hatte die Jungfrau gesiegt wie eine Nachtwandlerin, wie ein Geist aus anderen Regionen, der den Gesetzen des Irdischen nicht unterworfen ist; da aber, am Ziele fast, verläßt sie die himmlische Stütze und mit eigenen Kräften muß sie die Heiligung erringen, auf daß ihr die himmlische Glorie nach der irdischen auch mit Recht zu teil werde. Demut und eiserne Selbstzügelung sind ihre Waffen, und mit ihnen besteht sie die Prüfung. Sie bekämpft die Liebe zu dem Feinde, die wider ihren Willen in ihren Busen hineingezaubert war und überwindet sie; sie trägt alle Schickungen des Himmels mit rührender Demut und murrt nicht wider Gott im Unglück. Sich selbst nennt sie schuldig und will die Schuld büßen, die sie nie begangen hat. Und was Mißverständnis als die Meinung des Dichters aufgefaßt hat, als einen Fingerzeig hier die Schuld zu suchen, die Thatsache nämlich, daß die Jungfrau selbst sich schuldig nennt, das ist in Wahrheit der erste Schritt zu ihrer Heiligung, das Zeugnis ihrer Demut, die Vorbedingung ihrer Verklärung.

Und so lösen sich alle die scheinbaren Widersprüche. Nicht eine Tragödie im modernen Sinn wollte der Dichter schreiben; er nahm die Bezeichnung nur als die geläufige für ein Drama, das mit dem Tode des Helden endet. Wo aber die wirkliche Tragödie die Schuld fordert, da finden wir hier die Prüfung, und was in der Tragödie Untergang ist, das ist hier Verklärung. Aber einen Hymnus, einen religiösen Sang wollte der Dichter schaffen auf die welterlösende Kraft der Begeisterung, seine eigene Weltanschauung, die des Staubes Lästerung nicht scheuend im wesenlosen Scheine das Gemeine hinter sich läßt, und die Wunder wirkt jetzt und alle Zeit, da sie nicht aus dieser, sondern aus einer höheren Welt stammt. Mag so diese Dichtung auch unter keinen hergebrachten Begriff passen, sie wird darum nicht kleiner; sie ist das echteste Denkmal der Gesinnung ihres Schöpfers und von ihm selbst als solches aufgefaßt, denn von keiner zweiten hat er wie von ihr gesagt:

„Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!“

Über bedenkliche und erfreuliche Erscheinungen in der deutschen Sprache der Gegenwart.

Zweiter Teil.

Von **Hermann Boll** in Brühl.

In dem ersten Teile unserer Arbeit haben wir nachzuweisen versucht, daß der am 2. Oktober 1885 den höheren Schulen gemachte Vorwurf, daß sie im Kampfe gegen die Fremdwörter ihre Pflicht nicht gethan, in dieser Allgemeinheit über das Ziel hinausschießt. Es zeigte sich, daß 17 Verfasser von Schulbüchern in den Jahren 1816, 1830, 1835, 1851, 1865, 1867, 1868, 1870, 1876, 1878, 1879, 1880, 1881, 1882, 1883 ihre Stimme gegen den Fremdwörterunfug erhoben haben. Wie viele Schulmänner nun in Wirklichkeit während dieser Zeit den genannten Unfug verurteilt haben, können wir nur leise ahnen. Sodann haben wir uns mit der Sprache der Zeitungen befaßt. Diese dürfen es keinem verübeln, daß er von Schmerz erfüllt ist, wenn er mit nur annähernd klassischem Geschmack diese betrübenden Erscheinungen zum Gegenstande einer ernsten und gründlichen Beobachtung macht. Mit Personen haben wir natürlich nichts zu schaffen. Denn wir huldigen dem Schillerschen Grundsatz: Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen, Götter, wenn wir liebend uns umfassen.

Wir sind nun genötigt, den am Ende des ersten Teiles abgebrochenen Faden wieder aufzunehmen und weiter zu spinnen. Daß unsere Arbeit von unbedeutenden Zeitungen und auch von kleineren Kaufleuten mit Unwillen werde gelesen werden, darüber haben wir uns keiner Täuschung hingegeben. Indessen haben sich viele Zeitungen in der letzten Zeit gebessert, nachdem sie den Balken in ihrem Auge erkannt. Anstatt nun, daß alle Kaufleute ohne Ausnahme ihr Unrecht einsähen und die schweren Sprachfehler von nun an vermieden, erwidern einige, es sei doch arg, daß wir das für falsch erklärten, was der ganze Kaufmannsstand spreche, schreibe und für richtig erachte. Im Ernst können die Herren so nicht reden, denn nicht ihre Sache ist es, festzustellen, was sprachlich zulässig und was grundfalsch sei, sondern dies ist Sache der Sprachforscher, die sich hinwiederum kein maßgebendes Urteil über das kaufmännische Geschäftsbetriebe bilden werden. Also, weil etwas oft oder überall gesagt wird, darum soll es richtig sein. Mit derselben Kraft der Logik könnte der Dieb dem Richter vor-

halten, weil überall gestohlen werde, darum sei der Diebstahl eine vernünftige staatliche Einrichtung. Nein, die Kaufleute werden sich schon bescheiden müssen, wenn sie bemerken, daß ihre fehlerhafte Schreibweise im gesamten deutschen Vaterlande verurteilt wird.

Daß die Wissenschaft auf unserer Seite stehen werde, haben wir vorausgesetzt. Waren wir doch mit unseren schwachen Kräften bemüht, die Wahrheit zu schreiben, die aus dem Selbsterlebten, aus der Erfahrung sich ergiebt. Daß wir in den weitaus meisten Fällen das Richtige getroffen haben, erhellt aus den vielen Zuschriften, die uns zum Teil sogar aus außerdeutschen Ländern zugegangen sind. Daß aber unser Standpunkt in Bezug auf die Verteidigung der Gymnasien richtig war, wird auch von andrer Seite bestätigt. Eine Stimme möge genügen. Menge sagt in der Zeitschrift Gymnasium (Nr. 17 vom 1. September 1887): „Ich glaube gegen Blasendorff und Sarrazin bemerken zu dürfen, daß an den Anstalten, die ich als Schüler und Lehrer kennen gelernt, im Unterrichte und namentlich beim Übersetzen und jedenfalls bei den Aufsätzen die richtige Mitte meist inne gehalten wurde."

Die Klagen gegen die Zeitungen sind nicht neu. So ruft schon Gottsched entrüstet aus: „Wer will der Barbarei unserer Publicisten ein Ziel setzen?" Otto Banck sagt in seiner Schrift 'Vom Litteraturgeist unserer Tage', Leipzig, 1866, S. 57: „Ein Krebsschaden unserer modernen Litteratur ist die immer mehr überhand nehmende Stilverschlechterung. Weil die Bildung vieler Verfasser eine lückenhafte ist, weil eine Masse von Talentlosen aus Eitelkeit sich zur Feder drängt, weil die Unsitte der Raschschreiberei ansteckend wirkt, und dabei alle Scheu und Hochachtung vor dem Genius der deutschen Litteratur und vor der Würde ihrer grammatischen und ästhetischen Gesetze verloren geht, daher diese Unreinlichkeit der Sprache und der beklagenswerte Zustand."

Ebenso treffend sagt Wuttke (Die deutschen Zeitschriften, Hamburg 1866): „Das Zeitungsdeutsch übt eine sehr nachteilige Wirkung auf den Gang der deutschen Sprache aus. Von den Schriftstellern leiden die meisten an Vernachlässigung des Ausdrucks. Gezwungen, schnell zu schreiben, schreiben sie flüchtig. Besonders verderblich wirkt die Notwendigkeit, täglich ausländische Blätter plündern zu müssen. Beim Übersetzen quält sich der Tageslieferant nicht lange mit Nachsinnen ab, wie diese oder jene Phrase gut deutsch wiedergegeben werden könne; er nimmt die Konstruktion und wohl auch das Wort herüber, hängt ein -ieren oder -schieren daran und glaubt die deutsche Sprache noch zu bereichern, während er sie verunreinigt." Josef Lukas urteilt nicht milder, wenn er sich so äußert: „Das Hineinschwellen des Zeitungs-

geiſtes in die Bücher droht dem Genius unſerer ſchönen Sprache gefährlich zu werden“ (Die Preſſe, ein Stück moderner Verſimpelung. Regensburg, 1867, S. 122) Endlich ruft Otto Denk (Die Verwelſchung der deutſchen Sprache. Gütersloh, 1885, S. 26) unwillig aus: „Wer kann heutzutage noch ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, ohne daß ihm nicht jeden Augenblick das Fremdwörterbuch zum Verſtändnis des Geleſenen verhelfen muß? Empfiehlt es ſich nicht angeſichts dieſer Notlage unſerer Sprache, dem jungen deutſchen Weltbürger als ſinnvolles Angebinde ein Fremdwörterbuch an ſeine Wiege zu legen?“

Die Zeitungen nun kann man füglich in zwei Klaſſen teilen: in ſolche, welche ruhig weiter ſündigen, und in ſolche, welche ſeit einiger Zeit auf die Reinheit und Würde unſerer Sprache große Sorgfalt verwenden. Man wird es uns erlaſſen, die Blätter der ſchlimmeren Art aufzuzählen. Für ſie iſt die Erwerbung des Geldes die Hauptſache, das Mittel, die Form der Sprache, Nebenſache. Daher ſpielen ſie mit der Sprache etwa ſo, wie der Löwe mit einer Maus. Die Sprache muß ſich alles gefallen laſſen. An Ermahnungen hat es nicht gefehlt; allein ſie haben hier wenigſtens nichts genützt.

So ſchreibt eine rheiniſche Zeitung wörtlich: „Fort mit dem franzöſiſchen Plunder! Im Hofbericht war dieſer Tage zu leſen, daß beim Kronprinzen ein größeres „Mittagseſſen“ ſtattgefunden habe. Da dieſe Nachrichten vom Adjutanten vom Dienſt zuſammengeſtellt werden, ſo iſt der deutſche Ausdruck für „Diner“ nun officiell.“ Soweit die Zeitung. Da fällt einem unwillkürlich der Spruch des Horaz ein: Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Der Schreiber ruft: Fort mit dem franzöſiſchen Plunder! und vier Zeilen weiter leſen wir das Wort „officiell“. Dem Manne iſt das Wort „amtlich“ offenbar nicht ſchön genug.

Dies kann anders werden und zu dieſer Beſſerung iſt nichts mehr nötig, als der gute Wille, der in der That noch manchem zu fehlen ſcheint. An guten und billigen Wörterbüchern, in denen die Wildlinge mit einer gefälligen und annehmbaren Verdeutſchung verſehen ſind, iſt kein Mangel, da die deutſche Litteratur ungefähr ſo viele Fremdwörterbücher beſitzt, als alle andern Völker der Erde zuſammengenommen. Bevor es aber beſſer geht, wird die ſegenſpendende Sonne noch mindeſtens ein Menſchenalter hindurch über Gerechte und Ungerechte ſcheinen müſſen. Mittlerweile geht es im alten, liebgewonnenen Schlendrian weiter. Die oben beſprochene Zeitung ſchreibt nämlich: „Ja, ſo ein bißchen Franzöſiſch! Nicht ſchlecht erfunden iſt folgende Erzählung eines Belgiers. Die deutſche Sprache iſt im Grunde genommen für die-

jenigen, welche französisch sprechen, gar nicht schwer zu erlernen; kaum daß ich einige Stunden in der Reichshauptstadt verbrachte, so verstand ich schon ganz passable deutsch. Der Kutscher hatte mich nach dem „Grand Hôtel de Rome“ gebracht, dort wurde ich nebst meiner Bagage vermittelst des Elevateur nach den mir zugedachten Appartements der dritten Etage transportiert. Um 4 Uhr werde diniert, sagte der Kellner. Dinieren Sie bei der table d'hôte? fragte er im reinsten Deutsch und fügte auf meine Erkundigung nach der Gesellschaft dienstfertig hinzu: O, ganz magnifique, Herren vom Garde du Corps, Adjutanten, Redacteurs, Kommerzien- und Legationsräte. Sie bekommen übrigens auch Diners à part à la carte à toute heure serviert, hier das Menu. Zögernd das Menu entgegennehmend, weil ich glaubte, deutsch nicht lesen zu können, fand ich zu meiner größten Überraschung, daß es ganz vorzüglich ging.“ So schreibt die Zeitung, welche in den letzten zwei Jahren mindestens sechs Aufsätze gegen die fremden „Brocken“ und „Lappen“ brachte, ohne auch nur ein Wort des Tadels über solche Zustände auszusprechen. Freilich liest man tagtäglich rechts am Kopf die Wörter: Inserat, Insertion, Colonel, Placierung, Annonce, Agentur.

Es hat sich in der letzten Zeit aber auch manches zum Besseren gewendet. „Eine große Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften unterstützt fortdauernd unsere Bestrebungen, teils indem sie, wie die Kölnische Zeitung, die Tägliche Rundschau u. a. Bl. einer nachahmenswerten Wohlanständigkeit der Sprache sich befleißigen, teils indem sie recht oft Mitteilungen über die Bestrebungen des allgemeinen deutschen Sprachvereins bringen.“ (Zeitschr. f. d. allg. d. Sprachverein. Nr. 6, S. 94.)

Im Westen Deutschlands gebührt der Löwenanteil des Ruhmes, der deutschen Sprache wieder zu ihrer Ehre zu verhelfen, ohne Zweifel der Kölnischen Zeitung. Sie ist ein Blatt, welches nicht nur den Aufsätzen über Sprachreinigung bereitwillig ihre Spalten öffnet — das thun andere Zeitungen auch —, sondern die für richtig erkannten Grundsätze beim Schreiben auch befolgt. So wirkt diese Zeitung — und es ist nicht die einzige, der dies Lob gespendet werden muß — fortgesetzt für die Zwecke der Sprachreinigung und nur selten sieht man noch ein verrottetes Fremdwort mit unterlaufen. Indes bemerken wir: 1. für die trefflichen Aufsätze über Kunst und Wissenschaft verteidigen wir die Fremdwörter, wie Pronomen und Bibliothek, auch wenn gute Verdeutschungen für dieselben vorhanden sind, und was 2. die Anzeigen der Köln. Ztg. betrifft, so sehen wir, daß die Kaufleute sich zur Stunde noch alle möglichen Fehler gegen die deutsche Sprache erlauben dürfen.

Die Köln. Ztg. kann in sprachlicher Hinsicht — diese Seite haben wir hier allein im Auge — sehr viel Gutes wirken. Es ist unglaub-

lich, wie sie fortgesetzt von Freund und Feind ausgeschrieben wird, und zwar ohne Anführung der Quelle. Für sie gilt das Schillersche Wort: Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung setzt, wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Sobald das Weltblatt für die entbehrlichen Fremdwörter deutsche Ausdrücke brachte, folgten die kleineren Blätter diesem guten Beispiele, aber anfangs nur vereinzelt, schüchtern und verschämt. Ihm gebührt darum die Palme, da es unbekümmert um das etwaige Gespötte zuerst den fröhlichen Mut hatte, diesem Unwesen zu steuern. Wie viel Gutes diese Zeitung geleistet hat, haben wir im Sommer 1887 beobachtet. Statt der Fremdwörter: Deficit, Deputation, Filiale, Copie, retour, Billet, Retourbillet, Fronte, Secundärbahn, Repetiergewehr, Attentat, Trottoir, Velociped, Falsifikat, Expropriation, expropriiert, Colonisationszwecke, Geometer, Kataster, Rendez-vous, respective, Bimetallismus, Statuten, intim, automatisch, Offerten, Morgue, Toast, Caution, Okularinspektion, amusant, interessant, commissarisch, Petition, Majorität, Minorität, Concurrenz, Villa, Büreau, resultatlos, Extrazug, Fiasko, gratis, bankerott, Garantie, Recherchen, Annoncenteil, Renommage, Bilanz, Passagier, combinierbar, Compagnon, Consequenz, in contumaciam, constatieren, Consument, telegraphische Depesche, Marquise, Album, Statue, Bouillon, die industriellen Produkte, primitiv, punctum saliens, Autorschaft, egoistisch, Pension, pensionsberechtigt, Orient u. s. w. mit denen die Zeitungen bisher sich schmückten, und zum Teil sich noch schmücken, schrieb sie: Fehlbetrag od. Mindereinnahme, Abordnung, Nebenkirche bez. Nebengeschäft, Abschrift, zurück, Fahrkarte od. Fahrschein, Rückfahrkarte, Vorderseite od. Stirnseite od. Schauseite, Schmalbahn od. Nebenbahn, Mehrladegewehr, Mordversuch od. Mordanschlag, Bürgersteig, Reitrad, Falschstück, Enteignung, enteignet, Ansiedlungszwecke, Landmesser, Grundbuch, Zusammenkunft oder Stelldichein, beziehungsweise, Doppelwährung, Satzungen, vertraut, selbstthätig, Angebote, Leichenschauhaus od. Totenhaus, Trinkspruch, Bürgegeld, Ortsbesichtigung od. Augenscheinsprüfung, unterhaltend, lehrreich, auftragsweise, Bittschrift, Mehrheit, Minderheit, Wettbewerb, Landsitz, Amtsstube, erfolglos, Sonderzug, Fehlschlag, unberechnet, bankbrüchig, Haftung, Nachforschungen, Anzeigenteil, Schönthuerei, Rechnungsablage, Fahrgast, zusammenstellbar, Partner, Folgerichtigkeit, in Abwesenheit, feststellen, Verbraucher, Eilnachricht, Sonnentuch, Stammbuch, Standbild, Fleischbrühe, die kunstgewerblichen Erzeugnisse, urtümlich, der springende Punkt, Verfasserschaft, selbstisch, Ruhegehalt, ruhegehaltberechtigt, Morgenland.

Diese Probe zeigt einerseits, wie leichtfertig und nachlässig unsere Sprache behandelt wurde, bevor Riegel seine Stimme erhob, und ander-

ſeits, wie ſchnell man das Gute ſchaffen kann, wenn man nur den guten Willen hat. Dieſe Wendung zum Beſſern muß jeder Patriot mit Freuden begrüßen. Aber die genannte Zeitung ſchreibt nicht nur gutes Deutſch, ſondern ſie nimmt auch gut gebildete neue Ausdrücke, wie Bahnhalle, Abteil, Pförtner, Bürgerſteig u. a. ſogleich auf, ja, ſie tritt ſogar ſelbſt ſchöpferiſch auf, indem ſie z. B. ſtatt eines bekannten Ungetümes mit Glück und Geſchick das Wort „Eingemeindung" ſetzte. Wir freuen uns, mitteilen zu können, daß auch die Kölniſche Volkszeitung, die noch am 18. Dezember 1886 witzelnde Bemerkungen über Sauce, Salſe, Tunke machen zu müſſen glaubte, nunmehr thatkräftig für die Reinheit der deutſchen Sprache eintritt. So ſchreibt ſie unter „Welt und Wiſſen" (in Nr. 117 vom 29. April 1887) bei der Begutachtung des Werkes 'Gedanken eines Kavaliers über Antiſemitismus von Alexander Freiherr Pawel-Rammingen': „Wir können uns nicht erinnern, jemals ein ſo entſetzliches Fremdwörtergemengſel geleſen zu haben. Als ob es eine Kunſt wäre, ein paar Dutzend Seiten in Fremdwörtern zu ſchreiben." (Vergl. auch Nr. 95 vom 5. April 1887 unter Welt und Wiſſen.)

Wir kommen nunmehr zu den täglich in die Zeitungen eingerückten Anzeigen, und da müſſen wir wiederum faſt allen Blättern einen ſchweren Vorwurf machen. Die Zeitung iſt nämlich der Markt des öffentlichen Lebens; das weiß der Kaufmann und darum macht er dieſelbe zu ſeinem ureigenen Gebiete. Auf welche Weiſe, ſagt uns das harte, aber gerechte Urteil, welches Otto Denk (S. 23) fällt: „Am meiſten Begabung und Geſchick zur Verhunzung der deutſchen Sprache iſt unbeſtritten den Kaufleuten eigen". Wer das lieſt, was heutzutage bekannt gemacht wird, muß von Zorn und Wehmut zugleich erfüllt werden. Warum wahren die Leiter der Zeitungen ihr Hausrecht nicht? Freilich wiſſen wir, daß zumal die mehrmals an einem Tage erſcheinenden Zeitungen keine Zeit haben, die Anzeigen der kaufmänniſchen Welt mit den Geſetzen der Grammatik und Stiliſtik in Einklang zu bringen. Da wird dann ruhig gedruckt: Ein Pferd ſteht ſterbenshalber zu verkaufen. Das von Dr. X acht Jahre lang bewohnte Haus ſteht verſetzungshalber ſofort zu vermieten. Ein Notar in der Nähe von Aachen läßt fortgeſetzt einrücken: Mo- und Immobiliarverkauf; alſo heißt das herrliche Wort nach dem Beiſpiel Berg- und Thalfahrt der „Moverkauf", eine ſtrafbare Nachläſſigkeit, die offenbar nach einem Berliner Schild gebildet iſt, auf dem zu leſen iſt: Verkauf von Kar- und Pantoffeln. Gegen eine ſolche Sprache ſind die Zeitungen ziemlich machtlos. Aber gleichwie der umſichtige Hausvater nicht jedem Unbekannten vertrauensvoll die Pforten ſeines traulichen Heims öffnet, alſo ſollten

auch die Leiter der Zeitungen von dieser Stunde an jedem entbehrlichen Fremdwort den Eintritt in ihr Blatt verwehren. Das Verbessern von grammatischen und stilistischen Fehlern ist immerhin umständlich und zeitraubend, ein Fremdwort dagegen findet man auf den ersten Blick heraus. Daß man von den Zeitungen nicht zu viel verlangen darf, zeigt z. B. eine Todesanzeige (Köln. Ztg. vom 14. April 1887), in der mitgeteilt wird, daß eine vornehme Frau „aus dieser jetzigen schlechten Welt in ein besseres Jenseits abberufen wurde, wo der Teueren die Erde leicht sein möge", oder die Geburtsanzeige (Köln. Ztg. vom 27. Oktober 1887): „Ein strammer Bengel angekommen." Gegen solche geschmacklose Gepflogenheiten würden selbst die unsterblichen Götter vergeblich kämpfen.

Über die Ursache des Gebrauches der überflüssigen Fremdwörter schrieb schon vor einem Menschenalter Götzinger (Stilschule. Schaffhausen 1854. I, S. 54): „Die häufige Anwendung von Fremdwörtern rührt oft von nichts her, als von der Trägheit des Schreibenden, der den rechten deutschen Ausdruck umging oder sich gar nicht die Mühe gab, ihn zu suchen, und froh war, einen fremden zu finden."

Wie soll nun der verderbliche Geist aus den Anzeigen der Kaufleute verbannt werden? Die Leiter der größeren Zeitungen sind durchweg gebildete Männer, denen das Verständnis für die gute Form der Sprache nicht abgeht. Sie müssen für die gute Sache gewonnen werden, und die Kaufleute werden wohl mit hinkendem Bein nachkommen, wenn sie merken, daß es in den gebildeten Kreisen zum guten Ton gehört, nicht kauderwelsch, sondern „deutsch" zu sprechen und zu schreiben. Die Leiter der Zeitungen müssen den Gebrauch überflüssiger Fremdwörter nicht etwa sich verbitten, sondern einfach verbieten. Denn ebensowenig, wie der Wirt jedem Beliebigen seine Getränke vorzusetzen braucht, ebensowenig hat der Leiter einer Zeitung nötig, den Raum seines Blattes den Kaufleuten unter jeder Bedingung preiszugeben.

Der die Muttersprache liebende Leiter ist dem Unfug doch nicht so wehrlos hingegeben, wie man zu glauben geneigt ist. Wer könnte es ihm wohl verübeln, wenn er einmal allen Ernstes sein Hausrecht wahrt, und, falls es aus Geschäftsrücksichten nicht angeht, die mit entbehrlichen Fremdwörtern verunstalteten Anzeigen zurückzuweisen, solche Wildlinge einfach zum doppelten Preise anrechnet? Wenn der gedankenlose Michel tiefer in den Geldbeutel greifen muß, dann erst erwacht sein Gewissen, und er macht so, da gutgemeinte Ermahnungen nichts fruchteten, durch den Schaden klug geworden, die Erfahrung, daß es für den Deutschen doch viel ehrenvoller ist, seine Gedanken, wenn möglich „deutsch" auszudrücken.

Einen ähnlichen Rat gab einmal die Kölnische Zeitung. Sie brachte am 26. August 1887 einen Aufsatz gegen den in Baden mit dem Französischen getriebenen Unfug und machte bei dieser Gelegenheit den jedem Deutschen aus der Seele geschriebenen Vorschlag: „Man muß angesichts dieser Zustände wirklich fragen, wäre es nicht an der Zeit, eine Steuer, aber eine recht hohe, auf die nicht deutsch geschriebenen Ladenschilder u. s. w. zu legen?“

Nun wohlan! die Kölnische Zeitung hat es in ihrer Gewalt. Sie wende den Vorschlag bei sich selbst einmal an; dann sieht man, daß derselbe gut gemeint war. Über die Verwendung dieser Mehreinnahme brauchte man nicht füglich lange in Verlegenheit zu sein; man könnte den Betrag ja einfach dem allgemeinen deutschen Sprachverein überweisen.

Die Kaufleute pflegen heutzutage die Erzeugnisse des Gewerbefleißes und die Gegenstände des Handels mit Namen zu versehen, die jeden Patrioten mit Zorn erfüllen müssen. Während eines Jahres fanden wir zumal in den kleineren Provinzialblättern folgende den meisten Deutschen unbekannten Ausdrücke: Acme, Alt-Tolma, Annihilator, Campignon, Carbolineum, Chromos, Cultivator, Desintegrator, destilliertes und saponificiertes Olein, Diamantine, Disdipteron, Eau de Cologne philocome, Electra, Excelsior, Fibulae, Gloria, Glucose, Haemoglobin, Kainit, Leguminose, Lilliput, Linoleum, Magnum bonum, Melanit, Melinit, Mikado, Mondamin, Odontine, Odorator, Originalzahnpasta, Ozea Brillantine, Pedesped, Peptonbouillon, Perla de la Moravia (Neuwied), Prima Chevalier-Saatgerste, Pipifax, Puritas, Pyrostat, Redarin, Roborit, Rhododaktylos Eos, Sektorator, Simplex, Sundi, Syenit, Syndetikon, Talcum, Tandem, Tooth-Ache-Drops. Eine Gesellschaft, welche die Rückgabe verlorener Gegenstände vermittelt, nennt sich mit dem griechischen Perfekt „Heureka“.

Man wende nicht ein, diese Ausdrücke bezeichneten Dinge, die aus dem Auslande zu uns kämen und daher im fremden Gewande einhergingen. Die meisten Gegenstände werden in Deutschland selbst verfertigt. Auffallend ist es, daß ein Kaufmann in Deutschland ein „Assortiment vorzüglich milder Qualitätscigarren“, die in der Rheinprovinz angefertigt werden, „Perla de la Moravia“ nennt; aber man traut seinen Augen kaum, wenn man in der Zeitung liest, daß ein ungebildeter Ackerer in einem deutschen Dorf seine Kartoffeln unter dem Namen „Magnum bonum“ anpreist. Solchem Thun gegenüber gilt der Spruch des Horaz: Est modus in rebus, sunt certi denique fines, quos ultra citraque nequit consistere rectum. Eine Mehlspeise heißt: „Duryeas Maizena“ mit der Beifügung: das Wort „Maizena“ ist gesetzlich geschütztes Eigentum

des Fabrikanten der Glen Cove Co. in New-York. Nach aller bisherigen Beobachtung waren die Bezeichnungen für Gegenstände ebenso Gesamteigentum, wie Wasser, Luft und Licht. Dies soll also jetzt anders werden, und daher nimmt ein Kaufmann in Ehrenfeld das Wort „Pyrostat" als Eigentum für sich in Anspruch. Offenbar will man durch möglichst auffallende und seltsame Namen die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf die Ware lenken. Dies gelänge, wenn jeder Namen nur eine Sache bezeichnete. Aber, o weh, da trägt 1. die Seide, 2. die Stahlfeder und 3. eine Kartoffelreibemühle den Stempel: „Gloria". Noch alberner ist der Ausdruck „Excelsior"; denn er bezeichnet 1. einen Strohhut, 2. ein Dintenfaß, 3. eine Mühle, 4. eine „Schnellcopiermaschine" und 5. eine ganze Fabrik. Da hört denn doch alles Charakteristische der Bezeichnung auf, und vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.

Übrigens machen die Kaufleute selbst die einzelnen Ausdrücke sich streitig und „belächeln" diese Bezeichnungen, wie sie in großen Zeitungen erklären. Wir halten dies für ganz in der Ordnung. Die klangvollen Namen der gefeierten Helden des Altertums, sowie der berühmten Männer des Mittelalters und der Neuzeit werden benutzt zur Bezeichnung von Klippwaren und allerlei Krimskrams. Apollo, Remus, Scipio, Haydn u. a. sind jetzt nur noch Papierkragen. So zergeht der Ruhm dieser Welt.

Wenn viele deutschen Städte eine Kaiserstraße, einen Kaisergarten, einen Kaisersaal besitzen wollen, so zeugt dies von der unbegrenzten Liebe und Verehrung, welche die ganze Nation dem Heldenkaiser zollt, ὃς ὥσπερ θεός ἐστι μετ' ἀνδράσιν. Auch haben wir gegen den Kaisermantel, den Kaiserschacht, die Kaiserkrone (Blume) nichts einzuwenden. Aber in aller Welt, wie verträgt es sich mit dem Bibelgebot: „Ehre den König", wenn der Kaufmann den gewöhnlichen Gegenständen des Handels das Wort „Kaiser" beifügt? So fanden wir die Ausdrücke: Kaiserbier, Kaisermehl, Kaiseröl, Kaisertintenpulver, Kaiserbrünellen, Kaiserkartoffeln, Kaiserzigarrenspitze, Kaiserstollen (ein Gebäck) u. s. w. Hier merkt man die Absicht und wird ernstlich verstimmt.

Den harmloseren Schwindel wollen wir an zwei Gegenständen nachweisen. Was man zur Zeit unserer Väter unter „Wein" verstand, nämlich vinum de vite, heißt jetzt „Naturwein", „reiner Naturwein". „Wein" allein würde also jetzt nach der Sprache der Kaufleute irgend ein gefälschtes, der Gesundheit gefährliches Gemisch bezeichnen, nicht mehr das echte Rebenblut, welches die Dichter zu ihren herrlichen Gesängen begeistert hat. Die Butter hat heutzutage folgende Benennungen erhalten: Naturbutter, reine Naturbutter, prima Naturbutter, hochfeinste Natur-

butter, Grasbutter, Gutsbutter, Landbutter, Gebirgsbutter, Rahmbutter, Tischbutter, Sennbutter, Stoppelweidebutter, Sahnebutter, Tafelbutter, Sahnegrasbutter, Weidebutter, Neumilchbutter, wirklich süße feinschmeckende Neumilchbutter, Frischmilchbutter, fette Neumilchbutter, feinste süße Sahnenbutter, recht schöne süße Sahne-Gras-Butter (Köln. Ztg. Nr. 156 1. Bl. 6. Juni 1886), hochfeine süße Naturgrastischbutter (Köln. Ztg. Nr. 185 8. Juni 1886). Unter Butter scheint der Kaufmann irgend ein künstlich verfertigtes Fett zu verstehen, welches mit der Kuhmilch nichts gemein hat; verlangt ein Kunde also „Butter", so erhält er die Fälschung; fordert er aber „hochfeinste süße Naturgrastischbutter", so giebt man ihm vielleicht das, was unsere biderben Vorfahren unter „Butter" verstanden. So ist denn der Betrug gestattet, sobald der Käufer bloß „Butter" verlangte. So werden Sprache und Ware in gleicher Weise gefälscht; aus der Verfälschung der Erzeugnisse folgt wie die Wirkung aus der Ursache die Verfälschung der Sprache.

Ihr Freunde, tadle keiner mich,
Daß ich von Schweinen singe,
Es knüpfen Kraftgedanken oft
Sich an geringe Dinge.

So auch hier.

Ein ernster Widerspruch gegen diese Sprachverderbnis ist von vornehmer Seite ausgegangen. Am 26. März 1887 hielt nämlich der deutsche Reichstag eine Sitzung über die — Butter ab; mehrere hundert gebildete und edeldenkende Männer befaßten sich mit einer scheinbar so winzigen Angelegenheit. Das Haus stellte fest, daß es im Handel 1. Kunstbutter, 2. Milch- oder Naturbutter, 3. Mischbutter gebe. Zwei Redner nun, Graf Holstein und Graf Schlieffen gaben der Hoffnung Ausdruck, daß die Bezeichnung „Kunstbutter" ganz verschwinden werde. Diese beiden Edelleute haben sich durch die Klarheit ihres Denkens um die deutsche Sprache sehr verdient gemacht. Unter „Butter" versteht man nämlich ein bestimmtes, der Nährkraft dienendes, aus Milch verfertigtes Speisefett, welches nicht auf natürliche Weise, wie z. B. die Pflanze, sondern durch Umdrehung des Rahmes im Butterfaß, also auf künstliche Weise zu stande kommt; so ist also die reine, gute Butter ein Erzeugnis der Kunst, da die Natur ohne die helfenden Arme des Menschen dieselbe nicht hervorzubringen vermag, und es ist eben Schwindel, ein aus möglicherweise verendeten amerikanischen Tieren angefertigtes Fett „Kunstbutter" zu nennen. Das Auftreten dieser beiden Grafen ist darum hoch anzuschlagen, weil es andere veranlassen wird, in ähnlicher Lage im Dienste der Wahrheit die Klarheit der Sprache zu fördern.

Wir kommen nunmehr zu den unterhaltenden Erzählungen am Fuße der Zeitungen. Hier gilt der Grundsatz: „Wie die Bezahlung, so die Ware". Die großen Zeitungen können zu diesem Zwecke viel Geld ausgeben; sie erhalten also auch eine bessere Arbeit, als die kleineren Blätter, deren Erzählungen zumeist ohne allen höheren künstlerischen Wert sind. Dem unbedeutenden Inhalt reicht die mangelhafte Form der Sprache getreu die Hand. „Die Stelle des Zeitungswesens vertrat vor Einführung der Buchdruckerkunst das historische Volkslied, welches die Neuigkeiten langsam von Ort zu Ort verpflanzte. Es wurde im 16. Jahrhundert durch die sog. 'Relationen' und durch die Flugblätter oder fliegenden Blätter, welche namentlich zur Reformationszeit massenhaft erschienen, ersetzt. Als Übergänge von diesen zu den Zeitungen sind die periodisch wiederkehrenden Kalender und buchhändlerischen Meßkataloge zu betrachten. Von 1615 an erschien die erste Wochenzeitung des Frankfurter Bürgers Egenolph Emmel". (J. Scherr. Kulturgeschichte 1873. S. 300 flg.)

Der ungeheuere Verkehr der jetzigen Zeit hat naturgemäß eine entsprechende Menge von Zeitungen ans Licht gefördert. In Deutschland erschienen im Oktober 1887 6865 deutsche Zeitungen und Zeitschriften. Die Zeitungen haben Leser und Leserinnen von verschiedenem Geschmack; sie müssen und wollen allen möglichen Anforderungen gerecht werden. Daher haben sie am Fuße eine Romanerzählung. In betreff der Romane zumal der Neuzeit gilt das Wort: „Viel Schatten, wenig Licht". Darum besitzen sie unter den strenger denkenden Männern der Wissenschaft im ganzen wenig Freunde. So ist denn auch das sehr harte Urteil erklärlich, welches Vogt über Georg Ebers fällt. Ebers wird doch noch von einem großen Teile der denkenden und gebildeten Deutschen wegen seiner litterarischen Schaffenskraft hochgeschätzt. Vogt nennt diesen gefeierten Mann frischweg einen „Romanfabrikanten, in dessen Werken zahlreiche, ja zahllose Sprachfehler sich vorfinden". (Die Lehrplanübersichten des Gymnasiums zu Barmen von Oskar Henke. 2. Heft. Barmen 1885. S. 135 unten.) Wenn wir diesen Maßstab an die in den Zeitungen besonders der kleineren Städte abgedruckten Novellen und Romane anlegen wollten, wahrlich, wir verzweifelten daran, sprachliche Bezeichnungen zu finden, um diese eigentümliche Geisteskost in das gehörige Licht zu stellen. Freilich läßt es sich nur billigen, daß man auch von den berufensten Schriftstellern eine schöne, reine und würdige Form der Sprache verlangt. Aber sündigen gegen dieses einfache Gebot z. B. nicht auch die deutschen Lesebücher? Die in denselben befindlichen Prosastücke sind verschiedenen Verfassern entlehnt, und zwar so, daß die eigentümliche Schreibart unangetastet blieb. Nun weiß aber der mit Aufmerksamkeit Lesende, daß

es manchem Schriftsteller nur auf den vorzüglichen Gedanken ankommt, den er vorträgt, die Form der Sprache ihm aber Nebensache ist. Und doch ist ein solches Lesebuch der Mittelpunkt des deutschen Unterrichts, und der spätere Kaufmann, der spätere Arzt, ja, der spätere Geheimrat — sie haben alle ihr Deutsch aus demselben zum Teil wenigstens gelernt. Und doch wird kein Lehrer des Deutschen Anstand nehmen, manche Wörter und Verbindungen rot anzustreichen, sobald sie sich im Aufsatze des Schülers blicken lassen.

Mit Recht verurteilt man die Leistungen der Romanschriftsteller in den kleineren Zeitungen. Diese Männer sind allerdings zu einer litterarischen „Fabrikation" gezwungen. Man vergegenwärtige sich die heutige Lesewut. Im Sommer 1886 wurden in unserm Reichspostgebiet gegen 550 Millionen Zeitungsnummern durch die Post befördert; in dieser ungeheuern Zahl sind nicht mit einbegriffen diejenigen Abdrücke, welche durch Privatträger abgeliefert und verkauft wurden. Da ist für die armen Schriftsteller guter Rat oft teuer, und daher müssen wir ihnen mildernde Umstände zuerkennen. Wer höchst lehrreiche und wahre Worte über die Thätigkeit der „Feuilletonisten" vernehmen will, der lese das Werk von Josef Lukas S. 157 flg.; hier findet er eine vernichtende Beurteilung dieses Zweiges der Litteratur.

Mit Bezug auf die undeutsche Sprache der Kaufleute, Schriftsteller und Zeitungen überhaupt wollen wir noch folgende Thatsache verzeichnen: Am 18. März 1887 hielt im Kölner Zweigverein des allgemeinen deutschen Sprachvereins ein Vorstandsmitglied einen Vortrag, in dem besonders die Geschäftswelt dringend ersucht wurde, aus nationalen Rücksichten deutscher Ausdrücke in der Buchführung, dem schriftlichen Verkehr und in den öffentlichen Anzeigen sich zu bedienen; in erster Linie sei es die Pflicht der Presse, der Schriftsteller, der Sprachgelehrten und der Schule, die deutsche Sprache zu pflegen und weiter auszubilden.

Was unsere Rechtschreibung betrifft, so liegt sie zur Stunde sehr im argen. Den Schulen ist dieselbe allerdings vorgeschrieben. Aber erstens sind die Regeln vielfach so unbestimmt, daß der eine z. B. Göthe und zu Grunde gehen, der andere Goethe und zugrunde gehen schreibt, und zweitens ist dieselbe nicht bei allen Behörden und Verwaltungen eingeführt. Es ist schon ihre Verwerfung dadurch ausgesprochen, daß sie im schriftlichen Verkehr bei den Reichsbehörden für unzulässig erklärt worden ist; ja selbst das preußische Ministerium des Unterrichts verschließt sich derselben, wie das Centralblatt für die „gesammte" Unterrichtsverwaltung zur Genüge zeigt. Was die Doppelart im Schreiben der Wörter bezweckt, ist schwer zu begreifen. Über diesen eigentümlichen Zustand schrieb die Preußische Lehrerzeitung im vorigen Jahre: „In der

Schule nach der neuen Orthographie zu schreiben, außerhalb derselben aber nach der alten Rechtschreibung sich zu richten, wem widerstrebte dieser orthographische Dualismus nicht? In solcher Anschauung von der Sache gebrauchte der Verfasser dieser Zeilen die Putkamersche Rechtschreibung. Ein Mal notierte er in der Colonne 'Bemerkungen des Klassenlehrers': „Es ist mir ein Rätsel, daß die vielfachen Bestrafungen des .... keine Besserung zur Folge haben." Im Magistratsbüreau war das Wort Rätsel mit Blaustift dick unterstrichen worden. In einem Privatschreiben für eine andere Person bediente sich der Verfasser ebenfalls der neuen Rechtschreibung. Da er in dem Schreiben wiederholt 'theilen' ohne h geschrieben hatte, kam ihm späterhin zu Ohren, daß der Adressat des Briefes geäußert hatte: Der Schreiber des Briefes ist ein Lehrer und macht noch orthographische Fehler! Darum: entweder Einführung der neuen Rechtschreibung im ganzen Reiche in allen Kreisen und Zweigen, oder fort damit auch aus der Schule! So, wie jetzt kann es unmöglich weiter gehen".

Zu dem Vorstehenden können wir noch zwei andere Fälle aus unserer Erfahrung hinzufügen. Ein Sekundaner, dessen Eltern plötzlich verarmten, erhielt bei einem Notar eine Stelle als Abschreiber. Einige Tage darauf äußerte sich der Herr im Kreise vertrauter Freunde: „In dem Gymnasium zu X. muß es doch recht schlimm aussehen. Mein neuer 'Copist', der bisherige Sekundaner Y., kann nicht einmal die deutschen Wörter richtig schreiben und abtrennen". Auf diese Weise verlieren Schule und Lehrer das zum freudigen Wirken und erfolgreichen Schaffen ihnen notwendige Vertrauen. Und doch trifft weder den Lehrer des Deutschen noch den Notar irgend eine Schuld.

Ein anderer Sekundaner, der sogar das Berechtigungszeugnis für den einjährig-freiwilligen Dienst erhalten hatte, bewarb sich bei einem Kaufmanne schriftlich um eine Lehrlingsstelle. Der feingebildete Kaufherr ließ den Jüngling zu sich kommen und erklärte ihm, daß er ihn nicht gebrauchen könne, da er nicht einmal im stande sei, die deutschen Wörter richtig zu schreiben. Der junge Mann ging traurig seiner Wege.

Wie kann man noch die beiden Rechtschreibungen nebeneinander aufrechterhalten angesichts des ewig wahren Grundsatzes: „Non scholae, sed vitae discimus?" Dieses Wort findet nach der Seite hin auf die Gegenwart keine Anwendung. Ganz leicht ließe sich die augenblickliche Verwirrung abstellen, ohne daß damit für irgend jemand eine Unannehmlichkeit verknüpft wäre, und Fälle, welche das Ansehen der Schule schädigen, kämen bei einer so winzigen Sache nicht mehr vor.

Die in heutiger Zeit erscheinenden Zeitungen werden zumeist mit Eckschrift, die Zeitschriften, Schulprogramme und gelehrten Werke viel-

fach mit Rundschrift gedruckt; jene trägt den Namen „Fraktur", diese „Antiqua". Seltsamerweise nennt man die erste auch die gotische oder deutsche, die zweite die lateinische Schrift. In der Gegenwart nun ist man bestrebt, die Fraktur aus der deutschen Sprache zu verdrängen. Zahlreiche Männer gelehrter Schulen haben zur Beseitigung der Eckschrift einen Verein gegründet. Die Aufrufe, welche von Wiesbaden aus am 15. April, Ende Mai und Mitte Dezember 1885 in 25000 Abdrücken verbreitet wurden, haben folgenden Inhalt:

1. Die Lateinschrift ist zur Weltschrift geworden.
2. Sie ist die älteste deutsche Schrift.
3. Der Lese- und Schreibunterricht wird durch das Aufgeben der Eckschrift außerordentlich erleichtert.
4. Durch Einführung der Rundschrift wird die Handschrift besser.
5. Die Rundschrift ist schöner.
6. Die Formen dieser Schrift sind deutlicher.
7. Die allgemeine Einführung stößt auf keine besondere Schwierigkeiten.
8. Die amtliche Berliner Konferenz von 1876 nahm den Satz: „Der Übergang von dem deutschen zu dem von fast allen Kulturvölkern angewandten lateinischen Alphabet ist zu empfehlen" mit 10 gegen 3 Stimmen an.

Man muß nun abwarten, bis die Geneigtheit sich zeigt, den kleinen Kindern eine große Wohlthat zu erweisen. Das Verständnis für die Sache bricht sich immer mehr Bahn. Diesem löblichen Zweck dienten zunächst zwei Schriften.

1. R. Dietlein. Welche Schrift wollen wir beibehalten, die Rundschrift oder die Eckschrift? Wittenberg 1886. Herrosé M. 0,40. Der Verfasser zerstört unter anderem das Vorurteil, als ob wir durch Aufgeben der Eckschrift irgend etwas von unserer nationalen Selbständigkeit einbüßten, und ist überzeugt, daß der endliche Sieg der guten Sache nicht fehlen wird.

2. E. Knebel. Antiqua oder Fraktur? Danzig 1887. Axt M. 0,70. Der Verfasser betont, daß die Doppelwährung in der Schrift nicht nur ein Hemmnis für unsern internationalen Verkehr ist, sondern auch ihren Teil an der Überbürdung der deutschen Schuljugend hat.

Für die Eckschrift tritt ein: H. von Pfister. Über deutsche und lateinische Buchstaben. Berlin 1886. M. 0,50.

Mit Bezug auf die künstlerische Anfertigung von Glückwunschadressen äußerte sich die Kölnische Zeitung am 15. April 1887 unter K. W. und L. mit vollem Recht: „Wir können die allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken, daß ein seltsames Bestreben sich geltend macht, den eigent-

lichen Wortlaut der Glückwünsche durch die Wahl möglichst verschnörkelter und verschrobener Buchstaben fast unleserlich zu machen."

Die deutsche oder sogen. gotische Schrift ist eine Verzierung und in diesem Falle eine Verschlechterung der lateinischen; die Gestalt der Eckschrift wurde teils durch die Mönche des Mittelalters, teils durch den kaiserlichen Hofmaler Albrecht Dürer eingeführt. Seit dem 16. Jahrhundert wurde diese Schriftart in Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien, Holland und Dänemark verbreitet. Hieraus geht hervor, daß das Aufgeben derselben für uns weder ein litterarischer Verlust, noch ein nationales Unglück ist.

„Man hat das zähe, fast eigensinnige Festhalten der Deutschen an der Sitte einer in ihrem Geschmack tief gesunkenen Zeit gar oft als etwas Eigentümliches und Nationales anzupreisen gesucht; das war natürlich eitel Geflunker" (Linnig, Bilder z. Gesch. d. deutsch Spr. S. 113). „Andere Völker gehen uns hier mit einem guten Beispiel voran, und zwar im fernen Osten. Der praktische Sinn der Japaner nämlich geht auch daraus hervor, daß sie statt der verwickelten, aus dem Chinesischen stammenden Schrift die lateinischen Buchstaben einführen wollen. Professor Nishigawa ist ein hervorragendes Mitglied des dortigen Lateinschriftvereins und meinte, die Kinder, die dort jetzt fünf Jahre lang am Lesen und Schreiben studieren müßten, könnten diese Zeit auf etwas Nützlicheres verwenden, so daß dann die Zeit eines größeren Fortschrittes beginnen würde." (Köln. Ztg. Nr. 215 vom 5. August 1887.) Eine nationale Bedeutung hat die Frage nicht, wohl aber eine sehr wichtige pädagogische. Verschwindet diese Schriftart, so haben unsere Kinderchen vier Alphabete weniger lesen und schreiben zu lernen. Man sollte meinen, wie ein Mann müßte sich Alldeutschland erheben und nicht ruhen, bis die Schrift, die ein Jakob Grimm für ungestalt, häßlich, barbarisch erklärte, beseitigt wäre. Die deutschen Väter haben doch noch ein Herz für ihre Kinder, und die Gesetzgeber ein Verständnis für die Aufgabe der Schule. Drei- bis vierhundert Stunden gewinnen die Kinder, wenn diese Schrift in Wegfall kommt, eine wertvolle Zeit, welche in der That dem übrigen Unterrichte zu gute käme.

Indes weiß der Kundige, der nicht bloß Sprachforschung treibt, sondern sich auch ein wenig um die Gepflogenheit der Gegenwart kümmert, daß die goldenen Tage der Fraktur gezählt sind. Erschienen doch im Jahre 1886 von den Büchern und Zeitschriften der Künste, Wissenschaften und des Gewerbes 5316 in Antiqua und nur 1507 in Fraktur. Wer wird dem mittelalterlichen Zopf eine Thräne nachweinen?

Einen männlichen Schritt könnte z. B. die Kölnische Zeitung, die ja auch durchaus keine Freundin der Eckschrift ist, sondern noch am

6. Oktober 1887 mutig und mannhaft für die Antiqua eintrat, thun, wenn sie plötzlich ganz in Rundschrift erschiene. Sie würde hierdurch zu den anderen sprachlichen Verdiensten, die sie hat, ein neues und zwar kein geringes hinzufügen. Eine bedeutende Veränderung der Einrichtungen wäre nicht nötig, denn — um nur ein Beispiel herauszugreifen — im I. Bl. vom 17. Juli 1887 waren von 16 Spalten sieben und eine halbe in Rundschrift gedruckt. Auch der „Litterarische Merkur", der am 30. November 1887 S 45 der Rundschrift das Wort redet, erscheint trotzdem noch in Fraktur. In dieser Hinsicht kann also noch manches besser werden; mögen diese Zeilen dazu beitragen.[1])

Wir haben aber glücklicherweise auch erfreuliche Thatsachen zu verzeichnen, auf welche jeder Deutsche mit Genugthuung blicken darf.

1. Seine Majestät, der glorreich regierende Friedenskaiser Wilhelm I. hat am 28. August 1876 folgendes Gesetz gegeben: „Die deutsche Sprache ist die ausschließliche Geschäftssprache aller Behörden, Beamten und politischen Körperschaften des Staates. Der schriftliche Verkehr mit denselben findet in deutscher Sprache statt."

Man sollte vermeinen, es sei eine Ehrenpflicht für jeden Deutschen, gut deutsch und nicht kauderwelsch zu schreiben; was aber gut deutsch ist, das zu erfahren, dürfte in Deutschland Gelegenheit genug geboten sein.

2. Die Kölnische Zeitung schreibt unter K. W. und L.: „Schon mehrfach ist an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht worden, daß ebenso wie der Kaiser bei öffentlichen Kundgebungen, Erlassen u. dergl., auch der Kronprinz bei feierlichen Anlässen und Ansprachen ausnahmslos rein deutscher Ausdrucksweise unter Vermeidung jedes überflüssigen und die Schönheit der Rede störenden Fremdausdrucks sich zu bedienen pflegt. Einen neuen Beweis bietet die Eröffnungsrede, welche der Kronprinz bei der vor einigen Tagen stattgehabten Einweihung des Museums für Völkerkunde in Berlin gehalten hat. Daß hierbei nicht etwa ein glücklicher Zufall im Spiele ist, dafür bedarf es für den Kundigen keines Beweises, zumal der angeführte Fall mit den Gepflogenheiten unseres Kaiserhauses im vollsten Einklang steht."

3. Anfangs März 1887 hat Seine Königl. Hoheit der Prinzregent von Bayern die Anordnung getroffen, daß die Speisezettel der königlichen Hoftafeln nicht mehr in französischer, sondern in deutscher Sprache und deutscher Bezeichnung abzufassen seien.

4. Der Bürgermeister von Jülich machte am 12. Februar 1887 folgendes bekannt: „Auf Grund des Beschlusses der Stadtverordnetenversammlung wird hiermit bestimmt, daß fortan die „Esplanade" den

1) Der „Litterarische Merkur" erscheint seit dem 1. Januar 1889 in Rundschrift.

Namen „Schloßplatz“, die „Esplanadenstraße“ den Namen „Schloßstraße“, die „Barackenstraße“ den Namen „Schützenstraße“ führen soll.

5. Endlich haben auch die Stadtverordneten von Mainz am 26. Oktober 1887 beschlossen, die gerügte Straßenbezeichnung „Boulevard“ in „Kaiserstraße“ umzuwandeln.

6. Im März 1887 hat die Parochialkonferenz von Krombach (Kreis Siegen) bestimmt, daß das „Adieu“ aus sämtlichen Schulen verbannt und dafür „Gott befohlen“ oder „Grüß Gott“ eingeführt werden soll. Eine Zeitung, die von den albernsten Fremdwörtern wimmelt, begleitet diese Maßregel mit der überflüssigen Bemerkung: „Dieser Beschluß zeigt, daß man in dem sonst ganz löblichen Streben nach Reinigung unserer deutschen Sprache von französischen Ausdrücken auch zu weit gehen kann.“

7. In dem Taschenkalender für das Heer von Oberstleutnant Frhr. von Fircks, Berlin 1888, sind viele überflüssigen Fremdwörter beseitigt worden.

8. Die Leitung der „guten Hoffnungshütte“ hat allen Beamten befohlen, in den schriftlichen Berichten und sonstigen Arbeiten alle unnötigen Fremdwörter zu vermeiden.

9. Gegen Ende April 1887 schrieb die Magdeburgische Zeitung: „Wiederum ist eine mächtige Hochburg der Fremdwörter gefallen, die alte, verwelschte Schießinstruktion für die Infanterie ist durch eine Schießvorschrift ersetzt worden, die fast kein entbehrliches Fremdwort enthält. Der wahre Freund unserer Muttersprache wird den Verfassern dieser Schießvorschrift aus vollem Herzen danken.“

10. Am 31. Mai tagte zu Gotha die 27. allgemeine deutsche Lehrerversammlung, an der 1500 Lehrer und Lehrerinnen teil nahmen. Nach einem Vortrag des Werbesendlings Saalfeld-Blankenberg erklärte die Versammlung sich mit den Bestrebungen des allgemeinen deutschen Sprachvereins völlig einverstanden.

11. Die Blätter für höheres Schulwesen von Dr. Friedrich Aly loben in Nr. 11 vom 1. November 1885 S. 178 die Bestrebungen des deutschen Sprachvereins, und der Leiter äußert sich schließlich also: „Wir empfehlen unsern Lesern die Beteiligung aus voller Überzeugung, zumal wir es als ein nobile officium betrachten, alle auf das Ideale gerichteten Bestrebungen zu fördern.“ Vergl. auch Nr. 5. vom 1. Mai 1886 S. 84 und Nr. 5 vom 1. Mai 1887 S. 87.

12. Unter dem 13. Juni 1887 schreibt die Kölnische Zeitung: „Der Verein pfälzischer Gymnasiallehrer nahm in seiner gestern zu Neustadt abgehaltenen Jahresversammlung bei Beratung der Fremdwörterfrage nach einem anziehenden Vortrage des Gymnasiallehrers Dr. Keiper-

Zweibrücken folgenden vom Studienrektor Müller-Neustadt gestellten Antrag einstimmig an: 'Die Versammlung erklärt sich einverstanden mit den neuerdings zu Tage getretenen Bestrebungen, unter besonnener Beschränkung auf das jeweils Thunliche, die deutsche Sprache von entbehrlichen Fremdwörtern zu reinigen; sie hält es für dringend wünschenswert, daß die Fachgenossen sich diesen Bestrebungen anschließen und auch im Unterricht im Sinne derselben wirken.' In solchen und ähnlichen Kundgebungen wird offenbar nur das öffentlich ausgesprochen, was in der Brust der deutschen Lehrer seit je leibt und lebt und bisher ohne viel Geräusch nur den Schülern in der Klasse mitgeteilt wurde."

Aber wo viel Licht ist, da ist auch starker Schatten. Wir wollen nicht sprechen von den Zeitungen, welche sich benehmen, als ob die deutsche Sprache ein Versuchsfeld für alle möglichen Fehler wäre, nicht von jenen Thoren, welche behaupten, die deutsche Sprache sei rein genug, und der Sprachverein sei unnötig, sondern nur einige bemerkenswerte Thatsachen hervorheben, da man gerade vom Gegner am besten lernen kann.

1. Die Karten, die ein Hochlehrer der deutschen Sprache an einer westdeutschen Universität zum Antwortschreiben benutzt, tragen die Aufschrift: Carte de correspondance.

2. Ende April 1887 schrieben die Zeitungen: Die Hemden- und Wäschefabrik von R. und B. in Berlin, 51 Unter den Linden, versendet französische Geschäftsempfehlungen auch an Deutsche. Sie beginnen mit: Nous avons l'honneur und schließen mit den üblichen salutations bien respectueuses. In Berlin werden die Herren wohl schwerlich wagen, die französischen Briefe herumzuschicken.

3. Die in letzter Zeit erbauten Flußseedampfer, welche von Köln bis London und umgekehrt den Güterverkehr vermitteln, haben die undeutschen Namen „Industrie", „Harmonie", „Energie" erhalten. Natürlich hat ja doch der feingebildete Kaufherr in Deutschland das Vorrecht, daß er sich um die deutsche Sprache nicht kümmern zu brauchen glaubt. Wie beschämend ist diese Thatsache dem Ausländer, etwa dem Londoner und Pariser, gegenüber? Diese würden in ähnlichem Falle sicherlich ihre Schiffe nicht mit deutschen Namen benennen.

4. In Leipzig erscheint die Zeitschrift „Pädagogische Revue". Warum sie nicht z. B. den Namen „Rundschau der Erziehung und des Unterrichts" trägt, darüber spricht sie sich in Nr. 18 vom 15. März 1887 so aus: „Wir werden uns nach einem deutschen Namen umsehen, sobald es in der preußischen Armee keine Revue mehr giebt, sondern nur noch eine Heerschau". Dieser Standpunkt ist unmännlich und daher verwerflich. Wollte jeder so handeln, so würde kaum etwas Gutes in der Welt zu stande kommen.

5. Das Kölner Tageblatt schreibt unter dem 4. Juli 1887: „Im Reichslande gehen die deutschen Behörden gegen französische Schilder und Inschriften vor. Den Elsaß-Lothringern müssen da ganz eigene Gedanken aufsteigen. Denn das erste, was die Deutschen ihnen brachten, war eine Anzahl französischer Ausdrücke, die bei ihnen gar wenig üblich waren. So prangte damals an allen Bahnhöfen das undeutsche Wort 'Evacuations-Kommission'. Die Deutschen sagen sich beim Abschied 'Adieu', die Elsässer und Lothringer dagegen: 'Ein Andermal'. Die Deutschen sprachen von Vogesen und gründeten einen Vogesenklub; im Lande war kein anderer Ausdruck, als Wasgau gebräuchlich. Dann bescherten die Altdeutschen die wiedergewonnenen Brüder mit 'Optieren' und 'Option'. Die Einheimischen aber sprachen nur von 'unterschreiben' oder 'verschreiben' für Deutschland und Frankreich. Der Sündflut der Fremdwörter im amtlichen Verkehr, sowie beim Militär soll dabei gar nicht erwähnt werden".

6. In letzter Zeit macht sich der Gruß breit: „Guten Abend, die Herren!" Über diesen fällte die Sächsische Schulzeitung (1885) folgendes beachtenswerte Urteil: „Es dürfte wohl an der Zeit sein, einmal darauf aufmerksam zu machen, daß diese Ausdrucksweise aufs schärfste gegen die Regeln und den Geist unserer deutschen Sprache verstößt. Das Lächerliche und Unrichtige der neuen Grußformel ergiebt sich sofort, wenn man dieselbe in die Einzahl setzt, also: 'Guten Abend, der Herr!' Hoffentlich gelingt es den gemeinsamen Bemühungen der Schule und aller wahrhaft Gebildeten, diesen Barbarismus wieder auszurotten".

7. Fehlerhaft ist ferner die Form in dem Ausdruck: „aus aller Herren Länder". Das öftere Vorkommen dieser Form schließt einen Druckfehler aus. Dieser Fehler, den schon Daniel Sanders verurteilt hat, kann nicht nachdrücklich genug bekämpft werden.

8. In unserer nüchternen, an Idealen armen, an Überraschungen aber überreichen Zeit hat sich eine Erscheinung seltsamer Art gezeigt. Während nämlich in London jedes Jahr viele hundert Menschen durch Verhungern ihren Untergang finden, giebt es Männer, welche diese brotlose Kunst des Hungerns freiwillig zur Erzielung äußerer Vorteile betreiben, z. B. Tanner in Nordamerika, Merlatti und Succi in Paris, Cetti in Berlin. Das in unserer Sprache vorhandene Wort „Hungerleider" paßt für diese ehrgeizigen Herren nicht, weil in diesem Ausdruck der Begriff des Unfreiwilligen liegt. Sogleich bilden die Zeitungen die neuen Wörter: Schauhungerer, Wetthungerer, Hungerkünstler, Hungervirtuose.

9. Im Frühling 1887 erschien das Werk: Aus dem Geistesleben der Gegenwart. Von Kuno Stommel, Dr. phil., in welchem die Ver-

bindung: „Es geben Schulen!“ zu lesen ist. Ein Druckfehler bleibt darum ausgeschlossen, weil der Verfasser einige Zeilen vorher bemerkt, „er bemühe sich zwar, richtiges Deutsch zu schreiben, bedürfe aber einer strengen Beurteilung gegenüber sehr der Nachsicht“. Dieser Fall zeigt einmal wieder, wie sogar ein Fachmann, der das Gymnasium besucht und von der Hochschule sogar mit einem gefälligen Titel bedacht wurde, nicht einmal eine so einfache Konstruktion kennt. Die Form „es giebt“ kommt viermal in der Einzahl vor: 1. im Deutschen (es giebt), 2. im Lateinischen (est), 3. im Griechischen (ἔστιν), 4. im Französischen (il y a). Unbegreiflich ist es, daß ein Gelehrter dies nicht weiß.

10. Seit einiger Zeit ist auf einigen deutschen Eisenbahnen die früher über den Wagen befindliche Leine an der rechten Seite angebracht worden. Durch das Anziehen derselben ertönt in der Lokomotive eine Glocke, und der Zug bleibt stehen. In den Wagen nun befindet sich ein großes Stück Pappdeckel mit der Aufschrift: „Nothsignal“. Warum steht da nicht: „Notzeichen“?

Man sollte nun glauben, daß alle deutschen Männer in heller Freude an dem edlen und erhabenen Ziele, wie Riegel es vorgezeichnet hat, mitarbeiten würden; denn im Grunde genommen läßt sich das hohe Streben Riegels in die althellenische Forderung *Γνῶθι σαυτόν* zusammenfassen, und es bezweckt Riegel nichts Geringeres, als eine Verjüngung und Veredlung der deutschen Nation in geistiger Hinsicht. Allein auch heute noch (im Mai 1887) stehen die einen den löblichen Bestrebungen kalt, ja spöttelnd gegenüber und behaupten, für sie sei die deutsche Sprache rein genug; andere dagegen, Gott sei es geklagt, treten als entschiedene Gegner mit den Waffen der Erfahrung und der Wissenschaft auf, z. B. Rümelin, Gildemeister, Grimm, Delbrück. Gegen diese wandte sich H. Dunger in seiner ganz vorzüglichen Schrift: Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Dresden, Albanus 1887. 78 S. Mark 1,60.

In unserer Zeit, in der „Handlung der Welt allmächtiger Puls“ ist, und „die Seele vieler Menschen am Stoff klebt“, d. h. die Erwerbung von recht vielen zeitlichen Gütern ohne allzu ängstliche Wahl der Mittel für die Hauptaufgabe des Lebens hält, in dieser herrscht der — Kaufmann. Er strebt nach Geld, dessen Anhäufung bei ihm keine Grenzen kennt. Wegen der Kürze des Lebens ist ihm aber die Zeit besonders wertvoll. „Time is money“ ist sein oberster Grundsatz, der sich naturgemäß auch in der Sprache kundgiebt. So nur vermögen wir falsche Bildungen aufzufassen, wie die Beiseiteschiebung, das Inslebentreten, die Inaugenscheinnahme, die Zugrundelegung, die Wiederinbetriebsetzung, die Inanspruchnahme, die Zugänglichmachung, die Inangriffnahme, die Inbetrachtnahme, die Ingebrauchnahme. „Solche plumpen Wortkolosse“,

sagt Linnig in seinen Bildern S. 125, „verdienen einfach die Zurthürhinausschmeißung, denn im Hinblick auf die Übeldranigkeit unserer Sprache den Urhebern solcher Wortgebilde gegenüber ist die haufenweise Aufnahme von Fremdwörtern noch das geringere Übel". Diese ernste Zurechtweisung müssen sich die Kaufleute und Zeitungsschreiber unserer Tage schon gefallen lassen.

Unsere Sprache ist ein Organismus, gleichsam ein lebendes Wesen, nicht ein Mechanismus, wie eine Lokomotive. Wie aber der menschliche Leib fortgesetzt der Nahrung bedarf, um die verlorenen Säfte und Kräfte ersetzen zu können, so nimmt auch die Sprache fortwährend Neubildungen vor, um die erlittene Einbuße an Wörtern wettzumachen und die Sprache weiter auszubilden und so zu vervollkommnen. Die neuen Ausdrücke scheinen uns hart zu sein; sie klingen rauh. Selbst offenbare Verbesserungen wollen uns zuerst nicht gefallen, z. B. die Peloponnesus, was Karl Schenkl in seinem Übungsbuche zweimal schreibt. Einige Notare sagen jetzt nicht mehr Mobilarverkauf, sondern Mobiliarverkauf, da die lateinische Form mobilia, nicht mobila heißt. Da wir unser ganzes Leben hindurch das Falsche gesprochen und gehört haben, so klingt das Richtige unserem Ohre hart. Dies war aber sowohl bei Verbesserungen, als auch bei Neubildungen immer der Fall. So sagt Cicero in seiner Schrift de nat. deor. I, 34, 95: Ista sive beatitas sive beatitudo dicenda est utrumque omnino durum, sed usu mollienda nobis verba sunt.

Nicht minder richtig schreibt er de nat. deor. I, 17, 44: Fateamur constare illud etiam, hanc nos habere sive anticipationem sive praenotionem deorum — sunt enim rebus novis nova ponenda nomina, ut Epicurus ipse *πρόληψιν* appellavit, quam antea nemo eo verbo nominarat.

So ergeht es auch in unserer Sprache. Mancher „Gebildete" lächelte über Eingemeindung, Anseite, Gegenseite, Abteil, Bahnsteig, Bürgersteig, Pförtner und sagt auch heute noch mit wichtig thuender Miene lieber: Inkommunalisierung, Kathete, Hypotenuse, Coupé, Perron, Trottoir, Portier. Indes werden die deutschen Ausdrücke durch den häufigen Gebrauch die für das Ohr unangenehme Härte bald verlieren, sodaß der Mißklang schon für das nächste Menschengeschlecht nicht mehr vorhanden sein wird.

Wunderbar ist das Walten der Sprache; es kommt sogar vor, daß ein Wort von den Toten aufersteht. So schrieb Grimm im Jahre 1862 über das Wort „findig": „heute außer Gebrauch". In unserer Zeit wird das Wort wieder recht häufig geschrieben und gesprochen.

Der Gegenwart rühmt man eine „allgemeine Bildung und eine aufs höchste eingeschulte litterarische Produktion" nach. Wie diese gestaltet ist,

haben wir im I. Teil gesehen, und wir behaupteten, daß man die deutsche Sprache der Zerstörung entgegenführe. Diese Worte schrieben wir im Mai 1886. Im Mai 1887 fielen uns in die Hände „Die Verhandlungen der Direktorenversammlung der Provinz Sachsen", Berlin, Weidmann 1886, und da fanden wir denn zu unserer Betrübnis, daß viele ehrenwerte Männer unsere Ansicht teilen. Die Direktoren hatten sich nämlich in Magdeburg versammelt, um u. a. über die Einrichtung des deutschen Unterrichts auf den sächsischen Gymnasien zu beraten. Der Korreferent erklärt S. 367: „Die Notwendigkeit eines geordneten deutschen Unterrichts wird in manchen Berichten begründet durch den Hinweis auf die Sprachverwilderung der Gegenwart. Das Lehrerkollegium zu Torgau spricht von lohnschreibenden Reportern, welche die deutsche Sprache verhunzen; Stendal vom Preßproletariat und von Sprachverkrüppelung; Quedlinburg von Trübung des Sprachgefühls und von Sprachverwüstung; Magdeburg von der Stumpfheit unseres heutigen Sprachbewußtseins". Der Korreferent erklärte: „Ich stimme zwar in die Klage mit ein, bin dagegen der Ansicht, daß der grammatische Unterricht schwerlich im stande ist, einen Damm entgegenzusetzen." Boehm klagt in der Einleitung zu seiner deutschen Grammatik, Wismar 1887, S. 4, also: „Viele Generationen haben an der Ausbildung unserer Sprache gearbeitet, bis sie endlich ihren Höhepunkt in den Meisterwerken eines Lessing, Goethe, Schiller erreichte, während in neuester Zeit namentlich durch die schnelle und oft unbedachte Herstellung der Zeitungslektüre, bei ihrer massenhaften Verbreitung ein Rückschritt sowohl bei der richtigen Formenbildung als auch im Satzbau nicht zu verkennen ist."

Das sind beklagenswerte Urteile; und bedarf es nicht der ganzen Kraft, welche die deutsche Nation besitzt, um hier Wandel zu schaffen? Vor allem ist es notwendig, daß jeder sich selbst meistere und nicht den Beleidigten spiele, wenn man ihm einen Spiegel vorhält. Die Gedankenlosigkeit der Menschen ist im ganzen groß genug. Wurde doch z. B. während unserer Studienzeit aus dem Apollo, einer der edelsten Gestalten der griechischen Götterlehre ein — Tabaksfabrikant gemacht, und man sang gedankenlos: „Knaster, den gelben, hat uns Apollo präpariert." Statt Apollo mußte es Apolda heißen, welches ein liebliches Städtchen an der Saale in Sachsen ist. Noch heute sprechen und schreiben wir manches mit vollem Bewußtsein falsch. Diese seltsame Thatsache betont die Zeitschrift 'Gymnasium' in Nr. 7 vom 1. April 1887, S. 226, mit den Worten: „Die Macht der Gewohnheit zwingt, manches falsch zu machen, am allermeisten in unserer eigenen Muttersprache. Sprechen wir nicht Väter und Mütter mit falschen Quantitäten, sagen wir nicht 'ereignen', obwohl wir wissen, daß es 'eräugnen' heißen sollte?"

Während man auf der einen Seite bestrebt ist, der deutschen Sprache wieder zu ihrer Ehre zu verhelfen, sind hunderttausende tagtäglich geschäftig, um ihr zu schaden. „Die Thatsache ist nicht zu leugnen", sagt Linnig in seinen Bildern S. 125, „die Hauptstätten der Sprachverderbnis sind immer noch die Kanzleien, von der obersten Reichskanzlei bis herab auf die bürgermeisterliche Dorfkanzlei. Der einzige Unterschied von der früheren Zeit besteht darin, daß neben den amtlichen Sprachmißhandlungsanstalten noch Millionen nichtamtlicher Kanzleien, die Komptoirs aller Art getreten sind, die jene in der Kunst, den Sprachgenius zu kränken, noch kecklich überbieten". Dem Amtsstil muß die Sprachforschung ebenso entschieden entgegentreten, wie der Geschäftssprache, und zwar sind in erster Linie die Lehrer des Deutschen berufen, für die deutsche Sprache einzutreten, und zwar jeder in seinem Kreise und in seiner Eigenart. Wie das geschehen soll, sagt uns Friedrich Richter, wenn er bemerkt: „Herder und Schiller wurden beide durch äußere Verhältnisse in ihrer Jugendzeit gezwungen, Wundärzte zu werden. Aber das Schicksal sagte: Nein! Es giebt tiefere Wunden, an denen die Menschheit leidet, als die des Leibes. Heilet die tieferen, und beide — schrieben".

Wenn jeder Lehrer seine Pflicht thut, dann ist es uns gestattet, das Morgenrot einer besseren Zeit wenigstens leise zu ahnen. Auf die Menge des Stoffes kommt es nicht an. „Kannst Du's nicht in Büchern binden, was die Stunden Dir verleih'n, gieb ein fliegend Blatt den Winden, muntre Jugend hascht es ein". Es versteht sich, daß nur die Sprachforscher das Recht haben, zu entscheiden, was richtig und was falsch ist. Banausen haben, mögen sie noch so stolz sein, hier nichts mitzureden, dann unterbleiben auch abgeschmackte Bildungen, wie z. B. die „Innendeutsamkeit" statt der guten Wörter: Wesenheit, Beschaffenheit, Bedeutung, Inbegriff. Wer Verbesserungsvorschläge machen will, muß in den Geist der Sprache eingedrungen sein, da jede praktische Folgerung auf wissenschaftlicher Grundlage beruht. Unsere Sprache ist aber nicht das Ergebnis der willkürlichen Schöpfung eines geistvollen Mannes, oder die Folge der freiwilligen Übereinkunft mehrerer Gelehrten, sondern die ungehinderte Äußerung des freien Volksbewußtseins, in welcher die ganze Veranlagung seines Geistes sich offenbart. Daß der einzelne, mag er noch so mächtig sein, der Sprache gegenüber wenig vermag, wenn er nicht aus dem vollen Born des Sprachbewußtseins schöpft, mögen drei Beispiele aus der Geschichte beweisen.

1. Der Frankenkönig Chilperich kam auf den Gedanken, drei neue Zeichen für fränkisch-deutsche Laute einzuführen, allein die Sache hatte keinen Erfolg. (Linnig. Bilder S. 112.)

2. Auf dem Kostnitzer Konzil hielt Kaiser Sigismund eine Rede gegen die hussitische Ketzerei, in welcher er ausrief: Videte patres, ut eradicetis Schismam Hussitarum. Serenissime rex, unterbrach ihn ein anwesender Mönch, Schisma est generis neutrius. Warum? fragte der Kaiser. Weil Alexander Gallus es lehrt. Wer war dieser Gallus? Ein Grammatiker. Nun, lächelte der mächtige Herrscher, ich bin Kaiser, und mein Wort wird mehr gelten als das eines Grammatikers. Allein der Kaiser irrte; der Mönch behielt Recht und Schisma bleibt Neutrum in alle Ewigkeit. (O. S. Seemann. Über den Ursprung der Sprache. Leipzig 1884. S. 30.)

3. Friedrich der Große machte den seltsamen Vorschlag, man könne die Grundform der deutschen Zeitwörter durch Anhängung des Vokales a wohlklingender machen. (De la littérature Allemande. Berlin 1780. S. 37.)

Wir kommen zum Schluß. Was Schiller von seiner Tragödie beklagte, „daß sie nämlich mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und der gemeinen Denkart zu ringen habe", dasselbe gilt auch von der Sprachforschung unserer Tage der heutigen Sprachzerrüttung gegenüber. Vor allem ist es nötig, daß der Deutsche seine schöne Muttersprache lieben lerne. Bisher schätzte er innerhalb und außerhalb seines Vaterlandes das Fremde höher. Schmerzerfüllt schreibt die Kölnische Zeitung am 6. November 1887 in einem lehrreichen Aufsatze über Japan: „Der Deutsche — es ist schmerzlich zu sagen — wagt es immer noch nicht recht, seine Erzeugnisse mit deutschen Bezeichnungen zu versehen. Er zeichnet sich leider immer noch vor allen andern Nationen durch die Leichtfertigkeit aus, mit der er die deutschen Wörter durch fremde ersetzt. Wann werden die Deutschen einmal einsehen, daß solch gedankenlose Verhunzung der deutschen Sprache durch eingeflickte und ganz überflüssige Fremdwörter das lächerlichste und abgeschmackteste Ding von der Welt ist!"

„Und doch ist die deutsche Sprache, ehrwürdig und kostbar, ein Hort des deutschen Volkstums, der unmittelbarste, tiefste und umfassendste Ausdruck des deutschen Geistes und das vorzüglichste Mittel zur nationalen Bildung". (Linnig. Bilder. S. 95.)

Wir schließen diesen Teil mit dem berechtigten Wunsche des alten Turnvaters Jahn, der auch für das echte und rechte Deutschtum gelitten und gestritten hat (W. C Schramm. F. L. Jahn. Festschrift. Wien 1878. S. 29): „Klar, wie des Deutschen Himmel, fest, wie sein Land, ursprünglich, wie seine Alpen und stark, wie seine Ströme bleibe seine Sprache. Sie lerne der Schriftsteller und Redner stimmen, wie der Tonkünstler das Werkzeug, auf dem er Wohllaut hervorzaubert".

Bemerkungen zur deutſchen Satzlehre.[1])

Von **Conrad Müller** in Berlin.

I. Allgemeines über logiſche, pſychologiſch-hiſtoriſche und grammatiſche Betrachtung ſprachlicher Erſcheinungen.

Die deutſche Satzlehre wird unter den Unterrichtsgegenſtänden des Gymnaſiums wohl gewöhnlich zu den trivialſten gerechnet, zu denen, die am wenigſten wiſſenſchaftliche Vorbereitung verlangen und deswegen auch am wenigſten imſtande ſind, bei dem Lehrer ein nachhaltiges Intereſſe zu erregen. Und doch ſind hier eigentümliche Schwierigkeiten zu überwinden, die weniger in der Methode des Unterrichts, als in der Natur des Gegenſtandes ſelbſt liegen, ſofern es nämlich wirkliche Grammatik ſein ſoll, was gelehrt wird. Wie ſchwer es zunächſt iſt, bei der Betrachtung der grammatiſchen Form alle Gedanken an den Inhalt beiſeite zu laſſen, das haben manche von den Einwänden, die gegen F. Kerns Reformvorſchläge erhoben worden ſind, in überraſchender Weiſe gezeigt.[2]) Ein anderes belehrendes Beiſpiel dafür findet ſich in Steinthals Recenſion des Schömannſchen Buches: Die Lehre von den Redeteilen nach den Alten (Geſ. kl. Schr. I S. 373). Er wendet ſich hier gegen Schömanns Behauptung, das Partizipium ſpreche nicht den Thätigkeitsbegriff als Prädikat einem Subjekte zu, ſondern es diene nur, um das Subjekt oder Objekt einer anderen Thätigkeit näher zu charakteriſieren, indem es dasſelbe als in der von ihm bezeichneten Thätigkeit befindlich darſtelle. Das Gegenteil iſt Steinthals Meinung. In dem Satze „ſich erhebend ſprach er" wird nach ihm nicht der, welcher ſprach, als in der Thätigkeit des Aufſtehens begriffen charakteriſiert, ſondern es werden zwei Thätigkeiten erzählt, daß er ſich erhob und ſprach. Sicherlich enthält der Satz die Mitteilung, daß er ſich erhob und ſprach. Die Rede iſt doch aber hier nicht von dem Inhalt ſolcher Sätze, in denen Partizipien angewandt werden, ſondern von der ſprachlichen Funktion, die das Partizipium ſeiner Form nach hat. Von dieſem grammatiſchen Geſichtspunkte aus betrachtet iſt aber das Partizipium unzweifelhaft immer eine Beſtimmung eines ſubſtantiviſchen Wortes,

---

1) Da wir für eine Grammatik auf geſchichtlicher Grundlage eintreten, können wir uns nicht immer mit dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes einverſtanden erklären. Wir bringen aber den Aufſatz zum Abdruck, da wir eine Erörterung über die einſchlagenden Fragen für höchſt wichtig und notwendig halten. D. L.

2) Vgl. darüber beſ. Kerns Schrift: Zur Reform des Unterrichts in der deutſchen Satzlehre. Berlin 1884.

bezeichnet also die betreffende Person oder den Gegenstand als in einem Zustand befindlich, wobei es grammatisch gleichgiltig ist, ob derselbe als dem Gegenstande immer oder nur für eine durch die Beziehung auf das Verbum finitum des Satzes bestimmte Zeit anhaftend gedacht wird. Natürlich bezeichnet das Partizipium nach seiner grammatischen Funktion den Zustand als nebensächlich im Verhältnis zu dem durch das Verbum finitum ausgedrückten, wobei es wiederum grammatisch gleichgiltig ist, ob das dem thatsächlichen Verhältnis zwischen den beiden Zuständen entspricht[1]).

Führt man aber auch die notwendige Abstraktion vom Inhalte durch, faßt man also das Sprachliche rein als solches ins Auge, so ist es auch dann noch schwierig, den grammatischen Standpunkt unverrückt festzuhalten gegenüber lockenden Versuchungen von zwei Seiten her. Es ist die logische und die psychologisch-historische Betrachtung der sprachlichen Erscheinungen, die der rein grammatischen das Gebiet streitig machen.

Daß die Logik mit der Grammatik nichts zu thun hat, diese Erkenntnis scheint sich seit Steinthals siegreichem Kampfe gegen Becker ziemlich allgemein Bahn gebrochen zu haben. Nicht in gleichem Maße ist es ihr jedoch gelungen, sich praktisch Geltung zu verschaffen. Insbesondere sind es in der Satzlehre die Abhängigkeitsverhältnisse der Sätze, über die noch vielfach nach logischen Gesichtspunkten entschieden wird. Dies geschieht auch in H. Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte (2. Aufl. Halle 1886). Über die indirekte Rede heißt es da (S. 120): „Die indirekte Rede im Deutschen muß jetzt als etwas grammatisch Abhängiges betrachtet werden, und das Kennzeichen der Abhängigkeit dabei ist der Konjunktiv". Wie käme der Konjunktiv, der so oft in selbständigen Sätzen steht, dazu, Kennzeichen der grammatischen Abhängigkeit zu sein? Die Berufung auf ihn soll hier offenbar nur zur nachträglichen Rechtfertigung einer Ansicht dienen, die thatsächlich auf anderem Grunde ruht. Nämlich darauf, daß die ganze indirekte Rede das Objekt zu dem voraufgehenden Verbum des Sagens bildet. Dasselbe ist aber auch bei der direkten Rede der Fall. Und in der That scheint Paul auch diese als abhängig zu betrachten. Er spricht (S. 119) von Verbindungen, die sich in der Form nicht vom Hauptsatze unterscheiden, aber als Objekt gebraucht werden. Als Beispiele führt er an die oratio recta und Sätze wie: ich behaupte, er ist ein Lügner, ich glaube,

1) In dem vorliegenden Beispiel ist das übrigens der Fall, und außer der allgemeinen Verwechslung der grammatischen Form mit dem Inhalte hat St. auch in dem speciellen von ihm gewählten Beispiel den Inhalt des Satzes nicht richtig angegeben. Denn außer der Mitteilung, daß er sich erhob und sprach, giebt der Satz auch durch die grammatische Form die Andeutung, daß die eine Handlung im Dienste der andern vollzogen wurde.

du raſeſt; ich ſehe, du zitterſt; bedenke, es iſt gefährlich; ich bitte dich, gieb es mir. Die Lehre, daß hier die nachgeſtellten Sätze grammatiſch abhängig ſeien von den Verben, deren Objekt ſie enthalten, erſcheint deswegen nicht berechtigter, weil ſie ſich, abgeſehen von der oratio recta, mit der herkömmlichen Auffaſſung wohl in Übereinſtimmung befindet. Auch F. Kern lehrt in ſeinem Grundriß der deutſchen Satzlehre § 89: „Auch ſolche konjunktiviſche Hauptſätze, welche ſich in Nebenſätze mit daß verwandeln laſſen, werden als Nebenſätze betrachtet, ja ſelbſt indikativiſche Hauptſätze. Beiſpiele: Er ſagte, ihm ſei ein großes Unglück geſchehen. Ich bin überzeugt, du haſt Recht.“ Das iſt freilich nicht die Anſicht des Verfaſſers, wie ſeine Ausführungen an anderem Orte [1]) beweiſen, ſondern es iſt ein Bericht über die landläufige Auffaſſung. Dieſe ſpricht alſo für Paul, doch gelingt es ihm nicht, ſie zu begründen. So ganz klar iſt ihm nämlich das Abhängigkeitsverhältnis doch nicht. Er ſagt: „In allen dieſen Fällen haben allerdings die Subjekts- und Objektsſätze zugleich eine gewiſſe Selbſtändigkeit . . . Es folgt aber aus dieſer beſchränkten Selbſtändigkeit nicht, daß das Verhältnis zum Hauptverbum urſprünglich parataktiſch iſt, ſondern in Bezug auf das Hauptverbum beſteht entſchiedene Hypotaxe, und Selbſtändigkeit nur, inſofern von dem Vorhandenſein desſelben abgeſehen wird.“ Daß man von dem Vorhandenſein des Hauptverbums abſehen kann und die Sätze dennoch ſprachlich korrekte Gebilde bleiben, das beweiſt aber gerade ihre grammatiſche Selbſtändigkeit. Daß ſie, für ſich allein ausgeſprochen, ihrer Form nach unverſtändlich werden, das iſt eben das weſentliche Kennzeichen der Nebenſätze, wozu dann im Deutſchen in der Regel noch die Verſchiedenheit der Wortſtellung kommt. So entſchieden alſo die angeführten Sätze ſich in einem logiſchen Abhängigkeitsverhältniſſe zum Hauptverbum befinden, ſo entſchieden ſind ſie grammatiſch ſelbſtändig.

Die gleiche Vermiſchung des Grammatiſchen und Logiſchen zeigt ſich bei Pauls Beſprechung der Parataxe (S. 121). Nach ihm kommt eine Parataxe mit voller Selbſtändigkeit der untereinander verbundenen Sätze gar nicht vor, es iſt gar nicht möglich, Sätze untereinander zu verknüpfen ohne eine gewiſſe Art von Hypotaxe. „Als ſelbſtändig, als einen Hauptſatz im ſtrengſten Sinne können wir einen Satz nur dann bezeichnen, wenn er nur ſeiner ſelbſt willen ausgeſprochen wird, nicht um einem anderen Satze eine Beſtimmung zu geben. Dem gegenüber müßten wir den Nebenſatz definieren als einen Satz, der nur ausgeſprochen wird, um einen andern zu beſtimmen“. Natürlich würden nach dieſen Definitionen in einer zuſammenhängenden Rede Hauptſätze

1) Die deutſche Satzlehre 2. Aufl. (Berlin 1888) S. 145 flg.

sehr selten sein; denn der Zusammenhang der Rede besteht eben darin, daß die Sätze sich gegenseitig näher bestimmen. Dies erkennt auch Paul in den unmittelbar folgenden Erörterungen ausdrücklich an und sorgt so selbst dafür, daß die Unbrauchbarkeit seiner rein logischen Erwägungen für die Grammatik offenbar werde. Freilich weiß man bei Paul oft nicht, ob er als Logiker (Psychologe) oder als Grammatiker spricht, aber die Verwendung der grammatischen Ausdrücke Haupt- und Nebensatz scheint doch hier das letztere zu beweisen.

Die Unabhängigkeit der Grammatik von der Logik ist also noch keineswegs in dem Maße zur Wirklichkeit geworden, wie man es wünschen und erwarten sollte. Das, was gedacht wird, und das, was sprachlichen Ausdruck findet, rein von einander zu sondern, ist eine Forderung, die zu erfüllen in vielen einzelnen Fällen bedeutend mehr Schwierigkeiten macht als die Trennung der Logik und Grammatik im allgemeinen. Nur im einzelnen daher hat sich die Grammatik noch gegen Beeinträchtigung seitens der Logik zu wehren, prinzipiell wird sie jener gegenüber als Beherrscherin eines besonderen Gebietes anerkannt. Während sie sich aber aus der Gewalt einer fremden Macht befreite, ist ihr auf ihrem eigenen Gebiete ein Feind erwachsen, der, durchaus berechtigt einen Anteil und zwar den größeren an der Herrschaft zu verlangen, ihr dieselbe ganz streitig macht. Denn wo von wissenschaftlicher Bearbeitung der Sprache die Rede ist, meint man jetzt gewöhnlich die psychologisch-historische Betrachtung derselben, die Grammatik aber, wie man sie sonst verstand, wird gar nicht mehr als von jener unabhängig existierend anerkannt.[1]) Daß es aber nötig ist, diese beiden Seiten der Sprachwissenschaft streng von einander zu sondern, und wohin es führen kann, wenn man sie mit einander vermengt, das soll zunächst an einem Beispiel gezeigt werden.

Steinthal bekämpft a. a. O. S. 368 flg. Schömanns Definition des Verbums, bei der als wesentliches Merkmal angegeben war die Fähigkeit, einem Subjekte ein Prädikat zuzuteilen. Dieser Definition, die nach St. vom logischen Standpunkt aus gegeben ist, stellt er die andere gegenüber: „Das Verbum ist ein Wort, welches eine Thätigkeit als Energie (Kraftausübung) einer Persönlichkeit bedeutet." Er begründet diese Definition durch eine ebenso kurze wie klare Darlegung seiner Ansicht von dem Verfahren der Sprache im Gegensatz zur Logik. Kurz zusammengefaßt ist dieselbe in dem Satze: „Die Sprache verknüpft nicht in subjektivem Verfahren Begriff mit Begriff, erklärt nicht den einen

1) So stellt Paul a. a. O. S. 19 ausdrücklich in Abrede, daß es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gebe als die geschichtliche.

als Prädikat, den andern als Subjekt, sondern eine Wahrnehmung stellt sie ganz objektiv dar in der Form, daß sie eine Persönlichkeit in bestimmter Kraftäußerung setzt". Was St. hier giebt, ist seine Auffassung von der Entstehung des Satzes und seiner Entwicklung zu einer allgemein verwendbaren Ausdrucksform in der werdenden Sprache, nicht aber eine Darstellung des Verfahrens in der fertigen Sprache. Dem entsprechend stellt er die Entstehung solcher Sätze wie „der Adler fliegt, der Stein fliegt, die Nacht kommt heran" möglicherweise richtig dar, wenn er sagt, der Adler, der Stein, die Nacht, alle drei seien in gleicher Weise als Persönlichkeiten vorgestellt, welche eine Thätigkeit üben. Sicher aber trifft diese Behauptung nicht zu, sobald man die angeführten Sätze als Äußerungen einer fertigen Sprache betrachtet. Keinem Menschen fällt es ein, wenn er den Satz ausspricht „der Stein fliegt", sich den Stein als eine Person vorzustellen, welche in einer Kraftausübung begriffen ist, und mancher wird sich sogar schwer davon überzeugen können, daß diese Vorstellung ursprünglich in dem Satze enthalten sei. Daß aber der Stein der Gegenstand ist, von welchem in dem Satze ausgesagt wird, daß er sich in dem Zustande des Fliegens befindet, das weiß jeder. Und was für Kraftausübungen stellt man sich wohl vor, wenn man sagt: Das Bild hängt an der Wand, der Korb steht auf dem Tisch u. a.?

Will man nun eine grammatische Definition von einem Redeteil geben, so muß man sie doch so fassen, daß sie auf alle Arten der Verwendung desselben paßt, nicht aber so, daß sie sich nur in einigen Fällen bewährt, für die meisten anderen aber erst dann als zutreffend erkannt wird, wenn man sich in die Kindheitsperiode der Sprache zurückversetzt. Von der letzteren Art ist Steinthals, von der ersteren Schömanns Definition des Verbums. Diese allein leistet, was eine grammatische Definition soll, die andere würde, auf die Grammatik einer bestimmten Sprache angewandt, jeden Augenblick versagen. Gleichwohl ist sie an sich durchaus als berechtigt anzuerkennen. Wir haben also hier zwei verschiedene Auffassungen desselben sprachlichen Elements, die mit gleichem Rechte neben einander stehen. Offenbar gehören sie zwei verschiedenen Betrachtungen der Sprache an, von denen keine die Berechtigung der andern bestreiten darf, die aber strenge von einander zu sondern sind, wenn nicht Verwirrung entstehen soll.

Die eine ist die psychologisch-historische oder sprachgeschichtliche, die andere die grammatische Betrachtung. Die erstere hat ein Gebiet, dessen Grenzen nach Zeit und Raum zu ziehen ihr selbst überlassen bleibt. Sie kann die Sprache im allgemeinen und sie kann mehr oder weniger umfassende Gruppen von einzelnen Sprachen zu ihrem Gegenstande machen. Auf dem gewählten Gebiete betrachtet sie die einzelnen Erscheinungen in

ihrer zeitlichen Entwicklung und ſucht ſie zu erklären, wobei ſie ſich im weſentlichen auf die Pſychologie ſtützt. Mit beſonderer Vorliebe verweilt ſie bei der Kindheitsperiode der Sprache, um ſich ihre Entſtehung begreiflich zu machen, wobei ihr die Beobachtung der Aneignung der fertigen Sprache ſeitens des einzelnen in ihr aufwachſenden Individuums von Wert iſt. Macht man die einzelnen Wortarten und Satzteile zum Gegenſtande einer ſolchen Betrachtung, ſo kommt man zu dem Ergebnis, daß ſie bei ihrer Entſtehung in enger Beziehung zu dem Inhalte der gerade vorliegenden Anſchauung und dem augenblicklichen Verhältnis des Sprechenden zu derſelben ſtanden. War aber auf dieſe Weiſe ein Ausdrucksmittel einmal gefunden, ſo wurde es auch in anderen Fällen angewandt, in denen dieſe Beziehung nicht mehr ſo eng war, und je weiter ſeine Anwendung ausgedehnt wurde, deſto mehr verlor es von ſeinem urſprünglichen Gehalte und wurde allmählich zur bloßen Form, mit beſtimmter Funktion im Zuſammenhang der Rede, aber ohne eigene Bedeutung.

Erſt wenn dieſe Entwicklung zu einem gewiſſen Abſchluſſe gelangt iſt, beginnt das Recht der grammatiſchen Betrachtung. Sie hat es mit den Elementen der Sprache zu thun, nur ſofern ſie zu Formen geworden ſind; ſie betrachtet ſie als ſolche nach ihrem Lautbeſtande und nach ihrer Funktion im Satze. Sie vertieft ſich nicht in das eigene Leben der Sprache, ſondern ſie betrachtet dieſelbe lediglich als ein Syſtem von Ausdrucksmitteln. Ihr Gebiet kann daher im Gegenſatz zu der zeitlichen und räumlichen Unbegrenztheit der pſychologiſch-hiſtoriſchen Forſchung immer nur eine einzelne Sprache und dieſe nur in einer beſtimmten Periode ſein. Denn alle Sprachen dienen zwar demſelben Zwecke, aber dieſer Zweck wird in einer jeden durch ein beſonderes Syſtem erreicht, und die einzelnen Glieder desſelben verändern ſich und verſchieben ſich unter einander im Laufe der Zeit innerhalb derſelben Sprache. Daher giebt es wohl eine allgemeine Sprachwiſſenſchaft (Sprachgeſchichte), aber keine allgemeine Grammatik, und eine vergleichende Grammatik kann nur eine Gruppe von Sprachen umfaſſen, deren Syſtem im ganzen dasſelbe iſt, und iſt auch dann nicht mehr im eigentlichen Sinne Grammatik.

Es wird ſich vielleicht verlohnen, die verſchiedenen Seiten des Gegenſatzes zwiſchen Sprachgeſchichte und Grammatik an der Hand von Beiſpielen näher zu betrachten.

Während die erſtere ſich durchweg auf Pſychologie ſtützt, iſt die letztere von derſelben vollkommen unabhängig. Wenn ſie auch bisweilen mit ihr übereinſtimmt, ſo iſt das für ſie gleichgiltig; ſehr wichtig aber iſt es für ſie, in Fällen der Abweichung ihre ſelbſtändige Stellung zu wahren und ſich nicht von der Pſychologie beeinfluſſen zu laſſen. Daß es ſolche Fälle giebt, erkennen die Vertreter der Sprachgeſchichte ſelbſt

an, indem sie psychologische und grammatische Kategorien in der Sprache unterscheiden,[1]) womit sie doch im Grunde genommen der Grammatik die selbständige Stellung in dem Sinne, in dem sie hier für dieselbe in Anspruch genommen wird, einräumen. So spricht man z. B. von psychologischem und grammatischem Subjekt und Prädikat. Diese beiden Teile des Satzes haben eben dieselbe, oben angegebene Entwicklung durchgemacht wie die übrigen Elemente der Sprache. Prädikat des Satzes wird ursprünglich gewiß diejenige Vorstellung, die, für den Sprechenden oder Hörenden neu oder wichtig, die Mitteilung hervorruft, Subjekt die in beider Bewußtsein schon vorhandene, zu der jene neue in Beziehung tritt. Diese ursprüngliche Bedeutung geht aber vollständig verloren, sowohl Subjekt als Prädikat kann jedes beliebige Wort werden, ganz unabhängig von dem augenblicklichen Verhältnis der durch dasselbe ausgedrückten Vorstellung zu dem Bewußtsein der sich Unterredenden. Treten nun Fälle ein — und das sind dann solche, in denen es auch für die Praxis des Unterrichts von Wichtigkeit ist, daß man sich über Stellung und Verfahren der Grammatik klar sei —, in denen es nicht ohne weiteres ins Auge fällt, welches Wort Subjekt und welches Prädikat ist, so dürfen psychologische Erwägungen für die Entscheidung in keiner Weise maßgebend sein. Die Möglichkeit eines solchen Zweifels ist natürlich nur da vorhanden, wo das Prädikat aus dem Verbum „sein" mit einem Prädikatsnominativ besteht. Nehmen wir z. B. den Satz „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht". Bekanntlich wird in dem Schillerschen Gedichte „Resignation" die Frage nach der Existenz eines Weltgerichts verhandelt; auf der einen Seite steht der Glaube, auf der andern der Zweifel. Schließlich ergiebt sich als das gesuchte Weltgericht die Weltgeschichte. Die im Bewußtsein von vornherein vorhandene Vorstellung ist also das Weltgericht, die neu hinzukommende, mit jener durch den angeführten Satz verbundene die Weltgeschichte. Jene ist demnach zweifellos psychologisches Subjekt, diese Prädikat. Anders stellt sich die Sache der grammatischen Betrachtung dar. Diese sagt uns einfach, daß es sich hier darum handelt, von welchem x die Aussage gemacht werden könne, daß es das Weltgericht sei, und daß in jenem Satze die Weltgeschichte als das Gesuchte bezeichnet wird. Dem Dichter erscheint die Weltgeschichte als das Weltgericht, er will sagen, daß er jene für das Weltgericht hält. Solche grammatische Umwandlungen sind in zweifelhaften Fällen das beste Mittel, um den grammatischen Bau des Satzes zu erkennen, über den die psychologische Erwägung niemals Klarheit verschaffen kann. Wie

1) Vgl. Paul a. a. O. Kap. 15.

dieſe vielmehr irre führen kann, dafür liefert, wenn ich ſeine Worte nicht mißverſtehe, Paul den Beweis. Nach vortrefflichen Darlegungen über die häufige Abweichung der grammatiſchen Gliederung der Satzverhältniſſe von der pſychologiſchen fährt er (a. a. O. S. 238) fort: „Der Widerſpruch zwiſchen grammatiſchem und pſychologiſchem Prädikat läßt ſich durch eine umſtändlichere Ausdrucksweiſe vermeiden.“ Als Beiſpiele dafür führt er unter anderen die Sätze an „Chriſten ſind es, die das gethan haben“ und „Was ihn am meiſten ärgerte, war ihre Gleichgiltigkeit“. Ohne Zweifel ſind hier durch die Umſchreibung die pſychologiſchen Prädikate „Chriſten“ und „Gleichgiltigkeit“ als ſolche erkennbarer gemacht worden; der Widerſpruch zwiſchen grammatiſchem und pſychologiſchem Prädikat wäre doch aber nur dann ausgeglichen, wenn die betreffenden Worte grammatiſche Prädikate geworden wären. Daß ſie das nicht ſind, daß im zweiten Satze „Gleichgiltigkeit“ ſich als grammatiſches Prädikat überhaupt gar nicht auffaſſen läßt, und daß, wenn man im erſten „Chriſten“ als ſolches betrachtet, der Sinn des Satzes ein anderer wird, brauche ich wohl nicht nachzuweiſen.

Wenn die Sprachgeſchichte ſich gern mit derjenigen Periode beſchäftigt, in der die Formen der Sprache als ſolche erſt entſtehen, und deshalb auch Beobachtungen über das Sprechen der Kinder vielfach benutzt, ſo entzieht ſich dieſe Sprachſtufe der grammatiſchen Betrachtung, die es nur mit den ausgebildeten Formen zu thun hat. Spricht ein Kind z. B. einen Satz aus, wenn es die Beobachtung, daß der Papa den Hut auf dem Kopfe hat, mit den Worten ausdrückt: Papa Hut? Oder, wenn es ſeinen Wunſch bei der Mama zu ſchlafen durch die Laute kundgiebt: Mama baba? Ich denke, jeder, in dem das urſprüngliche Bewußtſein von dem Begriffe eines Satzes nicht durch abſtrakte Erwägungen verdunkelt iſt, wird dieſe Frage verneinen. Mit dem Worte „Satz“ verbinden wir eben einen beſtimmten grammatiſchen Begriff, und wenn Kinder ſich ſolcher Zuſammenſtellungen von Worten oder Lautkomplexen bedienen, ſo ſprechen ſie eben noch nicht in Sätzen und ſind vor der Grammatik ſicher, dieſe aber auch vor ihnen.

Anders urteilt über den fraglichen Begriff Paul. Er rechnet (S. 101) die angeführten Äußerungen der Kinderſprache wirklich zu den Sätzen und ermöglicht ſich das durch eine Definition des Satzes, welche näher zu betrachten auch deswegen der Mühe wert ſein möchte, weil ſich dabei Gelegenheit bietet, einen anderen Gegenſatz zwiſchen Sprachgeſchichte und Grammatik ins rechte Licht zu ſtellen. Sie lautet wie folgt (a. a. O. S. 99): „Der Satz iſt der ſprachliche Ausdruck, das Symbol dafür, daß ſich die Verbindung mehrerer Vorſtellungen oder Vorſtellungsgruppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat,

und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen." Eine rein psychologische Definition, wie man sieht; sie giebt an, was in der Seele des Sprechenden vorgegangen ist und was er für eine Wirkung beabsichtigt, sie sagt aber weder was der Satz enthält noch woraus er besteht. Daß diese Definition dem Zwecke, dem zu Liebe sie diese eigentümliche Form erhalten hat, nicht entspricht, ist schon sonst nachgewiesen worden [1]) und soll hier unerörtert bleiben. Sie ist aber so weit und unbestimmt gefaßt worden, um dem fraglichen Begriffe einen möglichst weiten Umfang zu geben. In Sätzen sprechen nun also Kinder, die eben zu lallen anfangen. Sätze, die nur aus Subjekt und Prädikat mit je einem Attribut bestehen, sind solche sprichwörtliche Redensarten wie „Viel Geschrei, wenig Wolle", „Mit gefangen, mit gehangen" u. s. w. Und wenn ein Fremder, der des Deutschen nicht mächtig ist, um jemanden zu bedeuten, daß er den Wein auf den Tisch stellen soll, die Worte „Wein Tisch" ausspricht — was, nebenbei bemerkt, schwerlich je vorkommen wird —, so bildet er einen Satz. Kein Zweifel somit, daß diese Auffassung des Satzes sich mit der in der Grammatik üblichen nicht deckt. Der Begriff hat, um für die Sprachgeschichte verwendbar zu werden, d. h. um für alle Sprachen und alle Entwicklungsstufen derselben zu passen, eine Ausdehnung in dem Maße erfahren, daß er seinen ursprünglichen Inhalt verloren hat. Man darf fragen, ob das zulässig ist, ob die Sprachgeschichte nicht besser thäte, solche Sprachen und Sprachperioden zu unterscheiden, in denen Sätze gebildet werden, und solche, die nicht so weit gelangt sind. Läßt man es aber zu, so giebt es Sätze in engerem und in weiterem Sinne, nach grammatischer und nach sprachgeschichtlicher Auffassung.

So weit nun die Grenzen der letzteren gesetzt sind, so enge Schranken hat die erstere sich zu ziehen. Daß jeder Satz ein Verbum finitum enthalten müsse, ist nach Paul zwar eine verbreitete Meinung, aber eine irrtümliche. Vom sprachgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet gewiß, aber vom grammatischen? Nun, in dieser Allgemeinheit kann die Grammatik die Frage gar nicht entscheiden. Was in der einen Sprache ein notwendiger Bestandteil des Satzes ist, braucht es ja in der andern nicht zu sein. Im Deutschen werden Wortverbindungen, wie sie in den von Paul angeführten sprichwörtlichen Redensarten vorkommen, sicher nicht als Sätze anerkannt. Niemand erklärt in dem Sprichwort „Ein Mann, ein Wort" 'Mann' für das Subjekt und 'Wort' für einen Prädikatsnominativ, sondern das sind eben von der regelmäßigen Ausdrucksweise abweichende Verbindungen, die sich der grammatischen Analyse

1) Vgl. Kern, Die deutsche Satzlehre S. 31 flg.

entziehen. Und wenn man ſagt „Träume Schäume", ſo deutet man ſchon durch die zwiſchen den beiden Worten eintretende Pauſe das Fehlen des Verbum finitum an. Empfindet man aber ſein Fehlen, vermißt man es alſo, ſo erklärt man damit, daß es eigentlich zum vollſtändigen Satz gehört. Ob es mit dem lateiniſchen Omnia praeclara rara, mit dem griechiſchen ψυκὴ πᾶσα ἀθάνατος ebenſo ſteht, ſind wir kaum in der Lage zu entſcheiden. Das häufige Vorkommen ſolcher Sätze in beiden Sprachen, beſonders in der griechiſchen, ſcheint indes die Annahme zu begünſtigen, daß ſie einer Ergänzung nicht bedürfen, das Verbum alſo kein notwendiger Teil des Satzes iſt, was hinſichtlich des Verbum finitum ſchon aus der Selbſtändigkeit, mit welcher der Akkuſativ mit Infinitiv in der indirekten Rede auftritt, zur Genüge hervorgeht. Dies zum Beweiſe, wie ſehr man ſich zu hüten hat, grammatiſche Anſchauungen einer Sprache in eine andere zu übertragen.

Dasſelbe gilt von den verſchiedenen Perioden einer Sprache. Die Grammatik hat ſich für ihre Feſtſtellungen nur auf das Sprachbewußtſein derjenigen Zeit zu ſtützen, welche ſie behandelt. Die Grammatik des Nhd. kann doch z. B. nicht von reduplizierenden Verben ſprechen, ſie wird die, welche es urſprünglich waren, einfach als eine Klaſſe der ablautenden aufführen. Und zu dieſer Klaſſe wird ſie das Verbum „ſcheiden" nicht rechnen, ſondern es mit „ſchreiben", „ſteigen" u. a. zuſammenbringen, zum Entſetzen der Sprachgeſchichte. Wenn dieſe ferner das „es" in „ich bin es müde" für einen Genetiv erklärt, ſo werden wir gewiß für die Belehrung dankbar ſein, daß es früher einmal ein ſolcher geweſen iſt, gleichwohl aber behaupten, daß wir jetzt darin nur einen Akkuſativ erblicken, und die nhd. Grammatik wird uns darin folgen (? D. L.). Denn für ſie heißt es: Der Lebende hat Recht.

Sofern er nämlich auch in und mit der Sprache lebt, in verſtändnisvollem Umgange. Thut er das aber nicht mehr, iſt ihm die Sprache nicht hinreichend bekannt, um ſie richtig zu behandeln, oder iſt ſie ihm eine tote Materie geworden, mit der er gewaltſame Experimente zu machen für erlaubt hält, ſo wird ihm ein energiſches „Halt" entgegengerufen werden. Von wem aber? Von der Sprachgeſchichte? Nicht doch! Von ihr heißt es ja: „Alle Lautkomplexe, die irgend ein einzelner je geſprochen, gehört oder vorgeſtellt hat mit den damit aſſociierten Vorſtellungen, deren Symbole ſie geweſen ſind, alle die mannigfachen Beziehungen, welche die Sprachelemente in den Seelen der einzelnen eingegangen ſind, fallen in die Sprachgeſchichte, müßten eigentlich alle bekannt ſein, um ein vollſtändiges Bild der Entwicklung zu ermöglichen". (Paul a. a. O. S. 22.) Für ſie ſind alſo alle Umwandlungen, die mit Wörtern, Wortformen und Satzformen vorgenommen werden, lediglich

Gegenstand der Beobachtung; ob sie berechtigt sind oder nicht, diese Frage hat für sie kein Interesse, der Begriff des Sprachfehlers existiert für sie nicht. Für die Grammatik nur zu sehr; und nicht nur in der Schule und in der Umgangssprache findet sie Beispiele dafür, sondern auch in der Litteratur. Die Sprachgeschichte wird also in einer Form wie „frug" einfach eine Analogiebildung sehen; die Grammatik erklärt diese Analogie für eine falsche und bekämpft sie, freilich in diesem Falle, wie es scheint, vergeblich. Worauf stützen sich aber die Entscheidungen der Grammatik? Offenbar auf das vorauszusetzende lebendige Sprachgefühl ihrer Vertreter, das seine Nahrung in der Lektüre mustergiltiger Schriftsteller und in der Beschäftigung mit der Geschichte der Sprache findet. Daß mit der Berufung auf ein durch sprachgeschichtliche Studien gefördertes Verständnis für grammatische Entscheidungen keineswegs die Grammatik auf Sprachgeschichte gegründet wird, bedarf wohl keiner Ausführung.

Alles in allem ist die Grammatik eine in ihrem Verfahren durchaus der Logik gleichartige Disziplin. Wie diese die Gedanken als fertige Erzeugnisse in ihre Bestandteile zerlegt, ohne nach ihrer Entstehung zu fragen, so betrachtet und zergliedert jene die Erscheinungen der Sprache, wie sie sind, nicht wie sie entstehen; wie es dieser um ein richtiges, zum Erkennen führendes Denken zu thun ist, so jener um ein richtiges Sprechen; wie diese eine Kunstlehre des Denkens, so ist jene eine Kunstlehre des Sprechens; wie diese daher für die ganze Menschheit eine und dieselbe, so ist jene für die einzelnen Sprachen verschieden.

II. Zur Lehre von der grammatischen Kopula.

So gleichartig aber in ihrem *Verfahren* Grammatik und Logik sind, so wenig Berührung hat jene mit dem *Gegenstande* dieser. Daß es immer noch Fälle giebt, in deren herkömmlicher Beurteilung sich diese Erkenntnis nicht geltend macht, haben wir bereits gesehen. Die Grammatik gleicht in ihrem Verhältnisse zur Logik heutzutage dem Vogel in dem Goetheschen Gedicht, der den Faden bricht und zum Walde kehrt. „Er schleppt des Gefängnisses Schmach, noch ein Stückchen des Fadens nach". Nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht ursprünglich frei, sondern in dem Gefängnisse geboren ist. Ein Stückchen des Fadens und zwar ein recht festes, wie es scheint, schier nicht loszutrennen, ist auch die Lehre von der Kopula. Ich meine diejenige Lehre, nach welcher gewisse Formen des Verbums „sein" in Verbindung mit einem Prädikatsnominativ oder anderen Bestimmungen als bloßes Satzband, als Kopula, betrachtet werden.

Hätte die Grammatik sich unabhängig von der Logik entwickelt, so wäre man sicherlich nie auf den eigentümlichen Einfall gekommen, dem Verbum „sein" in manchen Fällen diese Sonderstellung zuzuweisen. Es

wird durch Perſonen, Numeri, Tempora und Modi abgewandelt wie jedes andere Verbum, bildet wie jedes andere als Mittel für die Verbindung der Subjekts- und Prädikatsbeſtimmungen die Grundlage des Satzes[1]): was hätte alſo eine Grammatik, die ſich ihrer ſelbſtändigen Stellung bewußt war, veranlaſſen ſollen, dieſes Verbum für etwas anderes zu halten als die übrigen und noch dazu nur in manchen Formen und dieſe nur in einigen Fällen? Und wie die Grammatik geurteilt hätte, wenn ſie von vornherein frei geweſen wäre, ſo wird ſie ohne Zweifel auch urteilen, nachdem ſie ſich ihre Unabhängigkeit erkämpft hat.

Wie wenig das bis jetzt der Fall iſt, beweiſt auch in Bezug auf die Lehre von der Kopula Paul (a. a. O. S. 245 flg.) Er führt eine neue Wortart ein, zu der auch die Kopula gehört, das Verbindungswort. Das iſt ein Wort, „welches die Funktion hat, das Verhältnis zwiſchen zwei Begriffen anzugeben". . Wenn das ſeine Aufgabe iſt, wird es wohl in die Logik gehören, denn da iſt von Begriffen und ihren Verhältniſſen die Rede, wovon die Grammatik nichts weiß. Was hat es ſonſt noch für Eigenſchaften? Es kann nur „neben zwei ſolchen Begriffen funktionieren, ſo daß es weder für ſich noch auch bloß mit einem Begriff verbunden etwas Selbſtändiges darſtellen kann". Das Verbum „ſein" bei dieſer Beſchreibung wiederzuerkennen iſt nicht gut möglich. Weiter heißt es: „Wir dürfen doch nicht außer acht laſſen, daß Sätze wie Träume ſind Schäume, glücklich iſt der Mann gleichwertig ſind mit Sätzen ohne Kopula Träume Schäume, glücklich der Mann". Gleichwertig? Ja wohl, für die Logik, nicht für die Grammatik. Für jene gleichwertig, da der Inhalt derſelbe iſt, für dieſe nicht, da die Form ganz verſchieden: dort vollſtändige Sätze mit Verbum finitum, hier unvollſtändige, denen dieſer wichtigſte Beſtandteil fehlt. Und was würde Paul dazu ſagen, wenn man dieſen Beiſpielen analog in dem Satze „Papa hat den Hut auf dem Kopfe" die Worte „hat auf dem Kopfe" für eine Kopula erklären wollte, weil ein Kind denſelben Gedanken bedeutend einfacher durch die Worte „Papa Hut" ausgedrückt und damit nach Paul (ſ. oben) einen Satz ausgeſprochen hat?

Die Stunde der Befreiung wird alſo für die Grammatik wohl ſo bald nicht ſchlagen, und es wäre beklagenswert, wenn die Kopula bis dahin in ihrer jetzigen traurigen Geſtalt ihr Daſein friſten ſollte.

---

1) Dieſe von Kern am nachdrücklichſten vertretene Auffaſſung des Verbum finitum und ſeiner Stellung im Satze darf doch wohl jetzt als die herrſchende betrachtet werden. Sie zu billigen ſind auch die nicht gehindert, welche im finiten Verbum im Deutſchen nicht den Ausdruck des Subjekts, ſondern nur einen Hinweis auf dasſelbe finden.

Deshalb muß man versuchen, ihr anders, durch das Eingehen auf die Bedeutung des Verbums „sein" beizukommen. Dies hat Kern gethan, indem er feststellte, daß das Verbum in den Fällen, in welchen man es Kopula nennt, dieselbe Bedeutung hat wie in Existenzialsätzen, und daß der Unterschied nur in dem Grade der Betonung liegt. Die von Wilmanns und anderen gegen seine Darlegung erhobenen Einwände hat Kern meines Erachtens widerlegt. Sehr unglücklich ist auch der Einwand Pauls (a. a. O. S. 246), daß dann alle hierher gehörigen Sätze Existenzialsätze sein müßten, was sie dem Sprachgefühl nach nicht seien. Oder macht es keinen Unterschied, ob ich von einem Subjekte nur sage, daß es existiert, oder ob es mir darauf ankommt, bestimmtere Angaben über seine Existenz in Bezug auf Zeit, Ort, Beschaffenheit oder in irgend welcher anderen Hinsicht zu machen? Natürlich bilden diese Bestimmungen dann den Hauptteil der Aussage, was ja auch in Sätzen mit anderen Verben sehr oft der Fall ist. Wenn Paul es ferner als selbstverständlich hinstellt, daß Unsinn dabei herauskäme, wenn man den Satz „das ist unmöglich" auffaßte als „das existiert als etwas Unmögliches", so scheint das ja höchst einleuchtend. Nur schade, vorausgesetzt ist dabei, daß Begriffe nicht existieren, und ferner, daß man etwas aussagen kann von einem Subjekte, welches gar nicht existiert. Und das scheint doch auch nicht gerade sehr sinnvoll.

Wie würden wohl die Verteidiger der Kopula die Frage beantworten, welcher Unterschied sei zwischen den drei Sätzen: er ist glücklich, er wird glücklich, er scheint glücklich? Subjektswort und Prädikatsnominativ sind in allen drei Sätzen dieselben Worte mit derselben Bedeutung, und doch sagt jeder Satz etwas anderes aus. Offenbar kann die Verschiedenheit nur in dem Inhalt der finiten Verba liegen. Das Verhältnis zwischen dem Inhalt des „wird" und „scheint" einerseits und des „ist" andererseits ist nun ohne Zweifel nicht das von etwas zu nichts; sagen ja doch im Gegenteil die Worte „er ist glücklich" mehr als „er wird glücklich" und viel mehr als „er scheint glücklich". Der letzte Satz sagt: es sind äußere Umstände vorhanden, die zu dem Schlusse auf das Glück des betreffenden auffordern. Die Worte „er wird glücklich" bedeuten: es geht etwas vor, das ihn zu einem Glücklichen macht. Der Satz „er ist glücklich" aber redet nicht von äußeren Anzeichen des Glückes, nicht von Vorgängen, die Glück herbeiführen, sondern? — Nun, doch wohl von dem wirklichen, gegenwärtigen Vorhandensein des Glücks in diesem Menschen: es wird behauptet, daß er als ein glücklicher Mensch jetzt existiert.

Das Sprachgefühl macht sich allerdings nicht klar, daß der Begriff der Existenz in den betreffenden Worten enthalten ist. Das beweist aber

gar nichts, denn daß wir in dem Augenblick, wo wir einen Satz aussprechen, uns des vollen Inhalts aller Worte, aus denen er besteht, oft und sogar in der Regel durchaus nicht bewußt sind, ist eine bekannte, psychologisch wohl begründete Thatsache.

Wie der Begriff der Existenz in dem Verbum „sein" für das Bewußtsein in den Hintergrund tritt, kann auch folgende Betrachtung zeigen. Sagt man im Hinblick auf irgendwelche That: „A. ist der Thäter", so liegt doch die Vorstellung zu Grunde, daß ein Thäter ist. Der Begriff eines Thäters ist mit dem von einer That unzertrennlich verbunden, und sicher ist auch, daß diesem Begriff irgend ein Gegenstand in der äußeren Wirklichkeit entspricht. Der Begriff der Existenz ist also hier in dem Verbum deutlich ausgesprochen. Die Existenz des Thäters genügt aber dem Nachdenken nicht, man verlangt nach näherer Bestimmung dieses Gedankens, will wissen, welche in der Wirklichkeit lebende Person denn diese Existenz beweisen, sich als Thäter dem Blicke darbieten d. h. existieren wird. Die Vorstellung der Existenz ist also auch hier noch vorhanden, nur tritt sie für das Bewußtsein zurück, weil alles Interesse jetzt auf die Person gerichtet ist. Und wie mit der Frage, so verhält es sich auch mit dem auf die Frage antwortenden Satze „A. ist der Thäter."

Der Satz „Träume sind Schäume" geht von dem Begriff des Traumes aus und giebt an, was in der Wirklichkeit diesem Begriffe entspricht, welches das wahre Wesen (Sein) der Träume ist.

Auch wenn ich sage „Fritz ist im Garten", drückt das Verbum die Existenz aus, wenn man es sich auch nicht klar zu machen pflegt Der Satz ist doch wohl als Antwort auf die Frage, wo Fritz ist, aufzufassen. Für den, der so fragt, ist aber Fritz in diesem Augenblicke nur eine Vorstellung, und es handelt sich darum, an welchem Orte diese Vorstellung zur Wirklichkeit wird, die Frage geht also auf die augenblickliche Existenz des Fritz. Daß der Gedanke an die Existenz sich dem unmittelbaren Bewußtsein entzieht, hat in allen Fällen dieselbe beim ersten Beispiele angegebene Ursache.

Betrachtungen dieses Inhalts haben mich in der durch Kerns Darlegungen geweckten Überzeugung von der Notwendigkeit das Verbum „sein" einheitlich aufzufassen bestärkt; ob sie geeignet sind auch auf andere in diesem Sinne zu wirken, weiß ich freilich nicht.

Also die herkömmliche Lehre von der Kopula ist zu verwerfen; daß das Wort selbst vollständig aus der Grammatik verbannt werden müßte, ist indes nicht meine Meinung. Auch Kern giebt zu, daß etwas im Satze vorhanden sei und zwar in jedem Satze, was man mit Recht als Kopula bezeichnen könne. Seine Worte sind (Die deutsche Satzlehre[2],

S. 84): „In der durch das finite Verbum geschaffenen sprachlichen Form erscheint also die innige untrennbare Verbindung der zustandlosen Subsistenz (Substantiv) und des subsistenzlosen Zustandes (Infinitiv). Diese und nur diese Verbindung dürfte man als Kopula bezeichnen". Er fügt freilich sofort hinzu: „wenn es nicht bei weitem vorzuziehen wäre, das so viele, so unsägliche Verwirrung bereitende Wort ganz aus der Grammatik zu entfernen". Warum denn aber das Wort entfernen, sobald man von seiner falschen Verwendung abgekommen und demnach keine Verwirrung mehr zu befürchten ist? Etwa weil man keines besonderen Ausdrucks für jene Verbindung bedarf? Eben dies ist es, was ich bezweifeln möchte. Die Angemessenheit einer solchen besonderen Bezeichnung wäre nicht zu bestreiten, wenn sich nachweisen ließe, daß es Teile im Satze giebt, die weder zum Subjekt noch zum Prädikat unmittelbare oder mittelbare Bestimmungen sind, sondern eben zu der Verbindung beider.

Ein solcher Satzteil ist meiner Ansicht nach die Negation, welche den ganzen Satz verneint, also das Wort „nicht", wenn es nicht zu einem einzelnen Satzteil, sondern zum ganzen Satz gehört. Kern hat die Behauptung aufgestellt und in einer längeren Erörterung begründet, daß in diesem Falle durch die Negation immer der Verbalinhalt verneint werde (a. a. O. S. 12—20). Er bekämpft (S. 17) die Ansicht, daß im Satze der Subjekts- und der Prädikatsbegriff nicht immer verbunden, sondern bisweilen auch getrennt würden. „Jeder Satz ohne alle Ausnahme ist eine Verbindung von Begriffen, die vom finiten Verbum ausgehend alles mit einander verbindet, was unmittelbare Bestimmung zu diesem ist, das Subjektswort mit einbegriffen". Das ist ohne Zweifel richtig, die Frage ist nur, ob es bei dieser Verbindung bleibt. Auch darin stimme ich Kern bei, wenn er (S. 12) bemerkt: „In dem Satze 'Der Freund kommt nicht' wird zunächst der Freund und sein Kommen zusammengedacht". Wenn er aber fortfährt: „Da aber sofort das Kommen als ein nichtiges bezeichnet wird, wird der Freund und sein Nichtkommen zusammengedacht", so muß ich gestehen, daß mir das vollständig undenkbar ist, und zwar gerade deshalb, weil ich von der Richtigkeit jener ersten Behauptung überzeugt bin. Ohne Zweifel sind in den Gedanken dessen, der den Satz ausspricht, die beiden Vorstellungen von dem Freunde und von dem Kommen mit einander verbunden. Aber eben deswegen handelt es sich für ihn nun nicht mehr um die Frage, in welchem Zustande sich der Freund befindet, sondern nur noch darum, ob im Zustande des Kommens oder nicht. Das heißt: es wird darüber entschieden, ob die Verbindung des Zustandes (des Kommens) mit dem Gegenstande (dem Freunde), die im Geiste des Sprechenden von vornherein vorhan-

den ist, der Wirklichkeit entspricht oder nicht. Im ersteren Sinne entscheidet der bejahende, im letzteren der verneinende Satz. In diesem werden also gewiß nicht die beiden Vorstellungen von einander getrennt, wohl aber wird erklärt, daß die Verbindung derselben aufzuheben sei. Ohne weiteres aber mit der einen der beiden in Betracht kommenden Vorstellungen eine andere, die des Nichtkommens — die ja natürlich nur eine Fiktion ist — zu verbinden, wie sollte der Redende dazu kommen?

Von den Bemerkungen, die Kern S. 18 an das Beispiel „Der Baum blüht nicht" anknüpft, berührt nur eine die hier vertretene Auffassung. Er sagt nämlich: „Dächte ich ihn" (den Baum, wenn ich zu dem finiten Verbum „blüht" das Wort „nicht" hinzufüge) gar nicht mehr mit einem Zustande verbunden, so würde ich eben nur dasselbe denken, als wenn ich bloß „Baum" sagte. Daß ich den Baum gar nicht mehr in einem Zustande denke, ist allerdings meine Meinung, nicht aber, daß darauf mein Denken sich beschränkt, wie es bei dem Aussprechen des Wortes „Baum" allein der Fall wäre. Ich erkenne vielmehr, denke und spreche aus, daß ich die Verbindung, in welcher die beiden Vorstellungen (Baum und blühen) in meinem Geiste mit einander standen, als der Wirklichkeit nicht entsprechend aufzuheben habe. Wenn Kern weiterhin bemerkt: „Der logisch nicht gebildete Mensch . . . hat das Bild der Einzelexistenz des Baumes, den er sich mit einem Zustand verbunden denkt, den er vorläufig nur negativ als ein Nichtblühen bezeichnet, bei genauerer Betrachtung vielleicht als ein Knospen oder Absterben bezeichnen könnte", so stellt sich von meinem Standpunkte aus die Sache natürlich anders dar. Ich würde sagen: nachdem er erkannt hat, daß die vorausgesetzte Verbindung zu lösen ist, ist er zunächst darum unbekümmert, in welchem anderen Zustande sich der Baum befindet; bei näherer Betrachtung würde er vielleicht erkennen, welche Vorstellung eines Zustandes die Wirklichkeit mit der Vorstellung des Baumes zu verbinden auffordert, und würde diese Verbindung an die Stelle jener setzen.

Die vorstehenden Ausführungen bewegen sich wie Kerns Bemerkungen, durch die sie hervorgerufen worden sind, auf psychologischem Gebiet, sind also bei dem oben dargelegten Verhältnisse der Grammatik zur Psychologie für die grammatische Auffassung nicht entscheidend. Um auf diese bestimmend einzuwirken, muß man sich auf ihren eigenen Boden begeben. Ich will dabei an die zuletzt besprochene Äußerung Kerns anknüpfen. Wenn man dem Satz „Der Baum blüht nicht" eine positive Angabe über den Zustand, in dem er sich befindet, folgen läßt, so ist dieselbe nach Kern als eine genauere Bezeichnung des Zustandes zu betrachten, den man bereits allgemein als ein Nichtblühen bezeichnet hat. Solche genauere Angaben pflegt man mit „nämlich" einzuleiten: dieses

Wort müßte man also auch hier erwarten. Thatsächlich wendet man aber die Konjunktion „sondern" an. Diese drückt einen Gegensatz aus und, wenn sie, wie hier, den ganzen Satz einleitet, offenbar einen Gegensatz nicht zu einer einzelnen Bestimmung des vorhergehenden Satzes, sondern zu diesem selbst, genauer zum Verbum finitum desselben, noch genauer zu der in demselben dargestellten Verbindung des Subjekts- und des Prädikatsbegriffes, zur Kopula. Zu dieser muß mithin das „nicht" gehören, welches den Gegensatz hervorruft.

Zu demselben Ergebnis führt eine andere, ebenfalls rein grammatische Betrachtung. Wenn in dem Satze „der Baum blüht nicht" das „nicht" eine Bestimmung des Prädikates wäre, so müßte es offenbar eine der Fragen beantworten: wann, wo, wie, wodurch u. s. w. blüht der Baum? Das thut es aber nicht, sondern es antwortet auf die Frage „blüht der Baum?" Das ist nicht eine Bestimmungs-, sondern eine Satzfrage, es wird nicht nach einer einzelnen Bestimmung gefragt, sondern danach, ob die Verbindung von Gegenstand und Zustand, die in dem finiten Verbum ausgedrückt ist, gilt. Darüber entscheidet die Antwort, indem sie ohne „nicht" die Giltigkeit dieser Verbindung, mit „nicht" die Ungiltigkeit derselben aussagt. An die Stelle eines ganzen Satzes könnte man auch im ersten Falle das Wort „ja", im zweiten das Wort „nein" treten lassen. Diese beiden Wörter sind nach Kerns überzeugenden Ausführungen S. 28 flg. eine Art von Sätzen, sie verhalten sich zum finiten Verbum wie das Pronomen zum Nomen. Wenn aber nach Kerns Ausdruck das „ja" eine Verbindung von Begriffen behauptet und das „nein" sie aufhebt, warum sollte es mit den wirklichen Sätzen, die diese Wörter vertreten, anders sein? Und wenn es nicht anders mit ihnen steht, dann kann wohl über die Zugehörigkeit des „nicht" zur Kopula kein Zweifel bestehen.

Alles, was hier vorgebracht ist, um diese Zugehörigkeit zu beweisen, gilt allerdings auch von dem Adjektivum „kein". Spricht man z. B. die Worte aus „das ist kein Dorf, sondern eine Stadt", so wird auch hier die Frage beantwortet „ist das ein Dorf?", auch hier könnte, wenn die Frage gestellt würde, einfach das Wort „nein" an die Stelle des Satzes „das ist kein Dorf" treten, auch hier wird die Angabe des Richtigen durch „sondern" eingeleitet, und doch gehört das „kein" ohne Zweifel nicht zur Kopula, sondern zu dem Worte „Dorf". Hier wird jeder Zweifel unmöglich gemacht durch die Lautform des Wortes „kein", die es als ein Adjektivum kennzeichnet, und durch die Stellung desselben. Wo solche ganz äußerliche Merkmale vorhanden sind, sind sie in der Grammatik schlechthin entscheidend. Für das Wort „nicht" fehlen sie aber, hier muß also nach anderen Kennzeichen gesucht werden, und die

angeführten Gründe, die im Falle des Adjektivum „kein" gar nicht gehört zu werden verdienen, müßten hier, sollte ich meinen, den Ausschlag geben.

Die Verbindung von Gegenstand und Zustand, die durch Hinzufügung des Wortes „nicht" aufgehoben wird, wird als unwahrscheinlich hingestellt durch die Adverbien „schwerlich" und „kaum", als möglich durch „vielleicht", als wahrscheinlich durch „wohl" und „wahrscheinlich", als sicher durch gewiß, sicherlich, wahrlich, jedenfalls. Alle diese Adverbien bestimmen, wie Paul (a. a. O. S. 240) mit Recht bemerkt, nicht das Prädikat, sondern die Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat, sind also nach den obigen Ausführungen wie „nicht" als Bestimmungen der Kopula zu betrachten.

Ist das Ergebnis der hier angestellten Betrachtungen richtig, so ist also zu den nach Kern zu unterscheidenden zwei Bestandteilen des Verbum finitum, dem Subjekt und dem Prädikat, als dritter die Kopula hinzuzufügen, und demgemäß sind auch drei Arten von unmittelbaren Satzbestimmungen zu unterscheiden. Für den Unterricht (in den unteren Klassen) allerdings ist diese Unterscheidung nicht verwendbar, weil sie die Fassungskraft der Schüler erheblich übersteigt. Daher möchte es sich vielleicht empfehlen, im Unterrichte von einer Zerlegung des finiten Verbums in seine Elemente überhaupt abzusehen, das ganze finite Verbum als Prädikat zu bezeichnen und dementsprechend auch das Subjekt (welcher Ausdruck dann nicht durch „Subjektswort" ersetzt zu werden brauchte) für eine Bestimmung des Prädikats zu erklären.

Bilder aus dem Nibelungenkreise.

Von **Karl Landmann** in Darmstadt.

Seit mehr denn zwei Menschenaltern steht die Nibelungenfrage im Vordergrunde der deutschen, wie die homerische in dem der altklassischen Litteratur; aber es ist ihr noch nicht gelungen, dieselbe Stellung auch in dem deutschen Unterrichte auf unsern höheren Schulen zu erhalten. Ja es will uns fast bedünken, als ob gerade seit der Zeit, da die Forschung in den auf ihr aufgebauten Meisterwerken der Dichtung (Hebbel, Jordan, Wagner) ihre höchsten Triumphe gefeiert, eine Abnahme des Interesses für das deutsche Nationalepos im Schulunterrichte zu verzeichnen sei.

Es ist nicht die Absicht des Schreibers vorliegender Blätter, diese Thatsache, falls sie richtig steht, auf ihre inneren Gründe zu untersuchen;

er möchte lediglich den Lesern dieser Zeitschrift einen Versuch vorlegen, wie etwa durch Heranziehung der neueren Nibelungendichtung jenes Interesse gestärkt und belebt oder, wo es gänzlich geschwunden sein sollte, neu geweckt werden könnte. Er wird zu diesem Zwecke zunächst die wichtigsten mythisch-historischen Personen, welche sich auf einer späteren Stufe der Sagenbildung an den ursprünglichen Nibelungenstoff angesetzt haben, in einer Reihe von Bildern beleuchten, um sodann auf den Kern der Sage selbst einzugehen und die verschiedenen Seiten der Auffassung und dichterischen Verwertung zum Gegenstand der Betrachtung zu machen.

1. Volker von Alzey.

Neben den eigentlichen epischen Helden des Nibelungenliedes nimmt wohl kaum eine Gestalt so sehr unser Interesse in Anspruch wie der küene videlære, „zugleich ein Sänger und ein Held", Herr Volker von Alzeije. Schon Lachmann hat (Über die ursprüngliche Gestalt ꝛc. S. 11—22) nachgewiesen, wie dieselbe in die Dichtung hereingekommen ist, und W. Grimm (Heldensage, S. 323. 355) hat das Zeugnis beigebracht, wonach die Fiedel daz wâfen der Herren von Alzey war und gleichbedeutend wurde mit Volkers Schwert.

Es ist begreiflich, daß sich die neueren Nibelungendichter diese Gestalt nicht entgehen lassen wollten, um das lyrische Element, das durch die Heldenzüge derselben deutlich genug hindurchschimmert, in selbständiger Fassung aus dem Liede herauszuarbeiten. Indem wir in der folgenden Darstellung diese Dichterarbeit durch drei der bekanntesten Nibelungendichtungen hindurch verfolgen wollen, schicken wir zunächst in möglichster Kürze eine Übersicht über die Stellen des Liedes voraus, welche als Unterlage für dieselbe dienen, zuerst über die unzweifelhaft echten, sodann, da der Dichter sein Gut nimmt, wo er es findet, auch über die Interpolationen.

Das Auftreten Volkers beginnt mit dem dreizehnten Lied, wo er (1416 flg.)[1]) den driu tûsent oder mêr Helden, die nach dem Hunnenland fahren wollen, 30 zuführt (Hagen und Dankwart haben deren zusammen 80) und zugleich als Spielmann eingeführt wird (durch daz er videlen konde was er der spileman genant), während das vierzehnte seiner nicht erwähnt. Einen breiten Raum dagegen gewährt ihm das

1) Die Strophenzählung ist die der Lachmannschen Ausgabe. Die übersetzten Stellen sind der Übersetzung von L. Freytag entnommen. Bezüglich des kritischen Apparates verweisen wir, außer auf Lachmann selbst, auf Müllenhoff (Zur Geschichte der N. N., Allgem. Monatsschr., 1854, S. 914 flg.) und Henning (Qu. u. Forsch. 31).

fünfzehnte Lied, das uns erzählt, wie der spilman in Bechelaren zu den Sechsen gehört, die den Ehrenkuß von Mutter und Tochter empfangen; wie er vor dem Markgrafen die Tugenden der Hausfrau rühmt und durch sein gesellschaftliches Talent die Verlobung Giselhers mit der Tochter des Hauses einleitet; wie er gezogenliche vor die Markgräfin hintritt und süeze doene fiedelt und dabei siniu liet singt; wie er dann auch den Sängerlohn empfängt, zwölf Armbaugen, die ihm die Markgräfin selber um den Arm legt, damit er sie bei Hofe trage, wodurch die Geberin selbst bei dem Hoffeste geehrt werde (1584. 1592. 1597. 1605. 1612 bis 1617. 1643—1645): ein Lied, das sich zu dem vorhergehenden verhält, „wie ein lieblicher Claude Lorrain zu einer schweren Ruysdaelschen Landschaft" (Henning). Aber auch hier werfen die kommenden Ereignisse bereits ihre Schatten voraus: die Warnung Dietrichs von Bern, die Volker, der heldenhafte Mann, mit den Worten erwidert: „Was wir gehört, sind Dinge, die keiner wenden kann. Laßt uns zu Hofe reiten und laßt uns selber sehn, was uns rüst'gen Degen bei den Hunnen mag geschehn" (XV^b 1656—1669).

Die Lieder XVI und XVII erzählen sodann, wie Hagen und Volker in der Etzelsburg den Todesbund schließen: wie Hagen, nachdem er von Dietrich geschieden, sich nach einem andern Heergesellen umsieht und ihn in Volker findet; wie sie sich auf eine Bank vorm Hause setzen und von den Hunnen angegafft werden; wie Volker vor der herannahenden Königin aufstehen will, aber von Hagen zurückgehalten wird; wie Volker sich jetzt erst überzeugt, daß sie hier Feinde finden; wie sie dann zu Hofe gehen; wie Volker die andrängenden Hunnen anfährt; wie das Heldenpaar Schildwache hält; wie die Hunnen vor ihnen umkehren; wie Volker ihnen nacheilen will, aber von Hagen die nötigen strategischen Winke erhält, worauf er sich damit begnügt, ihnen Schmähworte nachzurufen (1696—1700. 1704. 1710—1737. 1743. 1748. 1758—1761. 1768—1785); endlich in den Strophen 1787—1857 die Ereignisse am folgenden Morgen: die Scene vor dem Münster, wo sich Hagen und Volker der Königin demonstrativ in voller Rüstung in den Weg stellen (1787. 1790—1792. 1795. 1797—1805); das Turnier, bei dem Volker der Hauptheld ist (1809—1815. 1817—1821), und die Episode mit dem reichgekleideten Hunnen, den Volker anrennt und durchsticht (1822 bis 1823. 1826. 1829), was Etzel, da sich Wutgeschrei der Hunnen erhebt (1831), als ein Versehen bezeichnet (1833. 1835).

Im Dankwartslied (XVIII) ist Volker dem Helden der Aristie als treuer Helfer beigesellt, auch hier mit scharfer Hervorkehrung des Spielmannsmotivs (1903 flg. 1908. 1912—1916: „Zweier Helden Hände schoben tausend Riegel vor"). Nicht minder kräftig zeigt ihn das Irings-

lied (XIX), in dem der Dänenkönig durch Hagen, Irnfried von Thüringen durch Volker im Zweikampf fällt (1963. 1969 flg. 1977 flg. 2008 flg. 2012. 2016). — Das zwanzigste Lied endlich, der Nibelungen Not, zeigt uns, wie es überhaupt hinsichtlich des epischen Aufbaues sowie der inneren Motivierung und Charakteristik das vollendetste ist, so auch die Gestalt des Fiedlers in meisterhafter Ausprägung.

Die Nacht verrann doch endlich bei all dem Sturm und Graus.
Noch stund der kühne Spielmann mit Hagen vor dem Haus;
Es lehnten alle beide auf des Schildes Rand.
Sie warteten der Drangsal von denen bald aus Etzels Land. (2057)

Das ist die Lage, nachdem der junge Giselher vergebens das Erbarmen der Schwester angefleht hat, nachdem Feuer an den Saal gelegt und Blut aus den Wunden getrunken war. Und: „Hier stehn wir abermal! Nie sah ich, daß zum Kampfe ein Held lieber kam, als der das Gold des Königs uns alle zu verderben nahm" — so ruft der kühne Spielmann wieder (2068, 2—4) mit stolzer Verachtung der feilen Knechte des Hunnenkönigs aus. Als aber Rüdegers Recken nahen, da was im groezliche leit (2107), und er muß die Friedenshoffnung, die Giselher an ihr Erscheinen knüpft, mit erbarmungslosem Realismus niederschlagen:

„Wes Ihr Euch tröstet" (sagte der Fiedler), „weiß ich nicht.
Saht Ihr so viele Helden je nahn aus Friedenspflicht
Mit aufgebundnem Helme, die Schwerter in der Hand?
An uns will heut verdienen Rüdeger sich Burg und Land." (2110)

Und indem er sich zu dem Markgrafen wendet, erinnert er diesen an die Treue, die sie sich in Bechlaren geschworen, und zeigt ihm die Spange, die er zum Ehrenfeste trägt. Dann tritt er mit Hagen zurück, um nicht gegen den Freund selber zu kämpfen; aber auf das Gesinde Rüdegers stürzen sie sich pfeilgeschwind: „Vor ihnen hatte Frieden nur der eine Mann. Von ihrer beider Händen das Blut bald durch die Helme rann" (2140—2148). Und als Kriemhild sich gegen Etzel beklagt, daß der da rächen sollte, den Streit zu schlichten bemüht sei, da kann ihr Volker zurufen:

„Fürstin, Eure Rede ist leider ohne Sinn;
Dürft' ich Lügen strafen eine Königin,
An Rüdegeren teuflisch würd' Euer Wort zum Lug.
Für ihn und seine Degen ward sein Friede bittrer Trug.

So ergeben that er, was Etzel ihm gebot,
Daß er und sein Gesinde hier nun liegen tot.
Seht Euch um nach Helfern, die Ihr schickt ins Feld!
Treu bis an das Ende dient' Euch Rüdeger der Held." (2167 flg.)

Nun nahen Dietrichs Recken (2189 flg.), um Rüdegern die Treue zu erweisen und seinen Leichnam herauszufordern.

„Keiner" (sprach da Volker) „trägt ihn euch heraus!
Da liegt der edle Degen; tretet selbst ins Haus,
Wo er mit Todeswunden fiel nieder in sein Blut.
Dann ist der Dienst vollkommen, den ihr an Rüdegern thut." (2203)

Und da Hildebrands Neffe Wolfhart nach einem scharfen Wortgefechte mit Volker zusammenrennt, da stieben wieder die Helme von Funken (2214), und Sigestab, der Neffe Dietrichs, muß gar sein Leben vor dem Fiedler aushauchen (2221 flg.) Das weckt die Wut des Meisters Hildebrand.

Auf Volker rasend schlug er, daß das Band von Stahl
Stob nach allen Seiten bis an die Wand im Saal
Von Helm und Schild dem Helden bewährt im Saitenspiel,
Davon der starke Volker bald zu Tod getroffen fiel. (2224)

So war für ihn erfüllt, was er 2190 ahnungsvoll gesagt: „Mit uns Heimatlosen wird es nun zu Ende gehn." — Wir übergehen, wie Hagen, dem mit dem Falle Volkers „des Trauerfestes allerschwerste Not" geschehen war, den gefallenen Helden rächte, und fassen noch kurz die Interpolationen ins Auge.

Dieselben erstrecken sich auf den ganzen ersten Teil: die Aufzählung Volkers unter den Helden am Hofe zu Worms (9,4), wie auch seine Teilnahme am Sachsenkrieg, wo er als Fahnenträger auftritt und kühne Ruhmesthaten vollbringt (161. 171. 195. 200. 210. 234). Aber auch der zweite Teil hat deren noch manche mit Beziehung auf die Person Volkers aufzuweisen: so im elften Lied die Erwähnung bei der Ankunft der Etzelsboten in Worms (1128); im dreizehnten, wo er Brunhilden zu liebe die Spielleute Etzels vom Besuche bei der Königin abhalten soll (1425), und Kriemhild bei dem Bericht der Boten, daß auch der Spielmann Volker komme, dies ungern vernimmt, während sie sich darauf freut, den Hagen zu sehen (1441 flg.); sodann weiter im vierzehnten das Erbieten Volkers, die rechten Wege durch das Land zu weisen (1526), sowie die ganze Gelfrat-Episode (1531—1566), in der Volker wiederum den Fahnenträger spielt. Auch von da ab, wo der Spielmann bereits kräftig neben Hagen hervortritt, sind seine Züge mehrfach entstellt, nicht bloß, wo dies leicht erkennbar ist, in 1705 bis 1707, 1827 flg. und 1830, sondern auch in der Fortsetzung des Dankwartsliedes (1917—1956), die wir mit Lachmann und Henning (Qu. u. Forsch. 31, S. 197) gleichfalls für eine Interpolation halten, so sehr auch die viermal nach einander breitgetretene Vergleichung zwischen

Volkers Schwert und seinem Fiedelbogen (1939. 1941. 1943. 1944) zur pathetischen Wertschätzung des Liedes verwendet zu werden pflegt.[1]) Im Liede XX erscheint Volker nur in der unschuldigen Str. 2162 eingeschwärzt, wo er mit Giselher und Gunther, Hagen und Dankwart die toten Recken beweint.

Angesichts dieser teils geschickten, teils sehr ungeschickten Interpolationen muß sich uns die Frage nahe legen: Warum hat der Dichter der Fahrt nach dem Isensteine sich nicht des Fiedlers bemächtigt? Wo wären die süezen doene mehr angebracht gewesen als bei dem angestlichen wip, das zur milte und mâze erzogen werden sollte?

Dem ästhetischen Unvermögen, das sich in der Abwesenheit eines der rohen Kraft entgegenwirkenden Momentes kundgiebt, haben unsere neueren Nibelungendichter mit all der heiteren Laune, die der echte Dichter auch dem tragischen Stoffe zu verleihen vermag, die erwünschte Abhilfe gebracht.

Betrachten wir zuerst eine Dichtung, die sich in ihrer stofflichen Ausdehnung nicht über den ersten Teil des Nibelungenliedes hinaus erstreckt: „Brunhild", Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Robert Waldmüller** (Ed. Duboc).[2])

In der Burghalle zu Worms sitzt Volker, seine Geige stimmend, auf einer Treppenstufe, bei ihm Giselher, mit dem Putzen seiner Armbrust beschäftigt. Aber die Geige will nicht stimmen, denn die Ereignisse der letzten Tage haben den Sänger selbst aufs tiefste verstimmt. Rüdeger von Bechlaren weilt am Hofe und begehrt für Etzel die Hand Kriemhilds. Und Gunther dürfte wohl geneigt sein, diese Hand an den rohen Hunnen zu vergeben; denn ihm ist eines Königs hoher Mut versagt, und „gar eine schlaffe Luft umweht die Throne". Da kommt Hagen mit der Meldung, daß Rüdeger soeben Abschied genommen, jedoch nicht ohne die Warnung zurückgelassen zu haben, „daß zu ungelegner Stunde der königliche Freier seinen Antrag in anderer Tonart wiederholen werde." Das erquickt den Sänger, denn nun ist die Bahn frei für seinen Helden, der schon ein Jahr lang bei den Burgunden weilt, den Leudeger und den Leudegast zu Boden geworfen hat und eben vom Lanzenbrechen mit dem König in den Hof einreitet.

---

1) In Freytags Übersetzung steht zwar vor Str. 1917 eine eckige Klammer ([), aber es fehlt der entsprechende Abschluß (]), so daß am Schluß nur Str. 1756 als interpoliert erscheint. Ist das ein Versehen?

2) Zuerst erschienen in der „Deutschen Schaubühne" von Feodor Wehl (1863), jetzt auch in die Reclamsche Universal-Bibliothek aufgenommen (Nr. 511).

Dieſer Held hat ihm, der ſonſt nur erborgte Mären geſungen — „Vom ſchlauen Loki, der den Goldſchatz raubte, vom Zwerge Albrich mit dem Silberbart“ — nun Stoff gegeben, zu ſingen, was er ſah und mit erlebte. Und es iſt zu hoffen, daß er nun noch länger in Worms verweilen werde. Aber eben jene Mären führen zu einer für ihn wie für die Burgunden überaus wichtigen Entdeckung. Denn zu ihnen gehört auch die „Von Sigurd, der ſich in des Lindwurms Blut getaucht, bis ſeine Haut zum Panzer wurde“; und die Erwähnung des Namens Sigurd führt den klugen Hagen auf die Vermutung, „der Siegfried und der Sigurd ſeien eins.“ Und nun läßt der Dichter in einem ſehr geſchickt angelegten Lock- und Rätſelſpiel dem ſtarken Siegfried wirklich das Geheimnis dieſer Identität entreißen, zugleich aber auch das Geſtändnis, daß jene Brunhild, die er aus tiefem Zauberſchlaf erweckt, ihn noch einmal, nachdem er langen Zwieſpalts Weh erduldet, nach Norden ziehe, wo ſie unbezwungen thront. Seinen Ausgang nimmt dieſes Rätſelſpiel von dem Geigenſtrich, mit dem Volker das Lied von Brunhild begleitet und in dem Siegfried die Stimme Kriemhilds zu hören glaubt, die dieſes Lied ſinge. Damit iſt denn auch Kriemhild, ganz in dem Doppelſinn, wie er der nordiſchen Sage eigen iſt, mit Geſchick in das Drama eingeführt. Und der Zauber, der der einen wie der andern Hilde innewohnt, iſt in der „Spenderin des Abſchiedstrunkes“ ebenſo treffend durchgeführt wie in Siegfried ſelbſt, von dem die Zauberin-Mutter Ute — faſt in der Sprache unſrer Nibelungenforſcher — ſagt: „Zwar Siegmunds noch und Siegelindens Sohn, als welcher du burgundiſch Land betreten, ein Königskind aus Niederland, doch auch zugleich ein andrer weit, als wir hier alle“. Dasſelbe gilt von dem Geſtändnis Volkers, daß er die Sage von der Vermählung Siegfrieds mit der erweckten Brunhild „den beiden (auf Kriemhild und Giſelher deutend) zu gefallen“ — erfunden habe (I 6), wie denn überhaupt der erſte Aufzug unſers Dramas ſowohl hinſichtlich ſeiner dramatiſchen Struktur als auch vom Standpunkte der Nibelungenforſchung in hohem Grade beachtenswert iſt.

Im dritten Aufzug ſehen wir Volker in Gunthers Gefolge auf Island. Siegfried war dorthin geeilt, um, wie man annehmen muß, ſeine Verbindung mit Brunhild zu löſen; aber Gunther war mit Hagen und Volker auf einem zweiten Schiffe nachgeeilt, und nun meldet, als eben Siegfried über die Leiche eines durch den Spruch der Walküre gefallenen Freiers hinweg mit dieſer zuſammengetroffen war, „eines Vogels Stimme“ die Ankunft der rheiniſchen Helden. Der Anblick des Wunderweibes belehrt Gunther, daß Volker „die Wahrheit ſang“. Aber nur Siegfried kann die Heldin bezwingen, und Gunther verheißt ihm für

dieſen Dienſt, der hier in allzu künſtlicher, die Geſtalt der Sage verwirrender Weiſe durch das Spannen eines mächtigen Bogens geleiſtet wird, die Hand ſeiner Schweſter Kriemhild. Auch die weitere Entwickelung der Handlung weiſt eine Kette von Willkürlichkeiten auf, aus welchen indeſſen das Bild des Sängers als eine wohlthuende Erſcheinung herausleuchtet. Verfolgen wir dasſelbe durch den fünften Akt hindurch.

„Da wuchs im Niederlande
Eines reichen Königs Kind;
Siegmund hieß ſein Vater, ſeine Mutter Siegelind."

Mit dieſen Worten führt ſich Volker, in der Morgendämmerung vor der Thür der Königsburg zu Worms ſitzend, als Sänger des Siegfriedsliedes ein. Und zu Hagen, der mit Sorgen um die Sicherheit des Thrones an ihn herantritt, gewendet:

„Du biſt ein nüchterner Geſell! Nicht einmal
An dieſem Morgen wird dir's warm ums Herz!
Und doch, wann jemals früher ſah die Sonne
Burgunds dies Schloß mit hellern Augen an?
Dort, in der Liebe goldnem Netz gefangen,
Die ſtolzeſte, die ſprödeſte der Frauen,
Der Liederborn der Sänger weit und breit;
Hier, unſerm Königshauſe nun verbunden,
Der göttergleiche Held, von deſſen Thaten
Die Himmelswölbung ſtaunend widerhallt; —
Wo, ſage ſelbſt, wo giebt's auf Erden noch
Ein Reich, vom Glück bevorzugt, wie das unſre?"

Tragiſche Ironie! Wohl hat der „Kronenwächter" recht, und auch Kriemhild ahnt bereits, daß dieſem Hauſe Unheil droht.

Im 13. Auftritt ſitzt Volker auf dem Wurzelknorren einer mächtigen Eiche inmitten eines großen Wieſenplatzes mit der Ausſicht auf den Rhein und die fernen Gebirgszüge und begleitet mit leiſem Spiel die Orgelklänge, die vom Münſter her ertönen. „Von dieſem Feſte wird die Welt erzählen, ſo lange noch ein Menſchenkind ſich freut," meint er zu Ute, die eben den ſie umſtehenden und umlagernden Kindern von einem weißen Falken erzählt hat, den zwei Aare, die Landſchaft mächtig überſchattend, verfolgen. Aber Volker deutet das dunkle Bild mit hellen Worten:

„Wenn einer Etzel, Rüdeger der andre,
Wie ichs' vor Jahr und Tag ſchon ausgeſagt,
So wird der Falke ſie zu Tode krallen,
Und wir mit ihm! Verlaß dich drauf, ſo kommt's!"

Doch das Bild wird immer dunkler. Gernot hat den Bruder auf dem Hochzeitszug überfallen. Gunther kommt mit zerriſſenem Königs-

mantel, verwirrtem Haar und bloßem Schwert, Brunhild an der Hand mit ſich fortziehend, um ſie zum Münſter zu führen. „Die alte Göttereiche grüßt ihr Kind!“ ſagt Volker beſchwichtigend zu Gunther, als jene träumeriſch zur Eiche emporblickt (V 16). Da tritt in der Gürtelſcene (V 17) die Peripetie ein, der alsbald (18, 19) die Kataſtrophe folgt. Mit den Worten „Dank euch, Ewigen! Er liebt mich! Ruft mich ab! O, ruft mich ab!“ ſtürzt Brunhild, vom Blitz erſchlagen, auf den Stufen des unter der Eiche fließenden Brunnens nieder, und — „Erlöſt von aller Not!“ ... ſowie gleich darauf „Erſchlagen!“ ruft Volker aus, als Siegfried durch die Hand Hagens gefallen, und faßt ſodann, da Etzel hinter der Scene erſcheint, die ganze Fülle des Unglücks, das ſich in dieſem Augenblick hereindrängt, in den Worten zuſammen, die den Schluß des Dramas bilden:

„Wir werden fallen, — ja! — Zu Ende geht's!
Wie jene alten Götter hingegangen,
Die, einſt allmächtig, jetzt nur noch den Donner
Und Blitz in ihren müden Händen halten,
So kam an jene beiden dort die Reihe
Und ſo auch kommt ſie nun an uns! Hier klingt
Dein Schwanenlied, du Volk der Nibelungen!
Doch nicht wie dieſe Worte wird's verklingen!
Von Mund zu Mund — mir ſagt's ein dunkles Ahnen —
Erhält die Kunde dieſer Tage ſich,
Und wie ein Bach in ſeinem Lauf ſich läutert,
So wird die Zeit den Strom der Leidenſchaft,
Der hier verwüſtend ſich ſein Bett gebahnt,
Wer weiß, bis zur kriſtallnen Helle klären,
Und menſchlich nachempfinden wird man einſt,
Was menſchlich wir gefehlt hier und geduldet.“

Es iſt nicht dieſes Orts, die Frage ins Auge zu faſſen, ob der Dichter berechtigt ſei, den nationalen Stoff ſo gänzlich umzugeſtalten, wie dies Waldmüller gethan. Das aber möge die vorſtehende Skizze darthun, daß die Geſtalt des Fiedlers von Alzey durchaus treffend aus jenem Stoffe herausgebildet und in den Einzelzügen mit wahrhaft dichteriſcher Kraft ausgeführt iſt.

In getreuerem Anſchluß an das Nibelungenlied hat **Friedrich Hebbel** ſeine „Nibelungen“ gedichtet. Allein auch bei ihm iſt die Geſtalt Volkers über den Stoff hinaus, wenn auch mit Beibehaltung der weſentlichen Züge, aus dem Liede herausgearbeitet.

„Du redeſt nur, wenn Du nicht fiedeln darfſt,
Und fiedelſt nur, wenn Du nicht ſchlagen kannſt.“

Mit dieſen Worten giebt Hagen (Vorſp. Sc. 1) eine ebenſo kurze als zutreffende Charakteriſtik ſeines Freundes, der ſie zunächſt nach der

ersten Position hin vollauf bewahrheitet. Denn es ist heute Feiertag, und da singt er „von starken Recken und von stolzen Fraun“: von dem gehörnten Siegfried und von der wunderbaren Schönheit eines Fürstenkindes „im tiefen Norden, wo die Nacht nicht endet“ —

„Sie wohnt
In einer Flammenburg, den Weg zu ihr
Bewacht das tückische Geschlecht der Zwerge,
Der rasch umklammernd quetschend Würgenden,
Die hören auf den wilden Alberich;
Und überdies ist sie begabt mit Kräften,
Vor denen selbst ein Held zu Schanden wird.“

Und da er kaum auch diese „Kräfte“ näher bezeichnet hat, da erscheint „der Held aus Niederland“. Und wie sich die Helden einander in ihrer Weise vorstellen, da thut Volker das Zweite: er „macht einen Geigenstrich.“ Als aber (Sc. 4) Siegfried seine Erlebnisse auf der „Flammenburg“ selbst erzählt und mit den Worten schließt: „Und wer da fühlt, daß er nicht werben kann, der grüßt auch nicht“ — da hat der Fiedler nur das eine zu sagen: „Das ist ein edles Wort!“

Nach dieser vortrefflichen Einführung in die Handlung begegnen wir unserm Sängerhelden in „Siegfrieds Tod“ nur an wenigen Stellen, überall aber in der knappen, zutreffenden Art, die Hagen von vornherein an ihm gerühmt. Auf Isenland mahnt er (I, 2) Brunhild vor dem Kampfe, dies öde Land, das ja nur für den Teufel passe, doch freiwillig zu verlassen; in Worms aber hat er für Gunther in dem Augenblicke, da das Unheil bereits mit sicherem Schritte herannaht, die kurzgefaßte Entscheidung (IV, 4):

„Er oder Sie!
Zwar hast Du recht, er ist nicht Schuld daran,
Daß dieser Gürtel sich, wie eine Schlange,
Ihm anhing, nein, es ist ein bloßes Unglück,
Allein dies Unglück tötet, und du kannst
Nur noch entscheiden, wen es töten soll.“

Auf der Jagd im Odenwald ist er wiederum, wie Siegfried, der harmlose Beobachter der Natur, in der beim Anbruch des Tages der Auerhahn, die Amsel und die Drossel in gemessenen Pausen sich folgen, wie der Sand dem Glas entrinnt (V, 2). An der That aber hat er keinen Teil; er verkündet einfach das Naturgesetz, das auch in der Folge von Schuld und Strafe waltet.

Einen breiten Raum dagegen nimmt er in „Kriemhilds Rache“ ein. Zunächst am Donauufer (II, 1). „Es muß ein Land der Wunder sein, wo Etzel herrscht. Wer weiße Rosen pflanzt, pflückt rote, denk ich, oder umgekehrt“ — sagt er zu Werbel, der die Burgunden über die

Stimmung der Königin täuſchen will. Er kennt Kriemhilden beſſer. „Sie war ſogar als Kind nur ſtill vergnügt und lachte mit den Augen.“ Und dennoch glaubt er nichts fürchten zu müſſen, denn der Tronjer hat ja tauſend Augen, „und die ſind auch um Mitternacht genug.“ Als aber Hagen den Kaplan über Bord ſtößt, da ruft ihm der Fiedler zu: „Pfui, Hagen, pfui! das war kein Stück für dich!“ Der aber führt den Freund beiſeite und erzählt ihm ſeine Begegnung mit den Meerweibern; und als er auch geſtehen muß, daß er den Fährmann erſchlagen hat, und mit den Worten ſchließt: „So oder ſo, wir ſind im Netz des Todes,“ da nimmt Volker alsbald die Rede auf: „Gewiß! Doch iſt das neu? Wir waren's ſtets . . . Ich hab' uns alle bluten ſehn im Traum, doch jeder hatte ſeine Wunden hinten, wie ſie der Mörder, nicht der Held, verſetzt, drum fürchte nichts als Mäuſefallen, Freund!“ Dieſem heldenmütigen Vertrauen entſpricht denn auch die überaus anmutige Rolle, die der Sänger in Bechlaren ſpielt. Wie er dort in kindlich neckiſchem Spiele dem jungen Giſelher das Geſtändnis ſeiner Liebe zu Gudrun[1]) entlockt (II, 5, 6) und dann (8, 9) als „braver Schmied“ den Ring ſchmiedet, der ihnen die Freundſchaft des redlichſten Vaſallen Etzels ſichern ſoll: das iſt ein ſo lichter Moment für den Fiedler, daß es der Mahnung Dietrichs von Bern bedarf (10), um auch ihm wieder den Ernſt der Lage klar werden zu laſſen (11). — „Ich dachte an meinen Hund, als er ſo überfreundlich die Hand uns bot. Der wedelt immer doppelt, wenn ihn ſein Strick verhindert, mir entgegen zu ſpringen bis zur Thür.“ Das iſt wieder der ſcharfe Beobachter der Tier- und Menſchenwelt, der uns hier (III, 10), wo die Helden ſich über den Empfang durch König Etzel unterhalten, in Volker entgegentritt, ebenſo wenn er (11) bei Erwähnung des Geigers Werbel in treffendem Bilde ſagt: „Auch wollen wir überall des zahmen Wolfs gedenken, der plötzlich unterm Lecken wieder beißt,“ während die geiſterhafte Erſcheinung Eckewarts dem Freunde Hagen die Mahnung abzwingt: „Mein Freund, wir ſind auf Deinem Totenſchiff... Drum ſtopfe Dir die Ohren zu, wie ich, und laß Dein innerſtes Gelüſten los, das iſt der Todgeweihten letztes Recht.“ Und als (14) Kriemhild dem mit tauſend Hunnen zum Angriff erſcheinenden Werbel in bitterem Spotte zuruft: „Die klatſcht der Tronjer Dir allein zuſammen, indes der Spielmann ſeine Fiedel ſtreicht“, da ſpringt (15) Volker alsbald auf

1) Die Tochter Rüdegers und Gotelindes, die bekanntlich im Nibelungenliede nicht mit Namen genannt iſt, nennen einige neuere Nibelungendichter nach der „Klage“ Dietlinde; Hebbel hat, weniger gut, den Namen Gudrun gewählt, wie er auch mit nicht motivierter Willkür den „Ortlieb“ des Liedes durch „Otnit“ erſetzt.

und geigt eine luſtige Melodie. Allein Hagen ſchlägt ihm auf die Fiedel und ſpricht: „Nein, das vom Totenſchiff! Das Letzte, wie der Freund den Freund erſticht, und dann die Fackel — das geht morgen los.“ —

„Da giebt es wildern Streit und giſt'gern Neid,
Mit allen Waffen kommen ſie, ſogar
Dem Pflug entreißen ſie das fromme Eiſen
Und töten ſich damit. — —
In Strömen rinnt das Blut und wie's erſtarrt,
Verdunkelt ſich das Gold, um das es floß,
Und ſtrahlt in hellerm Schein. — —
Schon iſt es rot und immer röter wird's
Mit jedem Mord. Auf, auf, was ſchont Ihr Euch?
Erſt wenn kein einz'ger mehr am Leben iſt,
Erhält's den rechten Glanz, der letzte Tropfen
Iſt nötig wie der erſte. — —
Wo blieb's? — Die Erde hat es eingeſchluckt,
Und die noch übrig ſind, zerſtreuen ſich
Und ſuchen Wünſchelruten. Thöricht Volk!
Die gier'gen Zwerge haben's gleich gehaſcht
Und hüten's in der Teufe. Laßt es dort,
So habt Ihr ew'gen Frieden. — —
Umſonſt! Umſonſt! Es iſt ſchon wieder da!
Und zu dem Fluch, der in ihm ſelber liegt,
Hat noch ein neuer ſich hinzugeſellt:
Wer's je beſitzt, muß ſterben, eh's ihn freut.
Und wird es endlich durch den Wechſelmord
Auf Erden herrenlos, ſo ſchlägt ein Feuer
Daraus hervor mit zügelloſer Glut,
Das alle Meere nicht erſticken können,
Weil es die ganze Welt in Flammen ſetzen
Und Ragnarok überdauern ſoll.“

Das iſt das in ſeinen letzten Tönen in die Götterdämmerung ausklingende Lied vom Hort, das Volker, „viſionär“, für das von Hagen erwartete vom Totenſchiff einſetzt, ein Lied, das der Sänger ſodann auf die Frage Hagens, wie's geſchah, auf den Götterraub zurückführt: „Odin und Loki hatten aus Verſehn ein Rieſenkind erſchlagen und ſie mußten ſich löſen.“ Und da Hagen weiter fragt, ob's denn für die Götter einen Zwang gegeben, da erklärt der Sänger, jetzt wieder ganz Realiſt:

„Sie trugen menſchliche Geſtalt und hatten
Im Menſchenleibe auch nur Menſchenkraft.“ (IV, 1)

Nach dieſen ausgiebigeren Anführungen müſſen wir über die übrigen Stellen, in denen uns Volker entgegentritt, um ſo raſcher hinwegeilen. — Kriemhild ſteigt (IV, 3) mit Gefolge in den Hof her-

unter. Volker will vor ihr aufstehen, aber Hagen wehrt es. Da spricht Volker ritterlich: „Das brächt' uns wenig Ehre, denn sie ist ein edles Weib und eine Königin." Und da Kriemhild Hagen als den Mörder ihres Gemahls bezeichnet und dieser in teuflischem Hohn („als ob er singen wollte") die Worte „Im Odenwald, da springt ein muntrer Quell" anstimmt, da schweigt Volker dazu: ein feiner Zug, mit dem der Dichter die bessere Natur Hagens in seinem alter ego kennzeichnet. Und wiederum: Da Giselher fest zu Hagen steht, und dieser Volkern fragt, ob er das begreife, da jener doch, seit sie aus dem Odenwald zurück, kein mildes Wort mit ihm gesprochen, erklärt Volker, was er freilich besser versteht (IV, 6):

„Ich habe nie an ihm gezweifelt,
So finster seine Stirn auch war. Gieb acht:
Er flucht Dir, doch er stellt sich vor Dich hin,
Er tritt Dir mit der Ferse auf die Zehen,
Und fängt zugleich die Speere für Dich auf! —
Des Weibes Keuschheit geht auf ihren Leib,
Des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele." —

Wir würden übrigens irren, wenn wir aus den eben ausgehobenen Stellen dem Dichter die Absicht unterlegen wollten, Volkern einen vorherrschend sentimentalen Charakter zu verleihen. Das „Schlagen" kommt auch bei ihm zu seinem Recht. „Hab Dank, Kriemhild, man sieht's an der Musik, zu welchem Tanz Du uns geladen hast," ruft er (IV, 5), als die Königin eine zweite Schar unter Swemlin herangeführt hat; und Sc. 11 durchbohrt er den geputzten Hunnen unter Aufbietung eines Sarkasmus, der seines Waffengenossen Hagen würdig ist. Und zum Schlusse des Aktes (IV, 23) besetzen er und Dankwart die Thüren des Saales, und nun ist er ganz einer jener Helden, wie sie Dietrich von Bern (IV, 7) in so kräftigen Strichen gezeichnet hat. Und diesem „trunknen Mut" entspricht denn auch sein Tod, wie ihn (V, 13) Hildebrand als Schlachtenherold meldet:

„Dankwart, Du lehnst Dich müßig in die Ecke,
Statt Deine Pflicht zu thun? Siehst Du's denn nicht,
Daß Volker stürzt? — Ach, er hat guten Grund,
Die Mauer hält ihn aufrecht, nicht der Fuß,
Der ihn durch tausend schwere Kämpfe trug!"

Ein noch ausgeführteres Bild des Sängers, als es die beiden Dramatiker[1]) aus dem Liede herausgestaltet haben, entwirft **Wilhelm Jordan**

1) Zur weiteren Ausführung des dramatischen Volkerbildes würden sich eignen: F. Dahn „Rüdeger von Bechlaren" (1875). A. Wilbrandt „Kriemhild" (1877). H. Melzn „Die Nibelungen" (1886). G. Siegert, „Siegfrieds Tod" (1887). — In „Kriemhilds Rache" (1888) ist Volker „stumme Figur".

in seinem Epos „Die Nibelunge". Allein hier ist Volker nicht der einzige Sänger. Ein großer Teil des epischen Stoffes ist Horand dem Harfner in den Mund gelegt, ein anderer Mime dem Schmied, und auch Hildebrand übernimmt, teils als „Nornegast", teils in eigner Person, die Rolle eines Aöden in dem großen Gemälde von „der Niblunge Not und jäher Vernichtung." — Überblicken wir den Part, der Volker zugeteilt ist.

Schon vor der Ankunft Siegfrieds in Worms hat Gunther nach einer Gattin gesucht. Da war sein Volker, „der eben so fertig die Fiedel streicht als fechtend das Schwert führt und alle Gaue geigend durchwandert", nach Holmgard gekommen, hatte im heiligen Haine der Göttin goldene Gabe geopfert und von der Seherin Oda die Losung empfangen: „Brautschaft — brechen — Brandung — Brunhild", was ihm als Runenspruch in die Verse gefügt worden war:

„Die Brautschaft ist gebrochen,
Durch die brausende Brandung
Bringt der Bravste
Den Bruder der Braut
Zur stolzen Brunhild."

Und nun war Volker wiederum forschen gegangen nach einer Fürstin mit jenem nirgend bekannten Namen (S. III, 131—202),[1]) und Gunther wartet sehnsüchtig auf dessen Rückkehr. Da, als eben Horand der Harfner „die Sage der sächsischen Sänger von Sigfrids Brautritt zur stolzen Brunhild" gesungen hat, erscheint auch Volker mit der ersehnten Botschaft. Freilich hat er nur von Malwurf, Schildkampf und Weitsprung und vom Kampfe der runischen Rätsel zu berichten, wodurch die Jungfrau alle Bewerber von sich fern halte; allein „das beinerne Täflein, das Bildnis der Tochter des tapfern Helgi des Hundingstöters," das er in Seegart von einem Sänger um schwere Gabe erstanden hat, entzündet so sehr die Begierde des Herrschers, daß dieser dem Sänger den goldnen Pokal, mit Wein gefüllt, darreicht und dann sein volles Maß an goldnen Münzen füllen läßt, um den Bringer der Botschaft zu lohnen (S. IV, 726—V, 28).

Selbstverständlich wird der Bringer so guter Märe auch bei Gunthers Brautfahrt nicht fehlen, und indem der König bei der Schwester Kriemhild die Gewande für sich und Siegfried, für Hagen und Dankwart bestellt, fügt er hinzu: „Nicht minder glänzend (doch ja nicht

---

1) Die Verszählung möge dem Leser die etwa erwünschten Winke zum Nachschlagen geben. S. — „Sigfridsage". H. H. — „Hildebrands Heimkehr". Die Schreibung der Namen im Text bleibt die auch oben gebrauchte.

gleichend an Feinheit und Wert dem Gewande der beiden, denn ihre Seelen sind eifersüchtig) verfertige den Anzug für Volker von Alzey" (S. X, 313—316): zugleich ein kulturgeschichtlich bedeutsamer Zug an dieser Stelle.

Die Hauptstelle für die Charakteristik Volkers in der „Sigfridsage" bietet der XIV. Gesang. — Die Kämpfe der Waffen sind mit Siegfrieds Hilfe glorreich bestanden, und nun sitzen auf Bralund im Helgisaale „die Recken Brunhilds, der Rheinlandskönig und seine Gesellen. Nur Sigfrid, so schien es, war nicht zugegen; doch Gunther wußte, daß der Held ihm beistand, den Augen verborgen durch die täuschende Tarnhaut." Denn der schwerste Kampf steht noch bevor: die Lösung der runischen Rätsel. Schon sind zwei derselben gelöst; aber beim dritten hatte Brunhild die Rune „verwirrend gemengt mit uralten Mären, durch dämmerndes Schwanken die Deutung erschwerend," sodaß Siegfried „zerstreuten Geistes" Gunthern vergaß. Da winkte dieser dem treuen Volker und forderte ihn auf, die Kunst seines Bogens zum besten zu geben, damit er Zeit gewinne, den führenden Faden zu entwirren. Und nun folgt (XIV, 455 flg.) ein Lessingsches Muster epischer Kunst, aus dem wir nur die wenigen Verse (472—480) herausheben wollen.

„Das ist ein Suchen, ein unsägliches Sehnen,
Flehen und Finden, Fliehen und Folgen,
Ein Jubeln und Jauchzen und jähes Jammern,
Ein wildes Kämpfen, ein wonniges Küssen.
Nun tauchen die Töne in dunkle Tiefen,
Nun heben sie hell ihre Flügel gen Himmel.
Die Hörer lauschen mit pochenden Herzen,
Der Gegenwart ganz und gar vergessend,
Altes erinnernd, Ewiges ahnend.

Wir müssen uns versagen, die „Folge der Mär" auch nur anzudeuten, und treten sogleich in den zweiten Teil des Epos, „Hildebrands Heimkehr", ein. — Im Hauptsaal seiner Burg giebt Etzel den Fürsten vom Rhein und dem Edelgefolge ein festliches Mahl. „Zu beiden Seiten des langen Saales waren Tische gestellt für die tapfersten Hunnen, auch die adligen Degen der Dankratsenkel, und reichlich besetzt mit Silbergeräten, mit bauchigen Kannen, kostbaren Bechern, und dicht bedeckt mit dampfenden Speisen". Am untersten Ende aber, dem Eingange nahe, sitzt Hagen; neben ihm steht der seinem Bruder Dankwart zugedachte Sessel noch leer; den Eckplatz aber nimmt Volker ein. Und Hagen flüstert dem lauschenden Fiedler zu, was trotz des geschlossenen Friedens seinen Argwohn nicht schlummern läßt (H. H. XV, 152 bis 204). Und in der That ist inzwischen eingetreten, was geeignet

war, „mit kleinſtem Stoße die ſturzbereite Lawine verwüſtend hinunter zu wälzen“: der Angriff der Hunnen auf das unter Führung Dankwarts ſtehende Dienſtgefolge.

Und wiederum ſitzen, nun aber in tiefem Dunkel, das den Hof bedeckt, die beiden Helden zuſammen, die Schwerter über den Schoß gelegt, ihre Schärfe zuweilen mit dem Finger befühlend (XVI 28 flg.). Und wie dann Hagen den Balmung an den ſteinernen Stufen ſtreicht, daß die Funken ſprühen, da wird Volkers wandernde Seele aus wachem Traume geweckt. Er beobachtet ſcharf die Vorgänge in der Königsburg; er ſieht, wie die Halle ſich mit Hunnen füllt, wie Kriemhild die Stiege herunter ſteigt; und er möchte gern „der ſtolzen Fürſtin ein Ständchen fiedeln“. Aber Hagen hat immer noch Zeit zum Rieſenzorn. Er kennt die Begehrlichkeit Gunthers, der mit der Hand Oddruns, der Schweſter Etzels, geködert werden ſoll; er hat auch geſehen, wie „der verwünſchte Weisheitskrämer“ (Hildebrand) „die friedensfreudige Fratze geſchnitten“, und er weiß recht wohl, wie es nur an ihm ſelber liegt, dafür zu ſorgen, daß die Welt nicht verſumpfe im faulen Frieden. So tritt denn die Kataſtrophe erſt im XVII. Geſang ein, den wir den freundlichen Leſer im Zuſammenhang zu leſen bitten müſſen, aus dem wir indeſſen, um das Bild des Sängers im Rahmen dieſer Arbeit abzurunden, den Schluß (447 flg.) hierher ſetzen wollen:

Da nahm die Fiedel Volker von Alzey
Und begann zu geigen. Das war kein Girren,
Kein Sehnen und Suchen verliebter Seelen,
Kein Koſen und Küſſen und Kindergeflüſter.
Der Kampfſchrei war's, den beim König der Götter
In Walhall droben, die Helden zu wecken,
Einſt gellend kräht der Hahn mit dem Goldkamm,
Wann der wütende Würger, der Wolf, ſich losreißt,
Wann Surtur ſengend von Süden heranſtürmt
Und die Erde wankt von den Schlägen des Wurms.
Es klangen die Saiten und ſiegestrotzig
Dazwiſchen ein Lied von Volkers Lippen,
Von ſtarken Helden mit ſtolzen Herzen,
Die das Leben geliebt und den Tod verlachen.
Schon drängten ſich draußen mit dröhnenden Tritten
Zu jedem Thore der Krieger tauſend;
Schon hob ſein Hifthorn der Hunnenkönig,
Um Sturm zu blaſen. Doch ſtumm noch blieb es.
Ob ſein Herz auch zermalmt war, er mußte horchen,
Und gramvoll beſeufzte die große Seele
Verlorenen Grund begrabener Hoffnung
In des ſtolzen Germanen Sterbegeſang:

Erwacht! In den Wolken
Ist Waffengerassel.
Erwacht! Es gewittert,
Als wieherten Rosse.
Walkürien kommen
Zum Kampf geflogen,
In glänzenden Brünnen,
Von Brautlust glühend.
Sie lenken herunter
Die lustigen Renner,
Um Tapfre zu kiesen
Mit tötendem Kuß.

Erwachet! Es warten
Die Wodanswölfe,
Es rufen die Raben,
Ihr Mahl zu rüsten.
Um der Seele die Pforte
Zum Sonnenpfade
Weit aufzuschließen,
Ist Eisen geschliffen.
Das Leben ist Schlaf nur,
Erlösung der Schlachttod.
Erwachet zum Sterben,
Und sterbend erwacht.

Erwachet! Es winken
Von Walhalls Schwelle
Die erkorenen Gäste
Des Götterkönigs.
Da lebt ihr in Leibern,
Aus Licht gewoben;
Da ist Kampf nur Kurzweil
Und Wunde Wollust.
Da labt das Gedenken
Erduldeter Leiden,
Da schildert ihr scherzend
Der Niblunge Not.

Eine Vergleichung der vorstehend ausgehobenen Stellen mit den entsprechenden des Nibelungenliedes dürfte zur Genüge zeigen, mit welch hoher Kunst das Relief des mittelalterlichen Sängers von seinen Genossen in der Gegenwart herausgearbeitet worden ist.

Sprechzimmer.

Zu Goethes Iphigenie I, 3.

Iphigenie. Mit königlichen Gütern segne dich (220)
Die Göttin! Sie gewähre Sieg und Ruhm
Und Reichtum und das Wohl der Deinigen
Und jedes frommen Wunsches Fülle dir,
Daß, der du über viele sorgend herrschest,
Du auch vor vielen seltnes Glück genießest! (225)

Thoas. Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte;
Was ich erwarb, genießen andre mehr
Als ich. Der ist am glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.

Nachdem die früheren Herausgeber zu V. 226 meist keine Erklärung gegeben, hat, soviel ich sehe, zuerst Keck in seiner Ausg. Gotha 1886 ausführlich über denselben gesprochen. Er bemerkt: „V. 226 enthält

eine der schwierigsten Stellen, viel deutlicher war die Fassung in den früheren Gestaltungen. Da hieß es: „Der Ruhm des Menschen hat enge Grenzen, und den Reichtum genießt oft der Besitzer nicht." Damit wies Thoas die beiden ersten Segenswünsche Iphigeniens ab („was soll mir ein beschränkter Ruhm? was soll mir Reichtum?"), um an den dritten, den das Wohl seines Hauses betreffenden, seine Werbung zu knüpfen. Die jetzige Fassung vermag ich nur so zu erklären: „Zufrieden wär ich, wenn mein Volk mein häusliches Glück rühmte, mich glücklich priese. Denn was ich erwarb, genießen andere mehr als ich. Aber der ist der Glücklichste, dem in seinem Hause Wohl bereitet ist." Alle anderen Deutungen sind als unpassend abzuweisen." Die Sicherheit, mit der Keck seine Deutung als die einzig mögliche hinstellt, ist fast verblüffend, und so hat sich denn auch ein so vorzüglicher Kenner Goethescher Sprache, wie Stephan Waetzoldt, durch dieselbe täuschen lassen. Dieser giebt in seiner Schulausgabe (Leipzig, Velhagen und Klasing [1889]) S. 89 die Keckſche Erklärung in einer Weise wieder, daß man auf seine Zustimmung zu derselben schließen muß. Freilich macht er zugleich, aber nur vermutungsweise, einen anderen Vorschlag. Er vermutet, daß hier möglicherweise ein alter Interpunktionsfehler vorliege: „Setzt man hinter rühmte ein ?, so wird die Stelle einfach und verständlich: Daß mein Volk mich rühmte, damit sollte ich zufrieden sein? Nur häusliches Glück giebt Zufriedenheit." Auch diese Erklärung, gesetzt, daß wir uns selbst zu einer Änderung der Interpunktion entschlössen, trifft ebensowenig, wie die Ecks das richtige. Es würde sich empfehlen, den Vers in Schulausgaben folgendermaßen wiederzugeben:

Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte.

Wenn wir nämlich mein Volk betonen, so ergiebt sich die richtige Erklärung von selbst. Thoas meint, er würde nach Ruhm im Auslande nichts fragen, wenn nur sein Volk ihn rühmte. Das würde zur Voraussetzung haben, daß es in jedem Stücke mit seinem Herrscher zufrieden wäre. Daß dem aber nicht so ist, geht aus V. 296 flg. (V. 516 des ganzen Stücks) desselben Auftritts hervor:

Du hattest mir die Sinnen eingewiegt,
Das Murren meines Volks vernahm ich nicht;
Nun rufen sie die Schuld von meines Sohnes
Frühzeit'gem Tode lauter über mich.

So erklärt scheint mir die Stelle vielmehr in der neueren Fassung schöner und deutlicher als in der älteren Gestalt. Dort weist Thoas den ersten Segenswunsch Iphigeniens nur durch eine Bemerkung über die Richtigkeit des Ruhmes im allgemeinen, hier durch den besonderen

Hinweis zurück, daß nicht einmal sein Volk mit ihm zufrieden sei; die übrigen Verse bedürfen kaum der Erläuterung. Ich gestehe, daß ich wohl selbst früher mir über V. 7 (226) nicht recht klar war. Als ich aber neulich das Stück wiederum mit älteren Schülern las, ergab sich mir obige Erklärung desselben, ohne daß ich vorher einen der Erklärer nachgelesen hatte. Um so mehr erstaunt war ich, als ich nachher sah, welche unnötige Mühe sie sich mit demselben gemacht haben.

Northeim. **Robert Sprenger.**

Altdeutsches Lesebuch in neudeutschen Übersetzungen. Für die oberen Klassen höherer Schulen sowie für den Alleingebrauch mit Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. Conrads, Gymnasialoberlehrer, Leipzig, Bädeker 1889. XII. 296 S.

Die Zeit der litteraturgeschichtlichen Lesebücher ist vorüber, das darf man, soweit es die moderne Litteratur betrifft, gewiß glattweg behaupten, denn eine Buchhandlung überbietet heute die andere in der Herstellung billiger Schulausgaben von allen für die Schule irgendwie in Betracht kommenden Werken. Weder der Kostenpunkt, noch das Bedenken, welches hier und da mit Recht gegen ungereinigte Texte geltend gemacht werden konnte, können heute Veranlassung geben, die Häppchenkost der Lesebücher den zusammenhängenden Werken vorzuziehen. Es sind in der That selten so gute und ausreichende Hülfsmittel geboten worden, Bestimmungen der Unterrichtsbehörde durchzuführen, wie auf dem Gebiete der neueren Litteratur für die bekannten Vorschriften der preußischen Behörde über den litteraturgeschichtlichen Unterricht.

Anders steht es bei unsrer alten Litteratur von den Anfängen an bis auf Klopstock. Eingehenderer Behandlung wert erschien und erscheint vielfach noch nur das Nibelungenlied. In zweiter Linie steht gewöhnlich Walther, in dritter Gudrun. Für Luther, meint man, sei hinreichend im Religionsunterrichte gesorgt, und alles übrige brauche eben nur gelegentlich in einer Übersicht zusammengefaßt zu werden. Aus solchen Anschauungen ergab sich naturgemäß der Zustand der Hülfsmittel. Schulausgaben entstanden nur vom Nibelungenliede. Von Walther und Gudrun wurden hier und da beliebige Übersetzungen benutzt; für alles übrige aber, meist auch für Walther und Gudrun eingeschlossen, war ein „Lesebuch", welches „Proben" gab, das willkommenste Hülfsmittel, ja ein wirkliches Bedürfnis. Wurden diese Proben früher noch meist im Urtext gegeben, so haben die neueren Bestimmungen über den Betrieb des Mittelhochdeutschen nun neue Ausgaben in Übersetzungen notwendig gemacht, und so sind eine Reihe von solchen Lese-

büchern in neuen Bearbeitungen erschienen, z. B. Buschmann, Henſe, und nun neueſtens auch das im Titel genannte von Conrads, deſſen Vorgänger das ebenfalls ſchon von Conrads herausgegebene altdeutſche Leſebuch von Pütz geweſen iſt.

Geben wir nun die Berechtigung, ja Notwendigkeit auch ſolcher neudeutſch bearbeiteten altdeutſchen Leſebücher an ſich ſolange zu, als keine Einzelausgaben der für die Schule wertvollen altdeutſchen Werke vorhanden ſind, ſo müſſen wir doch bei der Beurteilung eines ſolchen Buches die grundlegende Frage ſtellen: Welche Anforderungen ſind unter den heutigen Verhältniſſen hinſichtlich der Auswahl an ein ſolches Buch zu ſtellen?

Das Buch von Conrads iſt in Preußen geſchrieben, alſo müſſen auch die preußiſchen Beſtimmungen hier zunächſt in Betracht kommen. Wie ich und vielleicht jeder Unbefangene dieſelben auffaſſe, habe ich in dieſer Zeitſchrift 3, 226 flg. dargelegt. Ausgeſchloſſen ſcheint mir hiernach unbedingt der rein litteraturgeſchichtliche Standpunkt, der von allem etwas bringen will, nur unter dem Geſichtspunkt der „Probe", alſo gleichgültig, ob die betr. Stücke auch pädagogiſchen Wert haben oder nicht. Ausgeſchloſſen ſcheint mir aber auch ferner der „Proben-Standpunkt" überhaupt, weil durch ſolche aus einem Ganzen herausgehobenen Einzelſtücke, auch wenn die beſten gewählt ſind, doch niemals der in den betr. Beſtimmungen bezeichnete Zweck erreicht werden kann.

Der Verfaſſer des vorliegenden Leſebuches hat die Wichtigkeit dieſer beiden Punkte auch ſehr wohl erkannt. Er betont im Vorwort, daß er „den litterarhiſtoriſchen Geſichtspunkt der Veranſchaulichung der Entwicklung unſrer Litteratur nicht ganz außer acht gelaſſen, anderſeits aber, aus gewichtigen pädagogiſchen Gründen, die hervorragendſten Erſcheinungen der altdeutſchen Dichtung durch zahlreichere Proben und verbindenden Proſatext zu möglichſt vielſeitiger, nahezu vollſtändiger Anſchauung gebracht" habe. Und was die Auswahl der Proben betrifft, ſo habe er „mit Ausſchluß alles in ſittlicher oder religiöſer Hinſicht Bedenklichen nur das poetiſch Wertvollſte, das für die Anſchauungsweiſe der alten Zeit Bezeichnende, das für Anlage und Handlung des Gedichts ſowie für die Charakteriſtik der auftretenden Perſonen Bedeutſamſte" geboten.

Das iſt zweifellos ein ſehr richtiger und den oben bezeichneten Bedürfniſſen angemeſſener Standpunkt, und wenn er auch ſo durchgeführt wäre, würde das Leſebuch gewiß als ein gutes Hülfsmittel zu bezeichnen ſein. Man erwartet danach in der Auswahl eine Beſchränkung auf die wertvollſten Denkmäler, und in dem, was geboten iſt, die Darbietung eines abgerundeten Ganzen. Da muß es denn befremden,

daß man wieder je zwei einzelne kleine Stücke aus Otfried, dem Annolied und dem Alexanderlied findet, ferner vom Iwein nur den Eingang und das Abenteuer bei dem Wunderbrunnen ohne weitere Erklärung und Angabe des Zusammenhangs, aus dem Parzival den Anfang des Eingangs (V. 1—14), Parzivals Erziehung (117, 7—120, 11) und „der Gral" (230, 21—240, 22), wiederum ohne jeden Hinweis auf den Inhalt des Parzival, für den die ausgehobenen Stücke kaum den dürftigsten Anhalt geben, aus dem Tristan endlich nur die litterarhistorische Stelle, die doch mit dem Inhalte gar nichts zu thun hat.

Dagegen sind in wünschenswerter Abrundung gegeben: Nibelungenlied, Gudrun, Armer Heinrich und Lyrik. Fehlen auch beim Nibelungenlied gerade einige wichtige Dinge, wie z. B. der Streit der Königinnen, so kann man doch sagen, daß der Schüler einen Eindruck vom Ganzen daraus gewinnen kann. Aber bei diesem Werke kommt doch noch etwas anderes in Betracht. Ich habe mich darüber in dieser Zeitschrift a. a. O. (vgl. S. 228) dahin ausgesprochen, daß dies wichtigste Denkmal unsrer alten Nationallitteratur den Schülern überhaupt nicht in Bruchstücken — seien sie auch noch so vollständig — geboten werden darf, sondern als ein fortlaufendes, wenn auch gekürztes Ganze in eigener Ausgabe. Auch für Gudrun ist eine solche bis jetzt noch nicht vorhandene Schulausgabe dringendes Bedürfnis, doch könnte man sich hier noch am leichtesten mit der in Conrads Lesebuche gegebenen Auswahl begnügen; sie ist jedenfalls besser als der ganze, ungekürzte Text, mit dem man sich so oft herumärgern muß.

Die gekürzte Wiedergabe des „Armen Heinrich" ist zweckentsprechend, und von der Lyrik ist eine so reiche Auswahl geboten, daß man höchstens wünschen könnte, Verfasser hätte sich hier etwas beschränken können. Doch etwas zu viel ist hier besser als zu wenig, nur wäre zu wünschen gewesen, daß Verf. sich bei der Gruppierung mehr an die trefflichen Gesichtspunkte gehalten hätte, welche Pollack in der Behandlung Walthers („Aus deutschen Lesebüchern IV") entwickelt. Und noch eins! Mehr als irgendwo ist es bei der Lyrik nötig, den Urtext neben der Übersetzung zu haben. Conrads giebt ihn nur bei „ich bin din" und bei „ir sult sprechen willekomen". Meiner Ansicht nach könnte eben die Auswahl kleiner sein, dafür aber mit dem mhd. Texte verbunden.

Soll ich mein Urteil über diese eben besprochenen Teile zusammenfassen, so hätte eine zweckmäßige Einrichtung Otfried, Anno, Alexander, Iwein, Tristan und endlich das Nibelungenlied ganz weglassen, dafür Parzival ausführen und bei der Lyrik in beschränkterer Auswahl den mhd. Text dazusetzen müssen.

Es bleibt noch der erste Teil des Buches zu besprechen, welcher Teile aus der Edda, dem Beowulf, dem Muspilli und dem Heliand, ferner die Zaubersprüche und das ganze Hildebrandslied in der alten und der späteren Fassung des 15. Jahrhunderts enthält. Hier habe ich nur einzuwenden, daß die Voluspa vielleicht das für ein Schullesebuch ungeeignetste Stück der Edda ist. Ohne eingehende Erklärung können die Schüler gar nichts damit anfangen, und auch sorgsamster Bemühung des Lehrers wird der Dank kaum entsprechen, da gar zu wenig Faßliches und Anschauliches geboten wird. Die Grundgedanken des merkwürdigen Gedichts setzt der Lehrer viel besser ohne Bezugnahme auf den Text auseinander. Dankenswert dagegen ist Thrymsquidha, ja es könnte nichts schaden, wenn noch eine oder die andere Thorgeschichte oder auch Skirnirs Fahrt aufgenommen wäre. Vor allem aber hätte ich nun hier die Gelegenheit benutzt, die Hauptstücke aus der nordischen Nibelungensage zu geben; das wäre sicher willkommener gewesen als die Aufnahme des Nibelungenliedes, welches doch fast überall in besonderer Ausgabe gelesen wird. In allem übrigen scheint mir dieser Teil am besten gelungen zu sein; besonders die eingehende Berücksichtigung des Beowulf und des Heliand ist sehr dankenswert.

Das Waltharilied setzt der Herausgeber unter den Abschnitt „Althochdeutsche Endreimdichtung", und setzt an der betr. Stelle nur darüber „Nach deutschen Heldenliedern in lateinische Hexameter gebracht von dem St. Galler Mönche Eckehard I." Das giebt doch im Kopfe der Schüler Verwirrung, besonders wenn nun die ausgewählten Abschnitte in den mehr als freien Bearbeitungen von Linnig, Simrock und Scheffel folgen. Da muß der Schüler doch unwillkürlich denken, er habe die ursprünglichen deutschen Heldenlieder in neudeutscher Übertragung vor sich. Besser als alle diese Überarbeitungen wäre noch San Martes Text in Hexametern gewesen, so mangelhaft er auch sonst ist. Man sollte sich doch die Gelegenheit nicht entgehen lassen, in diesem wichtigen Denkmal zugleich einen Anhalt für den Charakter des 10. Jahrhunderts zu geben. Eine Übertragung des Waltherliedes für die Schule darf sich nur des Hexameters bedienen, und die Eigentümlichkeit der Eckehardschen Arbeit muß gewahrt bleiben. Ich hoffe, daß meine Ausgabe des Gedichts mit dazu beitragen wird, diesen Standpunkt zur Anerkennung zu bringen.

Im übrigen hat der Herausgeber, schon mit Rücksicht auf das Nachdrucksgesetz, seine Auszüge aus den verschiedenen Übersetzungen zusammengestellt, die von den einzelnen Denkmälern vorhanden sind. Schwierigkeiten sind in Fußnoten meist sachgemäß erklärt. Alte Fehler, wie die hergebrachte Begründung des Namens Nibelungen durch die

Aneignung des Hortes finden sich auch hier. Als Merkwürdigkeit sei erwähnt, daß der Herausgeber die Darstellung des Nibelungenliedes mit H. Heines Urteil über dasselbe abschließt! Wollte der Herausgeber den Schülern vielleicht zeigen, daß auch Heine über das Nibelungenlied groß gedacht hat? Das hat doch bei den hoffentlich geringen Beziehungen, die der Schüler zu Heine hat, keinen Sinn! Das Urteil Heines selbst aber enthält viel zu viel Spielerei, als daß es pädagogischen Wert haben könnte, ja, wenn man näher zusieht, könnte man doch ohne Schwierigkeit recht bedenkliche Nebengedanken darin finden.

Alles in allem bezeichnet Conrads Buch gewiß einen Schritt vorwärts in der durchaus notwendigen Umgestaltung solcher altdeutschen Lesebücher, aber es ist noch auf halbem Wege stehen geblieben. Das erstrebenswerte Ziel ist überhaupt Abschaffung der Lesebücher auch auf dem altdeutschen Gebiete und dafür billige Schulausgaben der für die Schule wichtigen Denkmäler!

Berlin. **G. Boettcher.**

Mustergedichte und Musterprosa, ausgewählt von Dr. Karl Hessel. 3 Teile. 2. Aufl. Bonn, E. Webers Verlag. 1887 u. 88.

Wir haben es in Karl Hessel, der sich namentlich durch seine Heinestudien einen Namen gemacht hat, mit einem feinsinnigen Kenner unsrer Litteratur zu thun, und er erscheint deshalb als der rechte Mann für die Herausgabe einer Mustersammlung wie der vorliegenden. Er hat es denn auch verstanden, den pädagogischen und den ästhetischen Standpunkt glücklich zu vereinigen und uns ein Werk geboten, das sich bergehoch über die landläufigen Anthologien erhebt und mit den meisten derartigen Sammlungen nichts als den Namen gemein hat. Besonderes Lob verdient, daß auch die gegenwärtige Dichtung mit bedacht ist. Gerade hier wird jedoch der verdienstvolle Verfasser ergänzend eingreifen müssen, um die Sammlung mit seiner Auswahl aus den übrigen Zeitaltern unsrer Litteratur auf gleiche Höhe zu heben. Namen, wie Martin Greif und Konrad Ferdinand Meyer, welche mit Gottfried Keller, der auch nur durch ein einziges kurzes Gedicht vertreten ist, die Gipfel unsrer gegenwärtigen Lyrik darstellen, dürfen in einer solchen Sammlung heute nicht mehr fehlen. Im übrigen aber können wir das Werk als ein durchaus ansprechendes, das zugleich, da es überall auf die Quellen zurückgeht, litterarhistorische Bedeutung im besten Sinne des Wortes besitzt, aufs wärmste empfehlen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9 II.

Gustav Freytag und die Fremdwörter.

Von **Heinrich Künkler** in Biebrich a. Rhein.

II.

Wir haben in dem dritten Hefte dieser Zeitschrift den letzten Band der Gesammelten Werke Gustav Freytags vornehmlich von dem Gesichtspunkt der Fremdwörterfrage betrachtet und im einzelnen nachgewiesen, wie Freytag bemüht war, in ebenso maßvoller wie entschiedener Weise einen praktischen Beitrag zur Lösung dieser Frage zu liefern, indem wir zugleich diese Lösung der Frage als die einzig richtige bezeichneten.

Die Lösung der Fremdwörterfrage, soweit eine solche möglich und wünschenswert ist, erfolgt — es kann nicht oft genug gesagt werden — durch die That, durch das Beispiel der Schriftsteller, insonderheit der „führenden", denen die andern mit mehr oder weniger Bereitwilligkeit nachfolgen werden; sie wird ferner gefördert durch das Vorgehen der Behörden, vor allem unserer Postverwaltung, unserer Eisenbahnverwaltung und — mit durchaus gerechtfertigter Behutsamkeit und Vorsicht — unserer Militärverwaltung (in dieser Beziehung ist auch zu beachten, wie maßvoll Freytag in seinen Kriegsberichten, Band 15 der Gesammelten Werke S. 362—512 mit den Fremdwörtern verfährt).

Was Gustav Freytag anbelangt, so darf auf das in dem dritten Heft dieser Zeitschrift Gesagte verwiesen werden. Damit aber erkannt werde, daß Freytag nicht bloß in einem einzelnen Werk (das Leben Mathys im 22. Band der Gesammelten Werke) die Fremdwörterfrage in praktischer Weise zu lösen versucht hat, so wollen wir, einer Aufforderung der Redaktion nachkommend, weitere Belege aus einem andern Band seiner Gesammelten Werke anführen, und zwar scheint uns besonders angemessen, hierfür die politischen Aufsätze (Band 15) zu wählen, weil die Änderungen gerade in diesen Aufsätzen für unsere Tagesschriftsteller ein nicht genug zu beherzigendes Vorbild bieten. Auf eine erschöpfende Mitteilung der überaus reichen Verdeutschungen glauben wir verzichten zu dürfen; es wird genügen, die hauptsächlichsten aufzuführen.

Wir greifen mitten in den 15. Band hinein, da uns die „Grenzboten" vor 1865 eben nicht zur Hand sind, und stellen zunächst die bedeutsamsten Änderungen, welche die in den Grenzboten von 1865 an erschienenen Aufsätze in dem genannten Band erfahren haben, zusammen.

Nochmals sei ausdrücklich bemerkt, daß Freytag keineswegs darauf bedacht ist, die Fremdwörter völlig zu beseitigen; er läßt sie sehr oft stehen und wechselt im Ausdruck ab, maßvoll in allem, bekanntlich ein Grundzug in seinen sämtlichen Schriften, namentlich in denen reiferen Alters.

Seite 258 früher: absolut; jetzt: unbedingt (in demselben Satz sind „fundamental" und „revidieren" stehen geblieben.

= 258 = Majorität; jetzt: Mehrzahl, ebenso S. 325; S. 261: Mehrheit, ebenso S. 262, 284, 300, 330.

= 433 = Minorität; jetzt: Minderheit.

= 259 = formulierte Parteigrundsätze; jetzt: aufgestellte Parteigrundsätze.

= 259 = Konzessionen; jetzt: Zugeständnisse, ebenso S. 299, 308, (gleich darauf: Bedingungen) 410.

= 436 = Konzession; jetzt: Einwilligung.

= 259 = Resultate; jetzt: Schlußergebnisse; S. 302: Ergebnisse, ebenso S. 371, 373, 442; S. 468: Erfolge, ebenso S. 501 (S. 440 ist „Resultate" geblieben).

= 299 = das Resultat des Kampfes; jetzt: der Ausgang des Kampfes.

= 551 = das Resultat einer reichen Bildung; jetzt: die Frucht einer reichen Bildung.

= 443 = Resultat; jetzt: Ergebnis.

= 456 = Endresultat; jetzt: Endergebnis.

= 454 = Tagesresultate; jetzt: Tageserfolge.

= 489 = resultatloser Widerstand; jetzt: fruchtloser Widerstand.

= 259 = modifiziert werden; jetzt: sich ändern.

= 298 = Modifikationen; jetzt: Abänderungen, ebenso S. 433.

= 430 = jedem Kabinett modifizieren sich diese gemeinsamen Empfindungen nach den eigenen Interessen; jetzt: jedem Kabinett wandeln sich diese gemeinsamen Empfindungen nach den eigenen Interessen.

= 260 = oktroyieren zu lassen; jetzt: Zwang ausüben zu lassen.

= 261 = respektieren; jetzt: achten (kurz darnach ist „respektieren" geblieben), ebenso S. 277, 530.

= 507 = der persönlich respektierteste General; jetzt: der persönlich achtbarste General.

= 266 = Respekt; jetzt: Achtung, ebenso S. 313, 332, 433.

= 451 = respektabel; jetzt: beträchtlich.

Seite 327 früher: Deſpekt; jetzt: Mißachtung.
= 261 = populär zu machen; jetzt: volkstümlicher zu machen.
= 342 = populär; jetzt: volkstümlich.
= 297 = Popularität; jetzt: Volkstümlichkeit; S. 511: Volksgunſt.
= 505 = Bedürfnis nach Popularität; jetzt: Bedürfnis nach Volksgunſt.
= 456 = unpopulär; jetzt: verhaßt.
= 261 = daß dieſer Gedanke einiges Terrain gewinnt; jetzt: daß dieſer Gedanke einigen Boden gewinnt.
= 265 = auf dem Terrain des preußiſchen Staates; jetzt: im Bereich des preußiſchen Staates.
= 274 = Terrain des Staates; jetzt: Gebiet des Staates.
= 301 = Terrain; jetzt: Gebiet, ebenſo S. 421, 487.
= 371 = = = Landgebiet.
= 373 = = = Landſtrich, ebenſo S. 485; gleich darnach: Gebiet; dann: Gelände.
= 435 = = = Gelände, ebenſo S. 448.
= 438 = = = Beſchaffenheit der Gegend.
= 455 = = = Bodenverhältniſſe.
= 500 = = = Boden.
= 454 = das Terrain der Grenzfeſtungen; jetzt: das Bereich der Grenzfeſtungen.
= 439 = in weitem Terrain; jetzt: auf weitem Landſtrich.
= 440 = auf jedem Terrain; jetzt: auf jeder Örtlichkeit.
= 441 = auf unbekanntem Terrain; jetzt: auf unbekannter Örtlichkeit.
= 441 = Zwiſchenterrain; jetzt: Zwiſchengebiet, ebenſo S. 490.
= 447 = Terrainbeſchaffenheit; jetzt: Bodenbeſchaffenheit.
= 448 = Terrainhinderniſſe; jetzt: örtliche Hinderniſſe.
= 396 = Terrainvorteile; jetzt: Bodenvorteile.
= 452 = einen geringen Terraingewinn; jetzt: einen geringen Gewinn an Boden (S. 449 iſt „Außenterrain" geblieben, das einzige Mal, ſoviel wir beobachtet haben, daß dieſes Fremdwort beibehalten worden iſt).
= 308 = Territorialvergrößerungen; jetzt: Gebietsvergrößerungen.
= 326 = in vielen Territorien; jetzt: in vielen Landgebieten.
= 262 = größere Dimenſionen; jetzt: größeren Umfang.
= 262 = durch eine militäriſche Expedition; jetzt: durch einen militäriſchen Feldzug.

Seite 545 früher: ſiegreiche Expeditionen; jetzt: ſiegreiche Feldzüge.
= 544 = ſeine Expeditionen von Straßburg und Boulogne; jetzt: ſeine Aufſtandsverſuche von Straßburg und Boulogne.
= 263 = Aptierung; jetzt: Anpaſſung.
= 263 = Antipathie; jetzt: Abneigung.
= 263 = auf dem Wege ruhigen Kompromiſſes; jetzt: auf dem Wege ruhiger Ausgleichung.
= 276 = Kompromiß; jetzt: Ausgleich.
= 264 = Privilegierte; jetzt: Bevorrechtete.
= 481 = privilegierte Volksſchichten; jetzt: bevorzugte Volksſchichten.
= 265 = Kontraſt; jetzt: Gegenſatz.
= 267 = Konſequenzen; jetzt: Folgerungen; S. 369: Folgen, ebenſo S. 372.
= 459 = in ihrer äußerſten Konſequenz; jetzt: in ihren äußerſten Folgerungen.
= 330 = konſequente Durchführung; jetzt: ſtrenge Durchführung.
= 269 = welche ihre Teilnahme nicht öffentlich manifeſtiert haben; jetzt: welche ihre Teilnahme nicht öffentlich bekundet haben.
= 269 = dieſe Indifferenten; jetzt: dieſe Gleichgiltigen.
= 272 = Korporationen; jetzt: Körperſchaften, ebenſo S. 326, 327.
= 272 = Direktion; jetzt: Leitung.
= 272 = Deputierte; jetzt: Abgeordnete.
= 273 = ſich für eine beſtimmte Stellung engagiert haben; jetzt: ſich für eine beſtimmte Stellung entſchieden haben.
= 357 = engagiert werden; jetzt: in Mitleidenſchaft gezogen werden.
= 273 = allerdings wird uns dieſe notwendige Selbſtbeſchränkung auch deshalb ſchwer ꝛc.; jetzt: allerdings wird uns dieſe notwendige Selbſtbeſchränkung gerade deshalb ſchwer ꝛc.: Beiſpiel für ſtiliſtiſche Verbeſſerung, wie es deren ſehr viele in der Ausgabe der Geſammelten Werke giebt, im Gegenſatz zu — manchen andern Schriftſtellern. Vergl. S. 285: früher: muß; jetzt: mag. S. 288 früher: eine verſtändige, vor-

sichtige Commune; jetzt: eine verständige, bedächtige Gemeinde. S. 298 früher: patriotische Pflicht; jetzt: patriotische Aufgabe. S. 470 früher: sich aufblasend; jetzt: sich aufbauschend (Jules Favre) u. s. w., u. s. w.

Seite 273 früher: Energie; jetzt: Ausdauer.
= 465 = die eigenartige Energie dieser idealen Empfindungen; jetzt: die eigenartige Gewalt dieser idealen Empfindungen.
= 469 = die normale militärische Energie; jetzt: die frühere militärische Ausdauer.
= 279 = energisch; jetzt: kräftig. Ebenso S. 505, 537.
= 449 = energisches Vorgehen; jetzt: entschlossenes Vorgehen.
= 449 = unser energischer Angriff; jetzt: unser fester Angriff.
= 274 = imponierender; jetzt: bedeutsamer.
= 249 = imponierend; jetzt: niederschlagend.
= 513 = uns Deutschen eine besonders imponierende Physiognomie zu geben; jetzt: uns Deutschen ein besonders freundliches Äußere zu geben
= 506 = sich imponieren lassen; jetzt: sich beeinflussen lassen.
= 517 = wir lesen von dem Imposanten zweier zusammenstoßender Schlachtreihen; jetzt: wir lesen von dem gewaltigen Eindruck zweier zusammenstoßender Schlachtreihen.
= 274 = Korrektiv; jetzt: Abhilfmittel.
= 276 = Konfiskation der Zeitungen; jetzt: Beschlagnahme der Zeitungen, ebenso S. 493.
= 277 = konfisziert; jetzt: mit Beschlag belegt, ebenso S. 493 (zweimal); S. 348: beschlagnahmt.
= 276 = Erteilung der Lehrerqualifikation; jetzt: Erteilung des Lehramts.
= 277 = Kommune; jetzt: Gemeinde, ebenso S. 280, 288, 300.
= 277 = Session des Abgeordnetenhauses; jetzt: Sitzung des Abgeordnetenhauses.
= 278 = das Memorial; jetzt: die Denkschrift.
= 278 = Divergenz der Ansichten; jetzt: Verschiedenheit der Ansichten.
= 278 = Opposition; jetzt: Widerspruch; S. 539: Gegensatz (sonst ist „Opposition" in der Regel geblieben).

Seite 466 früher: für seine Interessen in Opposition treten; jetzt: seine Interessen im Gegensatz zur Regierung vertreten.

= 279 = subordinieren; jetzt: unterordnen.

= 280 = die Interessen des Privatlebens; jetzt: die Anforderungen des Privatlebens.

= 443 = dem Interesse Frankreichs heilsam erachtet; jetzt: für Frankreich heilsam erachtet.

= 308 = ein Interesse Frankreichs; jetzt: ein Vorteil Frankreichs.

= 455 = mit besonderem Interesse betrachten wir; jetzt: mit besonderer Aufmerksamkeit betrachten wir.

= 281 = es ist eine triviale Wahrheit; jetzt: es ist eine alltägliche Wahrheit.

= 282 = ein so intelligentes und zivilisiertes Heer; jetzt: ein so tüchtiges und gebildetes Heer.

= 293 = intelligent; jetzt: einsichtsvoll.

= 290 = die zivilisierte Welt; jetzt: die gebildete Welt, ebenso S. 411, 511, 544.

= 297 = vor dem zivilisierten Europa; jetzt: vor dem gebildeten Europa, ebenso S. 347.

= 423 = zivilisierte Völker; jetzt: gebildete Völker.

= 427 = die zivilisierte Menschheit; jetzt: die gebildete Menschheit.

= 497 = Zivilisation; jetzt: Bildung.

= 492 = Disziplin; jetzt: Kriegszucht. S. 520: Manneszucht.

= 425 = in der eisernen, jede gemeinschaftliche Thätigkeit regelnden Disziplin eines zivilisierten Heeres; jetzt: in der eisernen, jede gemeinschaftliche Thätigkeit regelnden Zucht eines gebildeten Heeres (kurz darauf ist „die zivilisierteste Armee" stehen geblieben).

= 437 = die Tapferkeit disziplinierter Massen; jetzt: die Tapferkeit geschulter Massen.

= 475 = indisziplinierte Banden; jetzt: zuchtlose Banden.

= 283 = der Einmarsch in Holstein war so geschickt arrangiert; jetzt: der Einmarsch in H. war so geschickt angeordnet.

= 284 = Ruin des Wohlstandes; jetzt: Untergang des Wohlstandes.

Seite 437 früher: ohne ſich zu ruinieren; jetzt: ohne ſich unmöglich zu machen.
= 284 = Dynaſtien; jetzt: Fürſtenhäuſer, ebenſo S. 310.
= 543 = = = Herrſcherhäuſer.
= 358 = die ſtärkſten dynaſtiſchen Intereſſen; jetzt: die ſtärkſten Familienintereſſen.
= 284 = die Mitteilung genauern Details; jetzt: die Mitteilung genauerer Einzelheiten.
= 284 = Publikation; jetzt: Veröffentlichung, ebenſo S. 471.
= 285 = des modernen Anbaues; jetzt: des neuzeitlichen Anbaues.
= 285 = Kommunalſinn; jetzt: Gemeinſinn.
= 286 = materieller Wohlſtand; jetzt: äußerer Wohlſtand, ebenſo S. 542.
= 291 = die Verſchiedenheit in der lokalen Geſetzgebung; jetzt: die Verſchiedenheit in der örtlichen Geſetzgebung.
= 291 = ein Syſtem von Verträgen; jetzt: eine Reihe von Verträgen.
= 545 = das Syſtem ſeiner guten Zeit; jetzt: die Grundſätze ſeiner guten Zeit.
= 441 = durch ſyſtematiſchen Angriff; jetzt: durch planmäßigen Angriff, ebenſo S. 504.
= 292 = eine vernünftigere Organiſation der deutſchen Stämme; jetzt: einen vernünftigeren Zuſammenſchluß der deutſchen Stämme.
= 294 = eine neue Organiſation der Deutſchen in feſterem Bunde; jetzt: eine neue Vereinigung der Deutſchen in feſterem Bunde.
= 454 = Organiſation; jetzt: Neubildung.
= 542 = nach einheitlicher Organiſation ringen; jetzt: nach einheitlicher Zuſammenfaſſung ringen.
= 531 = die ganze Organiſation des deutſchen Reiches; jetzt: die ganze Verfaſſung des deutſchen Reiches.
= 299 = die Organiſation des Staates; jetzt: die Ordnung des Staates.
= 456 = politiſche Organiſation; jetzt: politiſche Neubildung.
= 481 = die Organiſation unſeres Heeres; jetzt: die Beſchaffenheit unſeres Heeres.
= 298 = Heeresorganiſation; jetzt: Heereseinrichtung.

Seite 438 früher: die große Truppenmaſſe, die er organiſiert; jetzt: die große Truppenmaſſe, die er gebildet.

= 451 = die Franzoſen haben ſo gewaltige Truppenmaſſen notdürftig organiſiert; jetzt: die Franzoſen haben ſo gewaltige Truppenmaſſen notdürftig neugeſchaffen.

= 531 = ſtraff organiſierter Staat; jetzt: ſtraff verwalteter Staat.

= 513 = kräftig organiſierte Naturen; jetzt: kräftig beanlagte Naturen.

= 540 = ſein fein organiſierter Geiſt; jetzt: ſein fein beanlagter Geiſt.

= 413 = die Schwierigkeit, den Elſaß in Deutſchland politiſch zu organiſiern; jetzt: die Schwierigkeit, den Elſaß in Deutſchland politiſch einzugliedern.

= 305 = Gelegenheit, ſein Heer zu reorganiſieren; jetzt: Gelegenheit, ſeine Heeresmacht neu zu ordnen.

= 465 = ſein Heer für einen neuen Rückzug reorganiſieren; jetzt: ſein Heer für einen neuen Rückzug wieder feldtüchtig machen.

= 455 = die franzöſiſchen Organiſateure; jetzt: die franzöſiſchen Machthaber.

= 453 = Desorganiſation: jetzt: Zerrüttung.

= 293 = Repräſentant weitreichender Intereſſen; jetzt: Vertreter weitreichender Intereſſen.

= 529 = der geweihte Repräſentant des Reiches; jetzt: der geweihte Vertreter des Reiches.

= 541 = Repräſentant der Republik; jetzt: Oberhaupt der Republik.

= 481 = die beſte Sitte und Einſicht repräſentiren; jetzt: die beſte Sitte und Einſicht in ſich tragen.

= 529 = daß der Kaiſer vor Heer und Stadtvolk repräſentiert; jetzt: daß der Kaiſer vor Heer und Stadtvolk ſich zeigt.

= 526 = wir haben jetzt nur eine häufige öffentliche Aktion, bei welcher der Kaiſer vor ſeinem Volke in wirklicher Repräſentation erſcheint; jetzt: wir haben jetzt nur eine häufige öffentliche Handlung, bei welcher der Kaiſer vor ſeinem Volk in wirklicher Machtentfaltung erſcheint.

Seite 478 früher: präſentieren; jetzt: darbieten.
= 294 = Motive; jetzt: Beweggründe, ebenſo S. 434.
= 447 = Motivierung; jetzt: Begründung.
= 295 = ohnmächtig und thatlos vegetieren; jetzt: ohnmächtig und thatlos dahinleben.
= 295 = ſeiner Kommis; jetzt: ſeiner Gehilfen.
= 296 = Patriotismus; jetzt: Vaterlandsliebe.
= 297 = die Gemeinſamkeit der politiſchen Geſinnung mit dem übrigen Deutſchland zu konſtatieren; jetzt: die Gemeinſamkeit der politiſchen Geſinnung mit dem übrigen Deutſchland zu bethätigen.
= 297 = eine Koalition von Staaten; jetzt: eine Vereinigung von Staaten.
= 359 = Koalition; jetzt: Bündnis, ebenſo S. 361.
= 299 = geht Preußen ſiegreich aus der Kataſtrophe hervor; jetzt: geht Preußen ſiegreich aus dem Kampfe hervor.
= 506 = die letzte Kataſtrophe; jetzt: die letzte Entſcheidung.
= 300 = Aufhebung der kleinlichen Vexationen gegen Preſſe, Kommune ꝛc.; jetzt: Aufhebung der kleinlichen Plackereien gegen Preſſe, Gemeinde ꝛc.
= 301 = momentan; jetzt: augenblicklich.
= 438 = Moment; jetzt: Augenblick, ebenſo S. 464.
= 305 = Kaiſer Napoleon iſt dadurch in einer Weiſe kaptiviert worden; jetzt: Kaiſer Napoleon iſt dadurch in einer Weiſe herbeigerufen worden.
= 305 = bewaffnete Intervention; jetzt: bewaffnetes Einſchreiten.
= 305 = der Konflikt der kämpfenden Intereſſen; jetzt: der Zuſammenſtoß der kämpfenden Intereſſen.
= 305 = ihre eigene Exiſtenz; jetzt: ihr eigenes Daſein.
= 305 = Garantie des Landbeſitzes; jetzt: Verbürgung des Landbeſitzes.
= 457 = Garantie; jetzt: Bürgſchaft.
= 308 = bei der Provokation der Schenkung Venetiens: jetzt: bei der Anbietung der Schenkung Venetiens.
= 309 = ob er richtig die Chancen eines heftigen Krieges am Rhein berechnet hat; jetzt: ob er richtig das Für und Wider eines heftigen Krieges am Rhein berechnet hat.

Seite 309 früher: Exasperation seiner Presse; jetzt: Erhitzung seiner Presse.
= 310 = konzentriert; jetzt: verdichtet.
= 391 = sich zu gemeinsamer Arbeit konzentrieren; jetzt: sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigen.
= 441 = sich konzentrieren; jetzt: sich vereinigen.
= 448 = die Belagerungsgeschütze auf einzelne Punkte konzentrieren; jetzt: die Belagerungsgeschütze auf einzelne Punkte richten.
= 463 = Konzentration; jetzt: Vereinigung.
= 464 = Konzentration der Streitkräfte; jetzt: Vereinigung aller Streitkräfte.
= 312 = kalte Passivität; jetzt: kalte Unthätigkeit.
= 449 = unsere Passivität: jetzt: unsere Ruhe.
= 312 = sein Prinzipat über die deutschen Stämme; jetzt: seine Oberherrschaft über die deutschen Stämme.
= 313 = Klienten Frankreichs; jetzt: Schutzbefohlene Frankreichs.
= 506 = seinen Klienten Frankreich; jetzt: seinen Schutzbefohlenen Frankreich.
= 507 = Klient; jetzt: Schützling.
= 324 = schwierige Probleme; jetzt: schwierige Aufgaben.
= 327 = für den Verkehr mit dem Landesherrn legitimiert werden; jetzt: für den Verkehr mit dem Landesherrn befähigt werden.
= 327 = konstituierten sich die deutschen Staaten; jetzt: errichteten sich die deutschen Staaten.
= 328 = neu konstituiert; jetzt: erneuert.
= 506 = Konstitution; jetzt: geistiger Zustand.
= 328 = Funktionen; jetzt: Ämter.
= 330 = distinguierende Hervorhebung; jetzt: auszeichnende Hervorhebung.
= 331 = konservieren; jetzt: erhalten.
= 333 = Hofcharge; jetzt: Hofamt.
= 333 = unsere Souveräne; jetzt: unsere Regenten.
= 333 = Individuen von anderartiger Bildung; jetzt: Menschen von anderartiger Bildung.
= 457 = Unfreiheit des Individuums; jetzt: Unfreiheit des Einzelnen, ebenso S. 513.
= 511 = eine Klasse einflußreicher Individuen; jetzt: eine Klasse einflußreicher Männer.

Seite 551 früher: Rechtloſigkeit des Individuums; jetzt: Rechtloſigkeit des Unterthans.
= 333 = iſolierte Stellung; jetzt: abgeſchloſſene Stellung.
= 334 = iſolieren; jetzt: löſen.
= 337 = ſich iſolieren; jetzt: ſich abſondern.
= 340 = ſie lebten iſolierter; jetzt: ſie lebten abgeſonderter.
= 432 = Iſolierung; jetzt: Vereinſamung.
= 468 = die Iſolierung des 12. Corps in der Bundesarmee; jetzt: die Sonderſtellung des 12. Corps in der Bundesarmee.
= 479 = iſoliert; jetzt: geſondert.
= 337 = Experimente; jetzt: Verſuche.
= 492 = ein ſolches Experiment; jetzt: ein ſolcher Einzug.
= 337 = Suprematie; jetzt: Oberherrlichkeit. S. 342: Oberherrſchaft.
= 338 = Aſpekten; jetzt: Ausſichten.
= 338 = Kontinent; jetzt: Feſtland.
= 537 = als ein kontinentales Volk; jetzt: als ein feſtländiſches Volk.
= 341 = Konſpiration; jetzt: Verſchwörung.
= 342 = Separationsgelüſte; jetzt: Trennungsgelüſte.
= 344 = Richter und Geſchworene terroriſieren; jetzt: Richter und Geſchworene einſchüchtern.
= 345 = Decennien; jetzt: Jahrzehnte.
= 345 = die turbulente Herrſcherin des Tages; jetzt: die wetterwendiſche Herrſcherin des Tages.
= 425 = turbulente Politiker; jetzt: ungeſtüme Politiker, ebenſo S. 460.
= 543 = turbulent; jetzt: ſtürmiſch.
= 346 = die Kontinuität einer ſtarken Regierung; jetzt: der Beſtand einer ſtarken Regierung.
= 347 = ihr ſolidariſches Intereſſe; jetzt: ihr gemeinſames Intereſſe.
= 357 = Chef; jetzt: Haupt.
= 361 = Korruption; jetzt: Verderbnis, ebenſo S. 546; S. 406: Verderbtheit; S. 433: Beſtechlichkeit.
= 361 = alle Formen der diplomatiſchen Courtoiſie; jetzt: alle Formen der diplomatiſchen Höflichkeit.
= 491 = jede Courtoiſie zu erweiſen; jetzt: jede Zuvorkommenheit zu erweiſen.
= 366 = einen ordentlichen Recompens; jetzt: eine ordentliche Entſchädigung.

Seite 371 früher: total geschlagen; jetzt: völlig geschlagen.
= 372 = Geschützemplacements; jetzt: Geschützanlagen.
= 372 = des dominierenden Geisbergs; jetzt: des beherrschenden Geisbergs.
= 377 = deutsche Methode; jetzt: deutsche Art.
= 421 = bei der bisherigen Methode der Verbindung mit der Heimat; jetzt: bei der bisherigen Art der Verbindung mit der Heimat
= 440 = bei der Methode unserer Kriegführung; jetzt: bei der Art unserer Kriegführung, ebenso S. 442.
= 379 = das Lazaret, welches dort etabliert war; jetzt: das Lazaret, welches dort eingerichtet war.
= 382 = Allianzen; jetzt: Bündnisse, ebenso S. 542.
= 383 = Defiléen der Vogesen; jetzt: Pässe der Vogesen.
= 384 = seit sechs Generationen; jetzt: seit sechs Menschenaltern.
= 546 = eine Generation; jetzt: ein Menschenalter.
= 391 = alles Disponible; jetzt: alles Verfügbare, ebenso S. 439.
= 511 = disponieren: jetzt: verfügen.
= 439 = die guten Dispositionen; jetzt: die guten Anordnungen, ebenso S. 448, 469.
= 531 = Freiheit für Dispositionen; jetzt: Freiheit für Anordnungen.
= 512 = abhängig von zufälliger Disposition des Leibes und der Seele; jetzt: abhängig von der zufälligen Beschaffenheit des Leibes und der Seele.
= 513 = natürliche Disposition; jetzt: natürliche Anlagen.
= 391 = eine formidable Macht; jetzt: eine größere Macht.
= 393 = die Würtemberger als Soutien; jetzt: die Würtemberger als Unterstützung.
= 394 = Kapitulation; jetzt: Übergabe, ebenso S. 399, 400, 441, 446, 471, 488, 489 (zweimal), 490.
= 489 = Kapitulation; jetzt: Ergebung.
= 489 = = = Vertrag.
= 489 = = = Vertragsbestimmungen.
= 491 = Kapitulationsbedingungen: jetzt: Bedingungen der Übergabe.
= 489 = in Wahrheit hat Paris um acht Tage zu spät kapituliert; jetzt: in Wahrheit hat Paris sich um acht Tage zu spät ergeben.

Seite 399 früher: Erſt da erhielt man reale Sicherheit; jetzt: erſt da erhielt man volle Sicherheit.

= 402 = das allmähliche Bornieren ſeines Urteils; jetzt: das allmähliche Selbſtbeſchränken ſeines Urteils.

= 408 = hinter den Tiraden; jetzt: hinter dem lauten Wortſchwall.

= 408 = radotierte; jetzt: heftig ſchwätzte.

= 408 = perfid; jetzt: treulos.

= 409 = das kräftigſte Argument gegen den Kaiſer Napoleon; jetzt: der kräftigſte Einwand gegen den Kaiſer Napoleon.

= 410 = eine providentielle Sendung; jetzt: eine Sendung der göttlichen Vorſehung.

= 411 = heroiſche Emotion; jetzt: heroiſche Erhebung.

= 415 = occupiert; jetzt: in Beſitz genommen.

= 419 = in okkupiertem Feindesland; jetzt: in beſetztem Feindesland, ebenſo S. 479, 485.

= 470 = Okkupation; jetzt: Beſetzung.

= 533 = okkupieren; jetzt: erobern (vorher „beſetzen").

= 416 = paktieren; jetzt: verhandeln.

= 421 = Fourage; jetzt: Pferdefutter.

= 421 = die neuen Präparate; jetzt: die neuen Nährmittel.

= 422 = Reform; jetzt: Neugeſtaltung.

= 511 = Reformen und Verbeſſerungen; jetzt: Neugeſtaltungen und Verbeſſerungen.

= 423 = bombardiert worden; jetzt: beſchoſſen worden.

= 459 = das Bombardement; jetzt: das Beſchießen von Paris.

= 468 = Bombardement; jetzt: Beſchießung, ebenſo S. 474, 504 (zweimal).

= 425 = furchtbares Strafexempel; jetzt: furchtbares Strafgericht.

= 426 = proklamiert; jetzt: verkündet; S. 470: verkündigt.

= 545 = ſeine Proklamation; jetzt: ſein Kriegsaufruf.

= 545 = kleinere Detachements; jetzt: kleinere Heeresabteilungen

= 432 = akkommodieren; jetzt: anpaſſen.

= 434 = Patronage; jetzt: Günſtlingswirtſchaft.

= 435 = in dem Wirrwar ihrer maſſierten Aufſtellung; jetzt: in dem Wirrwar ihrer dicht gedrängten Aufſtellung.

= 435 = enorme Verluſte; jetzt: ungeheure Verluſte.

Seite 435 früher: das coupierte Terrain; jetzt: das durchschnittene Gelände.

= 436 = die Restauration des Kaisers (Napoleon); jetzt: die Zurückberufung des Kaisers.

= 456 = Restauration; jetzt: Wiederherstellung ihrer Macht.

= 456 = Restauration der Monarchie; jetzt: Wiederaufrichtung der Monarchie.

= 437 = die Punktation; jetzt: die Abmachungen.

= 437 = Friedenspunktationen; jetzt: Friedensbedingungen.

= 438 = in exponierter Stellung, die durch das Terrain notwendig geworden war; jetzt: in ausgesetzter Stellung, die durch die Beschaffenheit der Gegend notwendig geworden war.

= 440 = das zehnte Corps parierte erfolgreich einen heftigen Stoß des Feindes; jetzt: das zehnte Corps wehrte erfolgreich einen heftigen Stoß des Feindes ab (darauf in demselben Satz „sich entwinden" statt „sich erwehren"), ebenso S. 450, 452.

= 440 = Kriegskorrespondenten; jetzt: Kriegsberichterstatter.

= 443 = Cernierung; jetzt: Einschließung.

= 450 = cerniert; jetzt: eingeschlossen.

= 443 = jede energische loyale Regierung; jetzt: jede energische gesetzliche Regierung.

= 506 = ein loyaler Legitimist; jetzt: ein biederer Legitimist.

= 505 = die loyale Staatsautorität Frankreichs; jetzt: die gesetzliche Staatsgewalt Frankreichs.

= 445 = ein energisches kombiniertes Vorgehen; jetzt: ein energisches gemeinsames Vorgehen.

= 449 = Sicherheit der Kombinationen; jetzt: Sicherheit der Berechnungen.

= 308 = Spekulationsfehler einer abenteuerlich kombinierenden Natur; jetzt: Spekulationsfehler einer abenteuerlichen Natur.

= 446 = Formationen; jetzt: Schöpfungen.

= 446 = opportun; jetzt: nützlich.

= 447 = Enceinte; jetzt: Umwallung; S. 448: Stadtwall, ebenso S. 490.

= 503 = der Einmarsch in die Enceinte; jetzt: der Einmarsch durch den Stadtwall.

= 449 = eine akute Steigerung des Widerstandes; jetzt: eine heftige Steigerung des Widerstandes.

Seite 449 früher: unſer Angriffsobjekt; jetzt: unſer Angriffsziel.
= 449 = offenſive Mittel; jetzt: Angriffsmittel.
= 452 = wir gehen zur Offenſive über; jetzt: wir gehen zum Angriff über.
= 449 = ein ſolches Fixieren der Widerſtandskraft; jetzt: ein ſolches Richten der Widerſtandskraft.
= 449 = aktive Kraft; jetzt: Angriffskraft.
= 449 = neuer Fanatismus; jetzt: neuer Kriegseifer.
= 450 = Klauſur; jetzt: Umſchließung.
= 450 = Belagerungsapparat; jetzt: Belagerungspark.
= 450 = Bravour; jetzt: Tapferkeit.
= 451 = durch Transport von Bataillonen; jetzt: vermittels Überführung von Bataillonen.
= 451 = ſeine dislocierten Bataillone zu einer reſpektabeln Macht zuſammenziehen; jetzt: ſeine getrennten Bataillone zu einer beträchtlichen Macht zuſammenziehen.
= 454 = Stärke und Dislocation des eigenen Heeres; jetzt: Stärke und Aufſtellung des eigenen Heeres.

Von jetzt an (Seite 451) ſind es Aufſätze aus der Zeitſchrift „Im neuen Reich" vom Januar 1871 bis September 1873, die im 15. Band der Geſammelten Werke abgedruckt ſind.

Seite 451 früher: die Campagnen; jetzt: die Feldzüge.
= 452 = die lockere Heeresmaſſe des Feindes iſt demoraliſiert: jetzt: die lockere Heeresmaſſe des Gegners iſt erſchüttert.
= 495 = Demoraliſation der franzöſiſchen Preſſe: jetzt: Verkommenheit der franzöſiſchen Preſſe.
= 453 = gerade die Elemente, von deren Desorganiſation wir die ſchnelle Übergabe von Paris erwarteten; jetzt: gerade die Volksteile, von deren Zerrüttung wir die ſchnelle Übergabe von Paris erwarteten.
= 454 = der Rekrutierungsbezirk; jetzt: der Aushebungsbezirk.
= 454 = Feſtungen, die dem geſchlagenen Feind zum Depot und zu neuer Organiſation dienen; jetzt: Feſtungen, die dem geſchlagenen Feind zur Ergänzung und Neubildung des Heeres dienen.

Seite 456 früher: verlogene Schwadroneure; jetzt: phrasenreiche Abenteurer.
= 456 = Konfusion; jetzt: Verwirrung.
= 457 = Kontrolle der Staatspolitik; jetzt: Überwachung der Staatspolitik.
= 489 = kontrollieren; jetzt: überwachen.
= 490 = den Passierschein kontrolieren; jetzt: den Passierschein prüfen.
= 461 = Autorität; jetzt: Staatsgewalt, ebenso S. 492, S. 491: Ansehen, ebenso S. 531.
= 505 = Staatsautorität; jetzt: Staatsgewalt.
= 463 = Exekutionsmaßregel; jetzt: Züchtigungsmaßregel.
= 463 = Nichtkombattanten; jetzt: Nichtkämpfer.
= 464 = direkter Angriff; jetzt: gleichzeitiger Angriff.
= 465 = enthusiasmierender Erfolg; jetzt: begeisternder Erfolg.
= 466 = die militärische Devotion; jetzt: die militärische Selbstentäußerung.
= 466 = radikale Maßregeln; jetzt: äußerste Maßregeln.
= 469 = circa; jetzt: ungefähr.
= 469 = circa; jetzt: etwa.
= 469 = Termin; jetzt: Zeitpunkt.
= 511 = Zahlungstermin; jetzt: Zahlungstage.
= 469 = Illusionen; jetzt: Täuschungen.
= 491 = die Illusionen sind plötzlich zerstört; jetzt: die Wahngebilde sind plötzlich zerstört.
= 469 = Depression; jetzt: Niedergeschlagenheit.
= 513 = diese heftige nervöse Depression; jetzt: diese heftige nervöse Beklommenheit.
= 539 = eine starke Depression; jetzt: ein starker Rückschlag.
= 471 = involvieren; jetzt: in sich begreifen.
= 471 = die faktische Regierung Frankreichs; jetzt: die thatsächliche Regierung Frankreichs.
= 471 = den Angehörigen fremder Diplomatien; jetzt: den Angehörigen fremder Gesandtschaften.
= 506 = Diplomaten; jetzt: Staatsmänner.
= 471 = Dokument; jetzt: Schriftstück.
= 474 = der Reichskanzler, dessen imperatorische Neigungen durch die Parteien im Reichstag besser gebändigt werden, als in seinem Gegensatz zum großen Generalstab; jetzt: der Reichskanzler, dessen Herrschergewalt sich vor den Parteien

im Reichstag beſſer bewähren kann, als in ſeinem Gegenſatz zum großen Generalſtab.

Seite 474 früher: Kontrakte; jetzt: Verträge.
= 475 = dieſes humane Gebot; jetzt: dieſes menſchenwürdige Gebot.
= 480 = die Fortſchritte der Humanität; jetzt: die Fortſchritte der Menſchlichkeit.
= 551 = dieſe Humanität in Behandlung der Umgebung; jetzt: dieſe menſchliche Geſinnung in Behandlung der Umgebung.
= 551 = die Humanität der älteren Preußen beruht darauf, daß ꝛc.; jetzt: die Ausbildung der älteren Preußen beruht darauf, daß ꝛc.
= 476 = eine moraliſche Verwilderung; jetzt: eine ſittliche Verwilderung.
= 481 = die Moral des Heeres; jetzt: die Sitte des Heeres.
= 481 = die beſte Moral und Einſicht repräſentieren; jetzt: die beſte Sitte und Einſicht in ſich tragen.
= 494 = Moral und Zucht; jetzt: Sitte und Zucht.
= 494 = von einem Standpunkt der Ehre und Moral; jetzt: von einem Standpunkt der Ehre und Sittlichkeit.
= 480 = explodierende Geſchoſſe; jetzt: Sprenggeſchoſſe.
= 480 = die ethiſche Empfindung der Lebenden; jetzt: die ſittliche Empfindung der Lebenden.
= 480 = Schonung des civilen Eigentums; jetzt: Schonung des bürgerlichen Eigentums.
= 482 = in unaufhörlichem Wechſel der ſtärkſten Impulſe; jetzt: in unaufhörlichem Wechſel der ſtärkſten Triebe.
= 512 = die ſtärkſten ſittlichen Impulſe; jetzt: die ſtärkſten ſittlichen Anreizungen.
= 482 = ſeine Ration; jetzt: ſeine Mahlzeit.
= 485 = was ſein Feldtiſch außer den feldmäßigen Rationen der Intendantur bedurfte; jetzt: was ſein Feldtiſch außer den feldmäßigen Beſtimmungen der Intendantur bedurfte.
= 483 = Requiſition; jetzt: Lieferung.
= 484 = Requiſitionsſchein; jetzt: Lieferungsſchein.
= 421 = Requiſitionen der Kavallerie; jetzt: Eintreibungen der Kavallerie (ſonſt iſt Requiſitionen meiſtens geblieben).

Seite 485 früher: requirieren; jetzt: einfordern.
= 508 = das Land des Feindes bietet nicht mehr gehäuftes Maß aus den Requisitionen, es wird nur gestrichenes aus den Magazinen geliefert; jetzt: das Land des Feindes bietet nicht mehr gehäuftes Maß aus den erzwungenen Lieferungen, es wird nur gestrichenes aus den deutschen Vorräten verabreicht.
= 483 = patriotische Phrase; jetzt: patriotische Redensart.
= 491 = schwache Phrase; jetzt: schwache Redensart.
= 483 = Beispiele von stiller Entsagung und wahrhaft heldenmütiger Resignation; jetzt: Beispiele von stiller Entsagung und wahrhaft heldenmütiger Enthaltsamkeit.
= 410 = als er sich endlich resignierte, diesen Gegner zu gewinnen; jetzt: als er endlich aufgab, diesen Gegner zu gewinnen.
= 525 = die resignierte Ansicht; jetzt: die bescheidene Ansicht.
= 484 = nach den Forderungen des Reglements; jetzt: nach den Forderungen der Kriegsvorschriften.
= 520 = gegen das Reglement; jetzt: gegen die Exerziervorschrift.
= 484 = der Chargierte; jetzt: der Beauftragte.
= 484 = Kolonnenreihen; jetzt: Fuhrwerksreihen.
= 484 = Polizeiinstitut; jetzt: Polizeieinrichtung.
= 485 = in zahllosen Villen, Cottagen, Schlössern; jetzt: in zahllosen Villen, Landhäusern, Schlössern.
= 489 = Öffnung einiger Kommunikationen; jetzt: Öffnung einiger Verbindungsstraßen.
= 490 = unser Heer kam in Gefahr, durch die Konkurrenz der Stadt selbst in seiner Ernährung gefährdet zu werden; jetzt: unser Heer kam in Gefahr, infolge der Nahrungsnot der Stadt selbst in seiner Ernährung gefährdet zu werden.
= 490 = Konvention; jetzt: Vertrag.
= 490 = Konvention; jetzt: Vertragsbestimmungen.
= 490 = zur Alimentation der Stadt; jetzt: zur Versorgung von Paris.
= 490 = in Paris interniert; jetzt: in Paris eingeschlossen.
= 491 = die Eisenbahnen fahren ihr Material heran; jetzt: die Eisenbahnen fahren ihren Wagenpark heran.

Seite 491 früher: Symptom; jetzt: Anzeichen, S. 506: Kennzeichen.
= 492 = nach Abschluß der Präliminarien; jetzt: nach Abschluß der vorläufigen Friedensbestimmungen.
= 494 = Artikel; jetzt: Aufsatz (zweimal).
= 497 = deutsche Belletristen; jetzt: deutsche Schriftsteller.
= 498 = Militäretats; jetzt: Militärausgaben.
= 500 = Kultur; jetzt: Bildung.
= 546 = vergangene Zeiten und Kulturen; jetzt: vergangene Zeiten und Bildungsstufen.
= 501 = die Bedeutung der Situation und ihre eigene schwierige Stellung; jetzt: die Bedeutung des Augenblicks und ihre eigene schwierige Stellung.
= 504 = der belagerte Kommandant; jetzt: der belagerte Befehlshaber.
= 504 = charakteristisch; jetzt: bezeichnend.
= 526 = charakterisieren; jetzt: kennzeichnen.
= 504 = fatale Vergeltung; jetzt: bloß „Vergeltung".
= 519 = die schweren Geschütze wirken mit fataler Präzision; jetzt: die schweren Geschütze wirken mit beängstigender Genauigkeit.
= 505 = relativ; jetzt: verhältnismäßig.
= 505 = man darf überzeugt sein, daß diese notwendige Reaktion energisch wirken wird; jetzt: man darf überzeugt sein, daß diese notwendige Gegenströmung kräftig wirken wird.
= 506 = Generalissimus; jetzt: Oberbefehlshaber.
= 506 = Toilette; jetzt: Kleidung.
= 506 = Medikamente; jetzt: Arzneimittel.
= 506 = staatsmännische Talente; jetzt: staatsmännische Begabung.
= 506 = Advokat; jetzt: Rechtsanwalt.
= 506 = Prozeß; jetzt: Rechtshandel.
= 508 = kleinere Portionen; jetzt: kleinere Mahlzeiten.
= 508 = in feindseligen Garnisonen; jetzt: in feindseligen Besatzungsorten.
= 510 = mit diesen letzten unheimlichen Orgien des keltischen Wesens; jetzt: mit diesen letzten unheimlichen Ausschreitungen des keltischen Wesens.
= 510 = ihre unzerstörbare Elastizität und Lebenskraft; jetzt: ihre unzerstörbare Schwung- und Lebenskraft.

Seite 513 früher: Projekte; jetzt: Pläne.
= 413 = physische und moralische Leistungen; jetzt: körperliche und moralische Leistungen.
= 519 = die Position; jetzt: die Stellung des Gegners.
= 520 = = = = = = = =
= 520 = intensiv; jetzt: gewaltig.
= 520 = eine unerfreuliche Coda; jetzt: ein unerfreulicher Schweif.
= 520 = attakieren; jetzt: angreifen.
= 522 = symbolische Bedeutung; jetzt: sinnbildliche Bedeutung.
= 523 = die Reliquien eines Heiligen; jetzt: die Hinterlassenschaft eines Heiligen (zur Abwechslung mit dem sonst gebliebenen „Reliquien").
= 523 = Reliquienattrape; jetzt: Reliquienhülle.
= 524 = Offizierspaletot; jetzt: Offiziersüberzieher.
= 525 = sich darin drapieren; jetzt: sich damit aufputzen.
= 525 = die große fürstliche Galatafel; jetzt: die große fürstliche Festtafel.
= 525 = welche als müßige Touristen die Reise in Feindesland mitgetrödelt haben; jetzt: welche als müßige Zuschauer die Reise in Feindesland mitgetrödelt haben.
= 526 = dramatische Schauaktion; jetzt: dramatische Schaustellung.
= 526 = Aktion; jetzt: Handlung.
= 529 = Rechtsakte; jetzt: Rechtshandlungen.
= 527 = im Kaiserornat; jetzt: im Kaiserschmuck.
= 527 = ihre Embleme; jetzt: die Reichskleinodien.
= 527 = das Pomum; jetzt: der Reichsapfel.
= 528 = das gute Omen; jetzt: das gute Vorzeichen.
= 530 = Attribute seines Amts; jetzt: Abzeichen seines Amts.
= 530 = Separatismus; jetzt: Absonderungsbestrebungen.
= 532 = Kollisionen; jetzt: Reibungen.
= 539 = Napoleon war erzogen mit den Ansprüchen eines Prätendenten in scharfer Opposition und Mißachtung der bestehenden Staatsordnung; jetzt: Napoleon war erzogen mit den Ansprüchen eines kaiserlichen Prinzen in scharfem Gegensatz und in Mißachtung der bestehenden Staatsordnung.

Seite 540 früher: die kindiſchen Attentate von Straßburg und Boulogne; jetzt: die kindiſchen Schilderhebungen von Straßburg und Boulogne.

" 540 " mit der früheren Verſchwörerpraxis; jetzt: mit der früheren Verſchwörergewohnheit.

" 540 " Periode; jetzt: Zeitraum, ebenſo S. 546.

" 541 " ſanktionieren; jetzt: billigen.

" 542 " ſympathiſche Fürſorge; jetzt: huldvolle Fürſorge.

" 542 " Entwicklung der produktiven Kräfte; jetzt: Entwicklung der aufſtrebenden Kräfte.

" 543 " unter der Herrſchaft zweier agitierender Mächte; jetzt: unter der Herrſchaft zweier wühlenden Mächte.

" 544 " Station für Station; jetzt: Schritt für Schritt.

" 544 " ſeine alten diſſoluten Gewohnheiten; jetzt: ſeine alten leichtfertigen Gewohnheiten.

" 544 " die Prätenſionen ſeiner Stellung; jetzt: die Anſprüche ſeiner Stellung.

" 545 " machte ihn zum Opfer dieſer unſeligen Junta; jetzt: machte ihn zum Opfer dieſer unſeligen Geheimregierung.

" 545 " Realiſierung; jetzt: Verwirklichung.

" 551 " die Sphäre des Privatrechts; jetzt: der Wirkungskreis des Privatrechts.

Die Ausbeute iſt wiederum eine reiche, reicher als wir anfangs ſelbſt erwarteten, obgleich wir nur etwas mehr als die Hälfte des 15. Bandes der Geſammelten Werke durchgeſehen haben. Nicht geringer wird ſie beim Durchforſchen der übrigen Bände, bei dem 16. Band (Aufſätze zur Politik, Litteratur und Kunſt) wahrſcheinlich noch bedeutender ausfallen, wie ſich jeder, der Neigung dazu beſitzt, ſelbſt überzeugen mag. Daß aber Guſtav Freytag ſeinen vielen Verdienſten um das deutſche Volk ein neues, nicht unweſentliches, hinzugefügt hat, wird niemand beſtreiten.

Goethes Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen und ihre Quelle.

Von **Stephan Waetzoldt** in Berlin.

I.

Im Jahre 1813 bemerkt Goethe in den Tag- und Jahresheften (Hempel XXVII, S. 208): Poetiſcher Gewinn war dieſes Jahr nicht reichlich; drei Romanzen: Der Totentanz, Der getreue Eckart und Die wandelnde Glocke verdienten einige Erwähnung. Der Löwenſtuhl, eine Oper, gegründet auf die alte Überlieferung, die ich nachher in der Ballade Die Kinder, ſie hören es gerne ausgeführt, geriet ins Stocken und verharrte darin. — Zu der genannten Oper hatte Iffland den Dichter angeregt. Goethe ſchreibt ihm aus Karlsbad am 14. Mai 1812[1]): Für den Herbſt habe ich die Hoffnung, mich, mit uns allen, Ihrer Gegenwart zu erfreuen; möchte ſie glücklich erfüllt werden. Die vorjährige Anregung wegen einer Oper hat bei mir nachgewirkt, ich hoffe bei Ihrer Ankunft, wo nicht früher, den Plan zu einer ſolchen, und auch wohl einen Teil der Ausarbeitung vorzulegen, wovon ich mir viel verſpreche.

Die nächſte Erwähnung des Löwenſtuhls findet ſich in einem Briefe Goethes an den Generalintendanten der Königlichen Schauſpiele in Berlin, Grafen von Brühl, aus Weimar vom 1. Mai 1815[2]): Auf einer Sommerreiſe hoffe ich ſoviel Freyheit des Geiſtes zu gewinnen, um die vorſehende Oper zu fördern. Ich habe ein Sujet, dem ich einiges Glück verſpreche, man muß nur ſehen, ob es unter der Arbeit die Probe hält. — Herr v. Loeper fand in Eckermanns Papieren, daß die Vorarbeiten zum Löwenſtuhl Goethen im Oktober und November 1813 beſchäftigt haben, und daß die Ausführung der Ballade mit dem Kehrreim „Die Kinder, ſie hören es gerne" in das Jahr 1816 fällt. Die beiden letzten Strophen ſind zwiſchen dem 26. Dezember 1816 und dem 1. Januar 1817 entſtanden. Am letztgenannten Tage ſchreibt Goethe an Zelter: Zugleich muß ich Dir die wichtige Neuigkeit

1) Vgl. Teichmanns „Litterariſcher Nachlaß", herausgegeben von Dingelſtedt, Stuttgart 1863, S. 240.

2) a. a. O. S. 242. — Danach iſt die Angabe v. Biedermanns in den Anmerkungen zu den Tag- und Jahresheften (Hempel XXVII, S. 476) zu beſſern. Iffland war am 22. Sept. 1814 geſtorben.

melden, daß die beiden letzten Strophen jener widerspänstigen Ballade „Die Kinder, sie hören es gerne“ glücklich angelangt sind.

Das Gedicht erschien zuerst im Jahre 1820 im zweiten Bande der Goetheschen Zeitschrift „Kunst und Altertum“, Heft 3, S. 7—12. Die Überschrift war kurzweg Ballade; sie blieb auch, als im Jahre 1827 dieses Gedicht unter der Abteilung Lyrisches als die einzige Ballade erschien. Goethe stellte seine Ballade unter Lyrisches, weil, wie er sagt, „der Refrain, das Wiederkehren eben desselben Schlußklanges, dieser Dichtart den entschieden lyrischen Charakter giebt.“

Spätere Herausgeber erst brachten sie ungeschickter Weise unter die Abteilung Balladen der Ausgabe letzter Hand und erfanden ihr einen schönen kurzen Titel von eigener Fabrik: Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen (s. Scherer, Über die Anordnung Goethescher Schriften, Goethe-Jahrbuch V, S. 285).

Die Strophe:

Töne, Lied, aus weiter Ferne,
Säusle heimlich nächster Nähe
So der Freude, so dem Wehe!
Blinken doch auch so die Sterne.
Alles Gute wirkt geschwinder;
Alte Kinder, junge Kinder
Hören's immer gerne —

die deutlich an unsre Ballade anklingt, und die Goethe dem ersten Druck als Motto vorgesetzt hatte, steht so nun beziehungslos in den landläufigen Ausgaben vor der Abteilung Lyrisches, in der die Ballade fehlt.

Schon im nächsten Heft von Kunst und Altertum (III, 1. v. J. 1821) sah sich Goethe veranlaßt, eine Betrachtung und Auslegung dieser Ballade, die „etwas Mysteriöses hat, ohne mystisch zu sein“, zu geben (Hempel I, 285 flg.) Am Schlusse dieser Auslegung weist der Dichter selbst auf seine Quelle hin; er sagt: „Ich wünsche den Lesern und Sängern das Gedicht durch diese Erklärung genießbarer gemacht zu haben, und bemerke noch, daß eine vor vielen Jahren mich anmutende altenglische Ballade, die ein Kundiger jener Litteratur vielleicht bald nachweist, diese Darstellung veranlaßt habe. Der Gegenstand war mir sehr lieb geworden auf den Grad, daß ich ihn auch zur Oper ausarbeitete, welche, wenn schon der entworfene Plan teilweise ausgeführt[1]) war, doch, wie so manches andre, hinter mir liegen blieb.“ — Noch einmal, im Jahre 1822 in dem Aufsatze „Bedeutende Fördernis durch

1) Die Verwertung der im Goethe-Archiv erhaltenen Materialien zum „Löwenstuhl“ bleibt der Weimarischen Ausgabe vorbehalten.

ein einziges geiſtreiches Wort", erwähnt Goethe ſelbſt der Ballade (Hempel XXVII, S. 352): „Mir drückten ſich gewiſſe große Motive, Legenden, uraltgeſchichtlich Überliefertes ſo tief in den Sinn, daß ich ſie 40 bis 50 Jahre lebendig und wirkſam im Innern erhielt; mir ſchien der ſchönſte Beſitz, ſolche werte Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu ſehen, da ſie ſich dann zwar immer umgeſtalteten, doch, ohne ſich zu verändern, einer reineren Form, einer entſchiedneren Darſtellung entgegenreiften. Ich will hiervon nur die Braut von Korinth, den Gott und die Bajadere, den Grafen und die Zwerge, den Sänger und die Kinder, und zuletzt noch den baldigſt mitzuteilenden Paria nennen." Ähnlich äußert ſich Goethe ſechs Jahre ſpäter zu Eckermann. Dieſer erwähnt in den Geſprächen vom Jahre 1828 (16. Dezember), er habe Goethen gegenüber die Ballade gelobt, weil ein ſehr reicher Gegenſtand in große Enge zuſammengebracht ſei, und das Vergangene den Kindern von dem Alten bis zu dem Punkte erzählt wird, wo die Gegenwart eintritt und das übrige ſich vor unſern Augen entwickelt. Goethe hält auf das Gedicht auch etwas, „wiewohl das deutſche Publikum bis jetzt nicht viel daraus hat machen können." Eckermann läßt ihn ſagen: „Ich habe die Ballade lange mit mir herumgetragen, ehe ich ſie niederſchrieb; es ſtecken Jahre von Nachdenken darin, und ich habe ſie drei bis viermal verſucht, ehe ſie mir ſo gelingen wollte, wie ſie jetzt iſt."

Die altengliſche Ballade, auf die Goethe als auf ſeine Quelle hinweiſt, hat Götzinger ermittelt. Es iſt die im zweiten Bande von Percys Reliques of Ancient English Poetry befindliche Ballade The Beggars Daughter of Bednall-Green. Auf Percys Sammlung, die i. J. 1765 erſchien, iſt der junge Goethe durch Herder geführt worden. Wenn der Dichter von 40—50 Jahren ſpricht, die jene alten Stoffe in ihm ruhten, und man zurückrechnen will, ſo würde man etwa in die erſten ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gelangen. — Schon Strehlke hat in der Hempelſchen Ausgabe I, 282 Anm. darauf hingewieſen, daß manche Züge bei Goethe nicht mit dem engliſchen Original übereinſtimmen, und zu einer Unterſuchung angeregt, ob der Dichter nicht auch die achte Erzählung des zweiten Tages in Boccaccios Decamerone gekannt und gleichfalls benutzt habe. Dieſe Novelle handelt von dem vertriebenen Conte d'Anguersa, dem Grafen von Angers, und ſeinen Kindern.

Direkte Zeugniſſe, daß Goethe gerade dieſe Novelle gekannt habe, ſind nicht vorhanden, der indirekten aber ſind genug. Es iſt wohl möglich, daß Goethe den Grafen von Angers früher gekannt hat als das Lied von der Bettlertochter von Bednall-Green.

Goethes Verhältnis zu Boccaccio berührt Geiger in seinem Vortrage über Goethe und die Renaissance, S. 26. In den Werken Goethes wird Boccaccio nirgend erwähnt, aber in den Briefen kommt er gelegentlich vor. Der Leipziger Student warnt in einem Briefe vom Dezember 1765 die Schwester vor dem Decamerone ausdrücklich. Aus Boccaccio entlehnte Goethe, wann, wissen wir nicht, den Spruch:

Neumond und geküßter Mund
Sind gleich wieder hell und frisch und gesund

(Hempel II, 323). Dieser Spruch ist das Schlußwort der 7. Novelle des zweiten Tages. Die folgende (II, 8) enthält die Erzählung von dem Grafen von Angers. Goethe hat demnach wohl auch diese gekannt. Nach Scherers Vermutung (Satyros und Pater Brey, Goethe-Jahrbuch I, 101) ist die Katastrophe im Pater Brey der neunten Novelle des achten Tages nachgebildet. Dem geplanten Drama Der Falke wollte Goethe, wie aus einem Briefe an Frau von Stein (bei Fielitz I, 48, 414) hervorgeht, die schöne Novelle vom Falken (V, 7) zu Grunde legen. Daß die im Goethe-Schillerschen Briefwechsel (28. Okt. 1794) erwähnte Geschichte des ehrlichen Prokurators, die zuerst im vierten Stück der Horen erschien, von Goethe nicht aus dem Boccaz, sondern aus Antoino de la Sale's Cent Nouvelles nouvelles übersetzt ist, hat M. Landau in der Allg. Ztg. v. 24. November 1882 gezeigt.

II.

Goethe hatte den Plan, den altvertrauten Stoff zu einer Oper zu gestalten, nicht ausgeführt. Das Opernhafte verlangt, wie er am Schluß seiner Prosa-Umschreibung selbst sagt, ein Hervorheben der lyrischen und dramatischen Punkte, und ein Zurückdrängen der epischen. In der dritten Epoche seiner Balladendichtung, in die unser Lied fällt, liebt es Goethe auch sonst, das vorübergleitende Nacheinander der Erzählung in ein festes scenisches Bild zu schließen. So steht im Hochzeitsliede der Fahrende vor uns, der an des Grafen Hochzeitstafel den Gästen das Zwergenmärlein singt, das der träumende Schloßherr in der ersten Nacht nach seiner Heimkehr aus dem Morgenlande selbst erlebte. Der packendste Moment in der Geschichte des vertriebenen und zurückkehrenden Grafen liegt in der Erkennungsscene, in der Anagnorisis. Sie schwebt als Hauptscene der Oper vor des Dichters Auge. Örtliche Einheit sollte der Handlung, wie der Name der Oper andeutet, die Burg selbst, der Löwenstuhl, geben. Goethe wendete in seinem Alter sich dem Drama der drei Einheiten wieder zu. Und als der widerspänstige Stoff, der so ganz volksmäßig episch ist, zur Ballade sich zusammendrängte, blieb die Heimkehr des Alten und die Wiedererkennung

der Rahmen, in den wohl oder übel auch die epiſche Entwicklung hineingepaßt wurde. Das „Succeſſive“ mußte, um Goetheſche Worte zu brauchen, in ein „Contemporanes“ eingefügt werden. Man begreift, daß dieſe Forderung, die aus der Entſtehungsgeſchichte unſres Gedichtes ſich ergab, der künſtleriſchen Bewältigung beſondere Schwierigkeiten bot. Sie war ſchuld, „daß ſelbſt geiſtreich-gewandte Perſonen nicht gleich zum erſten Mal ganz zur Anſchauung der dargeſtellten Handlung gelangten, und daß Goethe, um der Handlung „mehr Klarheit zu geben, ihr durch proſaiſche Darſtellung zu Hilfe kommen“ mußte.

Es wird für den Zweck unſrer Unterſuchung gut ſein, die Handlung ihrem zeitlichen Verlaufe nach kurz darzuſtellen:

Ein Eroberer vertreibt den rechtmäßigen König des Landes und teilt das Gut der Treugebliebenen den Seinen aus. Auf einſamer Waldburg hält ein Graf ſich gegen die Übermacht ſolange als möglich. Er iſt Witwer, die Gattin hinterließ ihm ein Kind, ein zartes Mädchen. Heimlich vergräbt der Graf ſeine Schätze, nimmt ſeine Lehnsbriefe mit ſich und flieht bei Nacht mit dem in einen Mantel gewickelten Kinde durch ein verborgenes Pförtchen. Burg und Land fallen in die Hände des Feindes. Als Spielmann wandert der Graf unerkannt viele Jahre, das Kind erwächſt zur Jungfrau. Als ſie einſt nach des Vaters Liede die Gaben der Zuhörenden erbittet, ſieht und liebt ſie ein fürſtlicher Ritter. Auf grünendem Platz werden ſie verlobt, der Prieſter ſegnet den Bund in der Kirche. Nach wie vor hält die junge Fürſtin ſich für die Tochter eines Bettlers. Das Paar bewohnt die fürſtliche Burg, der Vater wandert in der Ferne. Noch darf er ſich nicht entdecken, noch herrſcht der unrechtmäßige König. Jahre vergehen, die Tochter bringt ihrem Gemahl zwei Söhne. Den vornehmen Ritter gereute die Heirat mit der Bettlerstochter bald: er wirft ihr und ihren Kindern die niedrige Abkunft vor; die Bettlerin zeugte Bettlergeſchlecht. Kein Spielmann darf ſeine Burg betreten. Gegen des Vaters Befehl laden die Knaben eines Tages einen greiſen Sänger in den Saal; die Eltern ſind gerade abweſend. Der Greis ſingt den Kindern ein Lied, das Lied ſeines Lebens und ihrer Mutter. Er ſegnet die Enkel; da kehrt der Vater zurück und befiehlt den Sänger ins Verließ zu werfen. Vergebens bitten Mutter und Kinder; ſtumm ſteht der Greis. Da, als der Zornige Weib und Kind beſchimpft und verſtößt, enthüllt der Alte ſich als Ahn und Vater und als rechtmäßigen Beſitzer der Burg. „Die Fürſtin, ſie zeugte Dir fürſtliches Blut.“ Der frühere König kehrt zurück, er ſetzt die Treuen in den alten Beſitz wieder ein. Aber milde verzeiht der Herrſcher und der Greis. Es einen ſich ſelige Sterne. — Wir wenden uns zu der von Goethe ſelbſt angedeuteten Quelle.

Bischof Percy giebt an, daß er das Folio-Manuskript, aus dem er den größten Teil der Reliques entnommen, eines Tages bei seinem Freunde Humphrey Pitt zu Shiffnal in Shropshire gefunden habe. Die Mägde wollten im Parlour damit Feuer anmachen. Percy, der zu Ehren der alten Minstrels möglichst vollkommene Stücke geben wollte, verfuhr mit seinen Vorlagen sehr willkürlich; er weist aber in den Vorbemerkungen auf die Quellen, aus denen er neben dem Folio schöpfte, und auf die Besserungen, Erweiterungen und Verkürzungen, denen er die Originale unterzogen, nur undeutlich hin. Percy that nichts anderes als was Macpherson, Ramsay, Scott, de Villemarqué, Arnim und Brentano mit ihren Vorlagen thaten, philologische Genauigkeit lag ihm fern. Eine Zeitlang war man in England nicht abgeneigt, das Vorhandensein des Folio-Manuskriptes überhaupt in Frage zu stellen und zu behaupten, Percy sei selbst der Dichter. Die Tochter und Erbin Percys Mrs. Samuel Isted zu Ecton Hall in Northamptonshire hielt die Handschrift versteckt. Jetzt ist das Folio-Manuskript im Besitze des British Museum. Es wurde 1867—68 mit allen nötigen wissenschaftlichen Beigaben ausgestattet in dankenswertester Weise herausgegeben.[1]) Hier findet sich (Bd. II, S. 279 flg.) ein Abdruck der Bessie of Bednall. Diese Ballade, die nach Furnivalls Ansicht nicht später als zur Zeit der Königin Elisabeth geschrieben ist, war sehr beliebt und weit verbreitet. Noch 1663 zeigte man in Bethnal-Green das von „dem vielbesungenen und vielbesprochenen Bettler" gebaute Haus. Das Lied ist zuerst gedruckt in der Collection of old Ballads v. Jahre 1726, 2. Bd. S. 202. Die Melodie dazu findet sich in Chappels Popular Music of the olden Time. Auch bei Shakespeare werden wir an das Motiv erinnert[2]): In Liebesleid und Lust frägt Don Adriano de Armado den Motte (I, 2): Giebts nicht eine Ballade, Kind, vom König und der Bettlerin? Und in dem verrückten Briefe Adrianos (III, 1) wirft der allergroßmächtigste König Cophetua ein Auge auf die Bettlerin Zenelophon.

Goethe las das Lied von der Bettlerstochter von Bednall-Green in der ersten Ausgabe der Reliques von 1765 oder in der zweiten von 1767. Nur die letztere war mir zur Hand. In der Vorbemerkung erklärt Percy, die letzten Strophen der Ballade, in denen der alte Bettler sich entdeckt, seien nach keiner Vorlage gegeben und von denen der Volksballade sehr verschieden, sie seien ihm handschrift-

1) Bishop Percys Folio-Manuscript. Ballads and Romances. Edited by John W. Hales and Frederick J. Furnivall. — London, Trübner 1867—68. 3 vols.

2) s. G. v. Loeper, Goethes Werke I, S. 355, 2. Ausg. (Berlin 1882).

lich mitgeteilt worden von jemandem, der durch die Widersprüche und Ungereimtheiten des Liedes sich verletzt gefühlt habe. Durch eine Änderung weniger Zeilen sei die Erzählung mit der Geschichte und der Wahrscheinlichkeit in Einklang gebracht.

In dem zweiten Gesange finden sich nun aber acht Strophen, V. 76—108, eingeklammert, und so als fremdes Gut bezeichnet. Sie sind, nach Furnivall, von Robert Dodsley, dem Verfasser der Economy of Human Life verfertigt und Percy mitgeteilt. Das war also die alteration of a few lines. Man muß zugeben, daß die Fälschung Dodsleys in Sprache und Ton sehr geschickt gemacht ist. Während jedoch die Volksballade das Unglück des Grafen in die Zeit der ersten Kämpfe gegen Frankreich, d. h. in die Mitte des 14. Jahrhunderts setzt, gelingt es Dodsley-Percy, das Geschehnis bis zur Schlacht von Evesham (4. August 1265) zurückzudatieren. In dieser Schlacht, sagt Percy, wurde Simon de Montfort, der große Graf von Leicester, an der Spitze der Barone erschlagen, sein Sohn Henry fiel an seiner Seite und der König verlieh ihre Güter seinem zweiten Sohne, Edmund Earl von Lancaster. Dieses Motiv des Übergangs der Güter eines besiegten Grafen in die Hand eines fürstlichen Herrn hat Goethe möglicherweise schon aus dieser Vorbemerkung Percys. Die Volksballade von der Bettlerstochter von Bednall-Green besteht aus zwei Teilen und umfaßt im Folio-Manuskript 65, bei Percy 66 vierzeilige Strophen. Fast könnte es scheinen, als ob nach mehr als 40 Jahren in dem daktylischen Gange der viermal gehobenen Verse Goethes der Rhythmus der englischen Volksballade wiederklänge:

Itt was a blind beggar, had long lost his sight,
He had a faire daughter of bewty most bright;
And many a gallant brave suitor had shee,
For none was soe comelye as pretty Bessee.

In 42 Strophen kehrt der Bessee-Reim wieder. Daß dieser aufdringliche Reim des alten Liedes den Goetheschen Kehrreim „Die Kinder, sie hören es gerne" gelockt, möchte ich doch als zweifelhaft hinstellen. Der Inhalt der englischen Ballade ist kurz folgender:

I. Teil. Schön Bessy, die vielumworbene Tochter eines blinden Bettlers, geht in die weite Welt, denn die wohlhabenden Eltern ihrer Bewerber verachten sie. In graues Bauerntuch gekleidet verläßt sie bei Nacht Vater und Mutter. Sie kommt nach Rumford und wird im Wirtshaus at the Queenes armes wohl aufgenommen. Dort halten vier Bewerber um sie an: ein vornehmer junger Ritter, ein Edelmann von guter Herkunft, ein reicher Kaufmann aus London, und der Sohn ihrer Herrschaft. Als sie aber von Bessy erfahren, daß ihr Vater der alte blinde

Bettler von Bednall-Green ist, der mit einem Hunde und einer Klingel umherzieht, verzichten alle bis auf den edlen Ritter, der die Liebe nicht nach der Börse wägt. Seiner Wahl widersetzen sich die stolzen Verwandten. Der Ritter aber entführt bei Tagesanbruch Schön Bessy. Nahe bei Bednall-Green ereilen sie die Verfolger, und es kommt zum Kampfe. Am Thore des alten Bettlers erreichen die Sippen das Paar. Sie schmähen das Mädchen. Da tritt der blinde Bettler hervor: Ist meine Tochter auch nicht in Sammet und Perlen gekleidet, ruft er, so will ich doch soviel Goldstücke als ihr selbst besitzt, für sie hinwerfen (yet will I dropp angells with you for my girle). Und wenn Gold ihre niedrige Geburt aufwiegt, dann soll die Bettlerstochter eine Lady werden. Während nun die Edelleute immer nur ein Goldstück hinwerfen, wirft der Bettler oft zwei auf einmal. 3000 Pfund giebt er her, der Boden ist mit Gold bedeckt, und als die Edelleute nichts mehr haben, legt er noch 100 Pfund für ein Hochzeitskleid zu. Nun wurde Bessy dem Ritter verlobt und die Hochzeit köstlich ausgerichtet.

II. Teil. Von weither kamen Ritter und Edelleute zu dem Feste. Nach dem Kirchgang und dem Mahle wundern sich die Lords, daß der blinde Bettler nicht anwesend ist. Edle Herren, sagt Bessy, mein Vater ist niedrig geboren, er wollte wohl durch seine Anwesenheit die Herrschaften nicht beleidigen. Deine Schönheit, wird ihr erwidert, tilgt deines Vaters niedere Geburt. Kaum ist das Wort gesprochen, da tritt in köstlichem Gewande der Bettler herein, die Laute im Arm, und bittet um Erlaubnis, das Lied von Schön Bessy zu singen. „Eines armen Bettlers Tochter, so beginnt sein Gesang, wohnte auf grünem Anger" (A poore beggars daughter did dwell on a greene). Ihr Vater hatte nicht Güter noch Land, er bettelte um Pfennige, doch gab er ihr als Mitgift 3000 Pfund und hat noch mehr. Und schmäht Einer ihre Herkunft, so ist ihr Vater bereit, zu beweisen, daß sie von edlem Stamme ist; drum spotte keiner mehr über Schön Bessy. Laut lachen die Lords, und errötend springt, Thränen im Auge, die Braut auf: Verzeiht meinem Vater, gestrenge Herren, seine Liebe zu mir macht ihn blind! Die Herren fordern nun den Bettler, dessen Stand mit seinem Vermögen so wenig übereinstimmt, auf, um der Liebe willen, die er zu seiner Tochter trägt, ihnen zu künden, woher er stammt. So will, hebt der Bettler an, ich mit eurer Erlaubnis noch ein Lied singen, und dann keins mehr, und wenn ihr das nicht lobt, will ich keinen Groschen für meine Kunst. Er beginnt das Lied von Sir Simon de Montfort, dessen Stamm nun dahin und vergessen ist: Als die Barone sich dem Könige Heinrich widersetzten, war Sir Simon de Montfort ihr Führer. In der Schlacht auf der Heide von Evesham wurden die Barone besiegt. Montfort ward erschlagen,

und an seiner Seite fiel sein ältester Sohn Henry; den hatte eines Feindes Streich beider Augen beraubt. Wie leblos lag er unter den Toten bis zum Abend des folgenden Tages. Da fand ihn eine junge Lady, die ihren gefallenen Vater suchte. „Und das war deine Mutter, meine schöne Bessy". Des Schwerverwundeten nahm sie sich mildreich an, brachte ihn in Sicherheit und heilte seine Wunde. Überall wurde Henry de Montfort für tot gehalten. Dann wurde sie des Erblindeten Weib und schenkte ihm Schön Bessy. — Hier geht der Sänger in die erste Person über: Um den Feinden uns nicht zu verraten, kleideten wir uns in Bettlergewand, sie verkaufte ihr Geschmeide und wir kamen hierher, unser Trost und unsre Sorge war Schön Bessy. Volle vierzig Winter habe ich als der arme blinde Bettler in Bednall-Green gelebt. Hier endet das Lied von dem, der einst zu euch gehörte, edle Herren. Nur um meiner Tochter willen habe ich mein Geheimnis euch enthüllt. Da riefen alle der Braut zu: Wahrlich, du und dein Vater, ihr seid von edlem Stamme, und du bist wert, eine Lady zu sein. Und in Glück und Freuden lebten der junge Ritter und Schön Bessy noch lange.

Außer dem oben berührten Unterschied in der Datierung, sind die Abweichungen der echten Volksballade von den Strophen Dodsleys nicht von Belang. Der junge Montfort wird dort in der Schlacht von Blois verwundet, und das Mädchen, das ihn rettet, suchte auf dem Schlachtfelde ihren Geliebten. Während aber nach der Percyschen Ballade (s. o.) es scheint, als sei Bessy bald nach des Vaters Heilung geboren und ehe er als Bettler nach Bednall-Green zog, wozu wieder die 40 vollen Winter, die er in Bednall-Green verlebt, schlecht stimmen, ist das Verhältnis in der echten Ballade klar. Hier ziehen Montfort und sein Weib bettelnd durch Frankreich und kommen zuletzt nach England und nach Bednall-Green. Da erst schenkt ihnen Gott als Trost diese Tochter. Hingegen wird in der Fassung des Folio-Manuskripts nicht klar, weshalb denn der Graf Montfort fortan als Bettler umherzieht und auch in der Heimat als solcher lebt.

Es ist kein Zweifel, in einer Anzahl von Hauptmomenten stimmt Goethes Ballade mit der Bettlerstochter von Bednall-Green ganz überein: Ein vornehmer Graf, der im Kriege alles verloren hat, entzieht sich den Nachstellungen der Feinde als Gabe heischender Sänger. Seine Tochter heiratet, ohne ihre Abkunft zu kennen, einen ritterlichen Herrn. Hier klingt sogar das did dwell on a greene, womit der Bettler sein Lied anhebt, in den Worten „auf grünendem Platz" wieder. Gegenüber dem Spotte über ihre Niedrigkeit enthüllt der Vater seine und ihre Herkunft. Der Vater singt von seinem Leben wie von dem Leben eines andern, und geht dann plötzlich in die erste Person

über („So hab ich mir Jahre die Tochter gedacht"). Der Bettler erweist sich zuletzt als reich und vornehm. — Aber vieles ist in der englischen Ballade anders: der Bettler ist blind, die Tochter wird erst nach dem Verlust der Güter und Ehren geboren. Sie verläßt das Elternhaus. Nicht der Verlobte oder der Gemahl, nur seine Verwandtschaft schmäht die Tochter. Schon während der Hochzeit wird das Rätsel der Herkunft enthüllt.

III.

Wir wenden uns zu Boccaccio. Auch hier wird es notwendig sein, den Inhalt der Novelle vom Grafen von Angers, namentlich in ihrem zweiten Teil, kurz wiederzugeben.

Der König von Frankreich, gemeint ist Philipp der Schöne, und sein Sohn ziehen ins Feld; zum Reichsverweser wird der Graf Gautier von Angers bestellt. Dieser war Witwer und hatte einen Sohn und eine Tochter, Louis und Violante. Die junge Kronprinzessin wird von geheimer Liebe zu dem Grafen entzündet, lockt ihn in ihre Kammer, und als er sich ihr verweigert, ruft sie um Hilfe, als habe er sie vergewaltigen wollen. Der edle Gautier sieht, daß der Schein gegen ihn ist, und flieht eiligst mit beiden Kindern nach Calais. Er wird vom Könige auf ewig verbannt, auf seinen Kopf ist ein Preis gesetzt. Doch gelingt es ihm, nach London zu entkommen. Um sicherer unerkannt zu bleiben, nennt der Graf seinen neunjährigen Sohn Pierrot, sein siebenjähriges Töchterchen Jeannette. Als armselige Bettler fristen sie in London ihr Leben. Eine vornehme Dame, die Gemahlin eines Marschalls, nimmt Jeannetten zu sich; der Sohn gefällt einem andern Marschall des Königs in Wales und wird von diesem aufgezogen. Der Graf selbst verdingt sich als Knecht bei einem Landedelmann in Irland. Jeannette wächst zur schönen Jungfrau heran; der einzige Sohn des Marschalls erkrankt aus Liebe zu ihr, und die vornehmen Eltern müssen sich bequemen, da sie des Sohnes Geliebte nicht werden will, sie ihm zur Frau zu geben. Des Grafen Sohn ward unter dem Namen Pierrot von der Picardie ein rascher schöner Jüngling. Eine Pest raffte in Wales die Familie des Marschalls hin bis auf eine erwachsene Tochter. Diese wird Pierrots Gemahlin, und der König von England macht ihn zum Nachfolger des verstorbenen Marschalls. — Als 18 Jahre seit seiner Flucht vergangen waren, trieb es den Grafen, dessen Aussehen sich völlig verändert hatte, zu sehen, was aus seinen Kindern geworden war; seinen Sohn trifft er, ohne sich zu entdecken, im besten Wohlstande. Weil er aber auch seine Tochter selbst zu sehen wünschte, ging er als Bettler gekleidet vor dem Hause ihres Gemahls, des Sir

Jacob Langley, auf und nieder, bis dieser einem Diener befahl, ihn ins Haus zu führen und dort zu verpflegen. Als die schönen muntern Kinder Jeannettens den Alten essen sahen, machten sie sich um ihn her und fingen an ihn zu liebkosen, als ahnten sie in ihm den Großvater, und da er selbst wußte, daß sie seine Enkel waren, so lockte er sie an sich und spielte mit ihnen, sodaß die Kinder gar nicht mehr von ihm lassen wollten, so sehr ihr Erzieher sie auch abrief. Jeannette kam selbst dazu, erkannte aber ihren Vater, der langbärtig und hager geworden war, nicht. Darüber trat Jeannettens Schwiegervater ein, der ihr nicht sehr hold war, und als der Hofmeister ihm den Vorfall erzählte, gab er zur Antwort: „Die stammen durch ihre Mutter von Bettlern, da ist es nicht zu verwundern, wenn sie sich gern mit Bettlern abgeben.“ Den Grafen verdrießt die Kränkung, aber er erträgt sie und tritt als Stallknecht bei seinem Schwiegersohn in Dienst. — Indessen war der König von Frankreich gestorben, und sein Sohn, dessen Gemahlin an des Grafen Verbannung schuld gewesen, war gekrönt worden. Ihm sandte der König von England Hilfsvölker unter Pierrot von der Picardie und unter Jacob Langley, dem Sohne seines alten Marschalls Langley. Im Gefolge Jacob Langleys kam der Graf von Angers als Stallknecht wieder nach Frankreich. In schwerer Krankheit bekannte die Königin dem Erzbischofe von Rheims ihre Schuld, und bat den König, den Grafen oder seine Kinder in ihre Rechte wieder einzusetzen. Der König versprach dem, welcher ihm den Aufenthalt des treuen Grafen oder eines seiner Kinder anzeigte, hohe Belohnung. Da entdeckte der Graf sich seinem Sohne Pierrot und seinem Schwiegersohne Sir Jacob. Dieser sollte die ausgelobte Summe verdienen, indem er sie alle dem Könige vorstellte, denn der Graf Gautier hatte seiner Tochter keine Aussteuer mitgeben können. Errötend fiel Sir Jacob dem Alten zu Füßen und bat ihn für jede Beleidigung um Verzeihung. Der König aber setzte den Grafen in alle seine Güter wieder ein. Als nun Sir Jacob die Belohnungen für die Wiederbringung des Grafen und seiner Kinder davontrug, sprach der Graf von Angers zu ihm: „Vergiß nicht deinem Vater zu sagen, daß deine Kinder, seine und meine Enkel, mütterlicherseits nicht von Bettlern abstammen.“ Mehr als je geehrt lebte der Graf bis an sein Ende in Paris.

In der Erzählung Boccaccios sind zwei Stoffe verschmolzen, die Geschichte des treuen, verleumdeten, verbannten und wieder zu Ehren gekommenen Grafen, und die Geschichte der Bettlerstochter, die den vornehmen Herrn heiratet und später selbst als von hoher Herkunft erkannt wird. Schon die Deputati alla correzione del Decamerone

ſagten geradezu[1]): Wer ſieht nicht, daß die Erzählung vom Grafen von Angers der Stelle bei Dante (Purgat. VI, 22) entlehnt iſt? An der bezeichneten Stelle heißt es: „Ich ſah den Grafen Orſo, und den, deſſen Seele, wie er ſagte, aus Neid und Haß, nicht weil er eine Schuld begangen, vom Leibe geſchieden wurde. Ich nenne den Pier dalla Broccia. Und ſolange ſie jenſeits weilt, ſehe die Herrin von Brabant ſich vor, daß ſie deshalb nicht zu ſchlimmerer Schar verbannt werde.“ Landau fügt a. a. O. hinzu, daß ältere Erklärer Dantes und Chroniſten erzählen, die Königin Marie von Frankreich, zweite Gemahlin Karls des Kühnen, habe dem Pierre de la Broſſe Liebesbriefe geſchrieben; das ſei dem Könige hinterbracht worden. Anderſeits wird erzählt, Pierre habe die Königin angeklagt, daß ſie die Kinder des Königs aus erſter Ehe habe vergiften wollen. Sicher iſt nur, daß Pierre de la Broſſe am 30. Juni 1278 gehängt wurde.

Große Ähnlichkeit auch mit dem zweiten Teil des Grafen von Angers hat eine Epiſode in dem provenzaliſchen Roman Guillaume de la Barre von Arnaud Vidal de Caſtelnaudary (herausgegeben 1869 von Paul Meyer). In dieſem Roman wird berichtet, daß der König von Serre, der in den Krieg zieht, den Guillaume de la Barre als Statthalter zurückläßt. Die junge Königin verliebt ſich in ihn, wird abgewieſen und verleumdet ihn in bekannter Weiſe. Er flieht mit Sohn und Tochter, und dieſe heiratet ſpäter den Grafen von Terramade. Nach 15 Jahren wird Guillaume unerkannt der Erzieher der Kinder ſeiner Tochter. In einem Zweikampfe, den er mit ſeinem vom Könige von Armenien adoptierten Sohne beſteht, erkennen ſie einander durch den Schlachtruf Barre, Barre! worauf die Wiedererkennung mit der Tochter folgt. Ob der Roman die Quelle Boccaccios war, oder ob beide aus einer gemeinſamen älteren Quelle ſchöpften, läßt Landau unentſchieden.

Auf die Ähnlichkeit der Erzählung Boccaccios mit der Ballade Goethes hat D. Gnoli in der Nuova Antologia (XIX, 786) vom 15. Februar 1880 hingewieſen.

Daß Boccaccio eine der Quellen Goethes iſt, geht ſchon daraus hervor, daß die Gegenworte „die Bettlerin zeugte mir Bettlergeſchlecht“ und „die Fürſtin, ſie zeugte dir fürſtliches Blut“ ihrem Sinne nach aus dem Grafen von Angers ſtammen. Der Übereinſtimmungen ſind aber noch mehrere: der Graf, der Witwer iſt, flieht mit der Tochter. Die Güter werden ihm genommen; er lebt als Verbannter. Unerkannt und

1) S. Landau, Die Quellen des Decameron. 2. Aufl., Stuttgart 1884 S. 116 flg.

unkennbar für die vornehm verheiratete Tochter kehrt er zurück. Er betritt das Haus des Schwiegersohnes und gewinnt die Enkel, die sich vertraulich an ihn schmiegen. Die Mutter kommt dazu. Der Alte wird in Güter und Ehren wieder eingesetzt und bringt dem Schwiegersohn nachträglich Schätze zu. Der Schwiegersohn ist bestürzt, als er in dem Alten den Schwiegervater und den ebenbürtigen Edlen erkennt. Der Graf verzeiht dem Schwiegersohne gern. — In all diesem stimmt Goethe mit der Erzählung Boccaccios überein und weicht von der englischen Volksballade ab. Beide Quellen waren in ihm zusammengeflossen, er erinnerte sich später nur noch der einen. Was beiden Erzählungen gemeinsam war, bildete sich allmählich zum Kern seiner Dichtung um: Die Tochter eines als Bettler wandernden vertriebenen Grafen heiratet einen vornehmen Ritter. Schmähend wird die geringe Herkunft ihr vorgeworfen, da entdeckt sich der langverkannte greise Vater als edlen und reichen Herrn und alles endet glücklich. Dieser Grundriß wurde durch Züge ausgestaltet, die teils der englischen, teils der italienischen Erzählung entstammten. So ruhte jahrzehntelang der Keim in dem warmen mütterlichen Dunkel der dichterischen Seele.

IV.

Im Jahre 1812 will der Keim sich entwickeln. Aber die Arbeiten zum Löwenstuhl führen nur zu einem Entwurf. Erst im Winter 1816 gelingt „die widerspänstige Ballade". Ganz eigentümlich ist darin unserm Dichter ein Zug, der den politischen Rahmen für das persönliche Geschick des Grafen abgiebt: der Zusammenhang der Vertreibung und der Wiederkehr des Grafen mit der Vertreibung und der Wiederkehr des rechtmäßigen Königs. Dies Motiv entnahm Goethe den Ereignissen seiner Zeit. Schon in Herrmann und Dorothea klingt die Vertreibung des hohen französischen Adels durch die Revolution an:

„Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet."

und:

„Es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer."

Erst „die großen Bewegungen des Welttheaters", das Lebendig-Gegenwärtige, Mitempfundene ließen den lange schlummernden Keim der Dichtung von dem vertriebenen Mädchen so schnell und reich sich entfalten. Auch in unsrer Ballade verknüpft der Dichter den alten in ihm ruhenden Stoff mit der Gegenwart, die ihn erweckte. Der Sturz Napoleons und die Rückkehr des rechtmäßigen Königs führte die Emigranten nach Frankreich zurück Von den vertriebenen, ihrer Güter be-

raubten Herren hatte mancher in der Fremde sich kläglich durchschlagen müssen. Nun verlieh der König „den Treuen entwendetes Glück". Goethe vertiefte den überlieferten Stoff auch psychologisch. Die englische Volksballade und die Novelle lassen beide die Beschimpfung der Bettlerstochter von Verwandten des Gemahls ausgehen, dort von seinen kinsmen, hier von seinem Vater. Der Gemahl selbst ist ein tadelloser Ritter. Wie natürlich läßt dagegen Goethe in des vornehmen Mannes Herzen, nachdem der Sturm der ersten Liebe vorübergezogen ist, den Unmut und den Zweifel erwachen. Die Mißheirat trübt die Beziehungen des fürstlichen Ritters, sie schadet seiner Stellung inmitten seiner Standesgenossen, sie vergiftet ihm die Freude an Weib und Kind. Goethe scheint mit den Worten des Alten „Du hast sie geraubt, mich trieb Dein Geschlecht in die Ferne" andeuten zu wollen, daß der Schwiegersohn dem unrechtmäßigen Fürsten verwandt ist. Wie rein löst sich nun alles: edel verzeiht der Graf, und zwischen dem altberechtigten Geschlechte und dem erobernden wird ein Band des Friedens geknüpft. — Die Gestalt des alten landflüchtigen Spielmanns und des zarten Mädchens neben ihm muß dem Dichter sich aufs tiefste eingedrückt haben: wir sehen sie schon vor uns in dem Harfner und in Mignon.

Der Vorwurf unsrer Ballade und ihre Gestalten sind uraltes Erbgut des Märchens und des Volksliedes: der Vertriebene im Elend, die verkannte Königs- oder Grafentochter, die Erkennung und Wiedereinsetzung, der rauhe Gemahl und die zarte Bittende, der Spielmann, der sein eignes Schicksal singt, der edle Ritter, der die Bettlerin heimführt in sein hohes Schloß, die Rückkehr des rechtmäßigen Herrn — das ist allen Zeitaltern bekannt und lieb gewesen; es sind, um mit Viktor Hehn zu reden, Naturformen des Menschenlebens.

Bilder aus dem Nibelungenkreise.

Von **Karl Landmann** in Darmstadt.

(Fortsetzung und Schluß.)

2. Rüdeger von Bechlaren.

Unter den Gestalten, welche die Nibelungensage auf ihrer Wanderung an der Donau in sich aufgenommen hat, tritt Rüdeger von Bechlaren an erster Stelle hervor. Er ist „der treue Hüter und Schutzpatron der österreichischen Lande, der allem Wechsel der politischen Grenzen zum Trotz die Mark von Etzels Reich Jahrhunderte hindurch unverrückt an

der Enns erhielt" (Müllenhoff, Zeitschr. f. d. Alt. 10, 163), der Zeitgenosse des Bischofs Pilgrim von Passau († 991), zugleich aber auch als Hruodger der Doppelgänger des Hruodperaht, jenes Begleiters und Gefährten Wodans auf der wilden Jagd, der als „Knecht Ruprecht" und „Robin Goodfellow" die gleiche Unsterblichkeit erlangt hat wie der getreue Eckart, Eckehart, Eckewart, der Diener und Gefährte der Frau Holde, aus dem sich einerseits Eckewart, der treue Diener Kriemhilds, anderseits der „Hüter der Harlunge", der Eckewart des 14. und 15. Liedes abgezweigt hat, wobei indessen nicht ausgeschlossen bleibt, daß ersterer sich an eine historische Persönlichkeit, den Markgrafen Eckehart von Meißen († 1002) anlehnte.

In den nachfolgenden Zeilen gedenken wir den Markgrafen Rüdeger durch das Nibelungenlied hindurch zu begleiten, um sodann die Ausgestaltung seines Bildes in zwei neueren Nibelungendramen zu verfolgen.

Henning (Nibelungenstudien, S. 66 flg.) hat den dramatischen Aufbau des elften Liedes, in welchem Rüdeger zum ersten Male auftritt (1083—1226 = 91 Strophen nach Abzug der interpolierten), in seinem, seinem kritischen Scharfsinn ebenbürtigem ästhetischem Verständnis dargelegt. Wir geben deshalb für dieses Lied einfach die Zusammenstellung, an welche sich jene Darlegung anknüpft, und suchen dann den Faden für das Bild Rüdegers durch die folgenden Lieder hindurch in ähnlicher Weise weiter zu führen.

XI. 1. Etzels Beratung mit Rüdeger . . . . 1083—1093 = 7 Str. [84—86. 88]
2. Rüdeger und Gotelinde . . . . . 1100—1110 = 9 " [1102. 05,4—06,3]
3. Reise und Ankunft in Worms . . . . 1114—1125 = 8 " [15,3—16,2. 18 flg. 24]
4. Ausrichtung der Botschaft vor Gunther . 1127—1140 = 9 " [28 flg. 35—37]
5. Der Verwandtenrat. Gunth., Giselh., Hagen 1142—1154 = 9 " [48—51]
6. Bestellung der Botschaft an Kriemhild . . 1155—1162 = 7 " [1159]
7. Rüdegers erste Audienz vor Kriemhild . . 1163—1181 = 18 " [1168]
8. Kriemhild und Giselher . . . . . 1183—1189 = 4 " [86—88]
9. Rüdegers zweite Audienz vor Kriemhild . 1191—1207 = 12 " [91,3—92,3. 95 1201—03]

10. Kriemhilds Aufbruch mit Eckewart . . . 1208–1226 = 8 Str.
[1210–19. 21. 25,3–26,2]

(Zusammen 91 Strophen, darunter etwa 60 direkte Rede.)

Die mit 1242 beginnende Fortsetzung des elften Liedes (XIb) erzählt die Hinfahrt bis zur hunnischen Grenze (zuo der Treisem 1271,1): ein aus genauer Lokalkenntnis von einem österreichischen Sänger zur Verherrlichung des eigenen Vaterlandes hinzugedichtetes Stück, dem wohl auch 1207–1209 und 1220 angehören (Henning, S. 85) und in dem wir folgende 4 Situationsbilder unterscheiden können:

XIb. 1. Rast bei Enns. Einholung Gotelindes. . 1242–1247 = 6 Str.
2. Gotelinde und Kriemhild. Nachtruhe . . 1248–1257 = 9 =
[1252]
3. Auf Burg Bechelaren . . . . . 1258–1264 = 6 =
[1261]
4. Abschied und Weiterreise . . . . . 1265–1271 = 6 =
[1270]

Das zwölfte Lied kennt Rüdegern gar nicht; im dreizehnten ist nur in zwei Strophen erwähnt, wie die Spielleute Etzels auf ihrer Reise nach Worms und auf der Rückreise in Bechelaren einsprechen (1364. 1436). Mit XIV dagegen beginnt das bedeutungsvolle Eingreifen Rüdegers in die Geschichte von „der Nibelunge Not", zunächst (1571. 1573–1581) nur in der Person des Eckewart, den sie schlafend an der Grenze antreffen, was ihm den Klageruf owê dirre schande auspreßt, worauf er als erster Warner an sie herantritt, alsbald aber auch die Gastlichkeit seines Herren rühmt (1579):

Der wohnt an dem Heerweg, und ihm ist keiner gleich,
Der auf die Bank sich setzte. Sein Herz ist tugendreich,
Wie der Mai, der süße, das Gras mit Blumen schmückt;
Kann er Helden dienen, so ist er froh und hochbeglückt.

Die Ereignisse in der Burg lassen wir wieder in Übersicht folgen.

XVa 1. Meldung Eckewarts . . . . . 1582–1588 = 7 Str.
2. Zurüstungen auf der Burg . . . 1589–1594 = 6 =
3. Rüdeger eilt ihnen entgegen . . . 1595–1600 = 6 =
4. Empfang durch die Frauen . . . 1601–1608 = 8 =
5. Mahlzeit und Werbung . . . . 1610–1620 = 7 =
[15. 18–20]
6. Giselhers Verlobung . . . . . 1621–1625 = 5 Str.
7. „Bis an den vierten Morgen" . . 1626–1630 = 5 =
8. Aufbruch und Beschenkung . . . 1631–1642 = 9 =
[34 flg. 41]
9. Volkers „letzter Gruß". Weiterreise 1643–1652 = 10 Str.

(Zusammen 53 Strophen, worunter etwa 20 direkte Rede.)

Nach diesem das Ideal ritterlicher Sitte und Geselligkeit feiernden Liede tritt Rüdeger vor dem als Warner erscheinenden Dieterich von Bern in den Hintergrund; und es geschah gewiß „nur aus dem rein künstlerischen Grunde, daß nichts das heitere Fest in Bechelaren störe", wenn Rüdeger das nicht selbst thut, worauf 1661,4 mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit hinweist: „Auch glaubt' er (Dieterich), längst gewarnet hätte sie schon Rüdeger". — Erst in XVIIb begegnen wir ihm wieder an drei Stellen: 1742,4, wo er mit Giselher zu Hofe geht, 1753, wo er Etzel ermahnt, sich ihres Kommens zu freuen, und 1813 flg., wo er mit seinen fünfhundert Rittern vom Kampfspiel abmahnt, wie es schon vorher (1812) Dieterich den Seinen geradezu verboten hatte.

Da die Strophen 1933—1935 in die als Interpolation zu betrachtende Fortsetzung des Dankwartsliedes fallen, das Iringslied aber seiner gar nicht erwähnt, so treffen wir erst mit dem XX. Lied wieder mit Rüdeger zusammen. „Er muß lange Zeit ein frei schwebender Charakter gewesen sein, bis er einmal durch eine entscheidende dichterische That mit einer bestimmten Stelle der Sage verbunden wurde, von der aus ihm nun erst ein einheitliches persönliches Schicksal beigelegt werden konnte. Und diese Stelle ... muß wohl sein Tod gewesen sein. Hier bei seinem tragischen Ende haben all die Strahlen ihren Brennpunkt, deren weiter herrlicher Schein über die ganze Dichtung leuchtet". So Henning (a. a. O. S. 9), und in diesem Sinne lassen wir, wie oben zu XI und XV, eine Übersicht über die betreffende Stelle folgen:

XX.	1. Rüdegers Botschaft an Dietrich	2072—2074 =	3 Str.
	2. R. erschlägt den ihn verhöhnenden Hunnen	2075—2081 =	7 "
	3. Etzel und Kriemhild tadeln die That .	2082—2088 =	6 "
			[83]
	4. Sie flehen Rüdegern um Hilfe an . . .	2089—2103 =	15 Str.
	5. Herannahen Rüdegers. Giselhers Hoffnung	2104—2110 =	7 "
	6. Unterredung mit den Burgundenkönigen .	2111—2128 =	18 "
	7. Unterredung mit Hagen und Volker . . .	2129—2142 =	14 "
	8. Angriff. Volker, Hagen u. Giselh. treten zurück	2143—2147 =	5 "
	9. Volker und Hagen stürzen sich auf das Gesinde	2148—2152 =	4 "
			[51]
	10. Gernot und Rüdeger fallen im Zweikampf	2153—2158 =	6 Str.
	11. Rüdegers Helden alle erschlagen	2159—2164 =	5 "
			[62]
	12. Rüdegers Leiche herausgetragen	2165—2171 =	7 Str.

(Zusammen 97 Strophen, wovon gegen 60 direkte Rede)

Es konnte nicht fehlen, daß die tiefe Tragik, welche das Epos in der Gestalt des edeln Markgrafen, zumal in so echt dramatischem Leben, zur Erscheinung brachte, auch ihre dramatischen Interpreten fand, nicht nur in dem Gesamtrahmen des Nibelungenschicksals, sondern auch auf dem breiten Untergrunde desselben in der selbständigen Ausgestaltung des treuen Dieners zum tragischen Helden. Als ein Beispiel der ersteren Art haben wir Hebbels „Nibelungen" (selbstverständlich nur „Kriemhilds Rache"), als selbständiges Rüdeger-Drama Felix Dahns „Markgraf Rüdeger von Bechelaren" gewählt. Betrachten wir das erstere.

Rüdeger hat („Kriemhilds Rache" I, 1) seine Werbung um Kriemhild den Brüdern vorgetragen und erscheint nun (I, 8) vor dieser selbst, hier wie dort als ein Gesandter auftretend, der die Majestät zu repräsentieren versteht. Kriemhild hat ihre Verwunderung ausgesprochen, ihn, dessen Namen sie nur in Verbindung mit einem Abenteuer, das er andern hinweggenommen, gehört, nun als Boten zu sehen. Da antwortet er mit Würde:

So ist's! Doch nur
Als Bote Etzels, der kein einz'ges Szepter
In Königshänden unzerbrochen ließ,
Als das der Nibelungen.

Und ebenso als Diplomat. Denn wie nun die Siegfriedswitwe die Art „wie Siegfried starb" erwähnt, da fragt er ausweichend: „Und wenn ich's weiß?" — ist dagegen sofort bereit, das christliche Bekenntnis als Preis einzusetzen, den Etzel auf ihre Hand biete, was freilich Kriemhild — der Leser und Hörer weiß es bereits voraus — mit aller Entschiedenheit ablehnt. „Das (Etzel) ist der Mann dafür, dem wird es Wollust sein!" Mit diesen Worten Kriemhilds schließt die geheime Unterredung, der dann (I, 9) die Huldigung der Etzelsboten und die Übernahme des Geleites ins Hunnenland folgt.

Mit dem zweiten Akt beginnt die einige Jahre später fallende Fahrt der Burgunden ins Land des Schwagers, an dessen Hof sie durch Werbel und Swemlin geladen sind. Nach der Szene am Donauufer (II, 1) bildet die Einkehr auf Burg Bechelaren den Inhalt der folgenden Auftritte dieses Aktes. Zunächst die Lobpreisung Etzels, den „Thüring" und „Iring" gegenüber, die ihr Schicksal als unterworfene Könige nicht so leicht verwinden können wie Dietrich und Rüdeger, deren letzter ausruft:

Vergeßt nicht Etzels Sinn und edle Art!
Ich würd' ihm willig dienen, wenn ich auch
So frei wie Dietrich wäre, denn er ist
Uns gleich an Adel, doch wir hatten's leicht,
Wir erbten's mit dem Blut von unsern Müttern,
Er aber nahm es aus der eignen Brust.

Und wie sodann Trompeten die Ankunft der Burgunden ankündigen, da folgt in einem Halbverse wiederum eine meisterhafte diplomatische Probelektion des Markgrafen und Königsboten:

(Thüring): „Die Mörder!“ (Rüdeger): „Davon still!“

Doch Dieterich thut, was ihn das Lied erst an anderer Stelle thun läßt: „Halt' Feuer und Schwefel auseinander, Freund, denn löschen kannst du nicht, wenn's einmal brennt“. — Und nun das liebliche Familienbild, in dem neben den Blitzen tragischer Ironie, die die Atmosphäre Hagens aussendet, das edle Vertrauen Rüdegers wie heiterer Sonnenstrahl anmutet.

(Rüdeger): „Ich kenne das!
Wohl mag ein Weib, das schwer beleidigt ist,
Auf Rache sinnen und in blutgen Plänen
Uns alle überbieten: kommt der Tag,
Wo sich ein Arm für sie erheben will,
So hält sie selbst mit Zittern ihn zurück
Und ruft: „Noch nicht!“
(Hagen): „Kann sein! — Wo bleibst du, Volker?“ (II, 7.)

Der dritte Akt führt uns (III 6) in den Schloßhof Etzels, wo die Nibelungen mit Dieterich, Rüdeger, Iring und Thüring auftreten. Rüdeger ist der kundige Führer. Hagen wundert sich über die Pracht, die in dem Saale sichtbar ist. Rüdeger:

Herr Etzel sagt: Die Völker denken sich
Den König, wie das Haus, worin er wohnt:
Drum wendet er auf dieses all die Pracht,
Die er an seinem Leibe stolz verschmäht.

Überall dieselbe Freude im Glanze der Majestät, die ihren „stolzen Hof aus Königen gebildet!“ — In der folgenden Szene (III, 7) tritt die Königin auf, „noch immer schwarz“, wie Hagen alsbald bemerkt. Und nach der Bewillkommnung („aber ohne Kuß und Umarmung“), dem Festerbinden des Helmes, der Auseinandersetzung über die geforderte Ablieferung der Waffen und der Erklärung Dieterichs, daß er „das Salzfaß überwache“, fordert der Tronjer den Markgrafen auf, sich als Blutsfreund vorzustellen, Kriemhilden aber, den neugeschlossenen Bund mit ihrem Segen zu bekräftigen.

(Kriemhilde): Ist's so, Herr Rüdeger, und kann's so sein?
(Giselher): Ja, Schwester, ja!
(Kriemhild): Ihr seid vermählt?
(Giselher): Verlobt.
(Hagen): Die Hochzeit erst, wenn du gesegnet hast.

Alles sehr kurz, aber von einer dramatischen Kraft, wie sie nur auf Shakespeareschem Grunde erwachsen konnte [1]). Und ebenso der Schluß dieser Szene:

(Kriemhilde im Abgehen): Herr Rüdeger, gedenkt ihr eures Schwurs?
Die Stunde naht, wo ihr ihn lösen müßt.

Wäre Rüdeger nach der Absicht des Dichters der tragische Held, so wäre der Höhepunkt der Tragödie mit dieser Stelle scharf markiert. Denn von hier ab ist sein Hoffen nicht mehr auf das felsenfeste Vertrauen eines edeln Herzens gegründet; es klammert sich an Reflexionen an, die sich erst in ihrer Haltlosigkeit darstellen müssen, um die angeborene Heldengröße wieder in ihrem vollen Glanze hervortreten zu lassen. — In IV, 9 tritt die Stimme der Versuchung an Rüdegers Vaterherz heran. „Hast du nicht was zu holen aus Bechlarn?" fragt ihn Kriemhild. „Oder was zu schicken?" Und da er auch das verneint, fordert sie ihn auf, sich mit seinem Degen eine Locke abzuschneiden und Giselher als Boten zu wählen: Der möge an keinem Blumengarten vorbeireiten, ohne eine Rose für seine Braut zu pflücken; diese aber möge, während er bei ihr ausruhe, aus des Vaters Locke einen Ring für die Senderin selber flechten; denn

— erst wenn Siegfrieds Tod gerochen ist,
Giebt's wieder Missethaten auf der Erde;
So lange aber ist das Recht verhüllt
Und die Natur in tiefen Schlaf versenkt.

„Ist dies das Weib, das ich in einem See von Thränen fand?" fragt sich Rüdeger (IV, 10); aber wie ein Blitzstrahl fährt ihm eine neue Hoffnung durch die Seele:

Doch kenn' ich jetzt den Zauber, der sie bannt.
Ich Giselher verschicken? Eher werf' ich
Des Tronjers Schild ins Feuer.

„Des Tronjers Schild!" Eine Bürgschaft der zwischen den Helden geschlossenen Treue! Doch Kriemhild braucht weitere Bürgschaft für die Treue, die sie von Rüdeger fordert. In Gegenwart Etzels, der soeben für Rüdeger gegen Werbel Partei genommen, fragt sie den Markgrafen (IV, 13), was er ihr zu Worms geschworen. Und da er unumwunden erklärt: „Daß dir kein Dienst geweigert werden soll" — da fragt sie

1) 'Was für eine echt künstlerische Anstrengung ist z. B. in Freytags „Fabiern", Hebbels „Nibelungen", Otto Ludwigs „Maccabäern", Paul Heyses „Sabinerinnen" aufgewandt! Das unbedeutendste von diesen und ähnlichen Dramen würde vor 40 Jahren Epoche gemacht haben, jetzt beachtet man sie kaum'. So Julian Schmidt (Gesch. der d. Litt. seit Lessings Tode, 1867, Bd. 3, S. 563), gewiß sonst kein laudator aetatis novae!

weiter: „Geschah dies bloß in euerm eignen Namen?“ Worauf Etzel ebenso unumwunden: „Was Rüdeger gelobte, halte ich.“ — „So fordre ich des Mörders Haupt von dir!“ ist Kriemhilds entscheidendes Wort. Doch Etzel will auch seine Treue halten:

Nein, Kriemhild, nein, so ist es nicht gemeint!
So lang er unter meinem Dach verweilt,
Wird ihm kein Haar gekrümmt, ja, könnt' ich ihn
Durch bloße Wünsche töten, wär' er sicher:
Was soll noch heilig sein, wenn nicht der Gast?

Und so kann denn Rüdeger (IV, 17) wieder zu Dieterich sagen: „Es steht in Gottes Hand, doch hoff' ich immer noch“. — Ob er damit die Rätsel, die Dieterich am Nixenbrunnen erlauscht, zu lösen imstande sein wird? — Die Schlußszene dieses Aktes (IV, 23) bringt die Umkehr: den Mord Otnits (Ortliebs) durch die Hand Hagens.

Wie ich aus meiner Wüste
Hervorbrach, unbekannt mit Brauch und Sitte,
Wie Feuer und Wasser, die vor weißen Fahnen
Nicht stehen bleiben und gefaltne Hände
Nicht achten, räch' ich meinen Sohn an euch
Und auch mein Weib. Ihr werdet diesen Saal
Nicht mehr verlassen, ihr, Herr Dieterich,
Bürgt mir dafür, doch was den Hunnenkönig
Auf dieser Erde einst so furchtbar machte,
Das sollt ihr sehn in seinem engen Raum!

Das ist die Losung Etzels zum allgemeinen Kampf. Sehen wir, wie der Dichter die dem Markgrafen Rüdeger zufallende Rolle durchführt.

Da sind zunächst V, 9—11 drei Szenen, die im Auszuge mitzuteilen eine Versündigung an dem Dichter sein würde. Wir lassen deshalb, vorzüglich zur Vergleichung mit Nib. 2101—2103, nur die letzten Worte Rüdegers (11) folgen.

Mein Herr und König,
Du hast mich so mit Gaben überschüttet,
Und mir den Dank dafür so ganz erlassen,
Daß dir kein Knecht verpflichtet ist wie ich.
Kriemhild, ich habe dir den Eid geschworen
Und muß ihn halten, das erklär' ich laut
Für meine Pflicht und mäkle nicht daran.
Wenn ihr mich dennoch niederknieen seht,
So denkt des Hirsches, der in höchster Not
Sich auch noch gegen seinen Jäger wendet
Und ihm die einz'ge blut'ge Thräne zeigt,
Die er auf dieser Erde weinen darf,
Ob er vielleicht Erbarmen in ihm weckt.
Ich flehe nicht um Gold und Goldeswert,
Nicht um mein Leben oder meinen Leib,

Nicht einmal um mein Weib und um mein Kind,
Das alles fahre hin: ich fleh' zu Euch
Um meine Seele, die verloren ist,
Wenn ihr mich nicht von diesem Eide löst.

(Zu Etzel.)

Ich biete nicht, was dir von selbst verfällt,
Wenn des Vasallen Zunge auch nur stockt,
Und wenn sein Auge nicht vor Freuden funkelt,
Sobald du winkst: mein Land ist wieder dein!

(Zu Kriemhild.)

Ich sage nicht: wenn du mein Leben willst,
So nimm es hin, und wenn du meinen Leib
Verlangst, so spann mich morgen vor den Pflug!

(Zu beiden.)

Ich biete mehr, obgleich dies alles scheint,
Was einer bieten kann: wenn ihr es mir
Erlaßt, den Arm in diesem Kampf zu brauchen,
Soll er mir sein, als hätt' ich ihn nicht mehr.
Wenn man mich schlägt, so will ich mich nicht wehren,
Wenn man mein Weib beschimpft, sie nicht beschützen,
Und wie ein Greis, den die gewalt'ge Zeit
Von seinem Schwerte schied, in voller Kraft
An einem Bettelstab die Welt durchziehn.

Und dann nach der gleich großen Entgegnung Kriemhilds:

(Rüdeger zu den Seinigen): So kommt!

Und Szene 12 (Hagen und die Nibelungen schauen aus, wie Rüdeger mit den Seinen emporsteigt):

— — — — —

(Rüdeger): Ich bin taub! Musik! Musik!
(Hagen): Hätt' ich nur einen Schild!
(Rüdeger): Dir fehlt der Schild?
An einem Schilde soll dir's nimmer fehlen,
Hier ist der meinige.
(Reicht Hagen seinen Schild, während Hildebrand ihm den seinigen wiedergiebt)
Musik! Musik!
Schlagt an die Panzer, rasselt mit den Speeren,
Ich habe jetzt das letzte Wort gehört!
(Tritt mit den Seinigen in den Saal. Kampf.)

Endlich zum Schluß nur noch wenige Zeilen aus Szene 13. Hildebrand als Schlachtenherold neben Kriemhild: „O Gott!"

(Kriemhild): Was giebts?
(Hildebrand): Sie liegen Brust an Brust!
(Kriemhild): Wer?
(Hildebrand): Rüdeger und der Tronjer!
(Kriemhild): Schmach und Tod!

(Hildebrand): Spar' dir den Fluch! Sie waren beide blind
Vom angespritzten Blut und tasteten
Herum, um nicht zu fallen.
(Kriemhild): Da verzeih' ich's.
(Hildebrand): Jetzt wischen sie die Augen, schütteln sich,
Wie Taucher, küssen sich und — willst du mehr,
So steige selbst herauf und schau hinein.
(Kriemhilde): Was könnt' es nun noch geben, das mich schreckte!
(Steigt empor.)
(Hagen ihr entgegen, als sie die Treppe halb erstiegen.)
Der Markgraf Rüdeger bittet um sein Grab!

Hat Hebbel nichts anderes gewollt als die Gestalt Rüdegers, wie sie in deutlichen Umrissen durch das Lied vorgezeichnet ist, in plastischen Formen herausbilden und in sein gewaltiges Kunstwerk einfügen, so sehen wir dagegen bei Felix Dahn[1]) unseren Helden zum Träger der Handlung erhoben. Und wir können uns wohl denken, daß der Verfasser der „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" und der unermüdliche Sammler und Bearbeiter von „Bausteinen", der dazu in seinem „König Roderich" das gleiche Gebiet mit Glück betreten hatte, seinem Plane die erforderliche Weite und Tiefe gesichert haben wird. Sehen wir uns das Stück etwas näher an.

Während bei Hebbel der des Erben aus deutschem Blute beraubte Etzel am Schlusse des Dramas Dietrich von Bern bittet, die Welt auf seinem Rücken weiter zu schleppen, und dieser sie übernimmt „im Namen dessen, der am Kreuz erblich"; während bei Jordan derselbe Etzel schon vor der Katastrophe die ausgesprochene Absicht hat, die aus den Fugen gewichene Welt mittels „deutschen Dauerkittes" wieder zusammenzufügen und „vor römischen Ränken zu retten", läßt Dahn das Ziel der Befreiung durch eine zwiefache Verschwörung erstreben. Auf der einen Seite steht Hagen mit dem Plan, Etzel zu morden und durch diesen Mord, für den er die Genehmigung Gunthers zu erlisten gedenkt, die unter seinem Szepter stehenden Völker zu befreien; auf der anderen Dietrich von Bern mit demselben Endziel, das er aber nicht durch Mord erreichen will, sondern durch Auslieferung Gunthers und Hagens an die Königin, die sich dann zum Dank dafür, daß sie Siegfried gerächt, mit

1) Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel von Felix Dahn (Leipzig 1875), nach dem Vorgang von L. Schenck (1866) und W. Osterwald (1849. 73) unter den vorhandenen Rüdeger-Dramen unstreitig das bedeutendste. Ob es jemals aufgeführt wurde, wissen wir nicht. „Unser deutsches Schauspiel steht heutzutage unter dem Stern der Franzosen" (H. Bulthaupt in „Litter. Volkshefte" Nr. 4). Umsomehr Grund für die deutsche Schule, das deutsche Schauspiel zu pflegen!

den Verschwörern zum Sturze Etzels verbinden würde. Und zwischen beiden Verschwörungen steht Rüdeger,

Dem Pflicht und Pflicht, die Rechte und die Linke,
Zerr'n auseinander und das Herz zerreißen,

mit der einen Partei durch die Bande der Freundschaft und demnächst auch des Blutes verbunden, von der andern durch die schwer zu widerlegende Folgerichtigkeit des Gedankens gedrängt, nach beiden Seiten hin aber gefesselt durch den Schwur, den er Kriemhilden geleistet: gewiß Stoff zu einem tragischen Helden, dessen Auf- und Absteigen unsere Furcht und unser Mitleid zu wecken vermag.

Der I. Akt zeigt uns Rüdeger auf seiner dicht am rechten Donauufer gelegenen Burg. Wie er vor fünf Jahren in Worms für Etzel um Kriemhild geworben, so hat er auch jetzt, aber schon ein Jahr zuvor, den rheinischen Königen die Einladung an den hunnischen Hof überbracht. War doch gerade er, nicht bloß als Wächter der Grenze, sondern auch weil er in seiner Jugend am Hofe zu Worms Ritterschaft gelernt hat und mit dem Hause eng befreundet ist, hierzu besonders geeignet. Nun freut er sich mit Weib und Kind auf die Ankunft der Burgunden, besonders auch auf die seines Herzensfreundes, des fröhlichen Volker, der ihm Lied und Sang zum Lebensbedürfnis hat werden lassen („Ach, Volker und der Rhein sind meine Jugend"). Aber noch etwas anderes ist es, was seinen frohen Mut hebt: die bevorstehende Verlobung seiner Tochter Dietlind mit Giselher, eine Verbindung, die Etzel selbst durch seinen in Begleitung Rüdegers nach Worms gesandten Bruder Bleda dem König Gunther hatte vorschlagen lassen und zu der Gunther gerne seine Einwilligung gegeben hatte: von diesen beiden Seiten freilich eine politische Abmachung; aber warum sollte Rüdeger nicht auch in dieser Aussicht „froh vertrausam" sein?

Sieh nur den Knaben erst, den Giselher,
Den reinen, der der Maien-Sonne gleicht!
So dachten Baldur sich, den Gott des Frühlings,
Die Ahnen! — — —
Mir ist nicht bang, sie seh'n sich und sie lieben. (I, 1.)

Ja, den Baldur! — So etwas denkt wohl die Gattin Gotelinde. Sie erinnert sich der ersten Begegnung Etzels und Kriemhilds, die auch in Bechelaren stattgefunden: wie dort Kriemhild laut aufgeschrieen hatte und in Ohnmacht gefallen war; wie sie sich endlich aufgerafft, die Arme in den nächt'gen Himmel ausgereckt und laut ausgerufen: „Siegfried! Siegfried! hör's, ich schwöre!" Und was konnte das anders sein als ein Schwur der Rache? Und war nicht alles dazu angethan, diese Rache gerade jetzt zu vollstrecken? — Auch Meister Konrad, Dietlinds Lehrer,

sieht den Tag der Vergeltung herannahen. Er, der einst die Thaten Siegfrieds bei dessen Heimkehr aus dem Sachsenkriege besungen hatte, war nach dem Mord im Odenwalde ins Kloster gegangen, da ihm von nun an aller Sang verleidet war. Dagegen glaubt er an eine göttliche Gerechtigkeit, die den Mord des Helden rächen wird. — Und Dietlind selbst kann sich banger Ahnung nicht erwehren. Kann sie ja doch nicht fassen, wie Kriemhild das Weib Etzels werden konnte! Und die Spähe nach der Zukunft, die Etzel vor seiner Werbung um die Siegfriedswitwe durch hundert Heunenpriester hatte anstellen lassen, welche er nach Vollendung der Opfer alle getötet, sie hat ihre junge Seele mit unsäglichem Schauer vor einem Ehebunde erfüllt, der nun durch diese Fahrt seine politische Sanktion empfangen sollte. Ihre Befürchtungen werden denn auch alsbald zur vollen Gewißheit. In der vierten Szene erscheint Kriemhild auf der Burg, die sie sich von Etzel als Geschenk erbeten, zu der sie jahrelang den Schlüssel unter dem Kopfkissen bewahrt hat. Während sie die Burgunden, unter ihnen den Hagen, aus ihrer Verborgenheit heraus in den Burghof einziehen sieht, lacht sie wie eine Furie auf. Den Giselher freilich hätte sie lieber unter ihnen vermißt, aber nun er da ist, muß er mitsterben:

Alle, alle — alle sind sie mein!

Und verborgen, wie sie unter Dietrichs Geleite durch das „Ostthor" gekommen, stürmt sie wieder davon.

Im II. Aufzuge tritt der oben berührte Plan Hagens (II, 1), dann (3, 7 flg.) auch der Dietrichs zutage. Wie dort Gunther nicht für die Absichten Hagens zu gewinnen ist, so steht hier Rüdeger unentwegt auf dem Boden der Treue und Dankbarkeit gegen seinen Fürsten. Und wie dort Hagen nach der Absage Gunthers den Tod aller Burgunden voraussagt, so erkennt auch hier Dietrich nach der Erklärung Rüdegers, die er nicht tadeln kann, daß das Verhängnis nicht aufzuhalten ist. — Zwischen diesen drohenden Wetterwolken leuchtet mit verklärendem Glanze die „Maien-Sonne" hinein: die Liebe Giselhers und Dietlindes verbreitet auch hier einen Zauber über die „frohe Burg", dem das Saitenspiel Volkers die stimmungsvolle Weihe verleiht. So ganz freilich vermag sie nicht die Schatten des Todes zu verscheuchen; und die Bemerkung Gernots (II, 4), daß das junge Paar ihn an Siegfried und Kriemhild gemahne, wirkt tragischer als die bitteren Reden Hagens, von dem man sich eines Besseren nicht versieht. Mehr noch bei der (II, 5) stattfindenden Verlobung die Äußerung Dietlinds, daß der Ring aus dem Nibelungenschatze sie brenne, was dann Hagen noch weiter paraphrasiert, das Nibelungengold sei naß und heiß und rot. — Szene 8 enthält den

neuen Eid des Gehorsams, den Dietrich im Namen Kriemhilds dem Markgrafen abnimmt, jetzt mit dem Zusatze unbedingten Schweigens:

Schwört auf dies Schwert — die Königin befiehlt's —
Zu schweigen gegen Mann und Weib und Kind,
Zu schweigen gegen Stern und Stein und Strauch
Von Eurer Herrin Auftrag und Geheimnis.

Wie der Berner vor der Verlobung Rüdeger gemahnt, nicht ohne Einwilligung Etzels und Kriemhilds sein Jawort zu geben, so beklagt er jetzt, ihn und die Seinen, oder doch wenigstens die Verlobten, nicht retten zu können. In der Schlußszene (9) besetzt Bleda die Burg und giebt Rüdegern die Weisung, keinem der Burgunden die Rückkehr zu gestatten, sondern, bei Gefahr seines Lebens, sie alle nach der Etzelsburg zu bringen. Als Zeichen der ihm verliehenen Vollmacht übergiebt er ihm Kriemhilds Ring[1]). Dann kehrt er selbst nach dem Hofe Etzels zurück.

An diesen Ring knüpft sich im III. Akte Rüdegers tragische Schuld. Er hat Gotelinde alles erzählt. Diese, anfangs gefaßt, dann aber außer sich vor Schmerz, will sich in die Donau stürzen. Da verspricht er ihr, Giselher und Dietlinde zu retten. Er übergiebt ihnen den Ring, der ihnen den Weg durchs „Donauthor" eröffnen wird, worauf sie jenseit des Flusses in Konrads Kloster sich verbinden lassen und weitere Nachricht abwarten sollen.

Daß er damit einen Verrat an seiner Königin begeht, dessen ist er sich vollkommen bewußt; allein er ist auch sofort bereit, ihr sein Haupt zu Füßen zu legen. — Aber diese Schuld hat noch eine weitere Verwickelung zur Folge. Während das Thor bis zur Rückkehr der Wache offen gestanden, hat sich auch Hagen entfernt; und die Folge wird zeigen, wie der durch diese Verwickelungen geschlungene Knoten sich löst. Für das Drama aber enthält der dritte Akt den Höhepunkt, den der Dichter freilich nicht in seinem Stoff gefunden, sondern mit hoher dramatischer Kunst in denselben hineingelegt hat. Denn nur durch die Schaffung einer tragischen Schuld vermochte er den tragischen Helden zu gestalten.

Die beiden letzten Akte spielen in der Etzelsburg. Es ist begreiflich, daß die Entwickelung zum Teil durch die Verwickelungen bedingt ist, die der Dichter in den Stoff hineingetragen. In den großen Zügen jedoch schließt er sich im ganzen an das Epos an.

Da hab' ich nun Frau Utes ganze Brut,
Vom Königs-Aar zum Nestling. — Doch Er fehlt!

---

1) Diesen Ring scheint unser Dichter der Edda (Atlakvidha 8) entlehnt zu haben, wo er, mit Wolfshaar umwunden, die Einladung an die Brüder begleitet. Nach Dräp Niflunga ist es der Andvaranaut. — Auch Hebbels „Kriemhilds Rache" IV, 9 (s. oben) könnte eine Anspielung darauf enthalten.

Mit diesen Worten spricht die Königin (IV, 2) ihre Freude und zugleich ihre Entrüstung aus. Wie ist der „Nestling" hinzugekommen? Und wo ist „Er"? — Mit Entsetzen hatte Rüdeger seinen Eidam als den ersten in der Burg erblickt. Er hatte sein Geschick nicht von dem der Nibelungen trennen wollen, hatte den Ring an Hagen übergeben und war rasch den übrigen Burgunden nachgeeilt. Wo Hagen weilt, weiß er nicht. Aber während Etzel seine Hunnen und Bulgaren nicht für ausreichend erachtet, um den Schlag gegen die Burgunden auszuführen, und deshalb den Zuzug der Avaren erwartet, erscheint plötzlich auch dieser. Er war, ganz allein, in das Lager der Avaren gedrungen, hatte sie geschlagen und zerstreut und des toten Ellak Schild, von dem er schon in Bechelaren mit Neid gehört, daß es Unüberwindlichkeit verleihe, als beste Beute davongetragen. Den Schild giebt er an Gunther ab, den Ring an Giselher, damit dieser ihn der Schwester zurückgebe. Nun aber fehlt Rüdeger; denn er hatte nach dem Geständnisse seiner Schuld Urlaub erbeten und erhalten, um den Ring herbeizuschaffen. — Wohl hatten die Feindseligkeiten zwischen Burgunden und Hunnen bereits begonnen. Letztere waren in die Ställe geschlichen und hatten die Pferde der Burgunden heimlich lahm gestochen. Aber eben der von Etzel ausgesprochene Mangel an Vertrauen auf seine Truppen hatte den Ausbruch verzögert. Wie nun Rüdeger mit Dieterich zurückkommt, da will ihm Kriemhild die Rückkehr Hagens, die ja freiwillig erfolgt sei, nicht zur Reinigung von seiner Schuld gereichen lassen. Sie reizt Etzel aufs neue zum Kampf. Dieser will, daß die Burgunden das Gastrecht brechen, und fordert zum Mahl im Saale auf, in dem die Hunnen den Vorteil des günstigeren Terrains für sich haben werden. Da macht Hagen Gunthern aufs neue den Vorschlag, den dieser bereits in Bechelaren abgewiesen hatte: Etzel und Dieterich und Rüdeger zu töten und durch diesen Mord sich den Rückzug zu ermöglichen. Mit Etzel selbstverständlich auch dessen Söhnchen Ortlieb; denn:

Wer den Wolf
Erschlägt, schlägt klüglich auch das Wölflein![1])
„Den Rächer töte!" 's ist ein weises Wort. (IV, 8.)

Allein Gunther ist auch diesmal nicht für den Plan zu gewinnen. Da ist Hagens Entschluß gefaßt. Er wirft die Scheide des Balmung

1) Offenbar mit Beziehung auf Sigurdharkvidha III 12, 1 flg.:
Lâtum son fara fedhr î sinni,
skalat ulf alan ungan lengi;
womit zu vergleichen Sigrdrifumâl 35:
Ulfr er î ungum syni.
Auch anderwärts sind Anklänge an die nordische Sagengestalt erkennbar.

von sich und betritt den Saal. Dort legt er das blanke Schwert vor sich auf den Tisch, und wie ihm Volker das Horn reicht, einen Minnetrunk auszubringen, da trinkt er — „Herrn Siegfrieds Minne!". — Alsbald ergreift Kriemhild eine der Fackeln und erhebt sie gegen Hagen mit den Worten:

„Brich aus denn, Weltenbrand, in Etzels Saal!"

Wie bei Hebbel, so hätten wir auch hier Ursache, durch eine reichere Auswahl von Stellen aus dem V. Akte der Nibelunge Not zu illustrieren. Wir beschränken uns auf die Darstellung der Ereignisse von der siebenten Szene bis zum Schluß. — Dietlind erscheint in Begleitung Meister Konrads. Sie bringen die Nachricht, daß Gotelinde bei dem Brande von Bechelaren, den Kriemhild durch Hornbog hatte ausführen lassen, den Tod gefunden habe. Da ist es Zeit für Rüdeger, den Kampf aufzunehmen, den ihm (V, 5) Etzel aus Gnaden noch aufgespart hatte: den Kampf mit seinem Freunde Volker und seinem Eidam Giselher. Volker ist bereits zum Tode verwundet und darf sein Leben aushauchen, ohne daß ein Schwertstreich des Freundes ihn trifft. Zuvor aber übergiebt er Rüdeger seine Fiedel, damit dieser sie dem Meister Konrad einhändige und dieser „die größte Märe besinge, die je zur Welt geschah".[1]) — Nun kommt die Reihe an Giselher. Soeben ist das Liebste im Leben, was er aus der Hand Rüdegers genommen, dahingegangen: das „Elfenkind", das er „ins Morgenrot hinein . . . mit ew'gem Glück und ew'ger Liebe" hatte geleiten wollen (III, 3), es war an den Stufen von Helkes Grabmal zum ewigen Schlafe zusammengesunken, still und ergeben, denn:

Wo ganze Wälder knickt der Sturm, da darf
Das Röslein, das gebrochen wird, nicht klagen.

Da stürzt sich Giselher in Rüdegers Schwert und hat nur noch die eine Bitte: neben Dietlind ruhen zu dürfen, was ihm Rüdeger als letzte Gunst gewährt. — Nun bleibt dem durch die Rachefurie zur Rolle eines Gladiators verurteilten Rüdeger nur noch das Letzte übrig: der Kampf mit Hagen. — Es geht schon aus dem am Eingang Gesagten hervor, daß Hagen bei Dahn nicht der Freund Rüdegers sein kann, wie denn auch die innigen Beziehungen zwischen Hagen und Volker hier fehlen.

---

1) „Die Klage", 1738 flg.:

ez ist diu groeziste geschicht,
diu zer worlde ie geschah.

Vergl. W. Grimm, Deutsche Heldensage, S. 108 flg. — Es ist ein ebenso glücklicher Zug Dahns, den Meister Konrad als Dichter der „Klage" einzuführen, wie der Waldmüllers, Volker als Sänger des Siegfriedsliedes darzustellen.

Damit fällt natürlich auch die Tragik des Todes Rüdegers, die uns im Liede und bei Hebbel so gewaltig erschüttert, während sie hier durch das ganze Schicksal des Helden hindurchgeht. Bedeutungsvoll dagegen ist die Frage Meister Konrads an Kriemhild, was denn nach Rüdegers Tode noch weiter geschehen solle. Wohl mag sie selbst nicht wissen, was sie mit der Antwort sagen will, ein Engel mit flammendem Schwert werde vom Himmel steigen und Siegfried rächen. Wie aber Rüdeger tot ist und Hagen den verwundeten Gunther fortführen will, da erscheint der Engel mit dem Flammenschwert: Dieterich von Bern in den lichten Amalungenwaffen. Und nun tritt die Idee, für welche Dieterich unsern Helden zu gewinnen gesucht hatte, welche aber der durch seinen Eid gebundene von sich hatte abweisen müssen, über seiner Leiche in Wirkung und Kraft. Etzel und Kriemhild bitten Dieterich, die Rache für Siegfried zu übernehmen. Er will es thun, doch nur unter einer Bedingung: Etzel, dessen Macht über die germanischen Völker gebrochen ist, soll den Rest seiner Heunen ostwärts in die Steppen führen und allem Volk mit goldnem Haargelock und blauen Augen, soweit es germanische Sprache redet, die Freiheit wiedergeben. Etzel willigt ein; Gunther und Hagen werden von Dieterich gefesselt; Kriemhild tötet sie und stürzt sich dann selbst in den Balmung. Da sinkt auch Etzel, an Leib und Seele gebrochen, an Helkes Grabmal nieder und übergiebt Dieterich die Herrschaft der Welt. Der nimmt sie auf — „für der Germanen Volk!“ und giebt zum Schluß seinem Waffenmeister Hildebrand die Weisung:

Herolde laß in alle Lande ziehen
Und allen Völkern heil'gen Frühling künden:
In Blut versank der blut'gen Nibelungen
Geschlecht; der Heunen Joch und Geißel brach,
Und hoch und leuchtend hängt der Gotenkönig
Zu Bern den Heerschild starken Friedens auf,
Der Amalungen unbefleckten Schild:
Gerächt ist Siegfried, und die Welt ist frei!

Wir wissen nicht, welchem Ausgange der großen Nibelungentragödie wir den Vorzug geben sollen, dem Friedrich Hebbels oder dem Felix Dahns. Das aber wissen wir gewiß, daß in beiden Dichtungen Schätze liegen, die zu heben die deutsche Schule nicht versäumen sollte.

3. Dietrich und Hildebrand.

Wie Hagen und Volker, wie Rüdeger und Eckewart, so sind auch Dietrich von Bern und sein Waffenmeister Hildebrand zwei unzertrennliche Gestalten des Nibelungenliedes. — Der Spielmann Volker hat dem Tronjer seine lichten Züge geliehen, also daß auch „der grimme

Hagen" ein menſchlich Antlitz trägt. Der slâfende man Eckewart hat die Wacht an der Donau an ſeinen Herrn Rüdeger abgetreten und iſt mit dem kamerære der Frau Kriemhild in eine nebelhafte Doppelgeſtalt verwachſen, die erſt durch die kritiſche Sonde der Germaniſtik wieder geſchieden werden mußte. Einen ähnlichen Scheideprozeß hat die neuere Nibelungendichtung mit Dietrich und Hildebrand vorgenommen, und es lohnt ſich wohl der Mühe, die beiden einzigen Helden, die mit Etzel das große Morden überlebten, durch Sage und Dichtung hin zu begleiten.

Dietrich und Hildebrand ſind wie Rüdeger von Bechelaren in die Nibelungenſage aufgenommen worden, nachdem dieſelbe ihre Wanderung an der Donau angetreten hatte. Aber die Stellung des Amalungenfürſten und ſeines Waffenmeiſters im Liede iſt doch eine weſentlich andere. „Dietrichs Name war ſchon zu feſtgewachſen mit andern Teilen der Heldendichtung, als daß er hier noch eine eigene beſondere Fortbildung hätte erhalten können. Er ragt gleichſam nur mit der ganzen Macht ſeiner Perſönlichkeit in das Lied hinein und iſt nur zu einem beſtimmten Zwecke verwendet worden." (Henning, Nibelungenſtudien, S. 9 flg.) Dieſer Zweck iſt die endliche Beſiegung Gunthers und Hagens als der eigentlichen Mörder Siegfrieds, zugleich aber auch die Vollziehung der Sühne an der Rächerin Kriemhild. Mit dieſer zwiefachen That treten die beiden in den Dienſt einer ſittlichen Idee, die allerdings auch im Liede ſchon angedeutet iſt, die aber in großen Zügen durchgeführt zu werden als ein Vermächtnis für die Zukunft aufbewahrt werden ſollte. Sehen wir zunächſt, wie das Lied ſelbſt die beiden Helden behandelt.

Das XII. Lied zeigt uns (1287. [1292. 1304. 1312] 1321) zuvörderſt Dietrich in naher Beziehung zum hunniſchen Hofe. Er gehört zu den Fürſten, die Kriemhilden bei ihrem Eintritt ins Land als Gemahlin Etzels begrüßen, und Herrad, die Schweſtertochter Helches und Tochter Nentwins, wird als ſeine Verlobte bezeichnet, diu hete vil der êren sint. Das gemeinſame Auftreten der beiden Helden fällt in die Zeit, da die Burgunden Bechelaren verlaſſen haben (1656—1669), und zwar erſcheint hier Hildebrand zuerſt als Bote, der ſeinem Herrn die Ankunft der Gäſte meldet, Dietrich als Warner vor der „noch ſehr weinenden" Kriemhild. Auf der Etzelsburg aber bekennt er alsbald mit dem Freimut eines Fürſten, der ſich ein kühnes Wort erlauben darf, daß er der Warner geweſen, und achtet der Drohung der Königin nicht (1685—1687, beſonders ‚nu zuo, vâlandinne, du solt mihs niht geniezen lân'). Er bietet den Burgunden herzlichen Willkomm (1688—1690) und dient ihnen als Führer ze hove (1742), verbietet aber den Seinen die Teilnahme an dem durch Volker inſzenierten Kampf-

ſpiele (1811 flg., beſ. ‚er vorhte siner manne: des gie im sicherlichen nôt'). Und als Volker abermals (durch Erlegung des geputzten Hunnen) zum Kampfe gereizt hat und Kriemhild bei Dietrich Gunſt und Hilfe ſucht, da verſagt er (und mit ihm Hildebrand) ſeinen Beiſtand aufs entſchiedenſte (1836—1839), ſodaß die Königin nun auf ihren Schwager Blödelin angewieſen iſt. Sehen wir ſodann von den als interpoliert zu betrachtenden Strophen 1920—1945 ab, ſo begegnet uns Dietrich (und mit ihm Hildebrand) erſt im XX. Liede wieder, hier aber auch von dieſem Auftreten (nach dem Tode Rüdegers) an bis zum Schluſſe des Epos als der eigentliche Träger der Handlung. — Verſuchen wir auch hier den Gang der Begebenheiten in überſichtlicher Zuſammenſtellung darzulegen.

XX. 1.	Meldung an Dietrich. Botſchaft Helfrichs	2172—2183 =	12 Str.
2.	Sendung Hildebrands	2184—2201 =	18 ‚
3.	Kampfgeſpräch zwiſchen Wolfhart und Volker	2202—2209 =	8 ‚
4.	Kampf. Siegeſtab und Volker fallen	2210—2224 =	14 ‚ [—17]
5.	Wolfhart und Giſelher fallen . .	2225—2240 =	15 Str. [—28]
6.	Hagen und Hildebrand im Zweikampf	2241—2260 =	20 Str.
7.	Dietrich auf dem Kampfplatz . . .	2261—2278 =	18 ‚
8.	Kampfgeſpräch Hildebrands u. Hagens	2279—2284 =	6 ‚
9.	Hagen von Dietrich gefangen . .	2285—2293 =	9 ‚
10.	Gunther von Dietrich gefangen . .	2294—2302 =	9 ‚
11.	Gunthers und Hagens Tod . . .	2303—2310 =	8 ‚
12.	Kriemhilds Tod. Etzels und Dietrichs Klage	2311—2316 =	6 ‚

(Zuſammen 143 Strophen, wovon gegen 80 direkte Rede.)

Es erübrigt, dieſem Ausgang der Nibelunge nôt die Charakteriſtik Dietrichs von Bern mit den Worten Hennings (Nibelungenſtudien, S. 291 flg.) folgen zu laſſen, da wir ſie beſſer zu geben nicht imſtande ſind. „Von Rüdeger findet eine deutliche Steigerung zu Dietrich ſtatt, dem wie ein Nebengeſtirn der alte Hildebrand zur Seite ſteht. Er wird in der Ökonomie des Gedichtes in ſehr planvoller Weiſe behandelt. Während er ſich noch voll Schmerz zurückgezogen hält und als der einzige dem Kampfe fern bleibt, wird unſere Spannung immer ausdrücklicher auf ihn hingelenkt. Wir fühlen, daß dieſe ruhende und an ſich haltende Kraft die entſcheidende und allen überlegene iſt, die, wenn ſie

sich entfaltet, wie das Schicksal wirken muß, alles beendigend, alles vergeltend. Sein Charakter entspricht dieser Rolle: auch nach gefaßtem Entschlusse verleugnet er nicht jene Würde und Größe der Gesinnung, die ihn durchweg in den alten Liedern kennzeichnet. Zu bloß heftigen und verletzenden Worten läßt er sich nicht hinreißen. So lange er eine Wahl hat, beschreitet er immer den versöhnlicheren Weg, und er würde auch zuletzt noch einen milderen Ausgang dem tragischen vorgezogen haben, wenn nicht die Leidenschaften der übrigen sich mächtiger gezeigt hätten als sein Wollen. So wird er gegen seinen Wunsch, bloß durch die zwingende Notwendigkeit der Verhältnisse, das mächtige Werkzeug, welches den von der Sage geforderten Ausgang der Begebenheiten herbeiführt, und wir bewundern in ihm nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch die erhabene Größe des alles sühnenden Schicksals."

In diesem Sinne haben auch unsere Nibelungendramatiker[1]) die Gestalten Dietrichs und seines Waffenmeisters in wesentlicher Übereinstimmung mit dem Liede in ihre Tragödien eingeführt. So Raupach, dessen Drama (Der Nibelungen-Hort. Hamburg 1835) mit den Worten Dietrichs schließt:

Der Erde langes Unglück ist gerochen:
Die Völkergeißel hat der Herr zerbrochen;
Erbarmend hat er unser Volk befreit
Von wilder Horden schnöder Dienstbarkeit,
Erlöst von finsterm Heidentum die Erde:
Nun laßt uns handeln, daß es besser werde.

So Reimar (Kriemhildens Rache. Hamburg 1853), bei dem Dietrich der Klage Etzels an Kriemhilds Leiche, daß keine ihr an Schönheit wie an Rachedurst und wildem Sinn geglichen habe, als deutscher Fürst die Worte hinzufügt: „Doch auch an Treue nicht!" So auch Sigismund (Chriemhilde. Rudolstadt 1875), der das Freundschaftsverhältnis zwischen Dietrich und Rüdeger mehr vertieft und dadurch das Einschreiten Dietrichs motiviert (Nib. 2251,3 ist Gotelind seiner Base Kind; so auch Klage 913 und Überarb. 11550). Über Hebbels und Dahns Nibelungentragödien haben die beiden vorhergehenden Skizzen des Verfassers wohl in genügender Ausführlichkeit berichtet, um die Stellung unserer beiden Helden in denselben erkennen zu lassen. Und wenn wir dort das auffallende Anklingen der Schlußworte bei Dahn an den Schluß bei Hebbel aus der Tendenz der Dahnschen Tragödie erklären konnten,

1) Vgl. Karl Rehorn, Die Nibelungen in der deutschen Poesie (Frkf. a. M. 1876. 1877) und A. Stein, Die Nibelungen im deutschen Trauerspiel (Mülhausen i. E. 1882 u. 1883).

so darf dagegen der Dramaschluß der in gleichem Jahre mit Dahns „Rüdeger" erschienenen „Kriemhild" von Fr. Arnd (Leipzig 1875):

(Etzel): Du junger Sieger, starker Held von Berne
Nimm Du die Kronen hin, ich bin zu Ende —

doch mehr als eine tragische Ironie bezeichnet werden.

So vortrefflich nun auch die oben angeführte Charakteristik Dietrichs genannt werden konnte, so wahr wird auch das Wort bleiben, das W. Scherer (Geschichte der deutschen Litteratur, S. 124) am Schlusse seiner Betrachtung über das Nibelungenlied ausspricht: „Dieser Etzel, dieser Dietrich, dieser Hildebrand, die an dem Grabe des Liebsten stehen, was sie besaßen, haben keine Zukunft". — Das Ostgotenreich, dem Dahn in seinem „Rüdeger" ein glänzendes Denkmal setzt, ist zur Zeit der Bildung des gotischen Sagenkreises bereits verschwunden; das Kreuz, das für Hebbel das Zeichen ist, in dem Dietrich siegen wird, ist umgestürzt worden, weil es mit dem Stempel des Arius geprägt war, und ein anderes Kreuz, das an seiner Stelle aufgerichtet wurde, hat einen weiten Bannkreis um sich gezogen, in dem jener Dietrich vom Teufel geholt wurde und sein Waffenmeister wahrscheinlich nur als der niedriger stehende einem gleichen Schicksal entging. Und dennoch ist eines unverlierbar und unzerstörbar geblieben: der Geist, aus dem Dichtung und Wissenschaft geboren sind, der Geist der Wahrheit, der das ewig Eine sucht und, wenn er es ernstlich sucht, auch findet. — Werfen wir, ehe wir in unserer Betrachtung weiter gehen, einen Blick auf die Nibelungenforschung, aus der sich die weitere Arbeit auf dem Gebiete der Nibelungendichtung ergeben wird.

Es ist bekannt, aber es darf bei dem Halbdunkel, in dem Geschichte und Sage in diesem Zeitraume einander berühren, immer wieder daran erinnert werden, daß der historische Theodorich von Verona (Dietrich von Bern) erst in oder nach dem Todesjahr Etzels geboren wurde, daß er 493 den kühnen Usurpator Odovakar in der Schlacht bei Ravenna, der Rabenschlacht, besiegte und von nun an (bis 526) über ganz Italien herrschte; daß aber in der Sage an die Stelle des Odovakar jener durch sein Schicksal vom Jahre 375 berühmte Ermanarich, Ermenrich, trat, der nun zum Oheim Dietrichs wurde, diesem nach seines Vaters Dietmar Tode sein Reich vorenthielt und ihn zur Flucht zu den Hunnen, natürlich zu Etzel, nötigte; daß sodann Dietrich nach dem Untergang der Burgunden mit seiner Gemahlin Herrad und mit Hildebrand nach dem von dem jungen Hadubrand beherrschten Bern aufbrach und dasselbe, nachdem „der Vater und der Sohn" sich in dem berühmten Zweikampf gemessen, in Besitz nahm, um endlich mit Hilfe Hildebrands und Hadubrands nach dem über den Verräter Sibich er-

rungenen Siege auch in Romaburg einzuziehen und dort glorreiche Werke des Friedens aufzurichten.

Doch das ist bloß eine Seite in dem Wesen Dietrichs, die nationale, die dem deutschen Krieger, der nach Italien kam und die großen Bauwerke in Rom und Ravenna bewunderte, vor allem in die Augen springen mußte. In der großen Masse des Volkes trat mehr seine religiöse Bedeutung hervor: Dietrich ist, um es kurz zu sagen, der menschgewordene Thor-Donar. Daher die Sage von seiner übernatürlichen Erzeugung durch einen Nachtelfen; daher der Feueratem, durch den die Panzer seiner Gegner in Glut geraten; daher seine siegreichen Kämpfe gegen Riesen und Drachen; daher endlich sein letzter Ritt auf einem rabenschwarzen Hengste in den Feuerschlund des Ätna oder Vesuv oder in die Wüste Rumenei oder — zu Wodans wildem Heer.[1])

Diesen Dietrich konnte freilich der „entschieden in engerem Zusammenhang mit geistlichen Anschauungen und geistlicher Dichtung" stehende Dichter der „Not" für seine Zwecke nicht brauchen (vergl. bes. 2182,1 flg. und 2256,3 flg.). Wenn aber auch dieses Werkzeug des „alles sühnenden Schicksals" keine „Zukunft" hat, so war vielleicht sein zum Profoßen erniedrigter Waffenmeister dazu um so geeigneter. Betrachten wir das Verhältnis der beiden zu einander und insbesondere die Ausgestaltung des Hildebrandcharakters bei Wilhelm Jordan.[2])

Im Haine der Göttin zu Holmgard verweilen in der Schule der Wala zwei Fürstensöhne, die ihre Väter, der Sitte gemäß, dorthin gesendet haben: Dietrich, der Sohn des Dietmar, und Hildebrand, der Heribrandsprosse. Und als die Jünglinge das Jahr der Lehrzeit im Glauben der Väter beschlossen, leisten sie am Quell der Höhle, die den Atem der Mutter Erde aushaucht, den Eid, „nicht zu schwanken, noch schwach zu werden in der Leitung des Volks, in der lauteren Führung des eigenen Lebens nach diesen Lehren", indem sie zugleich des Himmels Rache sich aufs Haupt herunter beschwören, wenn ihr Herz je der heimischen Götter vergessen sollte. Und da sie den Schwur geleistet, er-

---

1) Vergl. L. Uhland, Der Mythus von Thôr (Stuttgart 1836). Eine bequeme Übersicht über Mythus und Heldensage bietet: Dahn, Walhall. — Abweichend faßt die Bedeutung Dietrichs: K. H. Keck, Dietrich und seine Gesellen (Iduna, 4. Band).

2) Die zwischen Einsendung und Drucklegung vorstehender Arbeit erschienene, in Ausnutzung des wissenschaftlichen Apparates allerdings vielfach unzulängliche Jordansche Eddaübersetzung (vgl. des Vfs. Besprechung derselben in der Ztschr. f. vergl. Litt., Jahrg. 3, H. 1) vermag indessen unser Urteil über den Nibelungendichter im wesentlichen nicht zu ändern.

laubt ihnen die Wala, den Odem der Göttin einzuhauchen, um die Schatten der Zukunft zu ſchauen. Hildebrand, der ältere, erſchaut für ſich ein Leben voll Sorge und ſchwerer Kämpfe, für den Waffenbruder aber ernſte Gefahren; dieſer für ſich glänzenden Ruhm und Glück, dahinter aber Verdammnis (H. H. I 374—482, IX 67—219).

Nun raſten die beiden am Runenbaume, dem die Seherin Oda die Reiſer zu entſchneiden pflegt, auf welchen ſie Runen ritzt. Da ergießt ſich das bange Herz Dietrichs in die Seele des Buſenfreundes. Er weiß, daß ſein Vater bald ſterben und er ſelbſt dann die Krone tragen wird, und bittet den Freund, die göttlichen Kräfte der Herrſchergewalt, die dieſem verliehen ſind, ihm ſelber zum Heile gereichen laſſen zu wollen:

Bei keiner Entſcheidung großer Geſchicke,
In keiner Gefahr und Not meines Volkes
Soll des Fürſten Befehl erfolgen, bevor nicht
Sein Ohr erlauſcht von Hildebrands Lippen,
Was Ihm als Beſtes ein Gott offenbart.
Sprich, biſt du bereit, ſobald ich dich rufe
Als Königskönig zu kommen nach Bern?

Und Hildebrand reicht ihm die Hand und verſpricht, ſein Freund zu bleiben, „was mehr begreift als große Worte". Aber auch die großen Worte verſagt er ihm nicht; er gelobt, ſein Leben dem Freunde zu widmen und weder durch Frauenminne, noch durch das ihm einſt zufallende ſchwäbiſche Erbe ſich abhalten zu laſſen, zu kommen, wenn jener ihn rufe. Und da Dietrich, nur zu raſch beruhigt, alsbald von der Tochter Winands, des tapferen Staufen, die der Freund auf der Reiſe daher geſehen habe, ſcherzt, da erinnert ihn der Heribrandſproſſe „vorwurfsvoll und feſten Blickes" an den Eid in der Höhle zu Holmgard; und in heiligem Ernſte ſcheiden die Freunde: Dietrich mit dem ſtolzen Seeſchiff, das ſein Vater ihm geſendet, nach Weſten fahrend, Hildebrand auf beſcheidener Schute rheinaufwärts nach der Heimat (IX 220—304).[1])

Freilich hatte der Sohn Dietmars richtig geahnt, als er der Staufentochter, der „roſenwangigen, reizenden Ute", erwähnte. Nach Wochen finden wir den Heribrandſohn auf der Brücke der Neunach, im Hintergrunde den hohen Staufen, den Winand, der wackere Kriegsheld, von ſeinen Vätern ererbt hat.[2]) Und ihm zur Seite die liebliche Ute, von der er hier Abſchied nehmen will.

---

1) Holmgard iſt alſo nicht, wie in der Thidrekſage, das heutige Rußland, ſondern = Holland.

2) Wîcnant, ein Wülfing, einer der 12 Helden Dietrichs, aus der „Klage" und „Alpharts Tod" bekannt.

Von ihrer Schulter beſchaut ihn aufs ſchärfſte
Ihr folgſamer Falke namens Feynald.
Es ſcheint, er gefällt ihm; denn wann er den Finger
Dem Vogel hinhält, dann ſchlägt er die Fänge
Behutſam herum, zuerſt den rechten,
Dann ſacht auch den linken, und legt gar ſänftlich,
Wann ihn Hildebrand küßt, den Hals und das Köpfchen
An die warme Wange und reibt ſich wohlig.

Und wie Ute mit ruhigem Lächeln, die zärtlichſte Liebe in den ehrlich offenen Augen, ihm zuſchaut, da fühlt ſie, „ihr volles Daſein begann erſt von da, wo es doppelt geworden, und dasſelbe ſah ſie in Hildebrands Seele“. Hildebrand aber hält ihr ſeufzend die Hand hin und geſteht ihr — nicht was ſeine Seele mit Glanz und Licht erfüllt, ſondern wie er Dietrich ſein Leben gelobt, und wie er bereit ſein müſſe, wann dieſer ihn rufe. Und das thut er wohl bald, denn mit ſeinem Vater geht es zur Neige, und

Vom römiſchen Reich auch den Reſt zu erobern,
Vom Wendelmeer bis zur weſtlichen Küſte,
Vom Alpenfirn bis zur Ferſe des Fußes,
Den Welſchland formt, das Gebiet zu gewinnen,
Iſt der Goten Begehr und Dietrichs Gedanke.
Unabſehbare Zeit, Jahrzehnte ſicher,
Wenn ſo lange mein Leben die Lanzen verſchonen,
Wird der Sattel mein Sitz, das Zelt meine Zuflucht,
Der Boden mein Bett und die Rüſtung mein Rock ſein.

Und nun ſchildert er mit ergreifenden Zügen das troſtloſe Daſein, zu dem das Weib des Kriegers verdammt ſei. Doch Ute hat ſofort die richtige Antwort auf das bange Zaudern in der Seele des Jünglings:

So wahr ich dich liebe — wofern du's verweigert,
Gehorſam zu ſein dem heiligen Rufe,
Und mir das erzählt: — auf dich zu verzichten
Beſäß' ich den Mut; — denn dann hätte die Minne
Dich zur Memme gemacht, und du wäreſt der Mann nicht
Für die ſtarke, die ſtolze Staufentochter.

Und bald braucht der Falke nicht erſt auf dem Finger zum Haupt empor ſich heben zu laſſen, um ſein Köpfchen an der heißen Wange Hildebrands zu ſtreichen; aber er wird zum Boten, der den Tag der Reiſe melden ſoll, an dem Vater Heribrand den Sohn zur Feier der Hochzeit führen wird (IX, 305—542).

Jahre ſind vergangen, und die Zeit iſt gekommen, da das Geſchick Siegfrieds ſich entſcheiden wird. Wohl hatte dieſer auf ſeinen Fahrten, um ein Reich zu gewinnen für „die ſchöne, die ſtarke, die ſtolze Brunhild“, auch des Berners gedacht, der, wenn auch ſelbſt ungekrönt, für

ſeinen Vater das Reich verwaltete; aber es war ihm unrätlich erſchienen, mit ihm zu ringen:

Mit dem Deutſchen der Deutſche, das hielt ich verdammlich. (S. S. IX, 142—150.)

Nun erſcheint, während Siegfried, der Einladung Gunthers folgend, in Worms weilt, im Haine zu Holmgard eine Geſandtſchaft Dietrichs von Bern: Hildebrand, ſein wackerſter Mann und Waffenbruder; der treue Mime, Siegfrieds Pfleger; Helfrichſon Hunold und Wenzel der Weidmann; endlich in ihrer Begleitung, aber im Fahrzeug in Feſſeln ſchmachtend, Sibich der Welſche. Geführt ſind die Boten von Hulda, der Königin von Holmgard, und es gilt, Siegfrieds Urſprung aus heiliger Ehe feſtzuſtellen und damit ſein Anrecht auf den Thron der Burgunden zu erweiſen [1]). Und nachdem dies geſchehen, beſteigt Oda noch einmal „den goldenen Stuhl auf der hohlen Stufe" und fragt den Boten des Berners, was dieſer für ſeinen Herrn, den Gotenführer, zu wiſſen begehre. Und dieſer legt ſeine Fragen vor:

Was hilft uns zum Heil
Vor den hunniſchen Horden?
Was ziemt in der Zukunft
Dem Deutſchen als Ziel?

und empfängt als Antwort darauf die Prophetie der Seherin, aus deren 16 Strophen hier nur die auf Dietrich bezügliche folgen mag:

O, Dietrich, bedenke
Den Neid in der Nähe!
Sonſt wirft ein Verwandter
Dich treulos vom Thron,
Und Sicherheit ſuchſt du
Und Hilfe zur Heimkehr
In bitt'rer Verbannung
Beim gefürchteten Feind.

Mit dem Hinweis auf „die Krone der einigen Kraft", die das deutſche Volk dereinſt, wenn es die Größe der Väter begriffen, ſich ſchmieden werde, ſinkt die Seherin nieder, und während die übrigen ſie erſchüttert umſtehen, „da verſchwand unbemerkt von der Schwelle der Grotte und gewann das Weite Sibich der Welſche" (S. S. XVIII, 306 bis 660).

Damit iſt denn auch der Verräter Sibich, der in den Heldenſagen von Dietrich eine ſo wichtige Rolle ſpielt, in unſer Epos eingeführt. Jordan läßt ihn — als Falkner — bereits Mitwiſſer des Mordes ſein, durch welchen „zu Gibichs Zeiten" Siegfrieds Vater aus dem

1) Näheres über die Begründung dieſer Anſprüche nach der Darſtellung Jordans mitzuteilen, wird bei einer ſpäteren Gelegenheit Veranlaſſung ſein.

Wege geräumt und dieser seiner Erbfolge beraubt worden war. Damals war er nach Welschland gewichen. Nachdem aber, alsbald nach der Doppelhochzeit in Worms, die ersten Spuren der Anwartschaft Siegfrieds auf den Burgundenthron durch Mime ermittelt worden waren, war dieser mit Wendel und Hunold dorthin geeilt und hatte ihn endlich nach siebenjährigem Suchen — „durch Dietrichs Dienste" — gefunden und dann gefesselt im Seeschiff nach Holmgard gebracht, von wo er, wie wir sahen, abermals entwich, um indessen nicht den erhofften Lohn für seinen neuen Verrat, sondern durch den sein Zeugnis fürchtenden Hagen den Tod zu finden (S. S. XXI, 243—331).

Für den Fortgang der Sage ist sodann wichtig, was Hildebrand als „Nornegast" an Jörmunreks Hofe über die Zeit, in welcher Etzel um Siegfrieds Witwe warb, erzählt (H H. VI, 46—77). Der „Verwandte", vor dem die Seherin in Holmgard gewarnt hatte, war Dietrichs Oheim Ermanarich, der ihn nach dem Tode seines Vaters Dietmar ruchlos um sein Erbe betrogen, sodaß dieser nun „auf die Wendung des Schicksals zu siegender Heimkehr an Etzels Hofe" wartete. Hildebrand aber empfängt von Dietrich den Auftrag, mit dem „Heiratsgesandten" Rüdeger „ins Rheinland zu reiten, um richtige Kunde von allem, was göre in deutschen Gauen und in Welschland zumal, unterwegs zu sammeln", und erwirbt nun bei Kriemhild als Arzt dasselbe Zutrauen, das er als „Meister der Weisheit" bereits bei Etzel besaß. — So sind die Fäden, die das Geschick Dietrichs und Hildebrands miteinander und mit den großen Ereignissen der Sage verbinden, kunstvoll verschlungen und, mit dem Stempel der inneren Wahrheit versehen, bis zu dem Zeitpunkte hingeführt, in dem der zweite Teil des Nibelungenliedes beginnt. Von hier ab aber treten die beiden in einen scharfen Gegensatz zueinander und zum Lied, und wir werden zuzusehen haben, ob der Dichter auch in diesem Teile der Sage der Forderung innerer Wahrheit entspricht.

Hildebrand ist als der eigentliche Bote von Worms — Rüdeger scheint nur als Geleitsmann von und nach der Grenze des Etzelreiches gedacht zu sein — zu dem Hunnenkönig gekommen und findet diesen in sehr unwirscher Stimmung, die sich äußerst wirkungsvoll — als stimmender Akkord — in den Worten ausspricht (H H. VII, 76—78):

Ein Weib als Köder, den Weltherrn zu kirren,
Ihn bezaubert, gezähmt, am Zügel zu führen.
Nicht übel gedacht, Herr Dietrich Landlos!

Es ist eine Welt voll Gedanken, die sich dem Geschichtskundigen bei diesen Worten eröffnet. Und bald erfahren wir denn auch in großen Zügen aus der Unterredung zwischen den beiden, sowie aus der

zwiſchen Etzel und Kriemhild, der Hildebrand — als einziger Zeuge, „wie Etzel geworben um Siegfrieds Witwe" — ungeſehen beiwohnt, daß der Hunnenkönig ſich als Erben Siegfrieds betrachtet, und wie er als ſolcher die Sendung habe, „vor den römiſchen Ränken zu retten den Erdkreis", wozu es indeſſen neben der hunniſchen „Gottesgeißel" des „deutſchen Dauerkittes" bedürfe. Daß er aber bei dieſem Werke nicht auf Dietrich zählen könne, iſt hier bloß angedeutet, während Geſ. IX (551 flg.) den Schlüſſel zu dieſer geheimnisvollen Andeutung bringen wird.

Siegfrieds Witwe iſt nun ſeit Jahren dem mächtigen Etzel vermählt. Ein Sohn, Ortlieb, iſt ihm von Kriemhild geſchenkt worden; die Schlacht bei Katlaun, wo er „zum erſten Male, wenn auch ſelbſt unbeſiegt, doch ſieglos gerungen", iſt geſchlagen; aber noch hat Etzel gezögert, den Lohn zu zahlen, den er bei der erſten Begegnung mit Kriemhild gelobt; denn „wer ein Weltreich führt, muß zu warten verſtehen". Da wird bei Dietrich von Bern, der jetzt mit Etzels Hilfe ſein Reich wieder beherrſcht, durch ſichere Boten verkündet, ein dunkles Verhängnis ziehe die Nibelunge von Worms nach der Donau.

Die Nachricht vernehmend,
Entbot der Berner zu Bothelſon Etzel
Mit großer Geſandtſchaft den Sohn des Herbrand,
Ach, weniger wünſchend, das Unheil zu wenden,
Als froh des Vorwands, den Freund zu entfernen!
Ihn hatte bezaubert die Tochter Zenos,
Des griechiſchen Kaiſers, und hoch willkommen
War dieſem Dietrich für Theodora,
Auch ihm als Eidam vor allen andern
Erwünſcht zur Hilfe gegen die Hunnen.
Doch wollt' er die Tochter nur dem getauften
Zur Gattin geben. —

Ein Göttertempel der Römer zu Raven war aufgerüſtet zum dämmrigen Dom. Schon kniet da Dietrich und beugt ſein Haupt ins marmorne Becken. Da verfinſtert ſich die Sonne, und hinter dem Standbild der Ceres, das raſch zur Himmelsmutter vermummt worden war, tritt Hildebrand hervor, und ſein Wort durchhallt wie Donner den Dom:

Dietrich, Dietrich,
Wie du mir gedankt, das durchdauert die Zeit
Als ſchwärzeſte That. Mein Schwur iſt gelöſt.
Die Drachenbrut lacht. Da droben erliſcht
Die Sonne ſogar, um nicht ſolches zu ſeh'n.
Im Herzen zermalmt kehrt Hildebrand heim,
Da den Bruder der Weih'n der Bruch ſeines Worts
Zum Genoſſen der Nacht und zum Niblung gebrandmarkt.

Wir übergehen in raſchen Schritten die Ereigniſſe, die zwiſchen Hildebrands Sendung und ſeiner unvermuteten Rückkehr nach Ravenna liegen: „der Niblunge Not und jähe Vernichtung", die Horand der Harfner und er ſelbſt, einer den andern ablöſend, ſpäter an Jörmunreks Hofe erzählen (H. H. XIV—XVIII), und führen bloß an, was auf das Verhältnis unſerer beiden Helden ſelber Bezug hat: wie Etzel und Hildebrand miteinander beraten, was zu geſchehen habe, um allmählich „lichtwärts zu lenken die Loſe der Völker" (XIII, 218 bis zu Ende), wobei wir beſonders auf das mächtige Bild von den beiden Feuern, die ſich begegnend miteinander verbinden (622 – 759) aufmerkſam machen; wie nach dem Untergange der Burgunden Hildebrand als „Meiſter der Weisheit" zugleich aber auch als Wülfing, der dem Wölſungengeſchlechte verwandt iſt, von der den freiwilligen Sühnetod ſterbenden Kriemhild den Auftrag empfängt, ihre Tochter Schwanhild, die letzte des Wölſungenſtammes, aus dem hohen Norden, wohin ſie durch Wikinger geraubt und verſchlagen ſei, zu holen; wie er aber zuvor mit Hilfe des ihm ſchon vor jenen Ereigniſſen von Etzel bereit geſtellten Geſtütpaſſes (XIII, 377—399 und XIX, 66 – 204, beſonders das prächtige Gemälde von der „ſchönen Malka, der Schimmelſtute") „in raſender Eile" nach Raven reitet, um den Freund zu retten, dies freilich zu ſpät und ſo das Wort erfüllt ſehend, das ſchon Etzel geſagt (XIII, 254): „Er ſiegt, er ſiegt, es iſt alles umſonſt!"

Es könnte ſcheinen und in der That iſt es auch ſo aufgefaßt worden, als habe unſer Dichter in „Hildebrands Heimkehr" den Kampf des „naturgewaltigen modernen Heidentums" gegen das Chriſtentum durchführen wollen. Dieſer Kampf iſt allerdings Gegenſtand der Dichtung; aber es iſt nicht die Luſt am Kampf, ſondern die Freude am Sieg, was den Lebensnerv derſelben ausmacht. Der Sieg aber liegt „am Brunnen der Urd vor der rauſchenden Eſche", wo die Lage der Loſe in Runen gemeldet,

Daß die wehvolle Welt erwarte und wünſche
Als Muſter und Macht den Meiſter der Milde,
Weil maßloſen Mordens müde der Menſch ſei.

Und der Walter in Walhall, dem dieſe Worte gemeldet werden, will ja neidlos den Namenloſen bei ſich auf dem Königsſtuhle willkommen heißen:

Doch das dauert noch lange dunkle Zeiten,
Und wenige wiſſen, erwachend vom Traume,
Dem allertrübſten, der je geträumt ward,
Vom Walten der Aſen. Nur Einer weiß dann,
Daß Er und Wir aus einer Wurzel
Aufgewachſen in Urverwandtſchaft. (XX 704—709.)

Das ſind freilich nur Worte, und dieſe Worte ſind gar einer Viſion entnommen (XIX und XX, „dieſe divina commedia germaniſcher Mytho-

logie". R. Gottschall in „Unsere Zeit", Jahrgang 1875). Aber Hildebrand träumt diesen Traum, während er, von einem Feldstein an der Schläfe getroffen, auf der Walstatt bei Raven liegt. Und diese Schlacht hat er mitgekämpft gegen den Heruler-König und für den Freund, der eben das Gelübde der Treue gebrochen hatte und dessen Fahne er dennoch gefolgt war „aus alter Treue, doch traurigen Herzens" (XIX, 214—238).

Damit beginnt die Folge der Ereignisse, die nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit der Nibelungensage stehen, die aber Jordan in Anknüpfung an das alte Hildebrandlied und die Jörmunreksage als eine überaus geistvolle „Erfüllung des Christentums" hinzugedichtet hat, um wenigstens einer der Gestalten, welchen wir mit Scherer die „Zukunft" absprechen mußten, eine solche zu geben. Und wenn auch dieser Hildebrand dem Glauben seiner Väter, dem „deutschen Glauben" die Treue bewahrt, wenn auch kaum ein Anklang an christliche Worte und Lehren in der Dichtung zu finden ist, so sind doch die Thaten dieses „Meisters der Weisheit" — doctor theologiae naturalis würde wohl der akademische Grad sein — so durch und durch von dem Geiste des reinen Christentums erfüllt, daß wir empfinden und fühlen: Diese „Götterdämmrung der ganzen Erde, die näher und näher auch Norweg kommt" (H. H. XII, 21 f.), sie wird dieses neue Geschlecht so ergreifen und durchdringen, daß es sich nicht mehr durch einen Schwur bindet, die Zeichen der Zeit zu mißkennen, oder seinen Schwur bricht, um dann, wie der in Schwermut verfallene Dietrich, „auf rasendem Rappen von dannen zu reiten" und sich in den feurigen Trichter des Vesuv hinunter zu stürzen (H. H. I, 97—109).

Anstatt ein Skelett jenes darwinistischen Heidenapostels vorzulegen, lassen wir das Gebet folgen, das seine Novize, die „vom verderblichen Dünkel zur Demut geheilte" Wölsungentochter, „vor ihres Vaters Fündlingswiege" gerade zu derselben Zeit betet, da ihr künftiger Gatte Hadubrand den berühmten Zweikampf mit seinem Vater Hildebrand besteht (H. H. XXIII. 291—307):

Du droben in Walhall, den diese Wiege
Einst nackt hinaustrug in Not und Elend,
Auch deine Tochter ist tapfer geworden.
Du besiegtest den Lindwurm, die sündige Lust.
Dein Beispiel gebot's, und die besten der Menschen
Lehrten mich lieben die Lasten des Lebens
Und durch Arbeit erwerben eigenen Wert
O höret mein Lallen, ihr Herzenslenker!
Laßt scheiden von mir als nichtigen Schatten
Auch den letzten Neidrest der Nibelunge.
Ich träumte vom Purpur und trage Zwillich,
Von Diademen und bin eine Dienstmagd,

Von der Liebe des Helden und lausche gehorsam
Seines herrlichsten Weibes leisestem Wink.[1])
Mit Herz und Gemüt, ihr himmlischen Mächte,
Bringt euch Schwanhild, die schwer erlöste,
Nun dar ihren Dank, daß sie Demut gelernt.

Der diese Wandlung der stolzen Wölsungentochter zuwege gebracht hat, ist Hildebrand; und der diesen Hildebrand geschaffen hat, ist — Wilhelm Jordan. Da aber unsere vorzugsweise kritisch angelegte Zeit mit Recht nach der Marke fragt, unter welcher eine Dichtung gegen den üblichen Kurs in die Welt hinaus geht, so bleibt uns zum Schluß noch übrig, in einigen Punkten auf die Vorlagen hinzuweisen, nach welchen der Dichter in seiner freien Ausgestaltung des Hildebrandbildes gearbeitet haben mag, ohne daß wir deshalb beabsichtigen, „das bunte Gewebe des Liedes gelockert in Fäden zu lösen, ja, rückwärts zum Rocken zu Flachs zu zerzupfen, um von Zettel und Zuschlag den Ursprung zu zeigen" (S. S. II, 304 flg.).

1. Derselbe Hildebrand, der im Nibelungenliede Waffenmeister und als solcher nur Diener und Bote des gewaltigen Dietrich von Bern ist, darum aber auch gelegentlich eine eines alten erprobten Helden wenig würdige Rolle spielt (2244), erscheint überall sonst als der von dem Vater Dietmar seinen beiden Söhnen Dietrich und Diether beigegebene Pfleger, also Erzieher,[2]) und es lag mithin dem Dichter der Neuzeit nicht fern, ihn mit dem Erbprinzen auf die hohe Schule der Wala zu senden und den, der auch in den Jugendabenteuern Dietrichs (Ecken Ausfahrt ꝛc.)[3]) als der geistig überlegene erscheint, zum Vater eines welterobernden Gedankens zu erheben (s. oben: H. H. IX, 443—451).

2. Die hohe Stellung, die das Lied von Hildebrand in der althochdeutschen Litteratur einnimmt, und die armselige Weiterbildung desselben durch Kaspar von der Röhn mußte einen mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug der Gegenwart versehenen Dichter reizen, den Helden desselben zum Mittelpunkt einer weiteren Ausdichtung des Nibelungenstoffes zu machen. Es war ihm dabei die Freiheit gegeben, die Raben-

1) Zur Erklärung diene, daß Schwanhild zu Drontheim in dem Wahne befangen war, Hildebrand sei der in Menschengestalt für sie erschienene göttliche Erlöser.

2) Biterolf 7990: iuwer vater gap iur hant | durch triuwe in die mîne | deich iuch und alle die sîne | in mîner pflege solte lân. — Dietrichs Flucht 2535: Diethern und Dietrîch | die zog ein herzog rîch | Hildebrant der alte | der kuene und der balde. — Dietrichs Drachenkämpfe 3ᵇ: Dô sprach der junge dietherrich | Her hiltebrant mîn vatter mich | Uch his also ziehen | Bitze daz ich wirde ein kreftig man.

3) 2,12 flg.: Mit listen lebt kein weiser | Dann der meyster Hiltebrand (von Hilde und Grim).

ſchlacht, die der Sage nach vor die Nibelungenſchlacht, ja ſelbſt vor Helches Tod fällt, zum Ausgangspunkt ſeiner „Hildebrandeis" zu nehmen, womit er nicht bloß einer künſtleriſchen Forderung entſprach, ſondern auch dem Sagenmateriale ſelbſt eine lichtere, planvollere Geſtalt verlieh (Dietrich mit Hildebrand und ſeinem ganzen Gefolge 30 Jahre lang als Gaſt bei Etzel — undenkbar! Aber Hildebrand als Geheimerat in Dienſten des zu Etzel im Verhältniſſe eines Vaſallen ſtehenden Dietrich an den Hunnenkönig geſandt — liquet!).

3. Die Verbindung der Dietrich- mit der Ermanarichſage führte ganz naturgemäß zu einer Verbindung der Hildebrand- mit der Jörmunrek-(= Ermanrich)ſage des Nordens und mit dieſer zu der Sage von Schwanhild, der Tochter Siegfrieds und Kriemhilds, die ſelbſtverſtändlich, wenn ſie neben Hildebrand Mittelpunkt der Weiterdichtung werden ſollte, bei Siegfrieds Tod ſchon einige Jahre zählen mußte. — Die ſittliche Läuterung des in der nordiſchen Sage als jähzornig, gewaltthätig und grauſam geſchilderten Jörmunrek und ſeines Sohnes Randver (Ramver), die Zurückführung des aufrühreriſchen Herzogs Hakon in die Arme ſeines Schwiegervaters durch Vermittelung des kleinen Jorek und die Überführung und Beſtrafung des Verräters Bicki (= Sibich) bilden neben der an Schwanhild ſelbſt zu vollziehenden Katharſis ein dankbares Miſſionsgebiet für den Apoſtel des germaniſchen Glaubens.

4. Wenn der „alte" Hildebrand nach der Thidrekſage (c. 381) bei ſeinem Tode 200, nach andern wenigſtens 150, 170, 180 Jahre zählt, ſo lag es für den neueren Dichter nicht fern, ihn, wenigſtens für die nächſte Zeit ſeiner Miſſionsthätigkeit im Norden, mit dem erſt im Alter von 300 Jahren die Lebenskerze auslöſchenden Nornagestr der nordiſchen Sage zu identifizieren. Da aber dieſer „Gaſt der Nornen" niemand anders iſt als der „Wanderer Odin", der zuerſt als prim-ignadhr, dann am Hofe des heldenhaften und frommen Königs Olaf Tryggvaſon als eifriger Bekenner des neuen Glaubens eingeführt wird, ſo iſt durch die Heranziehung dieſes nordiſchen Ahasver zugleich auch der endliche Sieg des Chriſtentums als Ausgang unſers Epos dargeſtellt (vergl. oben die Stelle aus H. H. XX 704—709).

5. Wollen wir alſo, wie oben die Bedeutung Dietrichs als des ins Menſchliche überſetzten Thor-Donar, ſo hier auch die Hildebrands kurz zuſammenfaſſen, ſo können wir ſagen: der im Nibelungenlied nur als „Nebengeſtirn" Dietrichs erſcheinende Hildebrand iſt der in ſeiner letzten Geſtalt menſchgewordene Odin-Wuotan, über deſſen Weſen und Wirken der freundliche Leſer, der unſere Andeutungen weiter verfolgen will, aus J. Grimms oder Simrocks deutſcher Mythologie oder hand-

licher aus Dahns „Walhall" die erforderliche Parallele zu ziehen imstande sein wird.

6. Wer aber Anstoß daran nehmen will, daß diese Wodansenkel noch unter uns, ja an höchster Stelle im Reiche weilen sollen, der nehme aus dem Nibelungenliede die Markgrafen (Gere, Eckewart u. a.) heraus, weil sie als wahre und wirkliche Zeitgenossen der betreffenden Sänger nachgewiesen sind; der nehme die ganze Wölsungensage hinweg, weil sie die Unterlage der das norwegische Königshaus verherrlichenden Ragnarsage bildet; der streiche aus der römischen Litteratur die das julische Haus mit Troja verbindende Aeneis und aus der griechischen die Ilias, in der die hohen Geschlechter von Hellas ihre Ahnen verewigt fanden. Und wenn ihm das alles gelungen ist, und wenn er jede Spur, die von Homer bis zu dem neuesten „Sagemund" hinführt, glücklich beseitigt hat, dann wollen wir auch den Meister Hildebrand Jordans mit in den Kauf geben und mit den „allerjüngsten" ausrufen: Vivat „Meister Timpe!"

Der vorsichtige Conjunctiv.

Von **Rudolf Hildebrand.**

Es ist mit unserm Conjunctiv ein wunderlich Ding. In alter Zeit war er im Unterschied vom Indicativ in der Sprache so fein und reich entwickelt, daß man daran Studien über das Wesen der beiden Modi machen kann. Es ist, als ob da die beste grammatische Schule ihre pflegende Hand darüber gehalten habe, die es doch gar nicht gab. Jetzt dagegen ist er zum Theil in einem Verfall begriffen, indem man in allerlei Fällen den derberen Indicativ zu setzen geneigt ist statt des feineren Conjunctivs, den der genaue Gedanke erforderte. Man kann davon sich täglich überzeugen, nicht bloß bei hastigen Tagesschriftstellern, sondern auch bei guten Stilisten. Mir scheint das um so merkwürdiger, wenn man bedenkt, wie viel in Deutschland herum täglich Zeit und Mühe verwendet wird auf das Einprägen des Conjunctivs und seines Unterschiedes vom Indicativ, nämlich im lateinischen Unterricht. Aus diesem kommt seit Jahrhunderten allerlei Einfluß auf den deutschen Stil, was ja begreiflich ist, da Jahrhunderte lang der Deutsche sein höheres, schulgerechtes Denken am Latein zu lernen hatte. Der Einfluß ist keineswegs immer ein heilsamer, aber hier könnte er es sein und bleibt aus. Das ist mir fort und fort ein Gegenstand der Verwunderung.

Aus älterer Zeit zunächst nur ein paar Proben. Aus althochdeutscher Zeit ist mir lange besonders merkwürdig eine Stelle in der

Evangelienharmonie des Tatian, 97,1. Da tritt der verlorne Sohn vor seinen Vater und verlangt sein Erbtheil: da mihi portionem substantiae quae me (so) contingit, beim deutschen Uebersetzer aber: gib mir teil thero ehti (Habe) thiu mir gibure (übrigens etwas ungenau übersetzt, es müßte heißen: gib mir then teil thero ehti, ther mir gibure), also überraschend mit Conjunctiv für den Indicativ, den der Uebersetzer in der maßgebenden Vorlage vor sich hatte.

Der Fall ist lehrreich nach mehreren Seiten, besonders sieht man daran sicher, daß das Sprachgefühl der damaligen Deutschen durchaus nicht so abhängig vom Latein war, in dem sie doch allein geschult wurden, als man sichs gewöhnlich denkt; setzt sich doch eine innere Festigkeit des eignen Sprachgefühls bis ins 17., 18. Jahrhundert fort dem Latein gegenüber. Und wenn der gute Otfried die Stelle hätte kennen können oder ähnliche Fälle vor Augen gehabt hätte, so hätte es ihm ein schöner Tropfen Trost sein können in den Schmerz um die Barbarei der Muttersprache dem Latein gegenüber (s. oben S. 150), ist sie diesem doch hier einmal an Feinheit über. Auch das Wesen des Conjunctivs läßt sich an der Stelle recht deutlich erkennen. Der Anspruch auf den Erbtheil ist ja Thatsache, daher richtig der lateinische Indicativ und man sollte den Conjunctiv für unmöglich halten. Möglich wird er nur dadurch, daß die Thatsache eben nicht als bloße Thatsache behandelt wird, sondern eine Gedankenzuthat erhält, einen subjectiven Anstrich sozusagen, etwa so: Gieb mir den Theil, der mir ja wohl gebührt. Mit objectiv und subjectiv ist der Unterschied der Modi am genauesten bezeichnet, aber auch Objectives, unzweifelhaft Thatsächliches kann conjunctivische Fassung erhalten, sobald es mit subjectiver Färbung auftritt.

Im Mittelhochdeutschen ist dieser Fall eines Conjunctives, der ganz gegen unsere Gewohnheit verstößt, so häufig, daß ich aus meinen Notizen ganze Seiten damit füllen könnte. In der Gudrun z. B., als König Hetele veranlaßt wird, um die irländische Königstochter Hilde zu werben, deren Schönheit man ihm preist, entschließt er sich zu dem gefahrvollen Unternehmen in der Verhandlung mit seinen Fürsten darüber mit den Worten: ich wil dir gerne folgen, nû si sô schoene sî (215,1). Er behandelt damit die Schönheit der Hilde durchaus nicht als zweifelhaft, sie bestimmt ihn vielmehr als Thatsache zu dem Unternehmen. Aber es kommt ein Anstrich aus seiner Gedankenwelt hinzu, der den Conjunctiv herbeiführt, etwa so: da sie *also* so schön ist, wenn nicht zugleich gemeint ist, wie ihr sagt. Derselbe Fall ebenda 407,1, wo Hilde sich geneigt zeigt, den Hegelingen heimlich zu folgen, nachdem ihr Horant vorgespiegelt, sein König singe noch weit schöner, als er selbst, mit den Worten: nû sô gevüege din lieber herre sî usw., da also dein Herr so gefüge ist,

wie du ſagſt. Der Fall erinnert an den lateiniſchen Conjunctivſatz mit quum, in welchem auch eine ſichere Thatſache doch conjunctiviſch behandelt wird. Aber der Conjunctiv bei unſerm alten nû iſt nicht nothwendig, wie er es beim lateiniſchen quum iſt. Man ſieht daran, welche Freiheit das alte Sprachgefühl hatte; daß aber ſowohl Indicativ als Conjunctiv möglich iſt, iſt nicht ein grammatiſches unreifes Schwanken, ſondern fließt ganz richtig aus der Natur des Falles, der zwiſchen ſubjectiv und objectiv genau auf der Schwelle ſteht.

Es kommen Fälle vor, wo wir geradezu verblüfft vor dem Conjunctiv ſtehen, z. B. in einem Minneliedchen in den Carmina burana, S. 228 (Bartſch, deutſche Liederdichter, S. 287), das beginnt:

der al der werlt ein meister sî,
der gebe der lieben guoten tac.

Gott als Herr aller Welt im Conjunctiv! Und ähnlich in den Nibelungen 938, Lachm., wo der todtwunde Siegfried dem König Gunther ſeine Gattin zur Fürſorge empfiehlt mit beweglichen Worten, dabei:

Lât si des geniezen
daz si iwer swester sî.
durch aller fürsten tugende
wont ir mit triwen bî.

Die Fälle gehören doch auch unter den Geſichtspunkt, daß etwas, das thatſächlich iſt, wie es nur ſein kann, aus dem äußeren Kreis des Objectiven für den Augenblick hereingezogen wird in den ſubjectiven inneren. Zum Vergleich mit der erſten Stelle eignet ſich eine in Müllenhoff und Scherers Denkmälern, 2. Ausgabe S. 143, in dem Münchener Ausfahrtſegen; der Ausfahrende ſeguet ſich da unter Andrem mit dem Wunſche (Vers 9, ff.):

daz mir allez daz holt sî
daz in deme himel sî,
diu sunne und der mâne
unde der tagesterne scône.

Hier denkt man unfehlbar an die ſog. Attraction und man kann das wohl, wenn ſie nicht zu äußerlich gefaßt wird, wie man gewöhnlich thut.

Noch ein paar Belege, wie fein das Conjunctivgefühl entwickelt war. Im deutſchen Cato 374 wird Rath gegeben für den Fall, daß man aus vermögenden in unvermögende Verhältniſſe komme:

so gehabe dich wol unde lebe
daz (l. des) dir diu zît denne gebe,

d. h. ſei froh und lebe von oder mit dem, was dir die Zeit eben geben wird, in der lateiniſchen Vorlage mit Indicativ: fac vivas contentus eo quod tempora praebent. Zu bemerken iſt dabei, daß dieſer Conjunctiv beſonders gern nach dem Imperativ eintritt, der ja ſelbſt auf

die Zukunft weist und damit dem Gedankenkreis und nicht der Thatsächlichkeit angehört; eben im deutschen Cato z. B. noch, V. 58, gerne behalt daz man dir gebe, V. 87 behalt daz man dir sage; auch in der Nibelungenstelle oben und in der aus Tatian geht dem Conjunctiv ein Imperativ voran.

Und noch ein Fall aus der Sprache des Rechtslebens, also mit dem vollen Ernst der Thatsächlichkeit. In einem Weisthum vom Hundsrück aus dem 15. oder 16. Jahrhundert (J. Grimms Weisthümer 2,233) werden die Unterthanen angewiesen, einen verfolgten Verbrecher einfangen und einliefern zu helfen: es seind die bürger und lehenleuth dem vogt schuldig gehorsam zu sein, und (d. h. indem sie) den gefangen helffen liebern, so weit die marck gehe, d. h. mit der Grenze des Gebietes hört die Verpflichtung auf. Sieht man in die Gedanken des Verfassers hinein, so zeigt sich: es sind einzelne Fälle vorgestellt, die nur dem Gedankenbereich und der Zukunft angehören, und in diesen Kreis wird auch das herein gezogen, was gerade fest ist von jeher, der Bereich und die Grenze der Mark, die denn in dem Conjunctiv gefaßt erscheint.

Es wird mir schwer, abzubrechen mit weiterer Zeichnung der Schönheit unsres alten Conjunctivgebrauches; aber ich wollte ja nur das Gefühl der Verwunderung erwecken, die ich so oft empfunden habe, wie in jener Zeit das gänzlich ungeschulte Sprachgefühl den Unterschied zwischen Außenleben und Innenleben, thatsächlich und gedacht, Objectivem und Subjectivem, auch in ihrem Verfließen so scharf und fein beobachten konnte, wie man es nur einer philosophischen Zeit wie der unsren zutrauen möchte.

Für den jetzigen Stand der Dinge fehlt es mir leider an einer Belegsammlung, aber eine gewisse Verwahrlosung habe ich seit Jahren beobachtet und jeder, der sein Augenmerk drauf richtet, kann die Sammlung jeden Tag beginnen. Einen besonders lehrreichen Fall, wie die Verwahrlosung eintritt, zeigt ein gewisser Gebrauch von „dahin stehen", z. B.: was der tiefere Grund seines ungewöhnlichen Verhaltens war, das stehe dahin, wie man auch sagt, „das sei dahin gestellt", wir wollen es für jetzt bei Seite lassen; man findet aber sehr häufig geschrieben und gesprochen: das steht dahin, vielleicht im Sprechen entstanden aus: das steh' dahin. In Hempels Göthe 8,146 heißt es in einer Einleitung: „Wenn auch das Epigramm schon aus dem Jahre 1779 stammt, so beweist doch nichts, daß Göthe schon in der Frankfurter Zeit, wo er Kaufmann wenigstens nicht nachweisbar gekannt hat, von einer schlimmen Meinung über ihn erfüllt gewesen ist", wo ich nur wäre für möglich halte, da eben die schlimme Meinung Göthes für diese Zeit aus der Wirklichkeit verwiesen wird. Es wäre eine werthvolle Untersuchung, wie auch das Sprachgefühl eines Gelehrten da auf den Indicativ verfallen

konnte. Ich glaube, es hängt mit dem sogenannten Cultus der Thatsachen zusammen, der in der Gegenwart immer mehr in Blüthe kommt. Das Ziel aber, wohin der Weg führt, kann man am Niederländischen sehen. Da werden z B. die Worte in Fr. M. Felders Reich und Arm, S. 397, „als ob es nur für dich da wär" in der niederländischen Uebersetzung so wiedergegeben 2, 157: als of't er maar alleen voor jou is.

Lehrreich ist auch ein Fall, den ich mir einmal notiert habe. In einer angesehenen Zeitschrift wurden die Vollmerschen Einzelausgaben von Schillers Dramen kritisch besprochen und an Vollmers Einleitungen scharfe Ausstellungen gemacht, z. B.: die zum Wallenstein beginnt gleich mit folgendem Satze: „Die ersten Spuren daß Schiller den Gedanken einer dramatischen Bearbeitung Wallensteins gefaßt habe (!) finden sich zu Anfang des Jahres 1791." Also entschiedener Anstoß genommen an diesem Conjunctiv, der geradezu als auffallender Fehler behandelt wird. Warum? Die ersten Spuren sind wohl noch außer dem Bereich der Sicherheit gedacht oder wenigstens auf der Schwelle zwischen sicher und unsicher stehend. Damit ist denn der Conjunctiv möglich, der Indicativ freilich auch, sodaß der Fall zu den schwankenden gehört. Mir aber, wie die Dinge stehen, ist es doch lieber, einen Conjunctiv mehr als weniger zu sehen. Oder hat der Kritiker den Conjunctiv lateinisch, also undeutsch gefunden? Das Latein gäbe doch keinen unmittelbaren Anhalt dazu. Uebrigens sind Fälle zu beobachten, wo der lateinische Gebrauch das Deutsche unrecht beeinflußt, z. B. bei Gellert in einem Lehrgedichte das natürliche Verderben des Menschen:

Ich weiß, wie groß es sei,
Aus Ueberlegung handeln,
Und handle doch aus sinnlichem Gefühl.

(Gellerts Schriften 1784; 2, 125.)

Da ist der Conjunctiv wirklich lateinisch gedacht, deutsch ist nur: Ich weiß, wie groß es ist. Dagegen ist folgender Conjunctiv bei Luther in keiner Weise lateinisch, zumal ich in seinem deutschen Stil nie einen lateinischen Einfluß bemerkt habe. Er spricht einmal von der flüchtigen Aussprache des Artikels das, (s. Grimms Wörterb. II, 973), er laute „kurz verhauen, daß man den Buchstaben a kaum höret oder nicht weiß, obs a, e oder i laute", wo jetzt nur lautet möglich wäre.

Neben diesem Schwinden des Conjunctivs an gewissen Stellen in der neueren Sprache geht aber auch die Erscheinung, daß er festgewurzelt ist, ohne Zweifel für alle Zeit, und sogar ein Uebermaß zeigt. Das ist z. B. der Fall, wenn eine Thatsache im Conjunctiv auftritt, nur darum, weil sie als Anhang eines Satzes erscheint, in dem der Conjunctiv nöthig ist, also wirkliche Attraction, wie mans gewöhnlich nennt.

Das auffallendste Beispiel, das ich anzugeben weiß, ist: „Wenn du wüßtest, wie lieb ich dich hätte.“ Oder wenn jemand in der Wohnung erscheint, so daß man doch in seinem Zimmer bleiben muß, sagt man: „Wenn ich nur wüßte, wer draußen wäre.“ Der Gebrauch ist aber ganz alt, schon althochdeutsch z. B. in dem Stück von Christus und der Samariterin (Müllenhoff und Scherers Denkmäler Nr. 10). Christus sagt zu der Frau:

wîp, obe thû wissîs wielîh gotes gift ist,
unte den ercantîs mit themo dû kôsôtîs usw.

Also: wenn du den kenntest, mit dem du sprächest. Der Fall ist um so merkwürdiger, als ein Indicativ in ganz gleicher Lage kurz vorhergeht (ist), was freilich der Reim festhalten mußte. Merkwürdig ist auch schon hier die Attraction des Tempus, das Praeteritum, während es sich bestimmt um ein Praesens handelt (mit wem du sprichst), denn das Gespräch Beider beginnt eben erst, Christi Worte sind die ersten, die er sagt. Auch mittelhochdeutsch ist das ganz geläufig, z. B. im Parzival 117, 25, wo Herzeloyde sich mit dem kleinen Parzival in die Wüstenei zurückzieht, damit er nie etwas vom Glanz des Ritterwesens erfahre:

wan friesche daz mîns herzen trût,
welch ritters leben wære,
daz würde mir vil swære.

Oder Walther 14, 4 Lachm. in einem Liede, worin er Gegnern antwortet, die seinen Minnesang anfechten:

swer gedæhte
waz diu minne bræhte,
der vertrüege mînen sanc.

Und in einem Liede mit unsicherer Verfasserschaft, das. XV, 21, an die Leute, die ihn bei Seite nehmen und nach dem Namen der frouwe fragen, die er besingt:

müget ir hoeren gemelichiu (lustige) mære?
gerne weste ich selbe wer si wære.

Endlich der vorsichtige Conjunctiv, auf den es eigentlich abgesehen war. Er entwickelt sich ganz natürlich im Streit der Meinungen. Wer da, wie das junge Leute gewöhnlich thun, mit Behauptungen keck vorgeht und erfahren muß, daß diese oder jene behauptete Thatsache doch nur eine Meinung von ihm war, der kommt durch die bittern Erfahrungen vom Behaupten zurück, wird vorsichtig und kleidet wohl auch wirkliche Thatsachen vorsichtig in die Form einer bloßen Meinung. Dazu dient, außer Wendungen wie: mir scheint, mir kommts vor, mich will bedünken, ich sehe die Sache so an u. dergl., der Conjunctiv. Auch Vorschläge und Anliegen lernt man so vorsichtig vortragen und es bestehen dafür eine Menge alt überlieferter Wendungen. Man spricht damit seine Meinung, wie man im 17. Jahrhundert zu sagen anfing,

unmaßgeblich aus, d. h. ohne damit jemand maßgebend sein zu wollen. Noch jetzt heißt es in Verhandlungen: meine unmaßgebliche Meinung wäre die, wollen Sie meinen unmaßgeblichen Vorschlag hören, ich hätte unmaßgeblich einen Vorschlag zu machen usw., in solcher Mannigfaltigkeit, daß ich an ein vollständiges Zusammensuchen nicht entfernt denke. Auch in Familienverhandlungen gelten die Wendungen: meine Meinung wäre die, ich dächte, wir machtens so und so, wie wärs denn, wenn wir . . ., es wäre nicht übel, wenn wir . . ., ich könnte mir denken, ich möchte den Vorschlag machen —, es möchte an der Zeit sein —.

Ganz besonders aber dient als Schutz gegen rasches Behaupten das Hilfszeitwort dürfen: es dürfte wohl an der Zeit sein, man dürfte nicht irre gehen in der Meinung, in Petersburg dürfte man nachgerade zu der Einsicht gekommen sein usw. Wer das Jahr 48 miterlebt hat, erinnert sich, wie es damals bald auftauchte in der Reibung der Meinungen, die auf einmal freie Bahn hatte in öffentlicher Rede. Es ist aber älter und hat eine merkwürdige Geschichte hinter sich. Es ist nämlich an die Stelle des alten türren, wagen, Präsens ich tar (engl. I dare) getreten und hat dieses verdrängt oder gleichsam verschluckt (vergl. Wilh. Grimm im d. W. B. 2, 1743). Der Vorgang ist ziemlich merkwürdig, denn dürfen bedeutet ja eigentlich brauchen, wie heute noch bedürfen, und wie das in die heutige Bedeutung übertreten konnte, müßte genauer gezeichnet werden, wozu hier der Ort nicht ist. Den Uebertritt der Bedeutung sieht man recht deutlich am Englischen, denn wenn man eine gewagtere Behauptung mit den Worten einleitet: „ich darf sagen", so entspricht im Englischen genau I dare say, ich getraue mir zu sagen, auch bei uns früher: ich tar sagen.

Gebräuchlich ist übrigens dabei der Conjunctiv: ich dürfte, ich möchte mir getrauen — man sieht, wie vorsichtig. Die ursprüngliche Wendung ist übrigens: „ich oder man dürfte behaupten, Rußland verliert sein Spiel in Bulgarien doch"; dann aber ist dafür eingetreten mit einem Umsprung des Subjekts, wie er nicht selten vorkommt: „Rußland dürfte sein Spiel in Bulgarien doch verlieren." Für dürfte erscheint früher und ziemlich lange törste, türste (vergl. engl. durst), z. B. in einem Fastnachtsspiel leitet ein Anwalt seine Klage vor dem Richter mit den Worten ein:

Ich gelaub und törst wol bringen bei,
Das mein klag noch die heftigst sei.

(Kellers Fastnachtsspiele 387, 4.)

Bemerkenswerth auch sonst im Gebrauch vorsichtiger Höflichkeit, z. B. beim Suchenwirth 24, 53:

ich sprach: törst ich euch gevragen,
von wann ir raist an dirre stund?

alſo ſchon ganz ſo höflich wie jetzt z. B. bei Tiſche: „dürfte ich wohl um etwas Brot bitten", worauf die genaue Antwort wäre: „Ja, bitten Sie doch, Sie dürfen es." Auch ſonſt werden Anliegen und Bitten ſo mit höflicher Vorſicht conjunctiviſch vorgetragen, auch dies ſchon in alter Zeit, z. B. in der Gudrun 239. König Hetele hat nach dem alten Wate geſandt, um ihm die Werbung für die Hilde aufzutragen. Er kennt aber die ganze Gefahr der Werbung und ſpricht ſich daher in vorſichtigſter Form aus:

Dô sprach der junge recke 'ich hân nâch dir gesant,
boten ich bedörfte in des wilden Hagenen lant.

Das Thatſächliche iſt: ich bedarf eines Boten (boten iſt Sing.), aber ſelbſt der König hütet ſich, es als thatſächlich auszuſprechen, er nimmt den Umweg des Conj., ſo wie man jetzt noch eine Bitte vorbringt, um ja jedem Nein vorzubauen, wenn man bei einem Anliegen mit dem freien guten Willen des Andern rechnen muß, z. B. ich brauchte (Conj.) eigentlich einen neuen Hut.

Beſonders bemerkenswerth iſt der Conjunctiv auch bei Verwünſchungen, z. B. bei Walther von der Vogelweide in dem Liede, wo ihn eine ſchreiende Krähe aus einem ſeligen Traume aufſchreckt:

daz alle krâ gedîen
als ich in des gûnne!

Lachm. 95, 8.

Oder bei Neidhart 67,3, der ſeinen Gegnern für die beginnenden Winterfreuden anwünſcht:

nû gelinge in allen, als ich in von herzen günne,

d. h. der Wunſch iſt, es gelinge in übel, aber eine Verwünſchung ſprach man mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit aus, daher auch das Meiden des Indicativs, denn dieſer hieß ja: ich gan, Conj. ich günne und noch unſer heutiges ich gönne iſt eigentlich, als wollten wir ſagen ich könne, ſtatt ich kann. Es iſt eben jener Conjunctiv, ganz zum Indicativ geworden. Uebrigens legte ſchon der in dem Angewünſchten enthaltene Conjunctiv die Neigung nahe, keinen Indicativ folgen zu laſſen.

Hier erklärt ſich auch eine ſonderbare Bildung, nämlich mich deucht neben mich dünkt. Die Sache iſt noch von W. Grimm im Wb. nicht ganz ins Reine gebracht und iſt doch ſehr einfach. Im Mittelhochdeutſchen gab es nur dünken mit praet. dûhte, part. gedûht (vergl. denken, dâhte, gedâht). Nun tritt beſonders ſeit dem 15. Jahrh. in Maſſe mich deucht auf, d. h. ich bin der Meinung. Das iſt aber vielmehr Conjunctiv, ganz richtig hervorgegangen aus mhd. mich diuhte, d. h. mich möchte dünken, ich wäre der Meinung, ich dächte, es iſt der vorſichtige Conjunctiv. Daß man nachher den Conjunctiv vergaß, wie

bei ich gönne, ist begreiflich aus dem massenhaften Gebrauch und führte selbst zu Mißformen, wie mich düchtet, inf. düchten.

Um das zu begreifen muß man sich vorstellen, welche wichtige Rolle in alter Zeit, wo noch gar nichts schriftlich abgemacht wurde, die mündlichen Verhandlungen spielten, wovon man ja schon in Tacitus Germania einen Begriff bekommt. Dies viele mündliche Verhandeln mußte nothwendig auf die Sprache einen tief wirkenden Einfluß üben, und ich bin bei meiner Wörterbuchsarbeit allmählich immer öfter und sicherer auf Spuren einer sogenannten parlamentarischen Sprache in alter Zeit gestoßen, daher erklären sich auch mich deucht, ich törste u. a. Man deckte sich damit dem Gegner gegenüber, wie wir Alten es im Jahr 1848 in dem neu auftauchenden dürfte erlebt haben.

Das älteste Zeugniß solchen Conjunctivs, sicher in unvordenkliche Zeit zurückreichend, ist versteckt in ich will, liegt aber noch klar vor in der gothischen Form viljau, vileis, vili usw., d. h. ein Conj. praet., also ich wünschte, ich möchte, ich wollte, Wunsch und Wille in die denkbar vorsichtigste, bescheidenste Form gekleidet, in ich wollte eigentlich zweimal, da schon ich will eigentlich gleich ich wollte ist. Ob da zuletzt die Scheu vor dem Willen der Götter, des Schicksals im Hintergrunde steht?

Hier klärt sich endlich auch der im Leben viel gebrauchte, merkwürdige Conjunctiv auf, der mir und wohl manchem Andern schon Kopfbrechens genug gemacht hat, z. B. wenn ein Berg mit großer Mühe erstiegen ist: Da wären wir endlich! Das ist ein triumphirender Ausruf über eine mühsam erkämpfte Thatsache, und doch im Conjunctiv! Unmöglich! Und doch ist der Conjunctiv das eigentliche Kraftwort in der Wendung Ich fragte endlich bei Freunden herum und das half das Räthsel lösen. Es handelte sich hauptsächlich um ältere Nachweise der Wendung, um ihrer Entstehung auf die Spur zu kommen. Nun habe ich wenigstens zwei beisammen und hoffe, daß sie sich mehren durch diese Anregung. Einmal bei Göthe in dem Liede „Gegenwart" vom Jahr 1813 (Alles kündet Dich an), das die Herrlichkeit der Geliebten preist, wie sie von früh an den Tag hindurch glänzt. Da heißt es dann:

Nacht! und so wär' es denn Nacht.
Nun überscheinst du des Mondes
Lieblichen ladenden Glanz.

Und um fast hundert Jahre älter eine Stelle aus Günther, von einem Freunde mitgetheilt, in einem Gedichte „Nach der Beichte, an seinen Vater" (Nachlese zu Günthers Gedichten, Breslau 1742, S. 23). Der Arme kommt vom Tisch des Herrn und fühlt sich mit dem himmlischen Vater versöhnt:

Mit dem im Himmel wär es gut,
Ach, wer versöhnt mir den auf Erden!

Auch hier klingt in dem Conjunctiv die Freude an der Thatsache an, wie sie es im Indicativ nicht könnte. Und doch nach der andern Seite wird zugleich ausgesprochen, daß die Thatsache noch nicht ausreicht und daher muß sich der Conjunctiv erklären, wie noch ältere Stellen deutlicher machen würden. Auch im heutigen Gebrauche ist diese Färbung der Wendung noch zu erkennen. Wer z. B. seine Kasse zählt, ruft wohl befriedigt aus: „Na, 100 M. hätt ich noch!" Und doch steht ein Aber dahinter, das eben der Conjunctiv ursprünglich ausspricht: „Wie weit wird das freilich reichen?" Oder: „Das wäre denn gut!" Aber — es ist noch genug andres übrig zu erledigen, wie man auch deutlicher sagt: „Das wäre so weit gut". Oder noch ein Beispiel: „Damit wären wir aufs Reine", aber noch nicht mit allem. In einem erzgebirgischen Scherzwort tritt das recht hübsch auf, Freude zugleich und weitergehende Wünsche von Wandernden, die einmal zur Ruhe kommen:

Da säßen w'r —
Wenn wir was hätten, da äßen w'r.

In dem Ausruf auf erreichtem Berggipfel freilich und auch bei Göthe ist kein Aber mehr im Hintergrunde, nur Freude über erreichten Abschluß, d. h. der Ursprung der ganzen Wendung ist wirklich vergessen und damit der Conjunctiv in eine Kraft eingetreten, die der Indicativ nicht hat. Es ist wohl die merkwürdigste Erscheinung unsrer ganzen Syntax. Weitere Aufklärungen können wie gesagt nur ältere Stellen geben, vielleicht kommen sie nun recht reichlich in diesen Blättern.

Rückerts Straßburger Tanne.

Von **Ernst Brandes** in Schwetz a. W.

Es sind neuerdings in den Frickschen Lehrproben und Lehrgängen, aber auch in dieser Zeitschrift Gedichtserklärungen gegeben worden, welche die Gedichte in einer anregenderen und der Poesie würdigeren Weise behandeln, als es sonst vielfach der Fall zu sein pflegt. Ich möchte denselben heute als einen neuen Versuch die Behandlung von Rückerts Straßburger Tanne hinzufügen, einem Gedichte, das wegen seiner innigen Vaterlandsliebe, wegen der Klarheit seiner Gliederung und wegen seiner geschichtlichen Ausblicke Aufnahme in jedes deutsche Lehrbuch finden sollte.[1])

Nach einigen allgemeinen und kurzgehaltenen Bemerkungen über Rückerts Leben und Wirken ist im besondern auf seine dichterische Thä-

1) Man vermißt dasselbe beispielsweise in dem Lesebuch von Kohts, Meyer und Schuster, das neuerdings an manchen Anstalten dem Hopf und Paulsiek vorgezogen wird.

tigkeit vor und während der Freiheitskriege einzugehen. Dieselbe wird am besten an den geharnischten Sonetten veranschaulicht, von denen das eine oder andere mitgeteilt werden kann. Wie groß mußte nun der Schmerz des Dichters sein, als an Stelle des 1806 aufgelösten alten deutschen Reiches nur ein loser und zweifelhafter „deutscher Bund" auf dem Wiener Kongreß (1814—15) zustande kam und trotz des wiederholt geäußerten Verlangens deutscher Patrioten im zweiten Frieden von Paris (Nov. 1815) von den alten deutschen Reichslanden Elsaß und Lothringen fast nichts, nicht einmal Straßburg zurückgefordert wurde. Eine passende Gelegenheit, seiner tiefen Trauer Ausdruck zu geben, fand Rückert bald darauf, im Jahre 1817, als an einem Pfingstmontag im Straßburger Bergforst eine alte Tanne gefällt wurde: er dichtete damals seine Straßburger Tanne.

Die Fiktion dieses Gedichtes ist einfach und schön: Rückert läßt jene „große" Tanne, als ihre Wurzel bricht, sprechen;[1]) die Worte vernimmt ein Wiederhall und trägt sie von Ort zu Ort („Ziel zu Ziel") bis zum Saitenspiel des Dichters. Genauerer Erklärung bedarf in den einleitenden drei Strophen nur noch die Stelle Str. 2, V. 7: „Als niedersank ihr Kranz".[2]) Wir sagen jetzt gewöhnlich Krone; Kranz und Krone gehen aber in ihrer Bedeutung vielfach ineinander über, wie

---

1) Damit belebt er den Baum; in ähnlicher Weise läßt ja die Fabel Tiere und Pflanzen reden. Übrigens giebt R. der Tanne nicht nur menschliche Sprache, sondern nach altem Dichterrecht auch Empfindungen und Gefühle: s. Str. 3,3 Im Herzen tiefbeklommen, Str. 5,4—8 Da mocht ich wohl mit Rauschen Sie grüßen in der Nacht u. s. w., Str. 6,6 es zuckte mir durch's Mark, Str. 9,8 der meine Hoffnung war, vergl. auch 6,7 und 7,5 desgl. Str. 11—12; außerdem das teilnehmende Geslister der jungen Waldgeschwister Str. 11. — Derartige Personifikationen finden sich überall auch bei anderen Dichtern: sie sind das Wesen der Dichtkunst. Nur auf einige Parallelen möchte ich kurz hinweisen, weil dieselben im Unterricht Verwendung finden können: Rückert, vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt, und Freiligrath, die Tanne (namentlich das zweite Gedicht), einmal konnte ich auch an Ovid, Metamorph. I, 94—95 anknüpfen.

2) Wenn man Kranz = Krone für einen schiefen, der Reimnot entsprungenen Ausdruck erklären wollte, so würde man dem Dichter Unrecht thun. In der mir beifallenden Parallelstelle aus dem Gedicht: Vom Bäumlein, das spazieren ging:

Das Bäumlein tanzt' und sprang
Den ganzen Sommer lang:
Bis es vor lauter Tanz
Hat verlorn den Kranz.
Der Kranz mit den Blättlein allen
Ist ihm vom Kopf gefallen;
Die Blättlein lagen umher,
Das Bäumlein hat keines mehr —

ist Kranz jedenfalls = (corona und) schapel aufzufassen.

Rudolf Hildebrand in Grimms Wörterbuch eingehend auseinandergesetzt hat. Der Dichter darf daher für die Krone des Baumes mit gutem, aus der Sprachgeschichte erwachsenem Rechte auch Kranz sagen. Man kann aber auch in jedem älteren Forst die Beobachtung machen, daß in den Tannen der sonst kegelartig gerade Wipfel namentlich in seiner Spitze auszusterben anfängt; auf diese Weise bleibt schließlich nur eine kranzartige Krone übrig (vergl. erstorbenes Haupt Str. 11, V. 4 und: mein Wipfel ist geborsten Str. 9,5); man wird dies am besten durch eine kleine Zeichnung an der Tafel veranschaulichen, auf der man von einer vollen Tanne ausgeht und dann den Wipfel und die unteren Zweige bis auf jenen „Kranz" auslöscht.

Die Rede der Tanne beginnt mit der vierten Strophe: hier berichtet uns der Baum kurz von seinem Alter (V. 2—4; „der Zeit" ist gen. partit. zu Spanne) und seinem Standorte (V. 5—6). Diese beiden Punkte waren allerdings schon in der ersten Strophe erörtert, aber so kurz und allgemein, daß der Dichter auf sie zurückkommen konnte; er mußte es außerdem, weil eine andere naheliegende und passende Einleitung der eigentlichen Rede nicht gut denkbar war. Die Verse 7—8 bilden den Übergang zum Folgenden: Die Tanne gedenkt zunächst in Str. 5—6 vergangener schöner Zeiten, die selber längst verwelkt und verblüht sind, deren Duft (= Erinnerung, in „der Erinnerung Duft" ist der Erinnerung ein explikativer Genetiv) aber noch immer um ihre Wipfel webt. Damals sah sie die Kaiser und Herrn durch ihr Elsaß ziehen und erzählte sich dann mit den Winden von deutscher Macht und Herrlichkeit. Eigentümlich ist hier die Wendung „in der Nacht" (Str. 5,6); man begreift nicht recht, warum die alte Tanne gerade um diese Stunde die Kaiser und Herrn mit Rauschen gegrüßt hat. Denn zu dem buntfarbigen Bilde des mit stolzer Pracht einherziehenden Herrschers und seines Gefolges (der Ritter u. s. w.) paßt schlechterdings nur der helle, leuchtende Tag und das strahlende Sonnenlicht. Da außerdem eine besondere geschichtliche Beziehung nicht vorzuliegen scheint, wird man wohl annehmen müssen, daß Nacht des Reimes wegen gewählt ist; die Reimnot entschuldigt ja gerade bei Rückert so manches. — Allein jene herrliche Zeit deutscher Kaisergröße verging; Irrung, Abfall und schmähliche Verwirrung kamen in das Land, und im Jahre 1681 konnte sich Ludwig der Vierzehnte von Frankreich mitten im tiefsten Frieden durch schändlichen Verrat Straßburgs bemächtigen. Die Zeit erschlaffte, d. h. der Kaiser Leopold der Erste war infolge der Türkenkriege und der Unbotmäßigkeit deutscher Fürsten — allerdings nicht ohne seiner Vorfahren und seine eigene Schuld — zu ohnmächtig, um dem räuberischen Treiben des französischen Königs wirksam entgegentreten zu können. Die

Reunionskammern riſſen einen Teil der alten deutſchen Vorlande nach dem andern vom Reich ab. Über dieſe Änderung der Dinge empfand die Tanne tiefen Schmerz („es zuckte ihr durchs Mark", bezieht ſich wohl auf die Überrumplung Straßburgs), und ſie blieb kaum ſelber ſtark (im Gegenſatz zu der erſchlaffenden Zeit).

Daß es wieder beſſer werden würde, hoffte die alte Tanne im Jahre 1813 (ſ. Str. 7—8): ſie ſah damals ein neues Morgenrot den Himmel ſäumen. Aus weiter Ferne erſcholl die Kunde zu ihr, daß man ſich zuſammenſchare, um das Joch Napoleons und der Franzoſen zu zerbrechen („aus fernen Räumen" und „der Freiheit Aufgebot" ſind auf die Aufrufe Friedrich Wilhelm des Dritten in Breslau und Berlin zu beziehen). Bald rückten denn auch die neuen Deutſchen (= Preußen und Öſterreicher[1]) heran, betraten wieder die alten Reichslande (die alten Bahnen) und ließen dort ihre „langentwöhnten" Fahnen (welche ſeit langer Zeit dieſe Länder nicht mehr geſchaut hatten) wehen. Die folgende Strophe (8) malt die begeiſterte Hoffnung der Tanne beſonders ſchön und anſchaulich. Die Winde (vergl. Str. 9,1 das große Wetter) ſchütteln ihr altes Haupt ſo gewaltig, daß ihrer Rinde vor Schreck der Wurm entſinkt, d. h. die große Zeit und der feſte Glaube der alten Tanne an eine nahe ſchöne Zukunft erſticken und töten den Schmerz um die Vergangenheit. Sie hofft mit zuverſichtlicher Begeiſterung, daß nun die Gauen vom Wasgau bis zur Pfalz deutſch werden und daß man in Straßburg ſelber wieder eine Kaiſerpfalz bauen würde.

Ihre Enttäuſchung ſchildern die folgenden Strophen (9—10). Das große Wetter iſt ohne Spur vorübergefahren, weil trotz der feſten Erwartungen vieler deutſcher Männer nach den Freiheitskriegen nicht einmal ein Teil von Elſaß-Lothringen Frankreich in den Friedensſchlüſſen wieder abgenommen worden iſt. Darüber empfindet die Tanne bittern Schmerz und ihr Wipfel zerbirſt;[2]) denn der deutſche Kaiſeraar, deſſen Wiederkehr der alte Baum immer noch und namentlich in den letzten Jahren erwartet hat, wird, wie die Tanne traurig und hoffnungslos hinzufügt, in den Wäldern des Elſaß nicht mehr horſten. Dieſelbe trübe Stimmung zeigt auch die folgende Strophe, in der die Tanne im Anſchluß an den Kaiſeraar der vorhergehenden Strophe zunächſt Abſchied nimmt von den Adlern und Falken ihres heimatlichen Forſtes. Dann bedauert ſie tief, daß ſie keinen Balken zu einem deutſchen Hauſe geben,

1) Von ihrer Vereinigung ſcheint R., wie ſo mancher andere bis in die ſechziger Jahre hinein, das neue Heil und das neue deutſche Reich erwartet zu haben, vergl. auch ſein bekanntes Gedicht: Die drei Geſellen.

2) „Mein Wipfel iſt geborſten" iſt der Nach- und Hauptſatz zu 9,1—4; V. 6—8 geben, allerdings ohne verbindende Konjunktion, die Begründung.

ſondern daß man aus ihrem Holze nur Mairie und Präfektur, das franzöſiſche Rats- und Regierungsgebäude (maire-praeficere), mit neuen Treppen verſehen würde.

In den beiden letzten Strophen weiſt die alte Tanne auf eine ſpätere Zukunft hin, welche ihre jetzt wieder getäuſchten Hoffnungen glänzend erfüllen werde. Sie prophezeit, daß eine von den jüngeren Tannen, wenn dieſelbe einſt ſo altersgrau wie ſie ſelber geworden wäre, Stoff zu einem andern Bau geben würde und zwar — wie aus Str. 8, V. 7—8 zu erſchließen iſt — zu dem Bau einer Kaiſerpfalz. Dann wird ein Fürſt auf deutſcher Flur wohnen und wachen. In ſprachlicher Hinſicht iſt die nach Rückerts Art etwas verſchränkte, aber doch dichteriſch ſchöne Wendung: „Teilnehmendes Geflüſter um das erſtorbene Haupt hauchen" bemerkenswert; friſchbelaubt ſteht hier natürlich im Gegenſatz zu erſtorben, ebenſo wie das Holz der Kaiſerpfalz zu dem Treppenholz im Bau der Präfektur.

Was nun die Prophezeihung der Tanne ſelber anlangt, ſo mag ſie ja zum Teil etwas allgemeiner gehalten ſein. Denn wenn die deutſchen Herzen durch den Ausgang der Freiheitskriege auch nicht voll befriedigt, ſondern in mancher Beziehung ſogar enttäuſcht waren, ſo hofften ſie doch zuverſichtlich weiter, daß einſt der Tag kommen würde, da Straßburg wieder in Deutſchland läge. Und dieſer Hoffnung hat ja Rückert auch nur Ausdruck geben wollen in ſeiner Straßburger Tanne. Aber als ein echter vates, als ein Dichter und Prophet thut er dies: Der geweisſagte Fürſt iſt unſer verſtorbener Heldenkaiſer Wilhelm der Erſte, welcher als ein bis in den Tod getreuer Fürſt auf deutſcher Flur gewohnt und gewacht hat: ein prächtiger und für die aufopfernde Wirkſamkeit des verſchiedenen Herrſchers ſo recht bezeichnender Stabreim; man denke an ſeine herrlichen Worte: „Ich habe nicht Zeit müde zu ſein". Außerdem iſt aber auch der andere Teil der Rückertſchen Prophezeiung in Erfüllung gegangen, denn ſeit mehreren Jahren ragt in Straßburg jener ſtolze Palaſt, der als eine Kaiſerpfalz im alten und echten Sinne bezeichnet werden darf.

Es bleibt mir noch übrig, die Dispoſition und die Kompoſition des ganzen Gedichtes kurz zu erörtern:

E. Die alte Tanne (Einführung derſelben) Str. 1—3, und zwar:
Str. 1. allgemeine Einführung,
= 2. die Gäſte des Pfingſtmontags,
= 3. die Tanne hat damals geſprochen — dichteriſche Fiktion.

A. Die Rede der Tanne Str. 4—12;
Dieſelbe wird kurz eingeleitet durch Str. 4:
Alter und Standort der Tanne;

sie bezieht sich:

1. auf die Vergangenheit, Str. 5—6, nämlich:
   a) die Zeit der alten Kaiser, Str. 5,
   b) die Zeit der Irrung und des Abfalls, Str. 6;
2. auf die Gegenwart, Str. 7—10:
   a) Hoffnung, Str. 7—8,
   b) Enttäuschung, Str. 9—10
   (Str. 10 giebt in kausalem Verhältnis den Abschied der Tanne);
3. auf die Zukunft, Str. 11—12:
   die Prophezeiung der Tanne.

Ein eigentlicher Schluß fehlt und muß auch fehlen: das liegt im Wesen der letzten Strophen, die ja einen Hinweis auf die Zukunft, eine Weissagung enthalten. Überhaupt ist alles, was am Schluß hätte gesagt werden können, entweder schon in Str. 3, V. 2 oder in Str. 10, 3—8 angedeutet oder ausführlich erörtert. — Die Komposition des Gedichtes läßt sich aus der angegebenen Disposition unschwer erkennen:

Str. 1—3 stehen als Einleitung zum Ganzen für sich allein;
= 4 ebenfalls; dagegen sind:

2. Str. 5 und = 6 } Gegensätze zu einander,

4. Str. 7—8 und = 9—10 } Gegensätze zu einander,

2. Str. 11—12 } Gegensatz zu Str. 7—10 oder genauer zu Str. 9—10.

Man beachte außerdem, daß A 1. zwei Strophen, 2. vier und 3. wieder zwei Strophen umfaßt, das Ganze sich infolgedessen um die „Gegenwart" als den Mittelpunkt und den Kern gruppiert. Das Gedicht wurzelt also in der damaligen Gegenwart, den Freiheitskriegen bis 1817, und ist ein Gelegenheitsgedicht im schönen Goetheschen Sinne.[1])

1) Die Frage nach der Komposition von Gedichten hat man, soviel ich sehe, kaum hier und da einmal oberflächlich berührt; und doch ist sie von der größten und weittragendsten Bedeutung. Wer z. B. Gelegenheit gehabt hat, Schillers Eleusisches Fest in der Schule durchzunehmen und durchzuerklären, wird mir das zugestehen: Viehoff giebt hier nur einige allerdings wertvolle Andeutungen, ganz abgesehen von Düntzer u. a., die nichts oder noch weniger liefern. Bei Vertiefung in ein Gedicht, auch das kleinste, wird man fast stets einen überaus kunstvollen Bau erkennen, der bestimmten Gesetzen unterliegt. Beim Drama ist dies bekannt; aber genau ebenso gesetzmäßig, wenn auch häufig in ganz anderer Weise, ist die epische und lyrische Dichtung. Vielleicht, ja wahrscheinlich wird man schließlich zu einem oder mehreren großen Kunstgesetzen für alle Künste gelangen.

Was die Frage anlangt, welcher Klasse die Straßburger Tanne am passendsten zugewiesen wird, so möchte ich mich für Obertertia (und zwar für das letzte Halb- oder Vierteljahr) entscheiden, weil der Inhalt unseres Gedichtes mit dem geschichtlichen Pensum der IIIa zusammenfällt.

Sprechzimmer.

Wer ist der Verfasser des Werkchens: „Schillers Leben und Wirken. In zwanglos gebundener Rede dargestellt von einem Ungenannten, aber doch Bekannten. Stuttgart, R. Lutz. 1888."?

Der Verfasser der Schilleriade (4, 374), dieses ernst-komischen Heldengedichts, ist nicht der Ästhetiker Vischer, sondern der außerhalb Württembergs wenig, in Württemberg aber sehr wohl und sehr vorteilhaft bekannte Pfarrer Gustav Griesinger († 24. Februar 1888, 84 Jahre alt).

Das Büchlein selbst giebt manche Fingerzeige, die bestimmt darauf hinweisen, nämlich

1. Die Äußerung, Schiller sei ein guter Christ gewesen, S. 36, hätte Vischer nie gethan.

2. Die Äußerung über die Kritik der Urteilskraft ist für Vischer etwas gar zu stark und die tadelnde Bemerkung über das negierende Hegeltum S. 44 ganz unvischerisch.

3. S. 60 — die Mitteilung über die Aufführung von Wallensteins Lager im Tübinger Museumssaal, wo der Verfasser den Kapuziner spielte, wird bestätigt durch Griesingers Aufsatz im Schwäb. Merkur 1880, 21. März „Erinnerungen an das erste Dezennium der Tübinger Burschenschaft." Die Aufführung geschah in dem langweiligen Wintersemester 1825/26. Besagter Aufsatz ist unwidersprechlich von Griesinger, nach dem durchaus zuverlässigen Lagerbuch der Tübinger Hochschule und namentlich der Burschenschaft — ganz abgesehen von seinem bekannten Zeichen (+) im Merkur. Vischer war, als jene Aufführung stattfand, in seinem ersten Semester, hätte jene Rolle nicht übernehmen dürfen, war nie ein Mitglied der Burschenschaft, beschäftigte sich mit philosophischen und theologischen Studien.

4. S. 69 unten. Die Übersetzung von Wallensteins Lager, die hier erwähnt wird, ist von Griesinger. Vor mir liegt das Büchlein, das im Buchhandel außerordentlich selten ist und durch das ich mit Griesinger persönlich bekannt wurde: Fr. v. Schillers Wallensteins Lager ins Lateinische übersetzt mit gegenüberstehendem deutschen Text. Tübingen, bei C. F. Osiander. 1830. Wallenstenii castra. Latine reddidit G. Griesinger. Tubingae, apud C. F. Osiander. 1830. —

Im Schwäb. Merkur vom 6. Dezember 1885 zeigte ich F. Weinkauffs „Almania, dreisprachiges Studentenliederbuch 1885" an und fuhr dann fort: Der Verfasser gehört zu einer sehr ehrenwerten Klasse von Männern, nämlich zu der der ewigen Studenten. Zu dieser rechnen wir mit ganz Württemberg einen Mann, der trotz seiner 80 Jahre jung geblieben ist. Dieser Geistesverwandte unseres Dr. Weinkauff ist nämlich nicht bloß Dichter in deutscher Sprache, sondern auch, wenigstens früher, Übersetzer deutscher Dichtung ins Lateinische. Vor mir liegt u. s. w. Nun folgt eine Stelle aus der Vorrede und als Probe die dritte Strophe des Reiterliedes, das Weinkauff nicht übersetzt hatte: Curas omnes mortalium abjicit — non amplius sollicitatur — ex equo fortunam prospicit — immotus, quando vertatur. Egregiae horae, si cadimus cras, hodie sorbeamus reliquias. Schon im Merkur vom 19. Dezember erschien: Eine längst verschollen gewähnte Jugendarbeit +. „Einem alten Autorenherzen hat es in allen Fasern wohlgethan," lautet der Anfang, „in Nr. 288 bei Gelegenheit der Besprechung eines anderen Litteraturerzeugnisses ein vor 55 Jahren aus seiner Feder hervorgegangenes opusculum rühmend erwähnt zu finden, das er längst in das Meer der Vergessenheit versenkt gemeint hatte, nämlich eine lateinische Übersetzung von Schillers Wallensteins Lager aus dem weit hinter uns liegenden Jahr 1830, mit deren Herausgabe er in seinem 26. Jahre seinen Studiengenossen und einstigen Mitspielern in diesem Stücke, über deren allermeisten sich schon lange der Grabeshügel wölbt, eine absonderliche Freude bereitet hatte. Er selbst war noch vor wenigen Jahren im Besitz eines Exemplars dieser seiner Übersetzung, die ihm aber wohl auf Nimmerwiedersehen abhanden gekommen ist, und wäre höchlich erfreut, wenn ihm von irgend einer Seite her aus einem alten Bücherkasten, natürlich nach abgeblasenem Staub und Spinnengewebe, dieser Verlust ersetzt werden könnte. — Nun folgen nicht wenige Mitteilungen über das Schicksal des Büchleins; darunter auch die zwei in der Schilleriade enthaltenen. —

Ich sandte ihm mein Exemplar nebst einem Freiexemplar meines Schubartsbuchs zu mit der Widmung:

Qui liber insignem tentat tractare poëtam,
Sed miserum culpa tempore quoque sua,
Hunc ego Suevorum laetoque pioque poëtae
Grato mitto animo. Vive faveque mihi.

Bald darauf bekam ich das Büchlein mit einem freundlichen Schreiben zurück. Das „pio" bezieht sich darauf, daß Griesinger ein treues Mitglied der evangelischen Kirche war und namentlich für den Gustav Adolfverein wirkte, wo und wie er konnte.

5. S. 115 „aus meiner mediziniſchen Jugend“. Grieſinger ſtudierte (Nekrolog im Schwäb. Merkur vom 2. März 1888), was ja auf Viſcher gar nicht zutrifft, in Tübingen zuerſt 5 Semeſter lang Medizin und ging dann zur Theologie über. Die Anekdote S. 116 findet ſich auch im Merkur.

Überhaupt iſt Grieſingers Humor gemütlicher und lieblicher, hat nichts von Viſchers Eſſigſäure. Damit will ich dem Äſthetiker natürlich nicht zu nahe treten; aber etwas bitter Zweck- und Zielbewußtes, eine unangenehme Beigabe iſt auch in Viſchers gelungenſten humoriſtiſchen Schöpfungen nicht zu verkennen.

Der Herausgeber des Büchleins iſt der als Litteraturkenner und Bearbeiter von Rabeners und Neſſlens Werken rühmlich bekannte Schullehrer Auguſt Holder in Winzerhauſen am Wunnenſtein. Die zweite Auflage der Schilleriade, ſchreibt er mir, erſcheint anfangs November unter Grieſingers Namen nebſt Biographie Grieſingers und einem Nachtrag. „Grieſingers Humor“, ſchrieb mir Holder, „wirkte anſteckend.“ Dies habe ich an mir ſelbſt erfahren, als ich die Schilleriade in der Württ. Landeszeitung vom 8. Dezbr. 1888 anzeigte. Der Schluß lautet: Doch wie wird mir? Der Geiſt des Verfaſſers kommt über mich, er faßt mich mit Gewalt, die Verſe fahren mir von ſelbſt in die Feder, es geht, wie der Verfaſſer bei ſeiner Überſetzung von Wallenſteins Lager ſagt, wie gehext, und ſo ſchließe ich denn alſo:

Aus dem Geſagten erſieht ein jeder,
Daß der Verfaſſer nicht war ein Schweder,
Sondern als poëta humoristicus
Den Schiller gebracht hat in Guß und in Fluß

Es wäre auch wirklich jammerſchade,
Wenn dieſe einzige Schilleriade,
Die nächſtens alt und jung entzückt,
Nicht hätte das Licht der Welt erblickt.

Den Schiller nach Verdienſt zu beſingen,
Gehört freilich zu den heikelſten Dingen,
Iſt bedenklich ſchon für den Lyriker,
Doch fürs Epos noch viel ſchwieriger.

Drum wolln wir auch wegen etwelcher Gebrechen
Mit dem lieben G. G. nicht allzuſcharf ſprechen;
Dank ſei ihm, daß er mit gutem Humor
Den großen Schiller geführt hat uns vor.

Der heitere Witz des „ew'gen Studenten“
Gewinnt auch die ernſteſten Herrn Rezenſenten.
Und nun, lieber Leſer, drauf kommt es hinaus:
Schaff' dir das niedliche Büchlein ins Haus

Es kann also über den Verfasser der Schilleriade kein Streit mehr sein. Holder, der es doch am besten wissen muß, sagt in einem Aufsatz der Württ. Landeszeitung „Der Knabe Schiller und sein Freund" (J. G. Elwert): Vergl. auch „Schillers Leben und Wirken in zwanglos gebundener Rede." Verfasser ist † Stadtpfarrer Griesinger, Neffe des Immanuel Gottl. Elwert (Stuttgart, R Lutz). Die biographische Einleitung der 2. Auflage wird von Dr. Hettich in Stuttgart, einem Geistesverwandten Griesingers, herrühren; der Nachtrag wird Auskunft geben über Griesingers und seines Oheims Beziehungen zum schwäbischen Schillerkultus. Dieser Oheim ist eben Schillers Jugendfreund. Der Sohn desselben ist der Theolog Eduard Elwert († 1865 als Ephorus in Schönthal), Professor in Zürich und Tübingen, Schleiermacherianer, dichterisch begabt, durch sein Lied „Auf dunklem Grunde ruht das Leben", das die Auflösung der Tübinger Burschenschaft bewirkte oder doch wesentlich dazu beitrug, jetzt noch in den akademischen Kommersbüchern fortlebend.

Beimbach i. Württemb. **Gustav Hauff**, Pfarrer.

Wir berichtigen hiernach unsere in den Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1888 (Heft 4, 374 flg.) ausgesprochene Vermutung über die Person des ungenannten Verfassers. Die Kritik außerhalb Schwabens hat sich eben durch den Zusatz „aber doch Bekannten" auf dem Titel des Buches allgemein irreführen lassen, und zwar um so leichter, als diese Schilleriade im ganzen Tone sich völlig an die humoristischen Dichtungen Vischers anlehnt.

Dresden. H. Unbescheid.

Zu Hildebrands Aufsatz über geographische Namendeutung. Woher stammt, fragt Hildebrand, die heute geltende Verballhornung Holstein? Ich weiß es nicht, aber unmöglich doch aus dem Lande selbst?

Da darf ich denn wohl mitteilen, was mir zufällig vor nunmehr 16 Jahren, durch Vorbereitungen auf die Heimatskunde, darüber bekannt geworden.

In der am 29. Dezember 1557 abgeschlossenen hochdeutsch geschriebenen hamburgischen Chronik des Nürnbergers Adam Tratziger findet sich schon, und wahrscheinlich bei ihm zuerst, die Form Holstein. Diese Chronik war so geschätzt, daß sich Handschriften von ihr finden in den Bibliotheken zu Dresden, Gießen, Göttingen, Hannover, Kiel, Kopenhagen, Leipzig, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, München, Stralsund, Weimar, Wien, Wolfenbüttel. Sie ist, wie das die Stellung des Verfassers — er war hamburgischer Syndikus — möglich machte, großenteils nach den Quellen, also nach niederdeutschen brieflichen Urkunden, Verträgen und Rezessen gearbeitet. Auch die Eigennamen übersetzt er ins Hochdeutsche, oft recht gewaltsam, denn selbst die Alster nennt er nur Elster, den Dom tumb. Die Holsten seiner niederdeutschen Vor-

lage werden zu Holstein, z. B.: Es wurden auch die Holstein dem kunig zu Dennemark widerspenstig (S. 41 d. Lappenbergschen Ausgabe, in der natürlich auch alle andern Angaben sich finden) ... desgleichen beklageten sich auch die Holstein uber die von Hamburg (S. 70) ... alda wurt mit den Holstein gehandlet, daz sie inen solten huldigen (S. 219). Auch die Verbindung land zu Holstein und selbst das Adj. holsteinisch findet sich bei ihm. Im Jahre 1558 trat Tratziger in die Dienste des Herzogs Adolf zu Holstein und hatte hier als Kanzler alle Gelegenheit, sein Holstein in den Urkunden durchzusetzen. Aber sogar in die Reichsakten brachte er sein holsteinisch. Denn gerade die diplomatische That, die ihm am längsten gedankt wurde, bestand eben darin, daß es seiner Geschicklichkeit gelang, bei der Unterzeichnung des Reichstags-Abschiedes zu Speier seinen Namen als holsteinischer Gesandter unmittelbar nach dem des Herzogs von Sachsen-Lauenburg und vor den des Landgrafen von Leuchtenberg zu stellen.

Erwähnen darf ich auch vielleicht bei dieser Gelegenheit, daß Tratziger uns ein hübsches Nebenstück zu Hildebrands Knyrim gewährt. Als Gelehrter unterzeichnet er nämlich seine lateinischen Briefe als Adamus Thraciger, unter diesem römischen Mantel steckt aber ein grundehrlicher Deutscher Dratzieher (Tratziger), denn so bezeichnete sich einer seiner Nürnberger Vorfahren — der eigentlich Schmidt hieß — von der Zeit an, daß dieser besondere Erwerbszweig ihn in Wohlstand brachte.

Hamburg. **A. Mühlhausen.**

Zu Heinrich von Kleist. Bei der Besprechung von Zürns Schulausgabe des Prinzen von Homburg ist es Klee entgangen, daß sich in den Text derselben ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen hat, dessen etwaiger Weiterverbreitung ich hiermit entgegentreten möchte. V. 5, 126 flg.:

Kurfürst: Die Bittschrift ist verfaßt von wem?
Kottwitz: Von mir.
Kurfürst: Der Prinz ist von dem Inhalt unterrichtet?
Kottwitz: Nicht auf die fernste Weis'! In unsrer Mitte
Ist sie empfangen und vollendet worden.

Empfangen ist die echte und schöne Lesart der Originalausgabe, von der bisher, soviel ich sehe, keiner der Herausgeber abgewichen ist. Der Setzer von Zürns Ausgabe scheint dies aber nicht verstanden zu haben und setzte aus eigener Machtvollkommenheit das platte: angefangen. Man sieht, welchen Gefahren die Texte unserer Schriftsteller selbst bei sorgfältiger Überwachung des Druckes ausgesetzt sind.

Northeim. **R. Sprenger.**

Die Salzunger Mundart. Von Dr. L. Hertel, Meiningen. Druck der Keyßnerschen Hofbuchdruckerei, 1888, 150 S.

Diese Abhandlung ist ein sehr schätzenswerter Beitrag zur Kenntnis der mitteldeutschen Dialekte; beruht sie doch auf wissenschaftlicher Grundlage und sorgfältigst aus der lebenden Mundart gesammeltem Sprachgute. Willkommen sind die einleitenden Worte über die geographische Lage und die Geschichte der Stadt Salzungen, auf deren und der umliegenden Dörfer Mundart der Verfasser sich beschränkt. Daß er dieselbe nicht mit der des benachbarten Tullifelds vermengt, verdient volle Billigung; doch können wir nicht mit ihm die Salzunger zu den Westthüringer Mundarten rechnen, sondern gewinnen gerade aus seiner eingehenden Darstellung des Lautstandes die Überzeugung, daß wir eine nordostfränkische vor uns haben. Dafür spricht vor allem die in ihr eingetretene Verschiebung des in- und auslautenden pp und mp zu pf und mpf, wie in Kopf, Strumpf, durch welche das Ostfränkische sich am schärfsten von dem Thüringischen, Obersächsischen und Schlesischen abhebt, welche pp und mp (bezüglich als bb und mb) wahrten, ferner, daß in ihr mittelhochdeutsches ei zu ai und ou zu au, nicht aber wie im Thüringischen, Obersächsischen und Schlesischen zu langem e und o geworden sind, ferner daß sie wie das Ostfränkische die Neigung hat, auslautendes e abzuwerfen, während das Thüringische und die andern erwähnten ostmitteldeutschen Mundarten dieses hartnäckig festhalten, endlich, daß auch nicht in der ostfränkischen Gestalt von nodd erscheint, im Thüringischen und Obersächsischen aber als nich. Und wenn in der Salzunger Mundart bei nichts die thüringisch-obersächsische Form nischd neben der ostfränkischen neks und die thüringisch-obersächsische Verkleinerungssilbe chen, bezüglich che durchgehends auftritt, so läßt dieses nur gegenüber den erwähnten ostfränkischen Merkmalen erkennen, daß sie hart an der Thüringer Grenze liegt.

Im ersten Kapitel behandelt der Verfasser, von dem Mittelhochdeutschen ausgehend, die Lautlehre seiner Mundart. Besondere Sorgfalt wendet er der Quantität der Vokale zu. Die Vokale selbst sähen wir lieber nach ihrer lautlichen Verwandtschaft als nach der alphabetischen Ordnung vorgeführt. Besonders interessant ist, daß sich mittelhochdeutsches langes i und u im Inlaut noch nicht zu ei und au diphthongisiert haben. Scharf scheidet der Verfasser bei der Lautverbindung nd und bei n und beschreibt bei dem interessanten Salzunger vokalischen l die Zungenstellung sehr genau. Umsomehr bedauern wir, daß er sonst eine Angabe über die Stellung von Zunge und Lippen unterläßt, sowie daß er bei k und der Media g nicht zwischen palatal und guttural scheidet und uns bei den Medien g, d und b und dem Spiranten

j verschweigt, ob sie tonlos, wie zu vermuten, oder tönend sind Auch würden wir uns freuen, wenn er den allerdings schwierigen Versuch gemacht hätte, uns ein Bild des Accentes zu entwerfen.

Das zweite Kapitel bietet eine recht klare und übersichtliche Darstellung der Flexion. Besonders spricht die streng kritische Behandlung des Infinitivs an, sowie die der interessanten Partizipialendung enong für end. Das § 53 über Umstands-, Verhältnis- und Bindewörter Gebotene ist schätzbar, gehört aber nicht in dieses Kapitel.

Daß der Verfasser im dritten Kapitel einen, wenn auch nur kurzen Abschnitt über Syntaktisches bringt, hat uns sehr freudig berührt. Unser Interesse hat besonders das über den Genitiv Gesagte erweckt.

Aus der im vierten Kapitel in sehr klarer Weise behandelten Wortbildung heben wir die Paragraphen über Vor- und Schimpfnamen hervor.

Sehr wertvoll sind auch die im fünften Kapitel gegebenen Dialektproben; sie beweisen, daß der Verfasser nicht bloß die äußere Form, sondern die Seele seiner Mundart erkannt hat. Das ist wirklich echte Volksrede, die uns hier entgegen klingt.

Unleugbar ist durch diese Abhandlung ein Schritt vorwärts in der Erkenntnis der deutschen Mundarten und somit der deutschen Sprache selbst gethan worden. Wenn sie auch vorwiegend für Germanisten von Fach geschrieben ist, so empfehlen wir sie doch auch allen, die sich für deutsche Mundarten interessieren, und das sollten eigentliche alle gebildeten Deutschen, namentlich alle Lehrer. Mit großer Spannung sehen wir dem Erscheinen des vom Verfasser versprochenen ausführlichen Wörterbuchs der Salzunger Mundart entgegen. Auch hierfür lassen die kurzen Äußerungen über den Wortschatz in der Einleitung das Beste erwarten.

Leisnig. **Carl Franke.**

Drei altdeutsche Schwänke, übersetzt von Oskar Henke, Gymnasialdirektor. Barmen 1888. Prgr. 396.

Da Herr Direktor Henke diese Übersetzung dreier Schwänke in einem Schulprogramm veröffentlicht hat, so hat er ohne Zweifel auch den Zweck im Auge gehabt, die Schüler der oberen Klassen mit dieser Seite unserer älteren Litteratur bekannt zu machen. Darin wird er vielleicht nicht allgemeine Billigung finden, doch glaube ich, daß mancher Kollege das Heftchen unbeanstandet auch reiferen Schülern in die Hände geben wird. Jedenfalls möchte ich die Lehrer auf dasselbe aufmerksam machen, was bei dem bekannten Schicksal der Programme nicht unnötig scheint. Von den behandelten Stücken sind zwei schon anderweit übersetzt: Der Schretel und Wasserbär (herausg. von Wackernagel in Haupts

Ztſchr. 6, 174—86), durch Rudolf Baumbach: Abenteuer und Schwänke, Leipzig 1883, und der Weinſchwelg, von denen Schröer und zuletzt Lucae Überſetzungen zugleich mit dem Texte veröffentlicht haben. Es wird genügen, über ſie zu bemerken, daß Henke den Vergleich mit ſeinen Vorgängern, auch mit dem formgewandten Baumbach, deſſen Bearbeitung übrigens eine freiere iſt, nicht zu ſcheuen hat. Das dritte und längſte der überſetzten Stücke iſt die Erzählung Ruprechts von Würzburg: Von zwei Kaufleuten, von dem eine kritiſche Bearbeitung aus dem Nachlaſſe Moritz Haupts in Zachers Ztſchr. VII, 65 flg. veröffentlicht wurde. Auch bei dieſem Stücke zeigt ſich der Überſetzer mit der Handhabung dichteriſcher Sprache wohl vertraut. Es finden ſich auch Anklänge an neuere Dichter, wie die Verſe 195 flg., die wie eine Reminiscenz aus Kinkels Otto der Schütz anmuten. Einzelne kleine Unebenheiten werden bei dem erſten Verſuche einer Überſetzung nicht auffallen. So wird die unreinen Reime 61: 62 und 818: 819 (= 867 flg. des Originals) jeder verzeihen, der die Schwierigkeit einer ſolchen Arbeit kennt. Einen wirklichen Fehler der Überſetzung finde ich nur V. 795 flg.:

Sie ſprach: „Vielliebe Herre mein,
Dein Kommen Freude bringet,
Der Freuden Lied mir ſinget.
Mein Herze iſt gar freudenreich.“

Das Original lautet 844 flg.:

si sprach 'vil lieber herre mîn,
dîn kunft mir fröude bringet;
der fröuden liet mir singet
mîn herze wan ez ist gar vrô.'

Hier iſt dem Überſetzer entgangen, daß bei einigen mhd. Dichtern das Herz ſingend gedacht wird. Haupt hat die betreffenden Stellen, darunter auch die unſere, in einer Bemerkung zu Hartmanns Erec (2. Aufl.) 9689 geſammelt. Auch bei Geibel heißt es übrigens in König Sigurds Brautfahrt Str. 4: „Wie ſingt mein Herz ſo fröhlich, wie fleugt ſo hoch mein Mut!“ Dagegen ſind die Verſe 624 flg., die von Haupt nicht richtig wiedergegeben ſind, wohl nach einer Bemerkung des Referenten in Zachers Ztſchr. ſinngemäß überſetzt.

Northeim. **Robert Sprenger.**

S. Czekala. Kurzgefaßte Schulgrammatik der Deutſchen Sprache. I. Teil: Formenlehre (2. Auflage), Moskau, Alexander Lang, 1885. 50 Kop. klein 4°. 60 S. II. Teil: Satzlehre, Moskau, E. Ließner und J. Romahn, 1884. 60 Kop. klein 4°. 84 S.

Verfaſſer, Inſpektor der St. Petri-Pauli-Knabenſchule in Moskau, hat in den angezeigten beiden Bändchen ein äußerſt nützliches Hilfsmittel

für die Erlernung der deutschen Sprache geschaffen. Dem verständigen Grundsatze huldigend, daß die Hälfte mehr als das Ganze, schält er aus dem weiten Gebiete deutscher Grammatik das Wesentliche heraus und führt es uns durch geschickte Verwendung verschiedenen Druckes auch reinäußerlich betrachtet in scharfer Gegenständlichkeit vor Augen. Dabei sind seine Regeln inhaltlich gut und scharf abgefaßt und überall ist sein Bestreben unverkennbar, den verständigen Anforderungen der Neuzeit in betreff der Erlernung lebender Sprachen gerecht zu werden. Diesen Anforderungen entspricht es, wenn er in der Formenlehre sich nicht in Kleinigkeiten und Seltenheiten verliert und in der Satzlehre, die Regel aus dem vorangehenden Beispiele erläutert, überhaupt beide Teile nur zu zusammenfassender Wiederholung verwandt wissen möchte, nachdem der Schüler bei Gelegenheit der Lektüre bereits die einzelnen sprachlichen Erscheinungen unter Anleitung des Lehrers möglichst selbständig gefunden.

Mit verschwindenden Ausnahmen ist das Deutsch des Verfassers vortrefflich; die neue Rechtschreibung ist ebenso berücksichtigt, wie die Forderung des allgemeinen deutschen Sprachvereines, Fremdwörter zu meiden, wo sie durch gleich gute deutsche bequem ersetzt werden können. Mit einem Worte, die Grammatik erfüllt jede gerechte Anforderung.

Wenn wir in der Folge eine Reihe übrigens nicht wesentlicher Ausstellungen geben, so geschieht es nur, weil auch wir an unserem Teile zu möglichster Vollkommenheit dieses trefflichen Werkchens beitragen möchten.

Zunächst könnte die Grammatik in einzelnen Punkten noch kürzer gemacht werden, wenn eine Reihe von Formen, Wendungen und Konstruktionen gestrichen würden, die ganz ungemein selten vorkommen. Hierzu gehören:

Teil I. S. 11. § 21, Schluß: „in Züchten".
§ 23, 2: „das Bund, die Bunde".
§ 23, 23: „die Schrecken".
= 13. § 24, 3: „die Gewande".
= 24. § 51, Schluß: „möglich größt" (?).
= 31. Schluß: „Selbander", „selbdritt".
= 40. § 84, die Konjunktive: „stürbe, hülfe".
= 41 flg. § 87 flg., die Formen: „schand, schände, begönne, begänne, gewänne, ränne, sänne, sönne, spönne, dröſche u. s. f."
= 45. § 91: „spleißen, spliß, gesplissen".
Teil II. = 46. § 26: „Vermutend. Ich war mir dessen nicht vermutend".
= 65. Anhang. Dingen: „das Gedinge", „der Beding".
= 73: „die Afterrede".

Zu den einzelnen Regeln wäre folgendes zu bemerken:

Teil I. S. 3, 2. Dürfte einfacher zu faſſen ſein. Statt: „Alle Nichthauptwörter, wenn ſie ſubſtantiviſch gebraucht werden" (ſind ſächlich) wäre zu ſetzen: „Alle ſubſtantiviſch gebrauchten Wörter".

= 4. § 7 iſt „die Mitgift" als Ausnahme von der Regel angeführt, daß zuſammengeſetzte Hauptwörter das Geſchlecht des Grundwortes haben. Verfaſſer muß alſo an das Gift gedacht haben. Gift im Sinne von Gabe iſt aber im Deutſchen von jeher weiblich geweſen.

= 4, 5. § 8 und § 9 dürften bei einzelnen der Doppelformen ein Unterſchied anzugeben ſein, z. B.: „Der Schurz" (vom Handwerker, Schloſſer, Gerber u. ſ. f. geſagt), „die Schürze" (gebraucht bei dem Mädchen, der Frau). Bei „die Hut" iſt erklärend (Hutung) hinzugeſetzt; ein jedenfalls ungewöhnliches Wort; beſſer wäre: Aufſicht, Schutz, cautio.

Bei „der Gehalt" und „das Gehalt" iſt zu erwähnen, daß „der" gewöhnlich iſt; daneben kommt auch „das" vor.

S. 6. § 9, 25 giebt Sachs-Villatte neben „der Geiſel" (Bürge) auch „die Geißel".

= 8. § 15: „Bayern" mit y offizielle Schreibweiſe; im gewöhnlichen Leben mit i.

= 10. § 20: „zu Roſſe" habe ich nie gehört, dagegen oft: „hoch zu Roß" (ohne e).

= 11. § 23, 13: Hinter „Lichter" den Zuſatz: Malerei z. B. Lichter ausſparen.

= 12. § 23, 20: „Pantoffel" im gewöhnlichen Sprachgebrauch meiſt ſchwach gebraucht; beſonders ein Paar Pantoffeln.

= 14 § 27: Statt „Die Belagerung der Stadt Paris", einfacher: von Paris. § 28: Die Endung „ens" bei Perſonennamen wohl als veraltet zu bezeichnen; (ebenſo § 31).

= 15. § 32: Die „Deklination von Jeſus Chriſtus" iſt mehr der Sprache der Kirche eigen. Die Umgangsſprache wandelt nicht ab.

= 21. § 44, 3: „aller Schnee". Dieſer Gebrauch von „aller" familiär. — § 45: „Dichteriſche Freiheiten wie 'ein koſtbar Geſchenk' ſind in gewöhnlicher Proſa nicht geſtattet"; doch: ein gut Teil.

S. 26. § 55 Schluß: Statt „Redensart", weil doppelsinnig, lieber: „Redewendung".

= 27. § 59, 6: „selber": familiär.

= 29. § 64: Bei „fünf" und seinen Zusammensetzungen wäre aufmerksam zu machen auf die Aussprache fümf. Ebenso bei dreißig (scharfes ſ) von Ausländern gewöhnlich statt dessen z gesprochen.

= 30. § 66: Hinter „Mandel" zur Erläuterung (15), hinter „Schock" (60).

= 39. § 83, 2: Die Formen „reiseſt" u. ſ. f. statt reiſt in der Umgangssprache kaum üblich. Vielfach dagegen in der Sprache der Bibel, z. B.: Verſteheſt du auch, was du lieſeſt.

= 54. § 102c: Vor „mit den Kindern" ist „um" einzuschalten.

= 55. § 107: Bei „in" dürfte für den richtigen Gebrauch dieser für den Ausländer sehr schwierigen Präposition der Unterschied mit „wo" und „wohin" nicht genügen.

= 56. § 109: Vielleicht übersichtlicher anzuordnen.

Teil II. S. 8, III. ist richtig gesagt, daß die mit „daß" eingeleiteten Nebensätze — nach Weglassung der Konjunktion — immer die Wortfolge des Hauptsatzes annehmen; hinzuzufügen wäre, daß die Weglassung der Konjunktion nur bei positivem Hauptsatz erfolgen kann, also: ich hoffe, er wird kommen, aber ich hoffe nicht, daß.

= 10: „Sobald (als)", „während (daß)" gelten mit dem Zusatz für veraltet.

= 40 flg. IIIa: Da die Konstruktion mit dem Genetiv bei den daselbst aufgeführten Verben meist dichterisch ist, oder als veraltet gilt, so würde es sich empfehlen, die heute üblichen Konstruktionen (meist mit Präpositionen) in erste Linie zu stellen, z. B. es mangelt an Wein, Wein; selten des Weins u. ſ. f.

= 46. § 26. Wegen „vermutend" vergl. das oben S. 568 Gesagte.

In betreff der Verdeutschungen ist als bemerkenswert zu erwähnen: „Grundstufe", „Steigerungsstufe" und „höchste Stufe" für Positiv, Komparativ und Superlativ; „Schallnachahmungen" für Onomatopöien; „versetzte (?) Wortfolge" für invertierte; „Zeichensetzung" für Interpunktion. Leicht zu vermeiden wäre gewesen:

Teil I. Vorrede (entsprechender Vorwort) Z. 9 „Repetition" (dafür Wiederholung).

Teil II. S 80. „Orthographie" (dafür Rechtschreibung).

Zu loben ist der sorgfältige Druck; doch ließe sich bei erneuter Auflage das unschöne, störende „ß" (= griechischem β) gewiß durch ein ansprechenderes, das Auge nicht verletzendes Zeichen ersetzen. Nur wenige Druckfehler sind vorhanden, was um so anerkennenswerter ist, als der Druck in Rußland erfolgte.

Wir können zusammenfassend nur noch einmal wiederholen, daß nicht bloß in dem weiten Gebiete des russischen Reiches, sondern überall wo Deutsch gelehrt wird, Inspektor Czekalas Werkchen mit Nutzen wird gebraucht werden können.

Dresden. **Wilh. Scheffler.**

Martin Opitzens Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae und Buch von der Deutschen Poeterey. Herausgegeben von Dr. Georg Witkowsky, Leipzig. Verlag von Veit u. Comp. 1888. 217 S.

Wehe dem Gymnasiasten oder Realschüler, ja selbst der „höheren Tochter", welche im Examen M. Opitzens Buch von der deutschen Poeterei dem Namen nach nicht kennen! Gelesen aber haben dieses litterarhistorisch so wichtige Werk durchaus nicht alle der examinierenden Lehrer. Dieser traurige Zustand des Halbwissens fand seine Entschuldigung darin, daß erwähntes Buch nicht leicht zugänglich war. Diese Entschuldigung ist in neuerer Zeit weggefallen, und folgerichtig muß auch das Halbwissen über diese Schrift schwinden; keinem Lehrer sollte es mehr sein wissenschaftliches Gewissen gestatten, über Opitz vorzutragen, ohne vorhergegangene Beschäftigung mit dieser Schrift selbst, und auch den Schülern ist ein flüchtiger Einblick in dieselbe — und dauerte er auch nur eine Viertelstunde — nützlicher als die bisherigen Nachbetereien aus den Litteraturgeschichten. In richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit derselben eröffnete 1876 schon W. Braune die Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts (Halle, Niemeyer Nr. 1) mit ihr.

Witkowskys Ausgabe enthält außer dem Buch von der Deutschen Poeterey auch den Aristarchus in genauem Abdruck und alles das, was zum Studium beider Werke, sei es zu litterarischen, sei es zu sprachwissenschaftlichen Zwecken, nötig ist. Sie vermag wirklich, „das Verständnis und die Würdigung der durch Opitz bewirkten Begründung der neuhochdeutschen Kunstdichtung weiteren Kreisen zu erschließen".

Dies thut schon die in klar durchsichtigem, fließendem Stile geschriebene, 74 Seiten umfassende Einleitung. Sie geht von dem Erwachen des Nationalbewußtseins und dem Streben nach einer nationalen

Litteratur bei den Völkern Europas, welch beides zur Renaissance-Litteratur führte, aus, zeigt, wie die Bemühungen Antikes und Modernes zu verknüpfen, Lehrbücher über die Dichtkunst, Poetiken, hervorrufen mußten, und bespricht die in Italien und Frankreich entstandenen derartigen Werke. Dann wird uns die Schwäche der deutschen Poesie des 16. Jahrhunderts geschildert und der Reformversuche Rebhuhns und Clajs, sowie der Thätigkeit Weckerlins und Hübners, des eigentlichen Vorgängers Opitzens, gedacht. Hierauf wird uns eine Lebensbeschreibung Opitzens, die vor allem dessen geistige Entwickelung im Auge hat, gegeben. Nun folgt eine streng kritische Besprechung der Quellen, des Gedankenganges, der poetischen Theorie, der zweiten Ausgabe und der Bedeutung des Aristarchus. Nachdem der Herausgeber der ersten Ausgabe der Gedichte Opitzens gedacht hat, die wider dessen Willen von seinen Freunden in Straßburg besorgt wurde, und die beschleunigte Herausgabe seiner Poeterey veranlaßte, bespricht er letztere hinsichtlich ihrer Quellen, ihres gelehrten Beiwerkes und des Inhaltes der einzelnen Kapitel. Hierbei zeigt er, „daß der Inhalt des Buches von der Deutschen Poeterey nur zum geringsten Teile als Opitzens geistiges Eigentum gelten kann“ und er nur „im sechsten und siebenten Kapitel auf selbst gebahnten Wegen wandelt“. Auch wir machen besonders auf die Lektüre der genannten Kapitel aufmerksam. Opitzens Verdienste legt der Herausgeber mit folgenden Worten klar: „Opitz stellt zuerst die ausschließliche Berechtigung des eingeborenen Rhythmus für die germanischen Sprachen fest und macht dadurch alle Versuche, in deutscher Sprache Verse nach antiker Art zu bauen, erfolglos.“ Hierauf schildert uns der Herausgeber die Wirkung der „Poeterey“ auf die Zeitgenossen und deren Stellung zu derselben sowie ihre Fortbildung und ihr Fortwirken in späterer Zeit. Nachdem er hervorgehoben hat, daß „vor allem ihre historische Bedeutung in Frage kommen muß“, gedenkt er der neueren Arbeiten über dieses Buch.

Die hinter der Einleitung stehende Bibliographie führt uns die einzelnen Ausgaben des Aristarchus und des Buches von der Deutschen Poeterey vor.

Hierauf folgt der Text des lateinisch verfaßten Aristarchus mit darunter gestellten erläuternden Anmerkungen, während die deutsche Übersetzung des Herausgebers dahinter und leider nicht daneben gestellt ist, was dem Leser die Vergleichung erleichtert hätte. Die Übersetzung ist in gutem Deutsch geschrieben, wiewohl sie sich aufs engste an den Urtext anschließt.

Nun folgt der Text des Buches von der Deutschen Poeterey mit darunter gestellten erklärenden Anmerkungen und einem dahinter gestellten Glossar.

Möge dieſes Buch in keiner Bibliothek einer höheren Schule und eines in deutſcher Litteraturgeſchichte unterrichtenden Lehrers fehlen! Doch auch jedem Freund deutſcher Litteratur ſei es aufs wärmſte empfohlen!

Leisnig. **Carl Franke.**

Ernſt Martin. Mittelhochdeutſche Grammatik nebſt Wörterbuch zu der Nibelunge Not, zu den Gedichten Walthers von der Vogelweide und zu Laurin für den Schulgebrauch. 11. verb. Aufl. Berlin. Weidmannſche Buchhandl. 1889. 104 S. Preis 1 Mark.

Das vorliegende kleine Werkchen iſt nicht bloß für den Schulgebrauch ganz beſonders zu empfehlen, ſondern auch allen denen, welche einen kurzen Einblick in das Mittelhochdeutſche wünſchen, aber auf tieferes fachwiſſenſchaftliches Eindringen verzichten; denn es bietet in knapper, klarer Form das Wiſſenswerteſte über mittelhochdeutſche Grammatik und Verskunſt, ſowie das Nötigſte aus dem mittelhochdeutſchen Wortſchatz.

Die zwei Seiten umfaſſende Einleitung giebt eine kurze, doch klare Belehrung über das allgemeine Verhältnis des Mittelhochdeutſchen zum Althochdeutſchen und der neuhochdeutſchen Schriftſprache, ſowie über dasjenige des Hochdeutſchen zum Niederdeutſchen und den anderen germaniſchen und indogermaniſchen Sprachen. Nur die Behauptung „in dieſer Form wurde es (das Mittelhochdeutſche des 13. Jahrh.) an den Höfen geſprochen", hätte der Verfaſſer lieber unterlaſſen ſollen, da dieſelbe vielen Fachmännern noch als unerwieſen gilt und daher nicht in ein Schulbuch gehört.

Die eigentliche Grammatik (Laut- und Formenlehre) umfaßt nur zwölf Seiten, berückſichtigt aber gleichwohl zweckentſprechend das Alt- und Neuhochdeutſche und iſt ſehr objektiv gehalten.

Im Anhange werden darauf auf acht Seiten die Grundzüge der mittelhochdeutſchen Verskunſt gegeben. Das Geſagte erſcheint uns eher zu viel als zu wenig für die Schule zu ſein. Die Lehre von den dreiſilbigen Halbverſen mit klingendem Ausgang halten wir zwar nicht für richtig, jedoch für die Schüler verſtändlicher als unſere Auffaſſung, nach der die ſog. klingenden Reime im Mittelhochdeutſchen noch zweihebig, alſo ſämtliche Halbverſe vierhebig ſind.

Das Wörterbuch enthält auf 79 Seiten ca. 2500 Wörter.

Leisnig. **Carl Franke.**

Denkmäler der älteren deutſchen Litteratur für den litteraturgeſchichtlichen Unterricht an höheren Lehranſtalten im Sinne der amtlichen Beſtimmungen vom 31. März 1882 herausgegeben von Dr. Gotthold Böttticher, ord. Lehrer am Leſſing-Gymnaſium, und Dr. Karl Kinzel, ord. Lehrer am Grauen Kloſter zu Berlin. I. Die deutſche Heldenſage. 1. Hildebrands-

und Waltharilied mit Beigaben. 59 S. III. Reformationszeit: 1. Hans Sachs. 112 S. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Zwei treffliche Gelehrte haben es unternommen, in dem vorliegenden Werke, von dem das 1. und 3. Bändchen fertiggestellt sind, für die höheren Schulen geeigneten Lesestoff aus der älteren deutschen Litteratur auszuwählen und zwar in der Weise, daß „in charakteristischen, möglichst vollständigen Werken gewisse Mittelpunkte für die litteraturgeschichtliche Behandlung im Sinne der amtlich gegebenen Leitgedanken" geboten werden. Das erste Bändchen enthält das Hildebrandslied und Waltharilied (nebst den Merseburger Zaubersprüchen und dem Muspilli), übersetzt und erläutert von Dr. Böttticher. Lob verdient es zunächst, daß der Herausgeber neben den Übersetzungen, die sich durch Treue und Wohllaut auszeichnen und eine ganz hervorragende dichterische Begabung des Herausgebers bekunden, auch die altdeutschen Texte gegeben hat. Es ist das nicht nur eine Ehrenpflicht gegen das deutsche Altertum, sondern es ist auch unbedingt notwendig, daß die Schüler auf diese Weise wenigstens ein Bild von der Gestalt unsrer alten Sprache erhalten. Mit vollstem Recht ist dagegen der lateinische Text des Waltharliedes, der ja selbst nur eine Bearbeitung eines ursprünglich deutschen Liedes ist, weggelassen worden, die Aufnahme desselben wäre etwas rein Gelehrtes gewesen und hätte daher als ein entschiedener Mißgriff bezeichnet werden müssen. Wir freuen uns, daß der Herausgeber mit glücklichem pädagogischem Takt diese Klippe umsegelt hat. Das Waltharilied wird nur in den Hauptstellen wiedergegeben, nebensächliche Teile werden im Auszuge als verbindender Text mitgeteilt. Daß der Übersetzer das Versmaß des Originals beibehielt, hat unsere lebhafte Zustimmung. Höchst dankenswert ist die Beigabe der Merseburger Zaubersprüche und des Muspilli; es ist sehr zu wünschen, daß unsere Schüler solche Denkmäler unsrer alten Zeit, die nach den verschiedensten Seiten hin wichtig sind, aus eigner Anschauung kennen lernen. Die Anmerkungen verraten gründliche Sachkenntnis und ausgezeichnete philologische Schulung. So hat uns Dr. Böttticher mit einer Auswahl beschenkt, die nach jeder Richtung hin als eine hochwillkommene Gabe bezeichnet werden muß und dem litteraturgeschichtlichen Unterricht in unsern Schulen zu wirklichem Segen gereichen wird.

Nicht geringeres Lob verdient das von Dr. Kinzel herausgegebene Bändchen Hans Sachs. Wie not thut es unsrer Zeit, wieder einmal gründlich zurückzukehren zu der schlichten Einfalt und kernfesten Natürlichkeit eines Hans Sachs. Endlich wird uns hier einmal eine vorzügliche und reiche Auswahl aus diesem gewaltigen deutschen Volksdichter gegeben,

die nicht etwa für den Lehrer, sondern für die Hand des Schülers bestimmt ist. Dr. Kinzel bietet folgende Stücke: 1. Wider den blutdürstigen Türken. 2. Die Wittenbergisch Nachtigall. 3. Klaglied ob der Leich M. Luthers. 4. Disputation zwischen einem Chorherrn und Schuhmacher. 5. Die ungleichen Kinder Evä. 6. Sanct Peter mit den Landsknechten. 7. Sanct Peter mit der Geiß. 8. Das menschliche Herz ist einer Mahlmühl gleich. 9. Der fahrend Schüler im Paradies. 10. Der singend Schuster zu Lübeck. Die Anmerkungen sind in gleicher Weise wie im 1. Bändchen mit der größten Umsicht und Genauigkeit abgefaßt. Daß Karl Kinzel der rechte Mann war, eine geeignete Auswahl aus Hans Sachs zu geben, das hat er schon durch sein anziehendes und uns so recht aus voller Seele anheimelndes Werkchen bewiesen: Das deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts. Für die Freunde der alten Litteratur und zum Unterricht eingeleitet und ausgewählt. (Berlin 1885.)

Da haben wir denn in den vorliegenden Arbeiten der Herren Dr. Böttticher und Dr. Kinzel eine Auswahl aus unseren alten Litteraturdenkmälern, an der unsre Zeitschrift ihre helle Freude hat. Wir begrüßen diese beiden Bändchen aufs wärmste, deren Bearbeitung sowohl der philologischen Kritik, als auch dem pädagogischen und ästhetischen Urteil der beiden Herausgeber in gleicher Weise zur Ehre gereicht. Möge das schöne Unternehmen gedeihlichen Fortgang finden, und möchten recht viele Lehrer des Deutschen diese Bändchen ihren Schülern in die Hände geben. Der geringe Preis von 60 Pfennigen für das Bändchen steht in keinem Verhältnis zu der Gediegenheit und dem Werte des Gebotenen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Franz Söhns, Die Parias unserer Sprache. Eine Sammlung von Volksausdrücken. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger, 1888. 126 S.

Parias nennt der verdienstvolle Verfasser Volksausdrücke, die „überall geringschätzig behandelt und den feineren Worten der Schriftsprache nirgends für gleichberechtigt gehalten, dabei aber doch selbst von Gebildeten in der Umgangssprache gelegentlich nicht verschmäht werden." In den Wörterbüchern suchen wir die von Söhns angeführten Volksausdrücke dieser Art zum weitaus größten Teile vergeblich, und die Schrift von Söhns bildet daher eine willkommene Ergänzung zu jedem deutschen Wörterbuche, auch zu Andresens Volksetymologie. Da werden wir belehrt über die Herkunft von Ausdrücken wie bussseltante (S. 18), Düskopp (S. 81), etepetete (S. 40), futsch (S. 8), Fatzke (S. 1), Multumjacke (S. 46), querlätsch (S. 51), Matzens Hoch'zt (S. 5) u. s. w. Es ist Dialektforschung auf dem Gebiete des Wortschatzes. Die Arbeit ist in hohem Grade dankenswert, ein ganz neues Gebiet,

das eine weite Aussicht bietet, wird hier von dem Verfasser mit sicherem Schritte betreten. Wiederholt kommt dem Verfasser bei der Aufstellung der Etymologien seine ausgezeichnete Kenntnis der italienischen Sprache wohl zu statten. Zugleich giebt Söhns nicht eine trockene Lexikographie, sondern ein lebendig, ohne alle gelehrte Langweiligkeit geschriebenes Buch. Unser Anteil wird von der ersten Seite bis zum Schlusse aufs lebhafteste gefesselt; wie eine anmutige Plauderei zieht der auf den gründlichsten Studien ruhende Stoff an uns vorüber. Der Lehrer wird von dem Inhalte dieses Buches oft zur größten Freude der Schüler im Unterrichte gelegentlich einmal Gebrauch machen können; jedenfalls wird keiner, der seine Muttersprache liebt, die ganz köstliche Schrift von Söhns ungelesen lassen.

Selbstverständlich kann ein Buch wie das vorliegende, das ein neues Gebiet anbaut, nicht erschöpfend sein; Söhns selbst bittet um Beiträge zum weiteren Ausbau. Einen wenigstens will ich hier geben. In Sachsen ist das Wort „getäsche" sehr üblich; es bedeutet soviel wie: munter, zuvorkommend, dienstbeflissen u. ähnl. „Er ist heute gar nicht recht getäsche" (d. h. munter) oder: „Er wurde auf einmal ganz getäsche" (d. h. zuvorkommend) und anderes kann man täglich bei dem Volke hier hören. Das Wort getäsche, das auch in der Form betäsche (d. i. petäsche) vorkommt, ist nun aber nichts anderes als eine Abkürzung aus schampetäsche, das heute noch in Leipzig und Umgegend in Gebrauch ist. Schampetäsche aber ist entstanden aus Jean Potage und will also sagen: so flink und munter wie der Jean Potage, der Hans Supp der französischen Komödie. Das Wort muß demnach im vorigen Jahrhundert durch die französischen Flüchtlinge bei uns, natürlich in der ursprünglichen französischen Form, eingeführt und dann von unserm Volke umgeformt worden sein. Anziehend ist dabei, wie die deutsche Volkssprache bemüht gewesen ist, den scharfen Klang des romanischen a in Potage durch das ä wiederzugeben. Das g in getäsche erklärt sich aus einer Nebenform schangetäsche und beruht also auf schlechter Aussprache des Nasals.

Dresden. **Otto Lyon.**

Berichtigung.

Auf Wunsch des Herrn Prof. Dr. Vogt in Neuwied erklären wir hierdurch gerne, daß das auf Seite 427 dieser Zeitschrift abgedruckte scharfe Urteil über Georg Ebers den Herrn Gymnasialdirektor Dr. Oskar Henke zum Verfasser hat.

Die Leitung der Zeitschrift.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9 II

Zeitschrift

für den

deutschen Unterricht.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand

herausgegeben

von

Dr. Otto Lyon.

3. Jahrgang. Ergänzungsheft.

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1889.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Die Besprechung eines „allgemeinen" Themas in der Gymnasialprima.

Von **Ferdinand Schultz** in Charlottenburg.

Der Wert des Sprichwortes für die Schule und seine Verwertung für den deutschen Aufsatz ist von Herrn Professor Rudolf Hildebrand in dieser Zeitschrift (Jahrg. I, 473 flg.) in ansprechender Weise beleuchtet worden. Das Sprichwort gehört in die Klasse der sogenannten „allgemeinen" („moralischen") Themata, über deren Verwendung in der Schule nach Umfang und Inhalt ich mich ebendaselbst (Jahrg. II, 238) ausgesprochen habe. Aber mag auch der Kreis derselben ein größerer sein, als ich ihn glaubte ziehen zu müssen, mag auch die Bearbeitung solcher Themata mehr ursprüngliche Quellen des Geistes und der Seele in dem Schüler eröffnen als die eines litterarischen Themas, die Frage nach der Behandlung eines solchen bleibt immer eine schwierige. Will man, wie es gewiß zu wünschen ist, der Individualität Raum lassen und auch die eigene Lebenserfahrung des Schülers zum Worte bringen, so ist hier mehr als bei andern Aufgaben die Gefahr vorhanden, daß die Arbeit zerflossen und verschwommen werde. Ist aber dieser Irrweg einmal eingeschlagen, so ist es schwer, den Schüler wieder davon zurückzubringen; gegenüber der Ursprünglichkeit, nach der er strebt, erscheint ihm die Straffheit der Zucht, in die er genommen wird, als pedantisch, und er dünkt sich darüber erhaben. Will man diese aber preisgeben, so schädigt man den Schüler weit härter, als wenn man ihm hin und wieder die Flügel ein wenig beschneidet. Mit der Unklarheit und Verschwommenheit, die sich einstellt, wird auch bald das bißchen Ursprünglichkeit, welches er etwa besitzt, verloren gehn. Zu einer der rechten Zucht entbehrenden Losgebundenheit verführen nun leider auch viele der Bücher, in denen Entwürfe zu solchen Thematen enthalten sind, und auch das von Herrn Professor Hildebrand angezogene (Günther-Peschel, Entwürfe zu Vorträgen und Aufsätzen über 100 Sprichwörter und 100 Schillersche Sprüche für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2. Aufl. Leipzig. 1882) will mir keineswegs in dieser Beziehung als mustergiltig erscheinen. In der Behandlung solcher Themata, glaub' ich, kommt es nicht auf das Vorbringen von allerlei Gedanken und Gedänkchen an in freier, springender Form, sondern auf eine methodische Begründung und eine folgerichtige Darlegung der in dem Thema ent-

haltenen Gedanken. Dergleichen Themata ſcheinen mir recht eigentlich eine Übungsſtätte logiſcher Zucht, ein Wert, der doch gewiß nicht zu unterſchätzen iſt. Die Behandlung eines derſelben hat daher immer etwas Typiſches und giebt Gelegenheit, die kleinen logiſchen Handgriffe, welche der Schüler braucht, zu veranſchaulichen und durch Übung in Fertigkeit zu verwandeln. Es ſei mir hier vergönnt, Art und Methode der Beſprechung, wie ich ſie mir denke, an einem ſolchen Sprichwort darzulegen! Wir wählen ein auch bei Günther-Peſchel behandeltes: „Die Rede iſt des Mannes Bildnis".

Die Beſprechung geht vom „Urteil" aus. Der Schüler weiß, daß das „Urteil" die Denkform iſt, in der das Verhältnis von Vorſtellungen und Begriffen und die Art der Verbindung oder Trennung derſelben vorgeſtellt wird. Die beiden Begriffe, um die es ſich hier handelt, ſind „Rede" und „des Mannes Bildnis". Er ſtellt feſt, daß das Urteil dem Umfang nach ein allgemeines, dem Inhalt nach ein bejahendes, der Modalität nach ein Urteil der Wirklichkeit iſt. Die Art der Verbindung der beiden Begriffe zeigt ihm, daß er es mit einem Urteil des Inhalts zu thun hat. Der zweite Begriff muß ſomit ein Merkmal des Hauptbegriffes ſein: in dem Begriff „Rede" muß „des Mannes Bildnis" als Merkmal enthalten ſein. Der Schüler wird darauf hingewieſen, daß das Ziel ſeiner Arbeit die Begründung des Urteils ſein muß. Hierzu kann er ſich als Mittel der Erläuterung d. i. der Zurückführung desſelben auf einen einzelnen Fall und der Erörterung d. i. der Nachweiſung der Stelle, welche das Urteil gegenüber anderen ähnlichen oder entgegengeſetzten einnimmt, bedienen. Der Gang der Methode wird ihm nach dem Vorausgeſchickten ſofort klar. Nachdem er in einem allgemeineren Teile den Wortſinn unter genauerer Beſtimmung der Tragweite der einzelnen Worte dargelegt hat, muß er 1. den Hauptbegriff „Rede" in ſeine Merkmale einteilen; 2. nachweiſen, daß der zweite Begriff „des Mannes Bildnis" in jenem enthalten iſt. Während er ſich hier überall der „Erläuterung" als eines wirkſamen Hilfsmittels bedienen kann, wird er gern der „Erörterung" eine geſonderte Stelle anweiſen und hier 3. das Urteil insbeſondere gegen ſeinen Gegenſatz abgrenzen (gewiſſermaßen einen indirekten Beweis gegenüber dem direkten führen).

Zunächſt alſo der Wortſinn! Was iſt Rede? Iſt damit der Vortrag eines Redners gemeint (divisio! Rede: Geiſtliche, weltliche; politiſche, geſellſchaftliche u. ſ. w.)? Nicht „oratio" kann gemeint ſein, ſondern „sermo". Was meint das Sprichwort mit Bildnis? Doch wohl Abbild, Spiegelbild! Was bedeutet es, wenn es ſagt „Mann", nicht „Menſch", was ſcheinbar auch geſagt ſein könnte? Es ſteht der

„Mann" im Gegensatz ebensowohl zu der „Frau", wie zu dem „Kinde" und dem „Greise". Den Mann zeichnet diesen gegenüber die feste Prägung seines Charakters aus. Das Sprichwort will also wohl sagen, daß gerade die eigentümliche Prägung, der Charakter eines nicht im Zustand der Unreife oder der Schwäche befindlichen (männlichen) Wesens in der Rede sich spiegele. Was ist aber dieser „Charakter"? Charakter ist zunächst weiter nichts als Gepräge, also das Kennzeichen, durch welches sich ein Gegenstand vom andern unterscheidet. Auf den Menschen übertragen, würden wir mithin alle seine geistigen und seelischen Eigenschaften darunter verstehen, durch welche er sich von dem Tiere unterscheidet; im engsten Sinne verstehen wir aber darunter die auf festen Grundsätzen beruhende Denk- und Handlungsweise, d. h. seine sittlichen Eigenschaften, den sittlichen Charakter. Indem das Sprichwort hier „Mann" sagt, meint es also wohl, daß man an den Aussprüchen eines gereiften Mannes sein Inneres, insbesondere seinen sittlichen Charakter erkenne.

Die Untersuchung wendet sich nunmehr 1. dem Hauptbegriff „Rede" zu, der (durch partitio) in seine Merkmale zerlegt wird. Der Umfang des Begriffs, d. i. die Summe seiner Arten, ist schon in der Vorerörterung berührt worden, die Untersuchung will den Inhalt, d. i. die Summe seiner Merkmale, feststellen. Um zu diesem zu gelangen, bedient der Schüler sich als Handhaben der allgemeinen Gesichtspunkte, welche ihm für die Auffindung des Stoffes an die Hand gegeben sind (vergl. des Verf. „Die Grundzüge der Meditation" S. 6 flg.). Als der förderlichste unter diesen Gesichtspunkten dürfte ihm alsbald das „ursächliche Verhältnis" erscheinen. Er fragt in erster Linie nach dem Ursprung der Rede. Hat der Unterricht den Schüler gelegentlich psychologischer Erörterungen, wie sie in den Kreis der Prima fallen, auch bei dem Wesen der „Sprache" vorübergeführt, so kann er hier davon Vorteil ziehen. Ist es nicht der Fall, so können hier einige Mitteilungen angeknüpft werden. Es dürfte darauf hinzuweisen sein, wie die durch einen Reiz bewirkten sogenannten „Reflexbewegungen" am häufigsten in den Sprechwerkzeugen zur Erscheinung kommen und sich als Laute äußern, welche dann das Sprechmaterial bilden. Bei dieser innigen Beziehung zwischen der Reizempfindung und dem Laute kann schon die Folgerung gezogen werden, daß man von diesem auf jene wohl einen Rückschluß machen dürfe. Aus seinem „Laokoon" weiß der Schüler, daß „Laute und Zeichen" die Mittel der Rede seien. Er erinnert sich der schönen Verse von Simon Dach:

Die Red' ist uns gegeben,
Auf daß wir nicht allein
Für uns nur sollen leben
Und fern von Menschen sein.

Er sagt sich daher, daß der Zweck der Rede nicht allein Ausdruck der Empfindung, gewissermaßen Entladung eines inneren Druckes durch den Laut, sondern vor allem Mitteilung der Seelenbewegungen und geistigen Vorgänge an andere sein müsse.

Um nun zu dem Inhalt des Begriffes zu gelangen, zergliedert er eine einzelne Rede. Er prüft, welche Teile sie habe und welche ihr Wesen ausmachende Kennzeichen. Er findet, daß sie aus Worten bestehe, daß diese bestimmten Vorstellungen entsprechen und daß diese Worte miteinander zu Sätzen verknüpft sind, in welche sich Gedanken kleiden u. s. w. Er unterscheidet zwischen dem Inhalt innerhalb der einzelnen Rede und der Form, in welche diese gekleidet ist.

Was kann nun der Inhalt einer Rede sein? Ist die Rede, wie er gesehen, aus der Empfindung geboren, ist das Wort die Bezeichnung von Vorstellungen, ihre Verknüpfung die von Gedanken zum Zweck der Mitteilung an andere, dann ist, so schließt er weiter, der Inhalt der Rede der innere Mensch, also, wie er sich das auf Grund seiner kleinen psychologischen Kenntnisse zurechtlegt, die Welt seiner Vorstellungen und Gedanken, seiner Empfindungen, seiner Wünsche und seines Wollens, seiner Anschauungen und seiner Grundsätze.

Schon mehr Schwierigkeiten macht ihm die Form. Er untersucht zunächst das Wort als Bezeichnung von Vorstellungen. Dasselbe kann sinnlich lebendig oder nüchtern verständig gewählt sein. Die Wortverknüpfung als Bezeichnung der Gedanken, der Ausdruck im allgemeinen, kann treffend und bestimmt, klar und durchsichtig oder verschwommen und ungenau, unklar und dunkel, lebendig und bilderreich oder schmucklos, dürr, matt und nüchtern sein, dabei knapp und kurz oder wortreich und weitschweifig. Der Satzbau kann gelenk, eben und fließend oder folgereich, rauh und schleppend, periodisch getürmt oder einfach gegliedert sein u. s. w. Die Darlegung der Gedanken kann scharf logisch und folgerichtig oder unklar und wirr sein.

Der Schüler entdeckt, daß alle diese Eigenschaften auch dem schriftlichen Ausdruck der Gedanken zu grunde liegen. Das Auszeichnende der Rede ist der Vortrag. Dieser stützt sich auf die Stimmmittel des Sprechenden, von welchem es abhängt, ob dieser laut oder leise, melodisch oder mißtönend klinge. Abgesehen hiervon kann der Vortrag schnell oder langsam, stockend oder fließend, begeistert oder kühl u. s. w. sein.

Die Untersuchung wendet sich nunmehr II. der Prüfung zu, ob in diesen Merkmalen der Rede ein untrügliches Kennzeichen vorhanden sei, aus dem man einen Schluß auf den Charakter, insbesondere den sittlichen Charakter des Mannes machen könne. Es liegt auf der

Digitized by Google

Hand, daß man aus dem Inhalt der Rede auf den Gedankenkreis des Redenden einen Schluß machen könne. Umfang desselben, Bildungsstand, Beruf u. s. w. lassen sich unschwer aus der Rede erkennen. Der Mensch hat aber auch die Freiheit, sich zu verstellen und vorsätzlich zu täuschen. Es ist daher ein Schluß auf den sittlichen Charakter nicht ohne weiteres erlaubt. Höchstens wäre ein problematisches Urteil gerechtfertigt. Vielleicht, daß die Form untrüglichere Kennzeichen darbietet? Aus der Wahl der Worte, dem Ausdruck kann man allerdings Schlüsse ziehen und wird, je nachdem sinnliche Anschaulichkeit, Bilderreichtum oder das Gegenteil hervortritt, auf Lebendigkeit der Phantasie und Beweglichkeit des Geistes schließen. Anderseits giebt der Satzbau und die Darlegung der Gedanken untrügliche Kennzeichen an die Hand, um mindestens die ganze geistige Beschaffenheit des Redenden und im Zusammenhange hiermit auch Teile seines sittlichen Charakters kennen zu lernen. In diesem Sinne darf das Wort Buffons gelten: „le style c'est l'homme". Sicherlich zeigt uns verschwommener Stil auch ein verschwommenes Innere und damit wenigstens einen Teil des sittlichen Charakters. Anderseits wird die Kürze, das Bestimmte und Treffende der Rede einen Rückschluß auf Energie, Festigkeit und sittliche Tüchtigkeit erlauben. Wie aber, wenn jemand die Kunst versteht, auch diese Mittel zur Täuschung zu verwenden? Offenbart sich etwa ein Tartüffe, dessen Mund von frommen Reden überfließt, durch die Form seiner Rede? Allerdings kann schon das Phrasenhafte seiner Rede bedenklich machen. Wer täuschen will, wird die Worte dunkel und zweideutig wählen, der Ausdruck wird weitschweifig, die Darlegung der Gedanken verworren werden. Selten werden solche Kennzeichen trügen.

Und weiter der Vortrag! Nicht bedeutungslos läßt Homer seinen Thersites krächzen, seinem Nestor lieblicher als Honig die Rede dem Munde entströmen; bei dem listigen Odysseus gleichen die Worte den Schneeflocken, welche zur Winterzeit dicht auf die Erde herabfallen, ein Ajax spricht kurz und rauh. All dies offenbart uns das Innere dieser Helden. Der Vortrag steht in innigster Beziehung zu den Seelenbewegungen, da der Laut der unmittelbarste Ausdruck der empfangenen Eindrücke ist. Darum wird sich auch in ihm am ehesten das Gemüt des Redners abspiegeln. Wer täuschen wollte, bedürfte der vollendetsten Kunst des Schauspielers und beständigster Wachsamkeit. Zu dieser bringt es schwerlich ein Mensch auf längere Zeit. Auf Augenblicke gelingt ihm vielleicht ein Meisterstück; er ist und bleibt aber immer ein Mensch, der von Empfindungen, Neigungen, Wünschen und Strebungen bewegt wird. Der Ton der Stimme verändert sich ihm mit der Bewegung, der Ausdruck wird ein anderer. Wir sagen wohl in solchem Falle: „Die Natur

bricht durch". So wird denn auch bei einem ſolchen die Rede des Mannes Bildnis!

Iſt dies feſtgeſtellt, daß in der Rede Kennzeichen vorhanden ſeien, welche auf den Charakter eines Mannes einen Rückſchluß erlauben, ſo wendet ſich die Unterſuchung III der Erörterung zu. Wie? — ſo kann man einwenden — giebt es nicht Leute, welche ſo ungeſchickt zum Reden ſind, daß man ihre innerſte Meinung gänzlich verkennt? — Wir ſagen wohl von ſolchen: „Er vermag ſich nicht auszudrücken". Erſcheint ein ſolcher Mann nicht oft als einfältig und beſchränkt, obwohl er reiche Schätze des Geiſtes und Herzens in ſich birgt? Und giebt es nicht Gelehrte, die in ſieben und mehr Sprachen, die ſie gelernt haben, ſchweigen, wenn ſie aber etwas in der Mutterſprache ſagen ſollen, etwas recht Verkehrtes vorbringen? Und ſagen wir nicht von manchem: „Er ſchreibt beſſer als er ſpricht?" Bei andern ſind es Hemmniſſe der Natur, welche dem unmittelbaren Ausdruck des Innern entgegenſtehen. Mancher von finſteren Geſichtszügen hat eine rauhe Sprache. Hören wir ihn, ſo haben wir vielleicht keine Ahnung davon, welch ein goldenes Herz er in der Bruſt trägt. Boshaft und hämiſch klingt die Rede eines andern, und doch birgt ſich hinter ſolcher äußern Erſcheinung warmes Mitgefühl für andere. Es iſt einzuräumen, daß die Täuſchung vorübergehend möglich iſt. Dennoch muß auch der Wortkarge und der ungeſchickte Redner Augenblicke haben, in denen ſein ganzes Innere in ſeinen Worten ſich offenbart. So wie bei Fritz Reuter ein Jochen Nüßler in die Worte ausbricht: „Ja, et is ſo as et is, et is grade ſo as dat Lebber is" oder wenn Onkel Bräſig in ſeinem ergötzlichen Stile ſagt: „Havermann, du biſt und blimſt een Schafkopp", ſo enthüllt ſich uns ihr ganzes Innere, und wir nehmen einen geſunden, kräftigen Kern wahr. — Sagt denn nicht aber der große Diplomat Talleyrand: „Die Rede iſt dazu da, um die Gedanken zu verbergen?" Und wäre das nicht faſt das gerade Gegenteil von unſerm Sprichwort? Allerdings kann ein Diplomat es zu einer hohen Kunſt der Täuſchung bringen und zum Ziele kommen durch den Inhalt ſeiner Rede. Die Form wird aber dennoch untrügliche Kennzeichen der innerſten Herzensmeinung enthalten. Die Worte werden ſich, wie bereits angedeutet, vom Heuchler dunkel und zweideutig, der Ausdruck weitſchweifig und langatmig, die Gedankenfolge verworren, der Vortrag haſtig und dann wieder ſtockend geſtalten; endlich aber wird ein unbedachtes Wort, eine Modulation der Stimme, eine Betonung, ein Ausruf der Verräter, der deutlich die wahre Herzensmeinung anzeigt. Derartig ſind die Reden ſolcher, welche uns die Kunſt, als auf Täuſchung berechnet, vorführt, die eines Odyſſeus, eines Richard III., eines Mortimer, eines Oktavio Piccolomini. Für den aufmerkſamen Zuhörer

findet keine Täuſchung ſtatt; die Täuſchung währt auch gegenüber dem weniger aufmerkſamen nur kurze Zeit. Der Heuchler entlarvt ſich ſelbſt durch ſeine Rede; auch bei ihm iſt die Rede des Mannes Bildnis.

Warum ſagt aber das Sprichwort nicht: „Die Rede iſt des Menſchen Bildnis?“ Muß nicht in gewiſſem Sinne das, was hier vom Manne geſagt wird, von jedem Menſchen gelten? Dieſe Meinung will das Sprichwort gewiß nicht durchaus ausſchließen. Sagt doch ein anderes Sprichwort: „Kinder und Narren ſprechen die Wahrheit?“ Aber freilich ſprechen dieſe oft auch ungewaſchenes Zeug, welches man mit Unrecht als untrügliches Kennzeichen des Charakters anſehn würde. Von den weiblichen Weſen aber gilt wohl das „varium et mutabile semper femina“. Das Sprichwort hebt deshalb den Mann hervor, weil gerade er vorzugsweiſe ſich durch die Rede, mag ſie ſo ſchlicht und kurz ſein wie immer möglich, ſeinem innerſten Weſen nach offenbart. So lernen wir Cato durch ſein „ceterum censeo“, Cäſar durch ſein „veni, vidi, vici“ kennen. Kaiſer Wilhelm aber offenbart ſich in dem herrlichen Worte: „Ich habe nicht Zeit müde zu ſein“, und die Energie und männliche Faſſung der Seele leuchtet in unſerm Reichskanzler hervor, wenn er ſpricht: „Die Deutſchen fürchten niemand außer Gott“. Auch das Ungeſchick im Reden iſt kein Hindernis dieſer Offenbarung des inneren Selbſt; denn auch heute gilt das Wort des Sokrates: „omnes in eo, quod scirent, satis esse eloquentes“.

Noch bleibt übrig, die Einleitung und den Schluß feſtzuſtellen. Beides iſt hier ſehr leicht. Für erſtere ergiebt ſich als zweckmäßig die Form des „Widerſpruchs“ (vergl. Grundzüge S. 67 flg.). Es dürfte die Wichtigkeit hervorgehoben werden, ein Kennzeichen zu haben, mittels deſſen man das Innere eines Menſchen zu beurteilen vermöge. Kann dies die Rede ſein? Wie oft wird nicht „Wort“ und „Werk“ als ſich widerſprechend entgegengeſetzt! Und doch ſagt das Sprichwort: „Die Rede iſt des Mannes Bildnis“. So iſt das Thema eingeführt und zugleich die Teilnahme an der Betrachtung desſelben erweckt. Der Schluß hat dann die Ergebniſſe der Unterſuchung kurz zuſammenzufaſſen und etwa die Wichtigkeit der Selbſtzucht in den eigenen Reden einzuſchärfen.

Es kam mir darauf an, zu zeigen, wie ich meine, daß bei ſolchen Aufgaben die Schüler vor Zerflatterung, Verſchwommenheit und der dem jugendlichen Alter ſo gefährlichen „Geiſtreichigkeit“ bewahrt werden können. Dergleichen Beſprechungen kann ich auch von dem durch mich vertretenen Standpunkt nur empfehlen, würde aber dennoch jedem Deutſchlehrer der Prima raten, nicht mehr als eine ſolcher Aufgaben in jedem Halbjahr von ſeinen Schülern wirklich bearbeiten zu laſſen.

Über die Verwendbarkeit religiöser Stoffe im Epos mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Epen.

Von **Carl Franke** in Leisnig.

Poesie und Religion sind zwei Schwestergestalten; oft reichen sie sich die Hände, nicht selten stimmt der hehre Sänger der Psalmen Lieder an, die gleich erhebend für den frommen Gläubigen, wie für den fühlenden Idealisten sind.

So haben von jeher Dichter, und zwar Dichter auf allen Gebieten der Poesie, den Beruf in sich gefühlt, der Religion und dem Glauben ihre Leier zu weihen und die Verherrlichung des Göttlichen, des Unendlichen zum höchsten Zweck ihrer Muse und ihres Lebens zu machen; so finden wir nicht bloß lyrische, sondern auch dramatische und epische Dichtungen, denen ein dem Wesen der Religion entnommener Stoff zu Grunde liegt.

Und ist es denn nicht auch ein herrlicher und großer Gedanke, das erhabenste Wesen und die erhabenste Idee, welche der Mensch kennt, zum Gegenstand derjenigen Kunst, die am unmittelbarsten sein innerstes Selbst ergreift, zum Gegenstand der Poesie zu machen? — Kann wohl der Sänger der Oden etwas begeisterter preisen, als Gott und die Unsterblichkeit? Wo ist eine irdische Liebe, die er mehr feiern, wo ein irdisches Vaterland, das er mehr lieben kann? Und wenn es schon groß und erhaben ist, die Thaten eines sterblichen Helden durch den Mund der Poesie zu berichten, wenn es schon herrlich und ergreifend ist, einen edlen Menschen der Welt als kämpfend und leidend vor Augen zu stellen, muß da nicht Epos wie Drama seinen höchsten Zweck erreichen können, wenn der Held mehr als Mensch, wenn er ein Gott ist? — Wird so nicht der Poesie die höchste Würde zu teil, die verkündende Prophetin des Unnennbaren, des Unbegreiflichen, des Ewigen zu sein? — Dichter erster Größe haben es erstrebt, die Poesie auf diesen hohen Platz zu erheben, sie haben nicht allein ihrer Empfindung in Lobgesängen zu Ehren Gottes Ausdruck gegeben, sondern ihn selbst im Drama und Epos handelnd dargestellt.

Vor allem ist es aber das mit so großer Gemütstiefe begabte deutsche Volk gewesen, welches im religiösen Epos die Vereinigung von Religion und Poesie versucht hat. Die beiden großen Epen der althochdeutschen Zeit „der Heliand" und „die Evangelien" sind religiöse, und auch in der mittelhochdeutschen Periode haben nicht wenig Dichter, und nicht immer die schlechtesten, diesem Stoffe ihre poetische Kraft geweiht. So verherrlichte um das Jahr 1300 ein unbekannter Dichter

das Leben und Leiden des Heilands, der Apostel, der ersten Heiligen und Einsiedler im „Passional“ und „Väterbuch“, welche beide Gedichte ungefähr 100000 gewandt gebaute vierhebige Halbverse enthalten. Mit welcher Begeisterung hat aber in neuhochdeutscher Zeit sich Klopstock der Dichtung seines „Messias“ gewidmet! Mögen nun aber alle diese Dichter wie Klopstock von ihren Zeitgenossen verherrlicht, ja fast den Propheten gleichgestellt worden sein, die Nachwelt erkaltete sehr bald für ihre Werke. Und diese Erkaltung ist im Wesen des religiösen Epos selbst begründet.

Ein religiöser Stoff kann nämlich weder die Grundlage eines echten Dramas noch eines echten Epos sein, sobald ein Gott, Geist oder Engel, mit göttlichen Eigenschaften wirklich ausgerüstet, in demselben als Held handelnd auftritt.

Die Poesie ist nicht die Prophetin Gottes, sie ist die Offenbarerin, die Wortführerin der Menschenbrust. Poesie ruht in jedem Menschen und hat die Existenz des niedrigsten Volkes verschönert; einzelnen Geistern aber ist es verstattet, die Saiten ihrer Leier anzuschlagen und damit den Wiederhall in jeder Brust zu erwecken. Doch muß diese Leier für menschliche Gemüter verständlich tönen, sie muß das singen, was jeder dunkler oder deutlicher im eignen Busen fühlt. Sie soll nicht unterrichten, nicht belehren, nicht offenbaren oder wohl gar verwirren; sie soll rühren, erheben, veredeln, vor allem aber ergötzen. Ihr Ziel ist das Menschenherz; in diesem soll sie Liebe und Haß, Mitleid und Abscheu, das Sehnen, selbst Herrliches zu vollbringen und das Verachten, selbst unedel zu handeln, hervorrufen. Das menschliche Herz ist das Objekt, zu dem sie spricht; es ist aber auch der Maßstab für ihre Sprache. Derjenige Dichter wird der größte sein, der die Welt nicht so darstellt, wie sie ist, auch nicht so, wie er sie sich denkt, sondern der eine Welt malt, in welche sich leicht ein jeder hineinversetzen kann. Wer dächte hier nicht an die homerische Welt? Die Poesie stellt dar, was der Mensch thut, was er leidet, was er fühlt.

Das Fühlen ist Sache der Lyrik, sie ist die Sprache der augenblicklichen Begeisterung. Weil nun jeder Mensch Stunden von heiliger Empfindung für Gott und alles Gute hat oder doch gehabt hat, weil sich jeder ein Bild von dem gestaltet, den kein irdischer Mund beschreiben kann, so gebührt es dem lyrischen Dichter, Jubelgesänge anzustimmen zum Lobe und Preise des Höchsten.

Anders verhält es sich mit dem Drama und Epos. Das Wesen des Dramas ist die That; hier handelt der Mensch als Mensch; hier bereitet er sich selbst sein Schicksal durch seinen freien Willen, der allerdings unter dem Einflusse der menschlichen Leidenschaften und Unvoll-

kommenheiten steht, und über dem oft ein dunkles Schicksal waltet. Eine jede Gestalt, die in dieser Gattung als übermenschlich auftritt, hat eine Berechtigung, wenn sie in Wahrheit nicht als existierend, sondern als das Gebilde der Aufregung des menschlichen Hirns zu denken ist, sonst bleibt sie stets ein deus ex machina, der die freie natürliche Handlung des Dramas zwingt. Doch diese Frage ist wohl schon längst entschieden; auch haben nur wenige Dichter den verfehlten Versuch gemacht, göttliche Gestalten handelnd uns im Drama entgegentreten zu lassen, und Klopstock, der zunächst hier in Betracht kommt, hat seine Dramen, wie „der Tod Adams" selbst als Nicht-Dramen bezeichnet. Welchen Eindruck würde es auch auf uns machen, sähen wir den allmächtigen, ewig sich selbst gleichen, unsterblichen Gott verwickelt in einen dramatischen Konflikt auf der Bühne dargestellt! Wie würden wir den Heiligen uns denken können im Kampfe menschlicher Leidenschaften! — Man halte uns hier nicht das bekannte Oberammergauer Passionsspiel entgegen; es ist kein dramatisches Kunstwerk, das sich dort unsern Augen darbietet, sondern nur eine wohl oder übel gelungene Dramatisierung der Evangelien.

Was jedoch das Epos betrifft, so wird es wohl nicht unlohnend sein, etwas näher darauf einzugehen. Das Epos ist auch Handlung, es ist aber mehr Begebenheit als That. Ist der eigne Wille des einzelnen Menschen die Grundlage des Dramas, so ist die des Epos das allgemeine Schicksal der Menschheit. Es bevorzugt zwar einzelne Helden, nicht aber so ausschließlich wie das Drama. Der Held des Dramas ist ein Berg, der sich aus platter Ebene zum Himmel erhebt und fast ausschließlich das Auge fesselt; der Held des Epos ist eine Spitze eines großen Gebirgszuges, welche wohl höher als das ganze Gebirge ist, aber erst als dessen Spitze seine Bedeutung erhält. — In der Lyrik klingt uns die Stimme der augenblicklichen Empfindung des Dichters entgegen; im Drama sind einige besonders thatenreiche und ereignisschwere Tage aus dem Leben des einzelnen herausgegriffen, das menschliche Leben ist in einigen kritischen Momenten skizziert; im Epos aber ist die ganze Welt in einen kurzen Rahmen zusammengedrängt. — Im Vordergrunde stehen zwei streitende, einander gewachsene Mächte; im Hintergrunde zeigt sich herrlich und gewaltig, anmutig und lieblich ein großes Völkerleben mit seinen Sitten und Gebräuchen, mit seinen Tugenden und Lastern, mit seiner gesamten Bildung, es zeigt sich jedoch auch alles das, was als ewiges Erbteil in die menschliche Natur hineingelegt ist. Durch alles aber hallt leise und dunkel die Stimme des Schicksals hindurch, mag sie nun den Tag ahnen lassen, an welchem die heilige Ilios hinsinkt, oder den Untergang eines Heldengeschlechts durch zweier Frauen Zwist. — Diese streitenden Mächte sind allerdings

nicht immer zwei streitende Völker; oft sogar werden sie durch menschliche Eigenschaften und Gefühle vertreten, wie in der Odyssee die List und die Sehnsucht des Odysseus nach der Heimat mit dem Hasse der Götter und der Liebe der Göttinnen, die Treue der Penelope mit der Frechheit und dem Übermute der Freier kämpft.

Wenn die Lyrik Wahrheit der Empfindung fordert, wenn das Drama mit als das erste Gesetz verlangt, daß sein Verlauf dem Charakter des Helden gemäß ist, so will das Epos vorzüglich Naturnotwendigkeit und Natürlichkeit der Handlungen.

Es giebt Dramen, welche Thaten geschehen lassen, die auf der Bühne der Welt möglicherweise nie geschehen sind; das Epos wählt zu seinen Stoffen, so gut wie immer, das Geschehene, wozu allerdings auch das gehört, was uns die Sage als geschehen überliefert hat. — Mit gewissem Vorbehalt kann man das Epos einfach als die poetische Erzählung bezeichnen; es ist die Erzählung einer längst geschehenen That, welche umzugestalten die Phantasie wegen der grauen Vergangenheit das Recht hat. Wie man aber von einem guten Geschichtsschreiber historische Treue verlangt, so fordert man vom Epiker, daß seine Erzählungen historisch treu scheinen, also die höchste Objektivität. — Und wie der Geschichtsschreiber oft nötig hat, die Stätten und Länder, wo seine Handlung vor sich geht, genau zu beschreiben, so muß uns auch die Phantasie des Epikers Gegenden und Länder erschaffen und ausmalen, die mit seinen Helden im Einklange stehen. Wenn die Geschichtsschreibung einen neuen Helden auftreten läßt, so berichtet sie über seine Vorgeschichte, ähnlich liebt es auch das Epos, längere Episoden in die Haupthandlung einzuflechten und das frühere Schicksal eines neu auftretenden Helden zu erzählen.

Diese Eigenschaften bringen die epische Breite und Ruhe mit sich, welche man als das Hauptkennzeichen des Epos ansehen kann. Seine Handlung ist keine beschleunigte wie die des Dramas, sondern eine allmähliche.

Bei der Schilderung des Wesens der epischen Dichtungsart haben wir hauptsächlich die homerischen Gesänge und das Nibelungenlied vor Augen gehabt, welche nach der in unsern Tagen herrschenden Meinung die Erzeugnisse eines ganzen Volkes sind, an die schließlich ein besonders genialer Geist die letzte Feile legte. Daß diese Volksepen als die vollendetsten Dichtungen auf epischem Gebiete dastehen, bezweifelt wohl niemand. Ja, man kann vielleicht so weit gehen, zu behaupten, daß das echte Epos, welches den Geist eines ganzen Volkes atmen soll, auch, um dieses zu thun, von einem ganzen Volke geboren sein muß. Mag dieses nun auch zu weit gegangen sein, so wird doch ein Kunstepos um so

größeren Wert haben, je mehr es das Wesen der Volksepen nachahmt, das heißt, je mehr der Dichter es vermag, sein eigenes Ich aufzugeben und in dem Geiste eines ganzen Volkes oder einer ganzen Zeit zu dichten.

Doch scheinen wir nicht, wenn wir echt religiösen Stoff und wahrhaft göttliche Gestalten von dem Epos ausschließen, selbst den olympischen Götterkreis aus ihm verbannen zu wollen? Nein, denn Homers Götter sind keine Götter, es sind Menschen, nicht einmal besser als die sterblichen, sondern nur erhabener, stärker, mächtiger, glücklicher. Sie haben Fleisch und Blut, sie lieben und hassen, sie essen und trinken, sie fahren und kämpfen, ja sie sündigen auch. Das Gleiche gilt von den germanischen Volksepen. Im ersten Kindesalter der Menschheit, als Verstand, religiöse und poetische Empfindung erwachten, freilich letztere bei weitem mehr als ersterer, schuf sich das religiöse Bedürfnis des Menschen Götter. Gestalten philosophischer Spekulation konnten diese aber nicht werden; das Höchste, was er kannte, war er selbst und seine Eigenschaften trug er auf seine Götter über, nur in höherem, imposanterem Maßstabe. In seinen Göttern sah er sich selbst, gleichsam wie durch ein Mikroskop betrachtet. Gleichzeitig hatte sein poetisches Bedürfnis die Thaten der Vorfahren sich zum Gegenstande gemacht. Diese waren es, welche er berichtete und die seine Phantasie umgestaltete, vergrößerte, mehr in einzelnen Personen vereinigte. Da er aber in so innigem Verkehr mit seinen Göttern stand, da diese seinem eigenen Wesen so ähnlich waren, so mußten sie mit in seine Dichtungen verflochten werden. Ja, er ging noch weiter. Dieses unwillkürliche Bestreben, die hervorragenderen Vorfahren noch herrlicher darzustellen, brachte es mit sich, daß sich oft Heroen- und Göttergestalten vermischten, in einander übergingen, sodaß oft ein und dieselbe Gestalt zugleich ein Mensch, der wirklich einmal existiert hat, und ein gedachter Gott ist. Wir erinnern hier nur an Achilles.

So sind denn die Götter des Olymp Gestalten, die wir uns vollkommen als lebend denken können, für welche wir sogar oft in Mitleidenschaft geraten. — Das deutsche Epos that noch einen weiteren Schritt, es gestaltete seine Götter zu Menschen um. Der Sonnengott ward zu einem mit wunderbarer Kraft ausgestatteten Siegfried, die Walküre zu der übermenschlich starken Brunhild.

Was schließlich die indischen Epen betrifft, die allerdings religiösen Stoff behandeln, so hat man jeher gefühlt, daß dieses die Schattenseite jener Epen sei, ihr Wert aber in der Schilderung des indischen Naturlebens und der Lieblichkeit der Idylle beruhe. Einer Ilias, einer Odyssee werden sie nie den Vorrang streitig machen können.

Das ist es ja gewesen, was auch bedeutende Dichter zu Fehlgriffen verleitet hat, daß sie nicht wußten, wer Homer, wer seine Götter waren.

Hieraus erhellt, daß dem Kunstepiker, will er Nachahmer des Volksepos sein, nur übrig bleibe, entweder seine göttlichen Gestalten wie die Homers als rein menschlich darzustellen oder den göttlichen Einfluß nur indirekt, d. h. durch die Reden und Thaten der Menschen zu zeigen.

Ob die aus der Betrachtung der homerischen Gesänge und des Nibelungenliedes festgestellten Grenzen nicht schon der erste große Nachahmer Homers, Virgil, überschritten hat, kann zweifelhaft erscheinen. Denn seine Juno und Venus sind nicht mehr die Here und Aphrodite des Homer. Bei ihm treten diese schon vielmehr wie stolze selbstbewußte Göttinnen, als wie von Leidenschaften erregte Weiber auf. Sie lassen uns daher kalt; wir können Interesse für ihr Handeln nur insofern gewinnen, als es von Einfluß auf die Menschen der Aeneide ist.

Viel schwieriger noch als für den heidnischen ist es für den christlichen Dichter, seinen Glauben zur Grundlage eines Epos zu machen. Die christliche Religion ist am wenigsten für das Epos verwendbar, da sie die reinste und geistigste von allen Religionen ist.

Selbst wenn wir die Vorbilder, welche uns in den Volksepen gegeben sind, außer acht lassen, wird sich aus der christlichen Religion und dem christlichen Epos selbst zeigen, daß sich dasselbe nur in den oben gezogenen Grenzen bewegen kann.

Der Centralpunkt des Epos ist die Menschheit, deren Thaten und Geschick soll es schildern. Wenn daher eine hohe religiöse Idee die menschlichen Herzen zur Begeisterung entflammt, wenn die Menschen durch diese zu herrlichen Thaten getrieben werden, wenn Christ und Sarazene, vom Glaubenseifer entbrannt, in wütendem Kampfe gegeneinander losstürzen, wenn sich ein Parzival, von Frömmigkeit getrieben, dem geistlichen Rittertume, dem Graldienste weiht und des Lobes und der Bewunderung würdige Thaten vollbringt, so hat das Epos ein Recht auf diesen Stoff. Denn hier sind es die Thaten zunächst, die unsere Augen auf sich ziehen, hier sind es die Menschen, die uns den Geist ihrer Zeit durch ihr Handeln offenbaren; der religiöse Gedanke kommt erst indirekt zur Geltung; er ist ein schöner, glänzender, einfarbiger Hintergrund, auf den ein Stück der Geschichte in bunten Farben gemalt ist. Ein Gemälde, welches nur den azurblauen Himmel Italiens darstellte, würde wenig Interesse erwecken, wohl aber trägt jener azurblaue Himmel dazu bei, eine liebliche Landschaft noch lieblicher zu gestalten.

Anders jedoch gestaltet sich die Sache, sobald Gott oder Gottes Sohn selbst als handelnd im Epos mit auftreten. Am glücklichsten, wie es

bei dem Epos stets sein wird, hat es der naive Dichter, der Dichter des Heliands, getroffen. Er vermengte einfach die christlichen Gestalten mit dem heidnischen Kultus und zog das Volksleben und die Sitten seiner Zeit hinein. Christus tritt als Volksfürst auf, seine Jünger als seine Lehnsleute. Der religiöse Gedanke und die göttlichen Gestalten treten hier in den Hintergrund, die Augen richten sich hauptsächlich auf die Handlungen und das Schicksal der Menschheit. Jedoch die strengen Grenzen des echten Epos hält der Heliand trotzdem nicht ein. Christus, der Hauptheld, zieht viel zu sehr die Blicke auf sich, und dieses ist nicht der Charakter der Musterepen. Auch kann man sich, wie menschlich Christus auch dargestellt ist, doch nicht des Gedankens an den allmächtigen Gottessohn enthalten. Die Allmacht Gottes aber ist es, die, wie wir später sehen werden, eine aktive Teilnahme des Gottvaters oder Gottsohnes im Epos ausschließt. Auch ist es weniger die Darstellung der Haupthandlung selbst, welche uns noch jetzt den Heliand mit Genuß lesen läßt, sondern vielmehr die Vorführung des altgermanischen Volkslebens. Ungleich größer würde unser poetischer Genuß sein, wenn auch die Handlung diesem entnommen wäre.

Die christliche Religion müßte aufhören christliche Religion zu sein, wenn ihre Gottheit eine für das Epos verwendbare Figur abgäbe. Das Christentum des Heliands ist ein noch ziemlich sinnliches, und deshalb ist dieser auch das beste christliche Epos; je geistiger aber das Christentum aufgefaßt wird, um so weniger wird es sich zur Grundlage eines Epos eignen. Denn in unserer Religion ist zu sehr das Prinzip der Allmacht und Einheit Gottes überwiegend, daß dadurch die Handlung des christlichen Epos mehr oder minder zur Scheinhandlung wird. — Wenn auch Zeus bei Homer stärker als alle andern Götter zusammen ist, wenn auch wiederum die einzelnen Götter die Menschen bedeutend an Macht und Kraft überragen, so wird dennoch dadurch das Gleichgewicht der Parteien nicht gestört. Denn der Götter Macht wiegt sich, indem diese sich den verschiedenen Parteien anschließen, fast selbst auf, während Zeus, der mächtigste, sich einmal am neutralsten verhält, dann aber, wenn nicht durch Gewalt, so doch durch die List und die Schmeicheleien der Here oder durch die flehenden Bitten seines Schoßkindes zu überwältigen ist. Die höchste Macht aber, welche die homerischen Menschen kannten, gegen die selbst Zeus nichts vermochte, zeigt sich nur im dunklen geheimnisvollen Hintergrunde: das unabänderliche Fatum.

Auch in den indischen religiösen Epen wird dieses Gleichgewicht und somit die Natürlichkeit des Kampfes noch ziemlich bewahrt; denn die guten und bösen Gottheiten verhalten sich nicht zueinander, wie Schöpfer zu Geschöpfen, sondern wie Götter zu Göttern.

Wie kann aber unsere Religion, die in Gott Schicksal, Allmacht, Allwissenheit und Allweisheit vereinigt, vor dessen Hand, wie Klopstock selbst im Messias sagt, der erste Seraph ebenso ohnmächtig, wie der Wurm im Staube ist, einem Epos zu Grunde liegen? Was existiert, sind seine Geschöpfe, und alles, was geschieht, geschieht auf seinen oder doch mit seinem Willen, denn er weiß alles und vermag alles.

Wenn uns der Theolog die Lehren der christlichen Dogmatik von der Prädestination und freien Gnade entwickelt, so mag er das Recht haben, unsern Glauben daran, auch wenn unser Verstand das künstliche System nicht begreift, ohne weiteres zu fordern. Dieses Recht hat aber der Dichter nicht, wenn er auch religiöse Stoffe uns darbietet. Dieser Stoff muß wie jeder andere sich dem menschlichen Gemüte und Verstande als gerechtfertigt erweisen; die Handlungen müssen durch Notwendigkeit und Natürlichkeit bestimmt erscheinen. Ist dieses nicht der Fall, so ist es kein wahres Epos.

Tritt aber nun jener allmächtige und allweise Gott, dessen Wege uns Menschen verborgen und unbegreiflich sind, im Epos selbst auf, so geht, wenn man die letzten Konsequenzen zieht, alles Handeln von ihm schließlich selbst aus. Das Handeln der andern Personen erscheint als ein bloßes Scheinhandeln. Und daß dieses so ist, hat wenigstens der englische Dichter Milton selbst gefühlt. Was sollten denn sonst jene dogmatischen Lehren, die in seinem „Verlornen Paradies" sich so zahlreich wiederholen, daß der Mensch frei geschaffen sei, daß aber Gott seinen Fall gewußt habe. Er will eine Rechtfertigung bringen, welche aber eine sehr schwache ist. — Dieser Gott stellt Wachen aus, das Paradies vor Satan zu schützen, obgleich er weiß, daß dieses nichts gegen Satan nützt. — Wenn uns dieses vom Allwissenden und Allweisen in einem Gedichte erzählt wird, so sind wir berechtigt, zu fragen: Warum schuf er den Menschen nicht mächtiger? Warum stellte er, wenn er den Menschen sich selber überlassen wollte, diese engelische Schutzwache aus, von der er weiß, daß sie ihren Zweck nicht erfüllen wird? — Ähnliche Gedanken werden uns auch bei Judas Ischarioth im Messias auftauchen.

Dieses Streben des religiösen Epikers, das der menschlichen Vernunft Unbegreifliche begreiflicher zu machen, welches an und für sich sehr lobenswert ist, verschlimmert nur noch die Sache, es führt zu einer Menge von theologischer Gelehrsamkeit. Daß dieses nicht bloß ein Verstoß gegen das Wesen des Epos, sondern gegen die Poesie überhaupt ist, fühlt wohl jeder, dem die Natur nur etwas poetischen Geschmack verliehen hat.

Welches Interesse kann uns ein Kampf zwischen Engeln und Teufeln gewähren, so schön er auch geschildert ist, wenn wir im Hintergrunde

den Allmächtigen als Reserve ſehen, von dem ein Wink genügt, um den Satan mit ſeinen Myriaden zu vernichten? Es iſt dieſes auch nur ein Scheinkampf, was Milton ſogar zugeſteht, wenn er Gott zu Chriſtus ſagen läßt: „Ich wollte dich nur durch deinen Sieg verherrlichen“. Gott zu preiſen und zu verherrlichen war ja der Zweck, den jene Dichter, von Frömmigkeit erfüllt, verfolgten; doch dieſes iſt, wie wir ſahen, Sache des lyriſchen, nicht des epiſchen Dichters.

Was die Perſon des Gottesſohnes anlangt, ſo iſt dieſer ja nach den Dogmen unſerer Kirche eins mit dem Vater. Der Meſſias iſt gleichſam nur Gott in einem andern Gewande; ſein Auftreten im Epos gleicht jenen Verwandlungen der homeriſchen Götter in Menſchengeſtalt, nur daß trotzdem neben dem verwandelten Gott der unverwandelte fort exiſtiert. Die Geſpräche zwiſchen Gottſohn und Gottvater ſind nur Monologe in dialogiſcher Form. Einmal gehört das geheimnisvolle Verhältnis der beiden Naturen Chriſti und das zu dem Vater nicht in den Bereich des Epos, der beſchreibenden Poeſie, da es die Faſſungskraft der menſchlichen Vernunft überſchreitet und alſo verwirrt. Ferner bringt der Umſtand, daß Gottvater und Gottſohn, ſobald ſie als epiſche Perſonen auftreten, reden, vor allem aber handeln müſſen, mehrfache Übelſtände mit ſich. Denn die That, welche ein Menſch vollbringen will, iſt vielfach durch Schickſal und Mitmenſchen gehemmt; die That des allmächtigen Gottes iſt es nicht, er will, und es geſchieht. Jedoch geben wir zu, daß er, um die Menſchheit doch etwas in Mitleidenſchaft zu ziehen, Jahre zu ſeiner That verwenden wollte, ſo war ihm doch jedenfalls nur ein einziger Augenblick nötig, um zu wiſſen, in welcher Weiſe die That vor ſich gehen ſollte. Was ſollen da die vielfachen geheimen und offenen Geſpräche mit dem Sohne, welchen Zweck haben die großen Erwägungen und Betrachtungen? Geſpräche und Erwägungen gehören aber mit zu dem Epos, doch müſſen ſie zur Förderung der Handlung beitragen. Wenn nun auch der Dichter berechtigt iſt, die That von ſeiten Gottes und des Gottſohnes als eine allmähliche, als eine epiſche darzuſtellen, ſo werden doch unvermeidlich mehr Reden als Thaten zu ſtande kommen. Das Epos verlangt die Rede, die That aber muß überwiegen.

Der Umſtand aber, daß das Weſen der chriſtlichen Religion Gott und den Himmel in den Vordergrund fordert, als deſſen einigermaßen gewachſener Gegner nur Satan mit der Hölle auftreten kann, bereitet dem Dichter bei der Darſtellung jener Himmels- und Höllenſzenen neue Schwierigkeiten. Wir haben bisher die Verwendung der Engelsgeſtalten ſtillſchweigend als nötig vorausgeſetzt, und ſie iſt es auch. Denn Gott kann der Dichter nicht allein in den Himmel ſetzen,

er muß ihm, und dazu berechtigt ihn die christliche Religion vollkommen, Engel beiordnen. Hier giebt es nun zwei Wege: entweder er stellt die Engel und Teufel wie Milton im Anschluß an Homers Götter vollkommen plastisch dar, er läßt sie Waffen und Schmuck anlegen, läßt sie essen und trinken und zwar auch menschliche Speise, oder er verschmäht dieses wie Klopstock und teilt ihnen vollkommenes ätherisches Wesen zu. Im ersten Falle wird zwar der epische Charakter am besten gewahrt, aber offenbar nicht ganz der christliche. Von einem Christen wird zu viel verlangt, sich so die Engel vorzustellen. — Im anderen Falle verblassen die Engels- und ebenso die Teufelsgestalten zu Luftgebilden; es sind Wesen ganz anderer Art als der Mensch, von denen der Dichter oft selbst zugestehen muß, daß er nicht weiß, wie er sie schildern soll. Diese sämtlichen engelischen Gestalten sind mehr oder minder der Abglanz von dem höchsten Wesen, von Gott. Ihr Charakter, wenn man ihnen überhaupt einen solchen zuteilen kann, ist ein und derselbe, hier nur schärfer, dort schwächer ausgeprägt. Muß dieses nicht eintönig wie das einfarbige Blau des Himmels auf uns wirken? — Diese Engel sind weiter nichts als die bloßen Werkzeuge Gottes, ja die einzige vollkommen gerechtfertigte That, die sie vollbringen, ist die, daß sie Gott loben und seine Thaten verherrlichen. Also schon wieder eine Verirrung in das Gebiet der Lyrik. Denn, wenn sie Gott zu Vollziehern seines Willens macht, so ist dieses, und das sagt uns Milton selbst, nur ein Umweg, da er ja, was er thun will, sofort vermöge seiner Allmacht thun kann: „Gott sprach: es werde Licht. Und es ward Licht".

Ein hindurchgehender Zug unserer Volks- und Musterepen ist es aber, die einzelnen Personen möglichst frei und selbständig hinzustellen, und es bedarf wohl nicht des Beweises, daß jene Art der Darstellung viel verwendbarer ist, als wollte man eine Schlacht mit der Disziplin unserer Tage episch bearbeiten; die Charakteristik, das Mannigfaltige der Handlung wird auf letztere Weise bedeutend geschwächt, und dies muß der Fall sein im christlich-religiösen Epos, da hier Gott oder der Gottessohn zu sehr als einzige Helden hervortreten.

Das dunkle Schicksal aber, welches wir auch als zum Wesen des Epos gehörig erkannt haben, muß ganz im christlich-religiösen Epos schwinden oder vielmehr mit der Person Gottes zusammenfließen. Gottes-wille ist das Schicksal, sagt Milton selbst, begeht aber trotzdem an einigen Stellen die Inkonsequenz, von einem Schicksal zu sprechen. Demnach ist die Verstoßung aus dem Paradiese und die Erlösung nicht ein Verhängnis wie der Untergang Trojas und der Mord der Burgunder, sondern der unbesiegbare Wille einer im Epos selbst auftretenden Person, und das Motiv für diesen Willen ist die für Menschen unbegreifliche Weisheit Gottes.

Als Gegner dieſes allmächtigen Gottes, deſſen Wille das Schickſal iſt und dem die Engel zur Seite ſtehen, tritt Satan mit den hölliſchen Heerſcharen auf. Doch es iſt Wahnſinn, gegen einen ſo geſchilderten Gott ſtreiten zu wollen und größerer, wenn man ſchon ſo wie Satan beſiegt worden iſt. Am Ende erſcheint ja Satan nur als ein losgelaſſenes Untier, von Gott ſelbſt zur Erreichung ſeines Zweckes losgelaſſen, welches ſofort wieder in Ketten gelegt werden kann. — Was er alſo thut, iſt das nicht ſchließlich von Gott veranlaßt? Wenn aber in einem Epos nur eine Partei handelt, die andere hingegen nur leidet, wer wird es dann als ein echtes anerkennen? — Jedoch zugegeben, das ſataniſche Heer, welches uns bei Milton und Klopſtock in ſo furchtbarer Stärke geſchildert wird, wäre eine von Gott ungefähr unabhängige Macht, wäre da nicht immer das Verhältnis zwiſchen Gott und ihm wie das zwiſchen Löwe und Maus? Alſo ſchon eine der erſten Forderungen des Epos ein natürliches wirkliches Handeln und zwar zwiſchen einander ziemlich gewachſenen Mächten wird verletzt.

Dieſe Geiſter der Hölle aber können ebenſo wie die Engel nicht ſehr variieren; denn ihre Grundidee muß das verneinende Prinzip ſein, das Thun des Böſen um des Böſen willen. — Hierbei iſt es Klopſtock noch am beſten geglückt, indem er beträchtlich von der Bibel abweicht. Satan iſt das perſonifizierte Böſe, Adramelech, der ſelbſt Satan haßt, der Komparativ dazu, während Abadonna im hohen Grade unſer Mitleid hervorruft und uns geſpannt auf ſein Schickſal macht. Er iſt eigentlich die einzige wahrhaft menſchliche Geſtalt im ganzen Meſſias, ein Weſen, welches ſelbſtändig denkt, für welches die Handlung des Epos nicht ein bloßes Wunder iſt und welches ſtrebt, das hohe Glück, das es begreift, zu erlangen.

Denn die Menſchen ſind im religiöſen Epos ſolche Weſen nicht, ſie werden zu reinen Marionettenfiguren. Was ſollte auch bei einem göttlichen Werke, bei einem göttlichen Wunder ein ſterblicher Arm und vor allem ein ſterblicher Kopf thun? So ſind faktiſch im Paradieſe die wenigen Thaten, welche von der Menſchheit zur Förderung der Handlung gethan werden, folgende: Eines Morgens trennt ſich Eva von Adam; von dem Teufel überliſtet, ißt ſie vom verbotenen Baume; Adam und Eva verfallen dann in ſinnliche Luſt und flehen, von ihrem Wonnerauſch ernüchtert, zu Gott. Im Meſſias treten mehr menſchliche Weſen auf; jedoch handeln ſie auch hier ſehr wenig, und die, welche wider den Heiland ſind, machen eher den Eindruck einer vom Wahnſinn erfaßten Rotte, als den einer für ihre Überzeugung kämpfenden Partei, während die Anhänger des Heilands doch zu ſehr Kindern gleichen, die von der Hand des Lehrers geleitet werden. Um aber die Handlungen der Men-

ſchen auch hier noch unſelbſtändiger zu machen, ſtehen hinter jedem ein oder zwei Schutzengel, bezüglich Teufel.

Es verfehlt daher der religiöſe Epiker, wenn nicht ganz, ſo doch zum größten Teil den Hauptzweck des Epos, ja auch, will man ſtreng ſein, den Hauptzweck ſeines Epos, das Schickſal der Menſchheit zu ſchildern. Denn auch im religiöſen Epos ſoll die Verſtoßung aus dem Paradies, ſoll die Erlöſung der ſündigen Menſchheit geſungen werden. Da aber die Menſchheit faſt ausſchließlich leidend auftritt, kann ſie bei uns nur ein ſehr ſchwaches Intereſſe erwecken. — Und dieſem Übel kann Milton nicht abhelfen, wenn er uns in ſeinen zwei letzten Geſängen einen kurzen Umriß der Geſchichte giebt, der nur ſehr loſe mit dem Ganzen zuſammenhängt.

Wie wenig kommen da das Völkerleben, die Sitten und Gebräuche der Zeit, wie wenig endlich die Gefühle und Leidenſchaften der Menſchen, die der eignen Bruſt entquellen und nicht von Engeln oder Teufeln eingegeben werden, zur Geltung, und wenn ſie zur Geltung kommen, hemmen ſie eigentlich nur die an ſich ſchon matte Handlung. Und doch iſt dieſes ein weſentlicher Beſtandteil des Epos.

Da demnach zunächſt Gott, dann Engel und Teufel in den Vordergrund treten, wird der Ort der Handlung hauptſächlich nicht die Erde, ſondern der Himmel und die Hölle ſein. Auf welche Irrwege muß dieſes wieder führen! — Zum Epos gehört eine ausführliche Beſchreibung der Stätten, auf denen die Handlung vor ſich geht. Deshalb hat alſo der religiöſe Dichter nötig, eine Geographie des Himmels, eine Geographie der Verbindung zwiſchen Himmel und Erde, eine Geographie der Hölle zu bringen. Dabei darf er aber die wirkliche wiſſenſchaftliche Geographie der Welt nicht allzuſehr benutzen, um nicht mit der chriſtlichen Tradition in Widerſpruch zu kommen. Man ſieht alſo auch hier, welche Sonderbarkeiten, Abſtraktheiten und welchen Schwulſt dieſes mit ſich bringen muß und bei Milton und Klopſtock mit ſich gebracht hat.

Ein kennzeichnendes Merkmal für das Epos iſt es ferner, die frühere Lebensgeſchichte einer Perſon, die eine etwas bedeutende Rolle ſpielt, mit einzuflechten. Zu welcher Eintönigkeit muß dieſes wieder bei den Engeln und Teufeln führen! Die einen ſind treu geblieben, die anderen abgefallen, das muß ſtets der Grundton ſein, und was der Dichter ſonſt hinzufügt, muß ſehr in den Bereich des Überſchwenglichen, Schwülſtigen, Unverſtändlichen fallen.

Das heißt nicht die Phantaſie des Menſchen entflammen, das heißt ſie erhitzen und verwirren. Jene Dichter wollten die Poeſie zu etwas Größerem machen, als ſie iſt; ſie wollten ihr den Stempel der Prophetin

Gottes aufdrücken; ſie wollten durch ſie der Menſchheit Dinge darſtellen, die ſie nicht darſtellen konnten; ſie wollten offenbaren, was ſie nicht offenbaren konnten, und ſo verwirrten ſie nur. Jene Gedichte ſind eine Herausforderung des Verſtandes, aber für ſie ſelbſt eine ſehr ungünſtige Herausforderung. Die Poeſie ſoll zunächſt zum Gemüte ſprechen und dann erſt zum Verſtande; wenn aber unſere Denkkraft ſo ſehr wie hier gereizt wird, ſo muß ein geſunder Menſchenverſtand zur Kritik getrieben werden.

Wir ſind weit entfernt, den Wert jener herrlichen Dichtungen zu leugnen; das verlorne Paradies und der Meſſias enthalten Stellen, die einer homeriſchen Poeſie gleichkommen. Welche Lieblichkeit und Meiſterſchaft in jener Schilderung der erſten Menſchen im Paradies! Wie rührend und erhebend iſt jenes Geſpräch des Heilands mit dem Schächer am Kreuze! Offen geſtanden kommt es uns bei der Lektüre dieſer beiden Werke im Himmel am unerträglichſten vor, in der Hölle ſchon erträglicher; doch fühlen wir uns im höchſten Grade wohl, wenn wir endlich einmal wieder auf der Erde ſind. — Es gleichen jene Gedichte einer großen Sandwüſte, in der ſich zerſtreut üppige Oaſen von wunderbarer Pracht und Fruchtbarkeit befinden.

Hierbei können wir eine Äußerung von Gervinus nicht unberückſichtigt laſſen. Dieſer meint, Klopſtock würde beſſer gethan haben, wenn er Chriſtus mehr als Menſch gefaßt hätte. Es iſt natürlich, je menſchlicher der religiöſe Stoff geſtaltet würde, je mehr Gott, Engel und Teufel, Himmel und Hölle in den Hintergrund gedrängt würden, ja wohl ganz außerhalb der Szene kämen, um ſo ſchwächer würden die aufgezählten Schwierigkeiten werden, um ſo mehr würde aber auch das Gedicht an religiöſem und chriſtlichem Charakter verlieren; denn Chriſtus würde mehr und mehr zu einem bloßen Reformator werden. Den richtigen Weg, einen religiöſen Stoff epiſch zu behandeln, hat der chriſtliche Roman unſerer Tage eingeſchlagen, welcher uns das ſich ausbreitende Chriſtentum im Kampfe mit dem abſterbenden Heidentume vorführt und darüber Chriſtus ſelbſt als ein hohes, hehres Sittlichkeitsideal ſchweben läßt, das die Seinen zu dem qualvollſten Tod begeiſtert.

Etwas über Lesevortrag von Gedichten. Gedanken und Erfahrungen.

Von **Karl Hessel** in Koblenz.

Die zahlreichen Hilfsbücher zur schulmäßigen Behandlung deutscher Gedichte, welche unsere pädagogische Litteratur gezeitigt hat und noch fortwährend neu heranreifen läßt, leiden, soweit sie mir bekannt sind, alle an dem Fehler, daß sie zwar an Erklärungen verschiedenster Art viel, oft allzuviel bieten, jedoch über den Lesevortrag sich gründlich ausschweigen. Wenn es auch zu weit führen würde, sollte jedes Gedicht von Anfang bis zu Ende in dieser Hinsicht in Kommentaren durchsprochen werden, so dürften doch in solchen Büchern nicht eine Anzahl Proben fehlen, wie im einzelnen die Einübung richtigen Lesevortrages zu erfolgen habe. Denn bei der Behandlung deutscher Gedichte ist das im Grunde denn doch die wichtigste Arbeit des Lehrers. Will man den einfachen Lesevortrag „Deklamation" nennen, so möge man es meinetwegen thun, doch besser ist es, man nennt ihn nicht so. Dies Fremdwort hat einmal einen unangenehmen Beigeschmack. Es ist meines Erachtens zu bedauern, daß Münch seinem vorzüglichen Aufsatz über das Lesen deutscher Gedichte (Vermischte Aufsätze, Berlin, 1888, S. 97 flg.) die Überschrift gegeben hat „Zur Würdigung der Deklamation"; denn nun kann er von diesem unglücklichen Worte nicht loskommen, und sein Aufsatz ist voll von Entschuldigungen, daß er ein so anrüchiges Kapitel behandele, daß er der „Deklamation" überhaupt das Wort rede, er ist in einer beständigen Abwehr der Unterstellung begriffen, als wolle er die Jugend zu Schauspielerkünsten heranziehen. Und die Sache liegt doch wahrlich nicht so, als verteidigten wir eine schlechte Sache, als hätte man sich zu entschuldigen, wenn man auf gutes Lesen von Gedichten dringt. Man muß vielmehr recht laut darauf dringen, denn der Lesevortrag in Deutschlands Schulen liegt im allgemeinen im Argen, vielleicht weil das öffentliche Leben so lange Zeit geschlummert hat und mit ihm die öffentliche Rede; ich wüßte nicht, wo in Deutschland es sich umgekehrt darum handelte, die Gefahren schauspielerartiger Deklamation und hohler Rhetorik abzuwenden. Unserer Jugend thut vielmehr not, von unbeholfenem, steifem Lesen und Sprechen zur Gewandtheit und Natürlichkeit herangebildet zu werden, damit sie nicht leere Worte rede von der Schönheit der Muttersprache, in Wahrheit aber alle vorhandene Schönheit mißhandelt und recht absichtlich und gewaltsam verwischt. Was eignet sich aber besser zu derartiger Vortragsübung als Gedichte? und was kann man mit Gedichten besseres thun, als sie gut lesen? Etwa

erklären? beſprechen? Mag ein Gedicht noch ſo eingehend erklärt werden, mag eine noch ſo geiſtvolle, geiſt- und geſinnungbildende Beſprechung ſich darangeſchloſſen haben: inhaltlich entfliegt dieſelbe leider nur allzuraſch wieder dem Schülergemüte, und das Gedicht läßt durchaus nicht ſo tiefe Spuren zurück, wie der Lehrer ſie zu ſchaffen beabſichtigt hatte. Hat dagegen der Schüler ein Gedicht ſo vollkommen leſen gelernt, wie das bei ſeinem an ſich noch unreifen Standpunkte überhaupt möglich iſt, dann betrachtet er dies Gedicht als einen mit Anſtrengung erworbenen Beſitz, umfaßt es darum mit Liebe, erfreut ſich daran und ſchätzt es lebenslang. Daraus allein ſchon folgt, daß bei der Durchnahme von Gedichten das Einüben des Leſevortrags im Grunde das Wichtigſte iſt.

Man darf nicht vergeſſen, daß bei der Poeſie, ebenſo wie bei den bildenden Künſten, die ſchöne Form die Hauptſache, das eigentlich Weſentliche und Unterſcheidende iſt, das, was den Inhalt erſt zur Poeſie macht. Nicht die Geſinnung, nicht der ſchöne, edle Gedankeninhalt beſtimmt in erſter Linie den poetiſchen Wert einer Dichtung, ſondern weſentlich der Umſtand, ob dieſer Gedankengehalt in einer vollendeten poetiſchen Form dargeboten iſt. Dieſe Form im Unterrichte nun wiederum nur theoretiſch behandeln, d. h. „anſchauend“ (denn das bedeutet ja das Wort „theoretiſch“), ſie zu vollem Bewußtſein bringen, das Schöne der Form nachweiſen, zergliedern und beſprechen, würde eine bedenkliche Verirrung ſein, und im allgemeinen ſind wir zum Glück ja über die Zeiten hinaus, wo „Metrik“ und „Poetik“ in der Schule ſo hochangeſehene Disziplinen geweſen ſind. Es muß ſich vielmehr in erſter Linie um eine Reproduktion handeln: nur die Wiedergabe in lauter Rede erzeugt neu all die Formenſchönheit, die der Dichter in ſein Werk gelegt hat, und damit auch die von ihm beabſichtigte Wirkung auf das Gemüt. Das Kunſtwerk des Dichters ruht, ſolange es in den toten, ſchwarzen Buchſtaben vor uns liegt, es ſchlummert unbelebt, es iſt ſo zu ſagen bloß potentiell vorhanden: erſt geſprochen, erwacht es zum Leben, wird neu erzeugt, iſt da. Das Gemälde wirkt durch das Auge auf die Seele, die Poeſie, wie die Muſik, erſt durch Vermittlung des Ohres. Ungeſprochen iſt die Poeſie gar nicht vorhanden. Empfinden wir ihre Wirkung beim ſtillen Leſen trotzdem, ſo kann das nur durch Übung in der Weiſe geſchehen, daß während des Leſens unſer inneres Ohr die Töne vernimmt. Ließ das Schulkind ein Gedicht mangelhaft, ſo ſchlummert für es der eigentliche poetiſche Gehalt desſelben, und hat es die Gedichte, die im Unterricht mit ihm durchgenommen ſind, niemals gut leſen gelernt, ſo bleibt ihm der tiefſte Gehalt des Gedichtes meiſt für immer verborgen. Ein Beweis dafür iſt mir die Beobachtung, die man ſo oft macht, daß ge-

bildete Erwachsene Schillers Balladen geringschätzen. Hören sie dann gelegentlich sie künstlerisch vollendet vortragen, z. B. von Richard Türschmann, dann sind sie erstaunt über den großartigen poetischen Gehalt dieser Sachen, die sie ja auswendig kennen, deren Wert sie aber bisher nie gekannt hatten. Sagt man: wenn es denn die Kinder nicht gut lesen, dann hatte es ihnen doch gewiß der Lehrer recht gut vorgelesen, dann hatten sie ja den Genuß von der Poesie, so erwidere ich: der Lehrer, welcher nicht darauf hält, daß die Schüler das Gedicht gut lesen lernen, kann es auch selber nicht gut lesen; denn könnte er es, dann hielte er das auch für so wertvoll, daß er darauf bestünde, es den Schülern beizubringen. Ist aber Eure Methode richtig, gut, dann betreibt doch auch den Gesangunterricht so! Laßt die Kinder ein Lied durchstümpern und den Lehrer einmal es ihnen richtig und gut vorsingen, und dann können wir das und gehen zu einem anderen Liede über! Die durchgreifende Ähnlichkeit des Gesangunterrichts und der Durchnahme von Gedichten ist leider noch viel zu wenig erkannt und noch weniger geübt.

Bei dem Lesen eines Gedichtes wirken die poetischen Kunstmittel, welche der Dichter gebraucht hat, z. B. Pausen, Wiederkehr bestimmter Laute und Klänge, unmittelbar, einzig durch den richtigen Vortrag; es ist deshalb nicht nötig, in jedem einzelnen Falle auf solche Kunstmittel ausdrücklich aufmerksam zu machen, nur da ist es angebracht, wo die Erzeugung der Klangfarbe, die Hervorhebung bestimmter Laute oder Silben dem Schüler nicht gelingen will und ihm das dadurch erleichtert werden soll, daß ihm zum Bewußtsein gebracht wird, weshalb der Dichter absichtlich gerade hier diese Laute gewählt habe. Im übrigen mag manches in seiner Wirkung gefühlt werden, ohne daß es der Lehrer mit den Schülern zergliedert; bei der Poesie, wie bei aller Kunst muß eben ein geheimnisvoller, unerklärter Rückstand bleiben, wie die „Blume" des Weines sich nicht chemisch analysieren läßt und doch als das eigentlich Wesentliche, das Beste und Edelste erscheint.

Bei Gelegenheit von Erörterungen über derlei Fragen habe ich kürzlich in einem Aufsatze in der von mir mitherausgegebenen Zeitschrift „Die Mädchenschule" (Bonn, Webers Verlag, 1889, Seite 233 flg.) den Lesevortrag von Lenaus Postillon ausführlich behandelt. Es möge mir vergönnt sein, meine Art und Weise auch den Lesern dieser Zeitschrift vorzulegen und zwar diesmal an dem leitenden Faden zweier Gedichte von Uhland: Die Rache und Das Schloß am Meere. Ich gebe einfach die genaue Darlegung davon, wie ich die genannten Gedichte mit meinen Schülern einzuüben pflege, die Versicherung hinzufügend, daß nach meinen Erfahrungen dies die Kräfte von Schülerinnen

der Mittelstufe durchaus nicht übersteigt. Die besonders stark betonten Silben sind durch den Druck hervorgehoben, die Pausen durch Striche angedeutet.

Die Rache.

Der Knecht — hat erstochen — den edeln Herrn,
Der Knecht — wär selber ein Ritter gern.

Diese Strophe giebt viel Inhalt in wenig Worten; damit der ganze Vorgang sich dem Hörenden einprägt, muß sie langsam am Ohr vorübergeführt werden, die schweren Worte sind recht deutlich auszusprechen, so gleich anfangs Knecht. Außer den durch die Satzzeichen angedeuteten Pausen müssen auch, und das ist eine durchgehende wichtige Regel, die dem Sinne nach zusammenhängenden Wortgruppen durch Pausen von dem Vorhergehenden und dem Folgenden geschieden sein; in diese Pausen vorzugsweise ist das Atemholen zu verlegen; dagegen müssen die Wörter innerhalb einer Gruppe möglichst dicht aneinander gerückt werden, doch ohne die Wörter ineinander zu ziehen, wie die Franzosen lieben, auch in Deutschland die Konversationssprache und die Mundarten. Die richtige Gruppierung erleichtert die Erfassung des Sinnes. Bei Gedichten verleitet das Versmaß leicht dazu, die Worte falsch zu gruppieren, und dadurch besonders wird der unangenehme Leierton hervorgebracht, die Jambenschaukel. Die erste Strophe zerfällt in fünf Wortgruppen. Edeln Herrn ist ein einziger Begriff = Adliger, die Betonung muß darum in gleichmäßiger Stärke auf beiden Wörtern ruhen. Würde edeln stärker betont, so würde damit die Erwartung eines Gegensatzes erregt, ohne daß ein solcher vorhanden ist.

Der Inhalt der Strophe ist düster: Mord aus Ehrgeiz und Neid; dementsprechend ist die Stimme tief, nur das zweimalige: Der Knecht etwas höher, das Ganze aber trotzdem nicht feierlich, sondern einfach und schlicht berichtend, ohne falsches Pathos.

Er hat ihn erstochen — im dunkeln Hain,
Und den Leib — versenket — — im tiefen Rhein.

Gab die erste Strophe den nackten Thatbestand, so bietet die zweite unserer Phantasie anschauliche Bilder. Das Düstere erscheint gesteigert: die Rede ist demgemäß langsamer und feierlicher, die Stimme noch etwas tiefer als in der ersten Strophe. Höher im Ton sind nur die Worte: Er hat ihn erstochen und: Und den Leib. Dunkeln und tiefen sind schmückende Beiwörter: solche sind genau in derselben Tonhöhe zu sprechen, wie das dazu gehörende Substantivum, eine sehr zu beachtende Ausspracheregel. Wenn wir in den Worten „dunkeln" und „versenket" das nach dem betonten Vokal stehende n dehnen, dann wird die Phantasie bei dem Begriffe festgehalten und angeregt, sich ein Bild

zu machen; dadurch aber wird sofort das Unheimliche zum Bewußtsein gebracht und somit gesteigert. Unsere Dichter lassen gern kurzen Vokalen eine zum Verweilen einladende Liquida folgen, z. B. Du hast Wolken, gnädige Retterin — O, enthalte vom Blut meine Hände! — Der unheimliche Eindruck des „versenket" wird noch weiter verstärkt, sobald wir darnach eine Pause eintreten lassen und dadurch dem Hörer noch mehr Zeit gewähren, durch Verweilen bei der Vorstellung sich diese auszumalen und sie gleichsam festere Wurzel fassen zu lassen. Die Musik erreicht denselben Zweck durch gedehnte Noten, Pausen und Wiederholungen. Da die forteilende Rede mit dem letztgenannten Kunstmittel nicht rechnen kann, so sind dafür die Pausen ihr um so willkommener und wichtiger.

Hat angeleget — die Rüstung blank —
Auf des Herren Roß — sich geschwungen — frank.

Das Tempo wird nun schneller: die beiden ersten Wortgruppen malen dadurch die Hast, Unstetigkeit und heimliche Angst des Verbrechers. Roß besonders kräftig: er ist jetzt auf dem Gipfelpunkt seiner Wünsche. Das ß in Roß darf sich mit dem s des sich nicht vermischen, sich geschwungen gehört vielmehr untrennbar zusammen; frank muß sehr stark, kühn, trotzig herauskommen, das liegt schon im ganzen Bau des Wortes, diese Wirkung aber zu erreichen, muß jeder der fünf Laute gut artikuliert sein, besonders das k scharf abschnappen.

Und als er sprengen will — über die Brück, — —
Da stutzet das Roß — und bäumt sich zurück.

Das Tempo noch rascher. Brück laut und hoch zu sprechen, dann erwartungsvolle Pause; da stutzet das Roß: die vier s-Laute dieser Wortgruppe müssen sehr deutlich durchtönen, denn sie sollen den Vorgang sinnlicher machen helfen, während die letzte Wortgruppe wieder etwas anderes malt; das äu ist mit recht vollem Munde auszusprechen; sich zurück sehr rasch, aber ohne daß die Deutlichkeit darunter leidet.

Und als er — die güldnen — **Sporen** ihm gab, — —
Da **schleudert's** ihn — wild — in den Strom hinab. — —

Diese Strophe ist der Höhepunkt der Handlung. Das Tempo der ersten Zeile noch immer sich steigernd; das Wort Sporen wird von allen Worten des Gedichtes am lautesten gesprochen, hoch und mit gedehntem oo. Um es mit voller, starker Ausatmung sprechen zu können, muß vor dem Worte etwas inne gehalten werden, zum Zweck der Ansammlung von Atem. Gab ist hoch, die Erwartung anregend auf das, was geschieht; dann folgt langsam, aber kräftig, wie der heilige Zorn göttlicher Rache: da schleudert's ihn u. s. w.; schleudert verweilend,

beinahe so laut, wie Sporen; vor und nach wild eine Pause, das I gedehnt: willd; auch das o in Strom recht lang.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

Das Tempo noch langsamer, auch die erste Zeile nicht unruhig, denn wir schauen das Geschehene nicht aus dem Sinne des Knechtes heraus mit an, sondern aus dem Gefühle einer Befriedigung, die erschütternden Ernst birgt. Darum ist die ganze Strophe in strengem, gleichmäßigem Takte zu sprechen, sodaß sämtliche Betonungen stark hervortreten, ohne daß eine sich über die andere erhebt. Die Stimme wird tiefer und tiefer, die Sprache leiser, das letzte, wuchtige Wort muß besonders deutlich bleiben in der Aussprache bis zu Ende, z. B. das g nicht als k gesprochen werden. Besonders in der letzten Zeile ist Pathos ganz wohl am Platze.

In epigrammatischer Kürze giebt das Gedicht eine Handlung, und doch voller Anschaulichkeit, pathetisch, ohne Reflexion. Und wieviel Reflexion liegt zwischen den Zeilen! Die Aufgabe ist nun, so zu lesen, daß die Handlung sofort dem Hörenden klar wird, die Phantasie in Thätigkeit gehalten wird und auch der sittliche Grundgedanke durch die Handlung sofort durchschimmert. Das alles sollen zwölf Zeilen thun. Sie können es nur thun, wenn dem Hörer durch geeignete Pausen recht viel Zeit gewährt wird, das Gehörte sofort innerlich zu schauen, zu verarbeiten, zu durchdenken, mittels der Phantasie Nebenzüge zu schaffen und eine Bilderreihe entstehen zu lassen. Darum darf über kein Wort leichtsinnig weggeeilt werden, gerade einzelne Epitheten geben zumeist der Phantasie den Anhaltspunkt, so: dunkeln, blank. Tritt letzteres Wort deutlich hervor, flugs entsteht in unserer Seele das Bild eines zum Turnier ziehenden Ritters in glänzender, vielleicht vergoldeter Rüstung. Kommt dann: güldnen Sporen, so wird dies Bild sofort befestigt und erneuert.

Das Schloß am Meere.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

Die Frage, welche der Freund an seinen von der Wanderschaft eben rückkehrenden Genossen richtet, ist eine wirkliche Frage, denn sie

wird im folgenden beantwortet, und doch kann sie auch als rhetorische Frage angesehen werden. Denn der Genosse ist in jener Gegend gewesen, er hat davon eben erzählt, da muß er auch den Glanzpunkt der Gegend gesehen haben, das Königsschloß. In selige Erinnerung sich versenkend, will der Fragende es nur bestätigt haben, daß jener es gesehen hat. Darum ist die Frage als rhetorische Frage zu sprechen. Daß solche Fragen aber mit einer von Anbeginn an hohen Stimme wiederzugeben sind, während eine wirkliche Frage nur Tonhöhe für das Fragewort und für die letzten Silben des Satzes fordert, ist eine sehr wichtige Aussprachеregel, die nicht früh und oft genug den Schülern zum Bewußtsein gebracht werden kann. Gewöhnlich wollen sie beim Lesen ungern daran, bei rhetorischen Fragen die Stimme recht hoch zu halten, während sie im Leben es doch unfehlbar richtig sprechen. Dieser Umstand kann beim Unterricht nicht oft genug hervorgehoben werden. Umgekehrt: in dem Maße, als das Gedicht wirklich in der Kindesseele Leben gewinnt, in dem Maße wird auch der Ausdruck natürlich und richtig.

Hast müssen wir etwas betonen, du dagegen völlig unbetont lassen, denn es liegt kein streng jambischer Gang vor, sondern ein Versmaß, das in altdeutscher Weise nur die Betonungen beachtet. Eine besonders lehrreiche Übung im Zungenschlag ist es, die Aussprache hast du (d. h. vollständig hast du, nicht hasdu) zu lernen, ohne daß es jedoch künstlich, steif und zögernd klingt. In hohe und in wehen darf das zweite h nicht unterdrückt werden, wie so oft geschieht, sondern muß deutlich zu hören sein. Das Tempo ist rasch; die dritte Zeile muß so laut als nur immer möglich einsetzen, rosig in genau gleich starker Betonung wie golden, Begeisterung und Entzücken müssen in diesen beiden Adverbien sich wiederspiegeln, wozu ihre vollen o sie trefflich eignen. Die dritte entsprechende Silbe ist Wol-, etwas tiefer, aber eben so laut wie golden und rosig. Möchte bleibt tonlos, denn der Sprechende eilt auf niederneigen hin, das zwei genau gleich starke Betonungen haben muß, ebenso wie auch spiegelklare und Abendwolken. Die Schüler neigen stets dahin, diesen Worten im Grunde nur eine Betonung zu geben, was durchaus nicht sein darf. Die Stimme muß vielmehr nach je zwei Silben unmerklich absetzen: nieder-neigen, spiegelklare. In niederneigen ist die Stimme tief, man sieht das Schloß sich spiegeln und nach unten schauen; in streben und steigen jedoch geht auch die Stimme in die Höhe, man muß das Schloß mit dem Geistesauge schlank aufsteigen sehen, zinnen- und turmgekrönt, die Rede ist so lebhaft, daß die Phantasie des Hörers mit fortgerissen werden muß.

Wohl — hab ich es geſehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond — darüber ſtehen —
Und Nebel — weit — umher.

Das Gedicht muß durchaus von zwei Perſonen geſprochen werden, es iſt ein Geſpräch und darf darum nur als ſolches vorgetragen werden. Die Stimme des Antwortenden iſt tief, leiſe, doch ſehr ſcharf artikuliert, das Tempo langſam. Wohl iſt gedehnt, dann Pauſe. „Unt den Moont darüber" iſt zu ſprechen, nicht etwa: „Undeen Mondarüber". Der Artikel hat kurzen Vokal, iſt tonlos, daran muß feſtgehalten werden, entgegen der beſonders in Berlin beliebten und von Schülern aller Art noch vom erſten Leſenlernen her ſo gerne beharrlich feſtgehaltenen Gepflogenheit, die, deer und deen zu ſprechen (ſtatt di, d'r, d'n), wozu ſich in Weſtdeutſchland vielfach noch daas und dees geſellt. Nur wenn der Artikel nicht unmittelbar vor ſeinem Subſtantiv ſteht, hat er langen Vokal. Er darf auch nie zum vorhergehenden Wort gezogen werden, ſondern muß an ſeinem Subſtantiv hängen wie eine Klette. Einer andern Unart, gegen die ſchon Goethe eifert, iſt hier Erwähnung zu thun, Auslaut und Anlaut des folgenden Wortes zu verſchmelzen, ſobald es gleiche oder ähnliche Laute ſind. Ich bin oft in der Lage, anderswo vorgebildete erwachſene Schülerinnen zur Aufnahme ins Lehrerinnen-Seminar prüfen zu müſſen. Dann iſt meine erſte Frage gewöhnlich derart, daß ich z. B. den Anfang von Chamiſſos Löwenbraut leſen laſſe. Beginnt die Betreffende: „Mideer Myrde geſchmückt undeem Brautgeſchmeid" anſtatt: „Mit der Myrte geſchmückt", ſo weiß ich, ihr Leſen iſt wilder Schlag und entbehrt aller Schulung.

In Nebel iſt das erſte e ſehr zu dehnen, ebenſo in weit der Diphthong. Der gewaltige Gegenſatz in der Stimmung der beiden Freunde, oder vielmehr in dem Eindruck, welchen das Schloß auf ſie gemacht hat, darf nicht in den Worten allein, er muß beſonders auch in der Betonung und der ganzen Sprechweiſe liegen.

Der Wind — und des Meeres Wallen,
Gaben ſie friſchen Klang?
Vernahmſt du aus hohen Hallen
Saiten und Feſtgeſang?

Die ganze Strophe iſt hoch, Wind ſtark betont, danach Pauſe, Gaben beſonders hoch; es muß darin liegen: „nicht wahr, die gaben friſchen Klang?" Die Silbe Feſt tritt ſtark hervor, da die Antwort den Gegenſatz dazu bringt.

Die Winde, — die Wogen alle
Lagen — in tiefer Ruh;
Einem Klagelied — aus der Halle —
Hört' ich — mit Thränen — zu.

Noch tiefer, langsamer, feierlicher, dumpfer als die erste Antwort; in tiefer und Ruh sind die Vokale sehr gedehnt, die beiden r nicht vermischt zu sprechen; die Silbe Kla ist höher und hervorzuheben, es ist der Gegensatz zu Festgesang. Es heißt: mit Thränen, nicht etwa „mitreenen"; das lange ä wie ee zu sprechen, ist eine Ungenauigkeit, die besonders Norddeutsche selbst in edler Aussprache für erlaubt, ja sogar für richtig halten. Meinem pfälzischen Ohre klingt Threenen unausstehlich.

Sahest du oben gehen
Den König — und sein Gemahl?
Der roten Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht — mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich — wie eine Sonne, —
Strahlend — im goldnen Haar?

Die Lebhaftigkeit erscheint gegen die erste Frage etwas, jedoch kaum merklich, abgeschwächt, ein leiser Zweifel, ob das alles auch noch so gewesen sei, wird durchgefühlt. Bei der Erinnerung an die liebreizende Königstochter verweilt der Fragende schwärmerisch. Es zeigt sich das in der Betonung darin, daß schöne, herrlich, strahlend, goldnen gedehnt gesprochen werden, und daß Sonne mit aller Kraft hervorgestoßen wird. Schöne muß als epitheton ornans genau dieselbe Tonstärke haben wie Jungfrau. Wird nicht nach schöne eine Atempause gemacht, so ereignet sich leicht, daß Jung- im Tone gegen schö- abfällt. Das darf durchaus nicht sein. Haar ist sehr hoch zu sprechen, wodurch die Erwartung auf die Antwort höher gespannt erscheint.

Wohl — sah ich die Eltern beide, —
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau — sah ich nicht.

Unerbittlich, wie das Verhängnis, vorbereitet durch die vorige Antwort, folgt der ungewisse und doch zweifellose Bescheid. Beide ist gedehnt und hoch, frageartig, zu sprechen; diese Betonung, in Verbindung mit der nach einer Pause gleichhoch einsetzenden Aussprache von ohne, bewirkt, daß ein „aber" als zwischenliegend durchgefühlt wird. Die dritte Zeile ist besonders gedehnt und tief, Jungfrau ist fragend zu sprechen, also die zweite Silbe höher, danach Pause und der trübe Schluß. In gewissen Fällen wird das sonst im allgemeinen beinahe stumme e der Endungen deutlicher hörbar als sonst; ein solcher Fall ist in der Frage und in frageähnlichen Sätzen, also auch in der vorliegenden Strophe: abgesehen von dem tonlosen e in ohne, treten hier sämtliche

Endungen hervor, in Kronen und in Jungfrau hebt ſich ſogar die letzte Silbe höher als die erſte Silbe, ein Beleg, wie die allgemein übliche Bezeichnung der Betonungen als „Hebungen", der unbetonten Silben als „Senkungen" durchaus nicht immer zutreffend iſt.

Gedichte, wie das eben beſprochene, eignen ſich vorzüglich zum Leſevortrag in der Schule, denn ſie haben alles, was Kinder anzieht: elegiſch, getragen, pathetiſch, romantiſch, geheimnisvoll, prächtig, phantaſtiſch, und doch wieder einfach, friſch, mäßig bewegt, affektvoll ohne Leidenſchaft. Sie gut einzuüben wird nicht leicht mißlingen und bereitet den Schülern große Freude.

Eine derartige Einübung iſt aber im Grunde nichts als die Einübung einer korrekten, ſinngemäßen, lautreinen, dialektfreien Ausſprache des Gedichtes, wobei insbeſondere auch das zur Geltung kommt, was der Dichter von Kunſtmitteln verwandt hat. Es macht ſich ganz von ſelbſt, daß, um dieſe Einübung zu bewerkſtelligen, Gliederung des Gedichtes, Gedankengang, Grundgedanken, poetiſche Darſtellungsmittel klar werden; aber da derartige Erörterungen nicht als Selbſtzweck aufdringlich vortreten, nicht als ſchulmäßiges Wiſſen wohl gar in Regelgeſtalt ſich breit machen, ſondern nur als Mittel zum Zweck erſcheinen, ſo wirken ſie nicht ablenkend, vor allem nicht abſtoßend auf den Schüler. Dieſer fühlt, daß er in der Stunde etwas gelernt hat, was ihm dauernde Freude bereitet, nicht durch Zuhören als ein Wiſſen gelernt, ſondern durch eigene Thätigkeit als ein Können; und eine jede Fertigkeit lernt der Schüler gern, ſpürt er ſie doch als einen Kräftezuwachs, nicht als eine Wiſſensvermehrung, und jede Kraftvermehrung empfindet der Menſch mit Behagen, mit ganz erhöhtem Behagen aber Kraftvermehrung auf dem Gebiete der Ausübung des Schönen. Man ſollte auch nicht unterlaſſen, jedes Gedicht ganz oder teilweiſe im Chor ſprechen zu laſſen, damit jeder Schüler in Thätigkeit kommt. Dieſe Art des Sprechens ſpornt jeden einzelnen an, umſomehr, als dann leicht erkennbar iſt, wenn auch nur einer ſich nicht beteiligt, und leicht hörbar, wenn an einer Stelle auch nur einer unrichtig ſpricht. Die andern empfinden das jedesmal als unliebſame Störung, beſonders wenn der Lehrer bei jedem Fehler die gemeinſame Rede abbrechen läßt: er erlebt bald die Freude, lauter eifrige und aufmerkſame Schüler zu haben, die mit ganzer Seele bei der Sache ſind.

Anwendbar iſt dies Verfahren bei allen Gedichten, welche innerhalb der dem Schülergemüt zugänglichen Empfindungs- und Gedankenwelt liegen. Treten aber bei Gedichten noch hinzu ſtarke Gefühle und leidenſchaftliche Stimmungen, welche dem kindlichen Seelenleben noch fremd ſind, welche aber durchaus zum Ausdruck gebracht werden müſſen, ſoll

das Gedicht seinen vollen poetischen Gehalt zu Gehör bringen, dann stehen wir freilich einer Aufgabe gegenüber, welche jenseits der Grenzen der Schule liegt. Solcher Art sind Schillers Balladen. Aus andern sehr gewichtigen Gründen jedoch möchte ich einer Entfernung derselben aus dem Schulunterrichte nicht das Wort reden. Wohl aber muß den Schülern klar gemacht werden, daß eine selbst einigermaßen befriedigende Wiedergabe dieser Gedichte ihre Kräfte übersteige. Das kann ihre Hochachtung vor Schiller nur vermehren. Zum Glück besitzen wir einen solchen Reichtum an trefflichen Gedichten, welche für die Schule sich eignen, daß wir nicht nötig haben, wie leider gar manche Sammlungen das thun, zu weniger klassischen Sachen zu greifen, weil ihr religiöser, sittlicher, vaterländischer, geschichtlicher Gedankengehalt sie empfiehlt. Die Gedichte, welche ich persönlich als die passenden im Sinne habe, habe ich in einer besonderen Sammlung vereinigt, die unter dem Titel „Mustergedichte" unlängst in zweiter Auflage erschienen ist (Bonn, Ed. Webers Verlag, 1887).

Goethes Faust, ein Bild moderner christlich-germanischer Erziehung und Entwicklung.

Von **H. Steuding** in Wurzen.

In unserer, vom Streit um die wichtigsten Fragen der Erziehung so viel bewegten Zeit dürfte es nicht uninteressant sein, sich einmal zu vergegenwärtigen, wie sich Goethe, der ja einer von verwandten Strömungen bewegten Periode angehörte, das Bildungsideal dachte, was er als Zweck der Erziehung betrachtete, und welcher Entwicklungsgang ihm zur Erreichung desselben als der natürlichste erschien. Während unsere thatenlustige Gegenwart sofort zum Umsturz der alten Schuleinrichtungen schreiten möchte, beschränkte sich Goethe, freilich der allem praktischen Leben abgewandten Richtung seiner Zeit entsprechend, darauf, seinen Ideen in Bildungen der Kunst Gestaltung zu geben, obwohl er in diesen selbst gerade auf das praktische Eingreifen ins Leben, wie wir sehen werden, einen hohen Wert legte.

Ich beabsichtige nun, weder eine Goethesche Erziehungstheorie aufzustellen, noch auch alle einzelnen diesem Gebiete angehörigen Dichtungen Goethes zu betrachten; wie in einem Brennpunkt haben sich aber alle getrennten Strahlen in seinem bedeutendsten Werke, im Faust, gesammelt, so daß man seine Ansicht vollkommen erkennt, wenn man einfach Fausts Entwicklungsgang von diesem Gesichtspunkt aus vorführt.

Was das Grundthema der gesamten Faustdichtung bildet, zeigt schon, in dem das Ganze einleitenden Prolog, die Forderung, Faust — der Mensch — solle nach eigner Kraft und Einsicht zwischen Gut und Böse, zwischen Gott und Teufel wählen, in Verbindung mit der Voraussage, daß ein guter Mensch in seinem Streben wohl oft irren, nie aber den rechten Weg ganz verlieren kann.

Was läßt dies anderes erwarten, als daß wir im Drama sehen werden, wie Faust sich durch die Irrtümer des Lebens hindurcharbeitet, bis er sein Ziel, die ihm von Gott gesetzte Bestimmung, erreicht; ebendahin führt aber der Weg, welchen zu ebnen Zweck aller Erziehung ist. Naturgemäß ist dabei dies Problem vom christlich-germanischen Standpunkt erfaßt und gelöst, denn hatte schon die Sage in diesem ihre höchste Entwicklung gefunden, so vertritt besonders der Dichter selbst den vollkommensten Typus moderner christlich-germanischer Bildung. Sein eigner Lebens- und Bildungsgang war ein so natürlicher, daß er seinen Faust einen den Hauptrichtungen nach seinem eignen ähnlichen Weg einschlagen lassen konnte, ohne daß dieser deshalb die Eigenschaft des Typischen, Allgemeinmenschlichen zu verlieren brauchte.

Welches Ziel Goethe dem Menschen für seine Vervollkommnung steckt, spricht er anderswo einmal klar und deutlich in einem eigentlich auf die Denkweise Hamanns bezüglichen Worte aus, wenn er sagt: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich."

Die Entwicklung des Menschen und der Menschheit ist also nach Goethes Anschauung, genau wie es die heutige Erziehungslehre fordert, bedingt durch die vollkommene und gleichmäßige Ausbildung aller in ihm vereinigten Kräfte zum Zwecke thatkräftigen Eingreifens in das wirkliche Leben, nicht durch einseitige Bevorzugung der einen oder andern.

So wird denn auch im Faust nicht bloß die Tragik des menschlichen Erkenntnislebens, das ewig unbefriedigte Streben nach voller Erreichung der Wahrheit vorgeführt, nein, das ist nur der Ausgang, die negative Seite, der Inhalt der ersten Abteilung; die Hauptsache ist die positive Antwort auf diese Frage: die Darstellung dessen, was der Mensch erreichen kann und soll; die Fortbildung aller Kräfte, seines ganzen Wesens zur höchsten erreichbaren Vollendung und die Verwendung dieser voll entwickelten Kraft zum Heile der Gesamtheit, die Erziehung des Menschen zu werkthätiger Sittlichkeit. — Dies durch Darstellung von Fausts Entwicklungsgang dem Leser vor Augen zu führen, soll also Aufgabe des folgenden Bildes sein.

a) Faust I. Teil bis zum Abschluß der Wette mit Mephistopheles.

Faust hat in der Vorgeschichte des Dramas, wie die meisten modernen Menschen, eine einseitige Entwicklung durchgemacht, nur der geistig-intellektuelle Teil seines Wesens ist ausgebildet; weder die Kräfte und Fähigkeiten seines Körpers, noch der Wille und die Thatkraft sind bei ihm zu berechtigter Geltung gekommen. Denn er hat nicht in der ihn umgebenden Welt, nicht als Mensch mit Menschen, sondern in klosterartiger Einsamkeit als reiner Verstand nur im Verkehr mit der Gedankenwelt der Vorzeit sein Leben hingebracht. Er hat nicht gelebt, d. h. empfunden, genossen, gelitten, gehandelt; nein, er hat nur gedacht, gegrübelt und immer wieder gedacht. Kenntnisse hat er auf Kenntnisse gespeichert, bis er endlich zur Erkenntnis gekommen ist, zur betrübenden Erkenntnis, daß wir am Ende doch nichts wissen können, d. h. daß wir den wahren Ursprung, das wahre Wesen, das wahre Ziel und Ende der Dinge, die volle, absolute Wahrheit überhaupt nicht erkennen können, deshalb nicht erkennen können, weil wir nicht, wie Faust es bis dahin zu sein geglaubt hatte, Erkenntniswesen, reiner Verstand, sondern eben Menschen sind, deren Erkenntnisfähigkeit durch die übrigen Eigenschaften ihres Wesens auf enge, ein fest bestimmtes, unüberschreitbares Gebiet einschließende Grenzen beschränkt ist.

Indem er aber die Unerreichbarkeit des bis dahin erstrebten Zieles einsieht, wird er sich auch bewußt, daß er überhaupt einen falschen Lebensweg eingeschlagen, daß er das wahre Ziel des menschlichen Lebens verfehlt hat; er erkennt, daß er einseitig, unvollkommen, ungesund geworden ist, daß er den Weg der Natur, die den Menschen mit vielen Fähigkeiten ausgestattet hat, verlassen und die von ihr dem Menschen gestellte Aufgabe, das ihm verliehene Pfund richtig zu verwerten, die Fähigkeiten alle zu entwickeln, jede Kraft zu üben, nicht erfüllt, nicht gelöst hat. Dies ist der innere Grund seiner Sehnsucht nach der Natur und zugleich die wahre Ursache seiner Hochschätzung der That, wie sie sich bei seinem Bibelübersetzungsversuch ausspricht.

So ist Faust, sich selbst unbewußt und ebensowohl auch ohne bewußte Absicht des Dichters, im Eingange des Dramas ein Spiegelbild, der Typus des modernen Kulturmenschen, die Verkörperung der einseitigen Mißbildung unserer Zeit, die allen Wert legt auf die möglichst hohe Entwicklung des Verstandes, die übrigen Kräfte des Menschen aber verkümmern und verkommen läßt.

Nachdem er erkannt, daß er sein eigentliches Lebensziel verfehlt, bleiben ihm zwei, oder, wenn man will, vielleicht auch drei Auswege übrig. Entweder muß er versuchen, auf dem einmal betretenen Wege weiter zu wandeln, um das gesteckte Ziel, die volle Erkenntnis der Wahr-

heit, welche dem Menſchen auf natürlichem Wege verſagt iſt, durch übernatürliche Mittel zu erzwingen, er muß durch die Magie verſuchen,

„Ob ihm durch Geiſtes Kraft und Mund
Nicht manch' Geheimnis würde kund, —
Daß er erkenne, was die Welt
Im Innerſten zuſammenhält,
Schau' alle Wirkungskraft und Samen —"

oder aber er muß das bisher verfolgte Strebeziel ganz aufgeben und Menſch, nur Menſch zu ſein beginnen, er muß die bisher vernachläſſigten Fähigkeiten und Kräfte nun ihrerſeits zur Geltung und Entwicklung bringen.

Beides verſucht er. Zunächſt das erſtere, denn niemand giebt ein ſo heiß erſtrebtes Ziel auf, ohne auch das Äußerſte gewagt zu haben. Er beſchwört den Erdgeiſt, um durch ihn wenigſtens das Weſen des Irdiſchen, des dem Menſchen am nächſten Liegenden zu erforſchen. Doch eine ſolche Art der Erkenntnis giebt es in Wirklichkeit für den Menſchen nicht, und ſo ſchleudert ihn das Wort der Erſcheinung: „Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir", d. h. du biſt ein Menſch, kein abſoluter Geiſt, der durch reine Intuition, bloße Anſchauung zur Wahrheit gelangen könnte, ins Menſchendaſein, in die von der Natur beſtimmten Grenzen des menſchlichen Lebens zurück. Durch dieſe Zurückweiſung in ſeinem Titanenſtolz verletzt, in ſeinem Selbſtbewußtſein gebrochen will er den einzigen allerdings noch möglichen Weg einſchlagen, der ihn über die Schranken der Endlichkeit, über die engen Grenzen des Menſchſeins, über die Bahnen des Irdiſchen hinausführen kann: er will die Schranken des Leibes mit eigner Hand zerbrechen, um dann als freier Geiſt unbehindert durch die Banden des Erdendaſeins der Erkenntnis der abſoluten Wahrheit nachzuſtreben. Schon berührt der Giftbecher ſeine Lippen, da erwacht angeregt durch einen Klang aus ſeiner Kinderzeit, aus der Zeit, als er ſich noch nicht gewaltſam von der Natur losgeriſſen hatte, die Stimme der Vernunft, welche die Thatkraft des Menſchen weg vom Böſen, zum Guten hinführt; es regt ſich die Stimme des Gewiſſens, die ihn an die Verantwortlichkeit vor Gott, die ihn an das Gebiet des frommen Glaubens erinnert, und dieſer iſt trotz aller Zweifel in Fauſt nicht vernichtet, nicht erſtorben, wenn er auch durch die einſeitige Verſtandesentwicklung ebenſo wie alle übrigen ihm verliehenen Kräfte und Anlagen zurückgedrängt und überſchüttet worden iſt.

Nunmehr iſt Fauſt der früher eingeſchlagene Weg nach jeder Richtung hin verſchloſſen; unüberſteigbare Mauern ſind ihm entgegen getreten, er muß umkehren, wenn er nicht ſtehen bleiben will. Daß letzteres ihm unmöglich iſt, bringt ihm der Oſterſpaziergang zum Bewußtſein. Hier verkehrt er eine Weile unter Menſchen, die trotz aller Beſchränktheit

zufrieden und glücklich in dem einmal erreichten Zustand verharren, und einen Augenblick fühlt auch Faust in der erwachenden Frühlingsnatur ruhiges Genügen; bald aber regt sich selbst in dieser Umgebung sein ungestilltes Verlangen nach weiterem Fortschritt von neuem und um so heftiger. Um wenigstens die Welt, die er einmal nicht in ihrem Wesen erfassen kann, ganz zu *schauen*, wünscht er sich Flügel oder einen Zaubermantel; abermals beruft er die Geister, und diesesmal hört ihn der Höllengeist Mephistopheles, der sich ihm in Hundsgestalt naht. Nach dessen Beschwörung verfällt er, selbst in dieser seiner letzten Hoffnung getäuscht und durch Verspottung angestachelt, in volle Verzweiflung über seine menschliche Ohnmacht, über die Unmöglichkeit wahrer Erkenntnis; er gerät ins Extrem: er glaubt alles Streben nach Höherem aufgeben und in niederer Sinnenlust Vergessenheit suchen zu müssen Deshalb *flucht* er allem, was ihm früher *begehrenswert* erschienen; nichts, was die Erde bieten kann, glaubt er, werde ihm jemals Befriedigung gewähren. Das unermüdliche Streben, das den besten Teil seines Wesens bildet, erscheint ihm jetzt nur als Unruhe, Unzufriedenheit, nur der *negativen* Seite desselben ist er sich bewußt. In dieser Stimmung und in diesem Sinne bietet er dem seine Verzweiflung benutzenden Mephistopheles die Wette:

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst Du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst Du mich mit Genuß betrügen:
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!
Mephistopheles: Top!
Faust: Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst Du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist Du meines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei! . . .
Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob Dein, was frag' ich, oder wessen."

b) Faust I. Teil, 2. Hälfte.

Freilich hält diese *alles* absolut *negierende* Stimmung nicht an, sein ureignes besseres Streben hebt ihn sofort wieder aus derselben empor; auch diese Verzweiflung wäre ja ein Stillstand, ein Verweilen,

das mit seinem Wesen unvereinbar ist, da es dasselbe aufheben würde. Dieses ist aber auch nach dem Fluche und dem Abschluß des Vertrags mit Mephistopheles unverändert dasselbe, nur gewinnt es ein neues, das vorhin als allein noch möglich bezeichnete Ziel. Sein neuer Diener kann ihm nämlich zwar nicht die dem Menschen verschlossenen Pforten der Erkenntnis öffnen, wohl aber vermag er ihm zu gewähren, was auf dieser Welt in Wirklichkeit zu haben ist; und so verlangt er dem, freilich erst im vollendeten Drama, eben vorhergegangenen Fluche zum Trotze:

„Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern."

Damit aber steckt er sich gegen seine augenblickliche Absicht, aber von seinem bessern Selbst unbewußt geleitet, in seinem dunkeln Drange wieder den rechten Weg einschlagend, das höchste dem Menschen überhaupt erreichbare Ziel, nämlich das Ziel *ein voller und ganzer Mensch* zu werden; gleich darauf verlangt er daher auch:

„Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen."

So hat er unbewußt den Standpunkt der Verzweiflung bereits wieder verlassen; von neuem schreitet er vorwärts und zwar jetzt auf dem richtigen Wege, der zu einem erreichbaren Ziele führt: Nicht mehr *Geist*, d. h. bloßes Erkenntniswesen, sondern Mensch, wahrer Mensch will er sein. Das Streben bleibt seine herrschende Eigenschaft, wie es die Grundeigenschaft der Menschheit, die wahre Ursache aller menschlichen Entwicklung ist, aber es ist nicht mehr einseitig, sondern allseitig, universell, naturgemäß. Erreichung des Zieles der Menschheit, der wahren Humanität ist nunmehr sein Lebenszweck; und so erscheint von jetzt an die Entwicklung der gesamten Menschheit im Spiegel der Entwicklung dieses Einzelnen. Faust wird nun der *Allmensch*, der Typus der stetig fortschreitenden *Menschheit*, und somit der modern-optimistische Gegensatz zu dem mittelalterlich-pessimistischen ewigen Juden, der das *Beharren* der Menschheit auf demselben Standpunkt, das ewige, *ermüdende Einerlei* des Lebens in sich verkörpert.

An der Seite dieses Faust erscheint nun durch die Wette gebunden und ihm zum Dienst verpflichtet Mephistopheles, der vom Herrn im Prolog (V. 339) als der Schalk unter den verneinenden Geistern bezeichnet wird. Dort erlaubt ihm der Herr seine Verführungskunst an Faust zu versuchen, denn

„Des Menſchen Thätigkeit kann allzuleicht erſchlaffen,
Er liebt ſich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Geſellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, ſchaffen."

Reizen, zu Thätigkeit antreiben ſoll er alſo Fauſt, d. h. ihn in ſeinem eignen Streben unterſtützen, freilich ganz gegen ſeine Abſicht, denn nach der Wette muß ihm daran gelegen ſein, Fauſt ſobald als möglich zu ruhigem Genuß, zur Aufgabe des Strebens zu verführen. So trägt der Geiſt des Widerſpruchs von Anfang an ſelbſt den Widerſpruch in ſeinem Weſen, und dies iſt der Grund für die Selbſtironie, welche uns mit dem das Böſe wollenden Teufel verſöhnt.

Da aber im Menſchen vor allem die Sinnlichkeit ruhigem Genuſſe zuneigt, ſo wendet er ſich mit ſeinen Verführungskünſten zunächſt auch an dieſe und wird damit, ſolange Fauſt dieſe Seite ſeines Weſens entwickelt, ſelbſt zum typiſchen Bilde der zum Genuß reizenden Sinnlichkeit. So iſt es gleichgiltig, ob er dabei urſprünglich als koboldartiger Diener des Erdgeiſtes, als Vertreter des irdiſchen d. h. des ſinnlichen Lebens gedacht iſt, oder ob er wie im Prolog als hölliſcher Geiſt erſcheint, denn auch dieſe ſuchen vor allem den Menſchen durch ſeine Sinnlichkeit zum Genuß und durch dieſen zur Sünde zu verführen.

Eine Probe ſeiner Kunſt giebt Mephiſtopheles gleich an dem naiven Gegenbild Fauſt's, an dem Schüler. Ganz nach des Meiſters Muſter ſchildert dieſer ſein Streben mit den Worten:

„Ich wünſche recht gelehrt zu werden
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel iſt, erfaſſen,
Die Wiſſenſchaft und die Natur."

Hier gelingt es Mephiſtopheles leicht ihm die Wiſſenſchaft zu verleiden und ihn auf den Weg der Sinnlichkeit zu führen — wohin er aber auf dieſem unter Leitung des egoiſtiſch aufgefaßten Fichteſchen Subjektivismus gelangt, zeigt ſich bei ſeinem ſpäteren Auftreten.

Anders bei Fauſt ſelbſt; der erſte Verſuch in Auerbachs Keller mißlingt vollkommen. Um ihn daher für die Lockungen der Sinnlichkeit empfänglicher zu machen, verjüngt er ihn durch den Zaubertrank der Hexe um dreißig Jahre. Im Sinne des allſeitige Entwicklung ſuchenden Fauſt ſelbſt heißt das freilich nur: er ſchafft ihm die Möglichkeit, ſeine Lebensbahn ohne Verluſt der auf dem falſchen Wege geſammelten Erfahrung nun nach dem neuen Plan noch einmal zu durchwandern. Fauſt wird ſo nochmals zum jungen ſinnlich lebenskräftigen Mann, um nunmehr, was er früher verſäumt, auch der Sinnlichkeit der menſchlichen Natur Genüge zu thun, auch ſie im rechten Verhältnis zum ganzen

Menſchen zur Entwicklung zu bringen. Gretchens Liebe macht ihn zum Mann, zugleich aber auch zu einem Gliede der menſchlichen Geſellſchaft, zu einem einzelnen Teile der Menſchheit, ihn, der doch das Los der Geſamtheit zu tragen, die ganze Menſchheit in ſich zu verkörpern entſchloſſen iſt.

Die Einſeitigkeit, welche er geflohen, das Beharren in einer einzelnen Richtung der Entwicklung droht ihm jetzt von einer andern Seite; doch jetzt iſt ihm ein Stillſtand nicht mehr möglich, vorwärts reißt ihn ſein Streben, ſein Weſen. Gretchen fällt als Opfer desſelben trotz alles Widerſtandes, welchen ſein beſſeres Gefühl ſeiner jetzt übermächtig wirkenden Sinnlichkeit entgegenzuſetzen verſucht.

Sinnliche Leidenſchaft hat ihn umſtrickt und daher auch irdiſche Schuld auf ihn geladen. Nicht Gretchen allein, ebenſo ihr Bruder Valentin und indirekt auch ihre Mutter gehen durch ihn zu Grunde.

Der Tod der Mutter kann jedoch nicht, wie Gretchen in ihrem Wahnſinn glaubt, durch den ihr gereichten Schlaftrunk direkt hervorgerufen ſein, ſonſt bliebe unerklärlich, wie Fauſt auf Gretchens beſorgte Frage: „Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden?“ antworten kann: „Würd' ich ſonſt, Liebchen, Dir es rathen“. Aber wie Mephiſtopheles durch Lähmung Valentins im Zweikampf den tödlichen Stoß veranlaßt, ſo kann er auch gegen Fauſts Wiſſen und Willen, was ſchon Schröer in ſeiner Ausgabe, Einleitung S. LII vermutet, dem an ſich unſchädlichen Schlaftrunk die tödliche Wirkung verleihen. Vermag er doch ebenſo durch ſeine bloße Anweſenheit die Entſtehung des Homunculus zu bewirken. Noch in der Domſzene, wo ihr der böſe Geiſt den Tod der Mutter ebenſo wie den des Bruders vorhält, betrachtet übrigens auch Gretchen denſelben nur in unbeſtimmter ſelbſtquäleriſcher Ahnung als eine Folge des Schlaftrunks, da ſie glaubt, dieſen Gedanken los werden zu können, was bei beſtimmter Überzeugung von ihrer Schuld (vgl. Düntzer z. d. St.) unmöglich wäre. Erſt durch den weiteren Fortſchritt ihres Elends, durch ihre Verzweiflung bildet ſich dieſer Gedanke zur fixen Idee aus, wie ſie uns dann in der Kerkerſzene entgegentritt. Außer ihr ſelbſt denkt niemand daran, denn ſonſt würde der ſterbende Valentin ihr dieſen Vorwurf nicht erſparen; der Tod der Mutter muß aber auch im vollendeten Drama trotz Umſtellung der Domſzene vorausgehen, da Fauſt nach Valentins Ermordung flieht, und alſo zu Beibringung eines Schlaftrunks keine Veranlaſſung mehr vorhanden iſt (vgl. auch V. 12065).

Den Mephiſtopheles treibt zur Tötung der Mutter wohl zunächſt die Abſicht, den Verkehr Fauſts mit Gretchen zu erleichtern, um ihn ſo durch ſinnlichen Genuß zu feſſeln und zu fangen. Nachdem er aber erkennt, daß er auf dieſe Weiſe nicht zu faſſen iſt, da ihn das Bewußt-

ſein ſeiner Schuld gegen Gretchen nicht zu ruhigem Genuß kommen läßt (vgl. V. 3654), entfernt er ihn durch den Mord ihres Bruders von derſelben und ſucht ſie und ihr Schickſal durch Zerſtreuungen („Freuden" im Urtext) in Vergeſſenheit zu bringen, natürlich um Fauſt dann in eine andere Liebſchaft zu verwickeln, die ihm vielleicht mehr Erfolg verſpricht. Möglicherweiſe beabſichtigte Goethe urſprünglich mittelſt der Brockenfahrt Fauſt und Helena zuſammenzuführen, ſo daß Mephiſtopheles durch dieſe die Erinnerung an Gretchen zurückgedrängt hätte, erſcheinen doch daſelbſt auch die antiken Geſtalten der Baubo und Meduſa. Die gegenwärtige Form der Brockenfahrt ſcheint für dieſen Zweck nicht recht genügend. Das über Gretchen gebrachte Verderben iſt Fauſts Sündenfall, der wie bei der Geſamtheit der Menſchen durch die Entwicklung der ſinnlichen Natur, durch die Sinnlichkeit hervorgerufen wird. Mephiſtopheles ſpielt dabei die Rolle der Schlange (vgl. V. 3324), die er alſo mit Recht als ſeine Muhme bezeichnen kann (V. 2049. 335).

Nach dem Untergang der Geliebten verharrt Fauſt aber nicht in der Sünde; ſein ſinnliches Weſen iſt jetzt ausgereift, die Stufe der ſinnlichen Entwicklung iſt erſtiegen, und ſomit die Übermacht der Sinnlichkeit über ſeine anderen Kräfte gebrochen, ſie ordnet ſich nun ein in die Harmonie ſeines geſamten Seins. Sein ſtetes Streben nach dem Höchſten (vgl. V. 4685) hebt ihn aus Sinnlichkeit und Sünde empor, indem ihm dasſelbe die neue Aufgabe ſtellt, nun auch ſein geiſtiges Weſen voll zu entwickeln.

c) Fauſt II. Teil, 1.—3. Akt.

Die Bildung, welche Fauſt jetzt erſtrebt, iſt nicht mehr die einſeitige des weltentfremdeten Gelehrten, nein es iſt diejenige des mitten im Leben ſtehenden Staatsmannes und Künſtlers; es iſt Goethes eigner Entwicklungsgang und ebenſo der der menſchlichen Geſamtheit, wie er ſich in der politiſch-künſtleriſchen Bildung des klaſſiſchen Altertums zur höchſten Blüte entfaltet hat.

Nunmehr ſinkt für Mephiſtopheles die Ausſicht auf Erfolg mehr und mehr; immer klarer tritt zutage, daß er einem Menſchen gegenüber, der ſich des rechten Weges wohl bewußt iſt, wenn er auch ſtets das Böſe will, doch ſtets das Gute ſchaffen muß. Wie dem ſittlichen Willen die ſinnlichen Kräfte auch gegen ihre Neigung zur Erreichung ſeiner Zwecke dienen müſſen, ſo wird jetzt Mephiſtopheles zu einem bloßen Diener und Werkzeug Fauſts; er ebnet dieſem, immer in der Hoffnung, ihn doch zu fangen, gegen ſeine Abſicht die Bahn zur Vollendung ſeines Weſens.

Zuerſt erwirbt ſich Fauſt alſo weltmänniſch-politiſche Bildung durch ſeinen Aufenthalt am Kaiſerhofe. In dem vielgedeuteten und vielgetadel-

ten Maskenzug wird dieſe ſich innerlich in Fauſt vollziehende Erkenntnis des höfiſchen und des Staatslebens für den Zuſchauer ſinnlich erkennbar dargeſtellt; in ähnlicher Weiſe werden an anderer Stelle die Traumbilder, die dem ſchlafenden Fauſt erſcheinen, durch den Geſang der Geiſter und ſpäter wieder durch Homunculus dem Hörer geſchildert.

Bei dieſem Maskenzug *verdecken* alſo die Masken das Weſen und den Charakter ihrer Träger nicht etwa, wie dies bei dergleichen ſonſt der Fall iſt, nein, ſie ſtellen vielmehr die verſchiedenen Vertreter des Hof- und Staatslebens in das klarſte, durchſichtigſte Licht. Zwei Hauptbilder ſind es, die vorgeführt werden: Das *Hofleben* und das *Staatsleben*. Jedes Bild zerfällt in drei Gruppen. Zuerſt erſcheinen die Vertreter und Vertreterinnen des Genußlebens, und zwar voran die feinen, eleganten, reizenden, als Gärtnerinnen und Gärtner, als die ihre Netze nacheinander auswerfenden Fiſcher und Vogelſteller weiblichen und männlichen Geſchlechts; dann die der gröberen Sinnlichkeit huldigenden als Holzhauer und Pulcinelle, als Freſſer und Säufer. — Es folgen die den Hof geiſtig belebenden Elemente, die Dichter, welche aber in ihrem Buhlen um die Gunſt des Herrſchers einander nicht zu Worte kommen laſſen. Die weitere Ausführung dieſes Bildes iſt unterblieben. Endlich drittens Allegorien der an den Höfen herrſchenden Mächte: der Anmut, verkörpert in den Grazien, wohl mit Rückſicht auf die wirklich lieblichen Schönen; der Ordnung, die man gewöhnlich mit dem Namen Etikette bezeichnet, in den Parzen, welche ſich Goethe vielleicht durch eine Oberhofmeiſterin und dergl. dargeſtellt dachte, und zuletzt der Schattenſeiten des Hoflebens, der Verleumdung, der Eifer- und Rachſucht, die als Furien maskiert ſind.

Fauſts *politiſche* Entwicklung, d. h. die Erkenntnis, welche er durch ſeinen Aufenthalt am Kaiſerhof in Bezug auf das Leben des Staates gewinnt, ſpiegelt ſich im Maskenſpiel in folgender Weiſe: Die unſelbſtändig denkende Maſſe der Menſchen erſcheint als rieſiger Elefant, der zwiſchen Furcht und Hoffnung dahinſchreitend von der Staatsklugheit geleitet wird. Viktoria, die Göttin des Erfolgs, beherrſcht ihn, wird aber von Zoilo-Therſites, der Perſonifikation von Neid und Schmähſucht, verkleinert und geſcholten.

Die zweite Gruppe bildet die Darſtellung des das Glück des Staates begründenden Wohlſtandes. Daß Goethe es für die Pflicht der Regierung hielt, dieſen ſo viel als möglich zu heben, hat er durch ſeine eigne Thätigkeit bewieſen, als er 1781 die Leitung des Finanzweſens in Weimar übernommen hatte. Hebung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe des Volkes war damals ſeine unabläſſige Sorge, beſonders unterſtützte er auch den Bergbau. Deshalb überträgt er die Rolle des Plutus, der

Wohlstand verbreitenden Gottheit, dem Faust. Dieser erschließt die Schätze des Landes und schützt ihren Besitz durch den magischen Kreis der Gesetze. Im Verein mit ihm wirkt für Beglückung des Volkes die Poesie, die eben nur bei einem äußerer Not entrückten Volke gedeiht. Zugleich repräsentiert sie den geistigen Wohlstand desselben, das höhere geistige Interesse des Volkes. Als Gegensatz des Wohlstandes tritt der Geiz, die Habsucht, die Mißgunst auf, eine Maske, durch die Mephistopheles einen Teil seines Wesens kundgiebt.

Die dritte Gruppe bildet der absolute Herrscher selbst mit seinem unmittelbaren persönlichen Gefolge, den Dienern seiner Leidenschaft, die als Faune, Satyrn und Nymphen, sowie als goldschaffende Gnomen auftreten; daneben steht die Stütze seiner Gewaltherrschaft, seine Leibwache als Riesen. Der Kaiser spielt die Rolle des großen Pan, d. h. er selbst betrachtet sich als Repräsentant des Staates, er geht von dem Grundsatze aus: l'état c'est moi. In dieser Überzeugung versucht er den von Faust-Plutus erschlossenen Reichtum des Landes an sich zu reißen, der Not gehorchend überschreitet er dabei den Kreis der Gesetze. Die Folge ist Revolution, von deren Flammen der Kaiser und der ganze Hof erfaßt wird.

Jetzt hat Faust Verständnis des Lebens in höherem Sinne gewonnen, so daß er selbst handelnd in das öffentliche Leben eingreifen kann. Er bietet dem durch schlechte Verwaltung herabgekommenen Staate in Wirklichkeit thatkräftige Hilfe, indem er die ungenützt im Boden ruhenden Schätze des Landes durch Schaffung des Papiergeldes zu werbender Thätigkeit erweckt. Der dadurch neugebildete Kredit hebt sofort Handel und Wandel, die infolge der allgemeinen Not darniederlagen. Faust selbst spricht die Bedeutung dieser Erfindung aus in den Worten:

Das Übermaß der Schätze, das erstarrt
In Deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt. Der weiteste Gedanke
Ist solches Reichtums kümmerlichste Schranke;
Die Phantasie, in ihrem höchsten Flug,
Sie strengt sich an und thut sich nie genug;
Doch fassen Geister, würdig tief zu schauen
Zum Grenzenlosen grenzenlos Vertrauen.

Freilich birgt eine derartige Erschließung des Reichtums eines Landes auch die Gefahr des Mißbrauchs der gewonnenen Schätze, eine Art der Verwendung, zu der Mephistopheles sofort rät, wenn er sagt:

Ein solch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Ist so bequem, man weiß doch, was man hat;
Man braucht nicht erst zu markten, noch zu tauschen,
Kann sich nach Lust in Lieb und Wein berauschen.

Und wie gern ihm der Kaiſer und ſein Hof darin folgt, zeigt die unmittelbar folgende Scene:

Kaiſer: Beſchenk ich nun bei Hofe Mann für Mann,
Geſteh er mir, wozu ers brauchen kann.
Page: Ich lebe luſtig, heiter, guter Dinge.
Ein andrer: Ich ſchaffe gleich dem Liebchen Kett' und Ringe.
Kämmerer: Von nun an trink ich doppelt beſſre Flaſche.
Ein andrer: Die Würfel jucken mich ſchon in der Taſche.

Was eine derartige Verwendung des Landesreichtums im Gefolge hat, iſt bereits im Schlußbild des Maskenzuges angedeutet; und ſo finden wir denn auch ſpäter, als Fauſt an den Kaiſerhof zurückkehrt, das Land wirklich in vollem Aufruhr und den Kaiſer im Kampf mit einem Gegenkaiſer.

Nachdem Fauſt ſo ſich welt- und ſtaatsmänniſch gebildet und auch auf dieſem Gebiete, welches im Gegenſatz zur Gelehrſamkeit eine allſeitigere Entfaltung aller Kräfte und Fähigkeiten des Menſchen erfordert, eine wenn auch größtenteils ſymboliſch vorgeführte Vollendung erreicht hat, wendet er ſich der Seite der menſchlichen Entwicklung zu, die mehr als jede andere eine edle Verbindung des Geiſtigen mit dem Körperlichen vertritt, der *Kunſt*, ſpeziell der antiken Kunſt, deren Gipfel die Vollendung in der Plaſtik bildet. Die Schönheit iſt geradezu die Syntheſe des Realen und Idealen, die Verbindung des Sinnlichen und Geiſtigen, die Erſcheinung des Geiſtes *im* Körper und *durch* den Körper, alſo die Form des Geiſtes, welche der Natur des körpergeiſtigen Weſens, d. h. des Menſchen, am meiſten entſpricht. In ganz ähnlicher Weiſe läßt Goethe in ſeinem Erziehungsroman Wilhelm Meiſter dieſen ſeinen Helden ſich weltmänniſche und künſtleriſche Bildung aneignen, was beweiſt, daß der Dichter beides wirklich als weſentliche Elemente der menſchlichen Entwicklung betrachtet.

Für die dramatiſche Darſtellung benutzte Goethe einen früher erwähnten, von der Sage gebotenen, freilich urſprünglich in ganz anderem Sinne gefaßten Zug: die Verbindung mit Helena. In der Sage iſt dieſe Verbindung mit Helena, die der Frau Venus Tannhäuſers entſpricht, für Fauſt der Gipfelpunkt des ſinnlichen Genuſſes und zugleich aller ſeiner Frevel, weshalb ihr auch die Strafe auf dem Fuße folgt. Ganz anders bei Goethe. Hier iſt Helena die Verkörperung des klaſſiſchen Schönheitsideals, das menſchliche Abbild der Aphrodite, der Gipfel der antiken Kunſt überhaupt. Fauſts Streben nach der Helena iſt alſo nichts als der Drang des Menſchen nach Ausbildung der äſthetiſchen Seite ſeines Weſens, der Drang, das wahrhaft Schöne zu erkennen, zu empfinden, zu genießen, in ſich ſelbſt zu bilden, zu geſtalten.

Der Sage nach beschwört Faust dieselbe auf einem Studentenbankett, Goethe benutzt diesen Zug, verlegt aber die Beschwörung an den Kaiserhof.

Es folgt die merkwürdige, den Gang zu den Müttern darstellende Scene, die Scene, welche in Bezug auf die Einzelerklärung die größten Schwierigkeiten bietet.

Daß Mephistopheles, der Geist, der stets verneint, der der ewig regen, heilsam schaffenden Gewalt die kalte Teufelsfaust entgegensetzt, das Ideal der Schönheit nicht schaffen kann, ist selbstverständlich. Um Wiederbelebung des antiken Ideals der Schönheit handelt es sich, und so geht Goethe auch auf eine antike dies ermöglichende Vorstellung, auf die Ideenlehre Platos zurück. Die Mütter, die alles schaffenden, die in der unbetretbaren öden Einsamkeit wohnenden Schemen, die von den Bildern alles Geschaffenen umschwebt werden, sind selbst die platonischen Urbilder, die Formen aller Dinge, die platonischen Ideen, d. h. die im Besitz realer Existenz vorgestellten Begriffe, mit denen sich bei Goethe die Erinnerung an sizilische „Mütter" genannte Göttinnen (Plut. Marcell. 20, Diodor. 4, 79; vergl. Cic. or. in Verr. 4, 97), welche die alles schaffende Naturkraft personifizierten, vermischt hat. Modern aufgefaßt sind es die ewigen Gedanken Gottes, nach denen alles Irdische von ihm gebildet ist. Deshalb giebts für die Mütter nicht Ort, noch Zeit; im Grenzenlosen, in ewig leerer Ferne, wo man den Schritt nicht hört, nichts Festes findet, wohnen sie, d. h. jene reinen Formen existieren nur im Körperlosen, im Unendlichen.

Da also alles in der Welt Existierende nach ihnen geschaffen ist, so muß bei ihnen auch die Urform des klassischen Ideals, die Urform der höchsten Schönheit selbst sich vorfinden, welche sich die Griechen in der Gestalt der Helena-Aphrodite vorstellten, so daß nach jener die letztere auch wieder hervorgerufen, geschaffen werden könnte. Schaffen kann aber nur die Gottheit, der platonische Demiurgos, und so holt Faust den heiligen Sitz derselben, den Dreifuß mittelst des Zauberschlüssels, der auch sonst in heidnischer und christlicher Sage eine Rolle spielt und wohl ursprünglich auf den die Eisbande der Erde sprengenden, neue Fruchtbarkeit ermöglichenden Blitz zu deuten ist, herauf, um selbst an Stelle der Gottheit die Neuschaffung des Schönheitsideals vorzunehmen. Zur Wahl des Dreifußes bei diesem Bilde mag Goethe, wie Riemer angiebt, zugleich eine neuplatonische Fortbildung dieser Anschauungen geführt haben, welche sich bei Plut. de def. orac. 22 S. 422 dargestellt findet. Dort werden die platonischen Urbilder als unbewegliche λόγοι, εἴδη und παραδείγματα τῶν γεγονότων καὶ γενησομένων, umgeben von der Ewigkeit, in einem Dreieck, dessen Fläche als das Feld der Wahrheit, d. h. des platonischen wahren Seins, bezeichnet wird, lokalisiert.

Das Dreieck ist offenbar gewählt, weil dieses, die einfachste geradlinige Figur, als diejenige Figur betrachtet wird, aus welcher sich alle übrigen entwickeln, so daß es selbst wohl als schaffende Mutter derselben gelten könnte. Das Zauberbild der Helena, das, einmal geschaut, Faust nicht mehr lassen kann, ruft er durch magische Gewalt hervor; gewaltsam will er es an sich reißen, doch das Ideal ist nicht zu ergreifen, nicht zu erraffen, sondern jeder muß die Entwicklung desselben in sich selbst durch langes Streben, langes Bemühen erleben; er muß es in sich nachschaffen, um die höchste, vollendete Form desselben begreifen zu können. Wie eine Wissenschaft nicht durch eine gewaltige Anstrengung zu erringen ist, ebensowenig ist die Kunst, das Gefühl, das Verständnis des wahrhaft Schönen mit einem Sprung zu erreichen. Schiller hat denselben Gedanken in seinem verschleierten Bild von Sais zur Darstellung gebracht; er schließt mit dem Ergebnis: „Schauen kann man die Wahrheit wohl durch gewaltsames Wegreißen des Schleiers, aber nicht verstehen, begreifen;" und nicht minder gilt dies von der Schönheit.

Der zweite Akt stellt demnach dies Streben Fausts dar, sich der Helena, der absoluten Schönheit, auf dem einzig richtigen Weg zu nähern.

Dieses Streben führt und leitet ihn, bis er sein Ziel erreicht hat. Auch hier hat Goethe diesen in der Seele Fausts stattfindenden Prozeß dem Zuschauer äußerlich vor Augen geführt, wie er dies bei dem oben geschilderten Maskenzug und bei den Traumbildern thut. Er benutzt dabei die Sage von dem in einem Glase aufbewahrten, dem Besitzer überallhin folgenden Spiritus familiaris (Simrock, Deutsche Mythol. § 127 S. 481), der schon im 17. Jahrhundert auch als Homunculus, Menschlein, bezeichnet wird. Derselbe ist nach einer Idee des Paracelsus von dem schon in der Volkssage Faust beigegebenen Famulus Wagner, der bei Goethe im Gegensatz zu seinem Meister die einseitige, verschrobene Buchstabengelehrsamkeit repräsentiert, künstlich destilliert und krystallisiert worden.

Hier dagegen bedeutet Homunculus, ganz abgesehen von seinem magischen Ursprung, das Streben Fausts nach der Helena, das später, als Homunculus zerschellt, geradezu als Eros (V. 8479) bezeichnet wird; oder das Streben des noch Ungestalteten nach Gestalt (V. 7831. 8246), der modern-germanischen formlosen Innerlichkeit nach antiker Formenschönheit, das bekanntlich gerade bei Goethe selbst in seinen späteren Jahren so mächtig hervortritt. Deshalb führt Homunculus den Faust nach Griechenland, nach der Heimat und dem Schauplatz antiker Kunstentfaltung.

Aber auch diese innere Entwicklung muß plastisch und sichtbar dem Zuschauer vorgeführt werden, darum gewinnen alle jene Gebilde der stufenweis dem Schönheitsideal zuschreitenden antiken Kunst Leben in der

klaſſiſchen Walpurgisnacht, ſo daß Fauſt von den Sphinxen, Sirenen, Kentauren, Nymphen allmählich bis zur Helena gelangen kann. Denſelben Weg geht Homunculus, bis er die vollendete Form, die Galathea-Aphrodite gefunden hat, an deren Muſchelwagen er zerſchellt, d. h. nach Erreichung ſeines Ziels die Bedingung ſeiner Exiſtenz, die eben dieſes Streben war, verliert; oder bis das Formloſe in die vollendete Form übergeht. Homunculus und Galathea bilden ſo nur das mehr abſtrakte Gegenbild zu dem anderen nach Vereinigung ſtrebenden Paar Fauſt und Helena.

Noch eine dritte Entwicklung vollzieht ſich in dieſer klaſſiſchen Walpurgisnacht. Mephiſtopheles ſchlägt ſeiner entgegengeſetzten Natur entſprechend auch den entgegengeſetzten Weg ein. Nach Begegnung mit den Greifen, halbvogelgeſtaltigen Sirenen, blutſaugenden Lamien findet er die ihm entſprechende Form in dem Urbild der Häßlichkeit, in der Phorkyas, da auf dem Gebiete der Form natürlich das Häßliche dem Böſen des ſittlichen Gebiets entſpricht. — Die eingeſtreuten, den Gegenſatz neptuniſtiſcher und vulkaniſtiſcher Weltentwicklung behandelnden Szenen ſtehen mit dem in der klaſſiſchen Walpurgisnacht ausgeprägten Grundgedanken inſofern in Zuſammenhang, als auch in ihnen ebenſo wie in Fauſts menſchlich-künſtleriſcher Fortbildung die Notwendigkeit der allmählichen Entwicklung, wie ſie der Neptunismus vertritt, dem gewaltſamen Umſturz, dem in der Natur unmöglichen Sprung gegenüber, den der Vulkanismus annimmt, veranſchaulicht wird.

Den älteſten Beſtandteil von Fauſts zweitem Teile bildet der dritte Akt, welcher ſchon 1774 oder 75 entworfen und teilweis ausgeführt, um 1800 weitergebildet, freilich erſt 1827 vollendet wurde. Er enthält die Vermählung Fauſts mit der Helena, welche Perſephone ihm, wie einſt dem Orpheus ſeine Eurydike, auf ſeine Bitten aus ihrem Reiche heraufgeſendet hat.

Nachdem er durch die in der klaſſiſchen Walpurgisnacht dargeſtellte innere Entwicklung für das Verſtändnis des klaſſiſchen, d. h. hier des abſoluten Schönheitsideals reif geworden iſt, findet er nach dieſer Richtung Befriedigung ſeines Strebens und erreicht damit das Ziel der geiſtig-ſinnlichen Seite ſeines Weſens. Seine äſthetiſche Erziehung iſt damit beendet, er muß nun die Entwicklung nach einer andern, nach der höchſten dem Menſchen erreichbaren Richtung, die Vollendung ſeines *ſittlichen* Weſens in der praktiſchen Arbeit für das Wohl ſeiner Mitmenſchen beginnen.

Bevor wir jedoch zu dieſem dritten Teile der Tragödie übergehen, wollen wir noch einen Blick auf die *Ausführung* des Schlußaktes des vorhergehenden Teiles, d. h. des dritten Aktes des zweiten Teiles, werfen.

Goethe faßt hier den ewig vorwärtsſtrebenden Fauſt zugleich noch prägnanter als Vertreter der *germaniſchen Innerlichkeit*, die ja von

Anfang an eine bedeutsame Seite des faustischen Wesens bildet und nur in ihrer Einseitigkeit, wie sie sich in dem Stubengelehrten entwickelt hat, bekämpft wird. Als ihr Ausdruck in der Sprache erscheint der Reim, und wer sollte nicht schon empfunden haben, daß wirklich ein schönes gereimtes Gedicht unmittelbarer auf eine moderne Empfindung wirkt, als eine gleichschöne in antiken Maßen verfaßte Strophe? In diesem Sinne erklärt Faust der Helena, welche von der Macht der germanischen Kunstform ergriffen ist, den Grund ihrer Wirkung aus dem Umstande, daß, was man sagt, von Herzen gehen müsse (vgl. auch V. 9679 flg.).

Aus der Vereinigung germanischer Innerlichkeit, deutscher Gemütstiefe mit antiker Formenschönheit entwickelt sich aber unsere klassische moderne Poesie, und so ist Euphorion, Fausts und Helenas Sohn, geradezu ein Symbol derselben. Den Namen entlehnt er der antiken Sage, welche Achills und Helenas auf den Inseln der Seligen geborenen Sohn Euphorion genannt hat, während die deutsche Sage einen Sohn Fausts und der Helena, Justus Faust, kennt. Zugleich deutet Goethe auf den 1824 kurz vor dem Fall von Missolunghi erfolgten Tod Lord Byrons, dem er hier ein Denkmal zu setzen beabsichtigt.

Trotz dieser dreifachen Beziehung haben wir auch hier wieder die Goethes Dichtungsart eigentümliche Erscheinung, daß die Person des Euphorion durchaus eine lebendige Gestalt bleibt, eine wirkliche poetische Person, nur tritt das allen diesen Beziehungen Gemeinsame bei ihm als charakteristische Eigenschaft in den Vordergrund. Das ihm vom Vater vererbte Streben, die germanische überströmende innere Kraft, treibt ihn empor, die Berührung der Erde, des vaterländischen Bodens, der wohl zugleich die Natur überhaupt repräsentiert, stärkt diese seine Schnellkraft, wie sie Antaeus stärkte; nach jeder solchen Berührung trägt ihn der Sprung höher und höher. Geradezu bezeichnet dies Emporstreben der zuschauende Chor als den Aufschwung der Poesie, denn er singt dabei:

„Heilige Poesie,
Himmelan steige sie,
Glänze, der schönste Stern,
Fern und so weiter fern!
Und sie erreicht uns doch
Immer, man hört sie noch,
Vernimmt sie gern."

Endlich verläßt Euphorion, von unbändigem Drange „zu allen Lüften hinaufzudringen" erfaßt, den Boden ganz, obwohl ihm seine Mutter (d. h. das Beispiel der Antike) vorher ermahnend zugerufen:

„Springe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte Dich zu fliegen, freier Flug ist Dir versagt."

Er verläßt „um immer höher zu steigen, immer weiter zu schauen" den festen Boden der Natur, von irdischen Fesseln befreit, sucht er sich in das Reich des Überirdischen emporzuschwingen, da verläßt ihn die Kraft und er stürzt entseelt zu den Füßen seiner Eltern herab, ein Bild der romantischen Poesie, die auch trotz des zum Anschluß an Natur und Gesetz mahnenden Vorbildes der Antike versuchte, die Phantasie von allen Fesseln der Endlichkeit, des Irdischen, von Gesetz und Form zu befreien und damit ihren eignen Untergang veranlaßte.[1])

d) Faust III. Teil = II. Teil IV. und V. Akt.

Nach Erreichung des Ziels seiner ästhetischen Entwicklung, nach voller Erkenntnis der höchsten Schönheit würde für Fausts Streben ein Stillstand eintreten, Mephistopheles würde seine Wette gewinnen, wenn Faust dabei verharren, ruhen wollte. Deshalb folgt Helena ihrem Sohn in die Unterwelt, Faust behält nur ihr Gewand, d. h. eben die Form, die schöne poetische Einkleidung, für seine tiefen, gewaltigen Gedanken, dasjenige, was jeder moderne Dichter, ja jeder moderne Mensch überhaupt dem klassischen Altertum mittelbar oder unmittelbar entlehnen muß, wenn er seinen Gebilden, sich selbst die höchste Vollendung geben will.

Dieser Gewinn, der ihm von Helena bleibt, hebt ihn dann, noch äußerlich erkennbar als Wolke dargestellt, empor und trägt ihn aus dem Reiche des Schönen hinüber nach einem Felde neuer Thätigkeit, dem Gebiete des Wahren, Wirklichen, auf welchem er nun in nimmer ruhender Arbeit für das Wohl seiner Mitmenschen die in seinem Innern ruhende sittliche Kraft zur vollen, edelsten Entfaltung bringen kann. Nachdem er dieses neue Feld erreicht, verläßt ihn jener letzte äußere Rest der vorhergehenden Entwicklungsstufe, nur der innere Gewinn aus derselben bleibt ihm. Aber im Entschwinden erscheint ihm die Wolke noch einmal als Bild der Helena; die bloße schöne Form steigert sich dann zu unvergänglicher Seelenschönheit, indem sie Gretchens Gestalt annimmt. Jetzt erst, nachdem er selbst geistig gereift im Begriff ist, der höchsten Sittlichkeit zuzustreben, erkennt er den wahren, ewigen Wert von Gretchens Liebe, die er früher nur empfunden, nicht verstanden, nicht festgehalten hat, weil er sie auf der ersten Stufe seiner Entwicklung eben nur sinnlich erfassen konnte, während sie doch von Anfang an als Typus des in der Frau sich unbewußt vollendenden sinnlich-geistig-sittlichen Wesens des Menschen gedacht ist. Herrlich sind die Worte, mit denen Goethe diese Erkenntnis schildert:

---

1) Fr. Schlegels Lucinde. 1799.

„Täuscht mich ein entzückend Bild
Als jugendderstes, längstentbehrtes, höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf,
Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir
Den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
Der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort."

Hier erscheint Gretchen bereits in der Auffassung, in welcher sie am Schluß des ganzen Dramas auftritt, wo ihre unveränderliche Liebe Faust Verzeihung für die an ihr begangene Schuld gewährt und ihn dadurch zum Eintritt in den Himmel fähig macht; d. h. sie erscheint als irdische Personifikation des ewig Weiblichen, der ewigen selbstaufopfernden Liebe, als menschliches Gegenbild der Maria.

Hier bei Beginn des dritten Teils unseres Dramas zeigt sich Faust von ferne ihr Bild, die Verkörperung des Zieles, dem er nunmehr zustrebt, der Sittlichkeit im höchsten Sinne, denn was ist diese anderes als unvergängliche selbstaufopfernde Liebe, als selbstlose Liebe zu unsern Mitmenschen, welche sich im Wirken und Schaffen für das Wohl derselben bethätigt, nur darin Genuß und Befriedigung findet.

Schon in dem Zustand der einseitigen Verbildung, die ihm die Erreichung dieses Zieles mit unübersteiglichen Schranken verschlossen hatte, hält er die That für das Höchste, Urewige, sodaß er den Logosbegriff in ihr zu erfassen glaubt. Jetzt, da er durch Ausbildung aller Kräfte, jeder Fähigkeit, jeglicher Anlage sich zum thätigen Eingreifen in das Leben vorbereitet, würdig gemacht hat, jetzt muß thätiges Wirken und Schaffen sein Ziel werden. Mephistopheles, der Fausts wahres Ziel nun gar nicht mehr begreift, versteht diesen Trieb natürlich von seinem Standpunkt aus nur beschränkt egoistisch und legt ihm deshalb selbstsüchtige Zwecke unter; er glaubt, daß Ehrsucht oder Genußsucht ihn bei diesem Streben leite, oder aber, da dies Faust zurückweist, daß ihn thörichte Phantasterei nach Unerreichbarem, nach dem Monde streben lasse. Klar spricht darauf Faust seine Absicht aus:

„Dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten,
Erstaunenswürd'ges soll geraten,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß. —
Herrschaft gewinn' ich, Eigentum!
Die That ist alles, nichts der Ruhm."

Die Verbindung der beiden letzten Gedanken: „Herrschaft gewinn' ich, Eigentum! Die That ist alles, nichts der Ruhm", zeigt trotz manches scheinbar auf wirkliche Herrschsucht deutenden Ausdrucks sofort, zu wel-

chem Zweck er Herrschaft, Eigentum begehrt, offenbar nur, um in seinem Thatendrang durch fremden Willen, fremde Rechte nicht gestört zu werden, um ein völlig freies Feld selbstloser Thätigkeit zu erringen. Sein Blick fällt dabei auf den durch die tägliche Überflutung zu ewiger Unfruchtbarkeit zu öder Ruhe und Trägheit verdammten Boden des Meeresufers; er beschließt, ihn durch selbstlose Arbeit und Anstrengung für die Menschheit, für Thätigkeit und Fruchtbarkeit zu erobern. Ein neuer Herakles oder Theseus, nimmt er im Interesse der Menschheit den Kampf mit den feindlichen Naturgewalten auf. Zunächst also gilt es, sich den von dem zu bekämpfenden Element in Besitz genommenen Raum als Eigentum zu erwerben. Der Erreichung dieses Zweckes dient die folgende Scenenreihe, in der Faust dem Kaiser in seiner Bedrängnis Hilfe gewährt, um als Lohn dafür eben jenes Arbeitsfeld, den Meeresstrand, fordern zu können. So sagt Mephistopheles später geradezu:

„Erhalten wir dem Kaiser Thron und Lande,
So kniest du nieder und empfängst
Die Lehn von grenzenlosem Strande."

Durch Entflammung der niederen Leidenschaften, der Raufsucht, Habsucht und Beutegier, sowie des alles festhaltenden Geizes, dargestellt nach den aus der Bibel (Jesaias 8, 1 flg.) bekannten Allegorien als Raufebold, Habebald, Eilebeute und Haltefest, die sich dem Heere des Kaisers innig einverleiben und gesellen, gewinnt Mephistopheles auf Fausts Wunsch im Anschluß an die Volkssage dem Kaiser die Schlacht, und Faust wird dann wirklich mit dem erbetenen Strande des Reiches belehnt.

An der Führung des Krieges, der ja an sich stets Vernichtung bezweckt, beteiligt sich Faust nicht, weil diese seinem Wesen widerstrebt, er überläßt sie vielmehr, da das Eingreifen in den Kampf als notwendiges Mittel zu Erreichung seines nächsten Zweckes nicht zu umgehen ist, dem Mephistopheles, in dessen Sphäre Streit und Krieg ja ohnehin gehören.

Bei Beginn des fünften Aktes ist Faust Schöpfer und Beherrscher eines durch eigene Kraft dem Meere abgerungenen Landes. In freier Arbeit hat er dasselbe aus dem ewig öden Nichts geschaffen, nicht für sich, sondern für seine Mitmenschen und ihre Nachkommen, damit dieselben eben durch den täglichen Kampf um ihre Existenz, durch die stete Arbeit frei ein Reich des ununterbrochenen Vorwärtsstrebens, eine Stätte freier Thatkraft für alle Zukunft bilden. Daß nur dies Fausts Ziel ist, beweisen trotz einiger scheinbar widersprechender Stellen[1]) entschieden seine letzten Worte:

1) Besonders mehrere Stellen der wohl schon vor 1800 entworfenen dritten Scene des fünften Aktes V. 11150 flg., 11232 flg. — Unter den bisher nicht genügend erklärten „bunten Vögeln" des V. 11216 sind jedenfalls die zu verteilenden Orden zu verstehen.

„Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen:
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn."

Solch uneigennütziges Streben und Wirken, was ist es anders als die sittliche That, die werkthätige Sittlichkeit? — Das Ziel und Ende der Entwicklung Fausts ist also, wie bei jedem Menschen, der seine Bestimmung erfüllt, die Vollendung in der Sittlichkeit. Die Kräfte und Anlagen des Körpers und des Geistes, welche auf den früheren Stufen ausgebildet worden sind, finden ihre Anwendung und Verwertung im Dienste der Sittlichkeit, in selbstloser Arbeit für die Menschheit. Auch hier ist also Faust Typus der Entwicklung des einzelnen Menschen, wie der Menschheit in ihrer Gesamtheit, die gleichfalls dem Ideal der Sittlichkeit immer näher zu kommen strebt.

Im Kampfe um dies hohe Ziel gerät Faust in eine Kollision der Pflichten. Auf einem Hügel, der vor Zurückdrängung des Meeres ein Vorgebirge gebildet, lebt — ein Gegensatz zum ewig vorwärtsstrebenden Faust — ein in kleinsten, ärmlichsten Verhältnissen still zufriedenes altes Ehepaar. Ihr Gütchen hindert Faust an Vollendung der großartigen Kanalanlage, die sein Gebiet sichern soll, macht besonders die Austrocknung eines sich lang hinziehenden Sumpfes, dessen Ausdünstungen das ganze neugewonnene Gebiet verpesten, unmöglich. Trotz aller verlockenden Anerbietungen aber sind die Alten, die bei all ihrer Genügsamkeit und Frömmigkeit bloße beschränkte Egoisten sind, nur auf ihre eigene Ruhe denken, nicht dazu zu bewegen, ihre Scholle aufzugeben, ihr Privatinteresse dem des Ganzen unterzuordnen. So zwingt Faust die höhere, größere Pflicht, die Pflicht der Erhaltung seines Reichs, des Wohls des von ihm geschaffenen Landes zur Expropriation, zur Verletzung dieses Privatrechtes. Er muß gewaltsam die Alten nach dem

ihnen bestimmten schönen Landgut bringen lassen, trotz des Schmerzes, den ihm diese Ungerechtigkeit verursacht, denn

„Das Widerstehn, der Eigensinn
Verkümmern herrlichsten Gewinn,
Daß man zu tiefer, grimm'ger Pein
Ermüden muß, gerecht zu sein."

Bei der absichtlich gewaltthätigen Ausführung seines Befehls durch Mephistopheles und seine Gesellen kommen die alten Leute aber um, und so wächst die Schuld, die Faust notgedrungen auf sich geladen. Daneben hat freilich Faust zu diesem Vorgehen doch wohl auch noch ein egoistischer Grund getrieben; selbst auf dieser Stufe der Entwicklung ist er Mensch und menschlichen Schwächen unterworfen. Die wohlerworbene Macht, die zu sittlichen Zwecken erstrebte Herrschaft, verleitet ihn zeitweilig doch zu Herrschsucht, er kann die Beschränkung seiner Macht durch fremdes Recht nicht ertragen (siehe die oben S. 49, 1 angeführten Stellen), und so ist der Beweggrund für sein Einschreiten gegen die beiden Alten nicht ganz frei von menschlichem Eigennutz, die erworbene Schuld aber nicht ganz unverdient. In früheren Stadien seiner Entwicklung würde er sich vielleicht dennoch über dieselbe hinwegsetzen; jetzt aber, wo eben die Sittlichkeit Ziel und Endpunkt seines Strebens ist, muß diese Schuld sich an ihm rächen.

Die That war notwendig, eigentlich bereuen kann er sie zunächst also nicht, wohl aber versetzt ihn die durch dieselbe erwachsene Schuld in Unruhe, in Sorge, und so naht sich ihm, für das Auge des Zuschauers erkennbar, mit der bereits mehrfach nachgewiesenen Verkörperung, die personifizierte Sorge, in deren Gefolge wie bei Adams Sündenfall auch der Tod erscheint. Faust sieht sie heranschreiten und empfindet, daß er trotz aller Mühe, trotz aller Anstrengung sich der Gewalt der Sünde noch nicht entzogen hat:

„Noch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.
Das war ich sonst, eh' ich's im Düstern suchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte."

Ja, er bereut jetzt seinen wilden Fluch sowohl, wie die Verbindung mit dem Teufel, aber dennoch will er sich, wie in seinem ganzen vergangenen Leben, so auch jetzt dem die Thatkraft hemmenden Einfluß der Reue und Sorge nicht beugen. Nicht düsteres, erfolgloses Grübeln über ein unerkennbares Jenseits, sondern tüchtiges, die Mit- und Nach-

welt förderndes Eingreifen in die thatsächlichen Verhältnisse ist ihm auch jetzt noch die Aufgabe des Menschen:

„Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick."

Aber im Bewußtsein seiner neuen Schuld und voll Reue über seinen Bund mit dem Bösen kann auch Faust trotz alles Sträubens der Macht der Sorge nicht mehr widerstehen; er unterliegt ihr: sie *blendet* ihn. Doch die Freiheit des Handelns, die er sich durch diese letzte Schuld erkauft hat, muß er benutzen; nun kann er sein hohes Werk vollenden, der letzte Graben wird gezogen. Im Gefühl, sein *letztes* irdisches Ziel erreicht, die höchste sittliche That vollendet, der Menschheit *genützt* zu haben, empfindet er, was früher ihm nie zu teil geworden, er empfindet *Befriedigung*, volle Befriedigung, das Ende alles Strebens, und damit kommt für den *strebenden* Faust auch das Ende des *Lebens*. Er spricht die nach der mit Mephistopheles eingegangenen Wette für ihn verhängnisvollen Worte aus:

„Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergeh'n! —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

und tot sinkt er zu Boden.

Aber kann er wohl in diesem Zustand nach Erreichung seines sittlichen Zieles noch Beute des Teufels werden? Unmöglich! Eingetroffen ist, was der Herr im Prolog im Himmel dem Mephistopheles vorausgesagt hat:

„Nun gut, es sei dir überlassen!
Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch, in seinem dunkeln Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Es ist ihm *nicht* gelungen, Faust im großen und allgemeinen von seinem Ziele abzuwenden oder gar ihn seine Straße sacht zu führen, d. h. durch niederen Sinnengenuß zur Aufgabe höheren Strebens zu *verführen*. Trotzdem spricht das äußere Vertragsrecht seine Seele der Hölle zu; aber es giebt ein *höheres* Recht, als das eines Scheines, es giebt eine *sittliche Gerechtigkeit*, und diese muß Fausts Schuld als bereits gesühnt betrachten und ihn deshalb vor dem Untergang bewahren.

Wieder muß der Widerstreit dieser inneren Mächte sinnlich anschaulich gemacht werden. Dies ist die Bedeutung des Kampfes der himm-

lichen Heerſcharen mit Mephiſtopheles und ſeinen Teufeln. Die Macht der ewigen Liebe, der göttlichen Gnade, die das Symbol der Liebe, die Roſe, als Waffe benutzt, drängt jene von Fauſts Unſterblichem zurück, ſie rettet ſeine Seele. Selbſt auf Mephiſtopheles wirkt ſie ein, aber im abſolut Unreinen wird das Reine ſelbſt unrein, in ihm verliert ſie ihre heiligende, göttliche Macht, ſie wird in ihm zu roh ſinnlicher Begierde. So verliert er zuletzt gerade durch ſinnliche Begierde, durch welche er Fauſt zu gewinnen hoffte, deſſen Seele, die ſich ſelbſt aus eigner menſchlicher Kraft von jener frei gemacht hat. — Weshalb er gerettet werden konnte, ſprechen die ihn davontragenden Engel aus, wenn ſie ſingen:

„Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die ſel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Durch eigne Kraft und ununterbrochenes Streben alſo hat Fauſt zwar das höchſte dem Menſchen gegenwärtig erreichbare ſittliche Ziel errungen, aber zur Vollendung, zur Seligkeit kann der Menſch durch eigne Kraft nicht gelangen; dazu bedarf es der Gnade, der göttlichen Gnade, die uns in Folge der ewigen Liebe, der Liebe Gottes zu uns, zur Menſchheit, zu teil wird. Nur die göttliche Liebe kann das, was dem Menſchen durch eignes Verdienſt zu erwerben verſagt iſt, aus freier Gnade gewähren. Die menſchliche Doppelnatur, ſein körpergeiſtiges Weſen hindert ihn, teil zu nehmen an dem Glücke, der Seligkeit reiner vom Körper freier Geiſter. Vom Körperlichen befreien kann ſich aber der Menſchengeiſt nicht, denn alles Denken ſelbſt ſetzt Körperliches voraus, kein Begriff entſteht ohne eine erſte Abſtraktion von körperlicher Erſcheinung und ohne Begriff kein Gedanke. Durch das Denken ſelbſt bindet ſich alſo unſere Natur nur noch feſter an das Körperliche, an die uns umgebende irdiſche Natur. Deshalb ſagt Goethe:

„Wenn ſtarke Geiſteskraft
Die Elemente
An ſich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der inn'gen Beiden,
Die ew'ge Liebe nur
Vermag's zu ſcheiden."

Die ewige Liebe nur vermag die Seele des Menſchen von allem Irdiſchen zu befreien, und ſo iſt der Schluß des Goetheſchen Fauſt ein

hohes Lied der ewigen Liebe, eine Verherrlichung, eine Lobpreiſung der göttlichen Gnade.

Auch hier braucht er zur künſtleriſchen Darſtellung, zur Veranſchaulichung ſeiner Gedanken darüber Bilder, und er entlehnt dieſelben, da der Proteſtantismus in ſeiner abſtrakteren Auffaſſung dieſer geiſtigen Vorgänge dieſe Bilder nicht beſitzt, der katholiſchen Kirche, die in ihrem Streben, auch auf die Phantaſie der Gläubigen einzuwirken, bereits ſelbſt dieſen Vorgang der Reinigung des Menſchengeiſtes ſinnbildlich entwickelt hat.

Ihr iſt Maria, die Mutter des Heilands, zum Symbol der ewigen Liebe geworden, weshalb ſie ihr die Funktion der Fürbitte vor allen zuſchreibt. Darum wird Fauſts Unſterbliches *ihr* zugeführt, damit *ſie*, die perſonifizierte göttliche Gnade, ihn frei macht vom Reſte des irdiſchen Weſens, zugleich ihn *freiſpricht* vom Reſte irdiſcher Schuld, der noch auf ihm laſtet. Welches iſt aber die Schuld, die trotz alles ſelbſtloſen Arbeitens für das Wohl der Menſchheit, trotz ſeiner Vollendung in der Sittlichkeit an Fauſt noch haftet? Nach dem Gefühl jedes ſittlichen Menſchen iſt trotz alledem ſeine Schuld gegen Gretchen noch nicht geſühnt. Es iſt eine Schuld durch *Liebe*, und ſo iſt ſie auch nur durch Liebe ſühnbar. Gretchen ſelbſt iſt nicht ſchuldlos, deshalb erſcheint ſie, als Fauſt von den ſeligen Knaben getragen herannaht, als Büßerin zu den Knien der mater gloriosa. Andere vollendetere Büßerinnen bitten für ſie, ſie ſelbſt aber denkt nicht an ſich, ſie bittet nur für den Geliebten, um Vereinigung mit dem Geliebten:

„Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.“

Da, in dem Augenblick, als ihm die letzte, die ſchwerſte Schuld, die Sünde gegen Gretchen verziehen wird, da wird er frei vom letzten Erdenreſt; plötzlich wächſt er empor über die ihn umſchwebenden ſeligen Knaben, deren Seelen, ihrer ſelbſt unbewußt und ohne eigne Thätigkeit, ſich leicht vom Körperlichen gelöſt haben, da ſie nie innig und eng mit demſelben verbunden geweſen ſind, nun aber auch eine langſamere Entwicklung durchmachen müſſen als *der* Geiſt, der bereits durch eigene Kraft, wenn auch nicht ohne Schuld, die höchſte Stufe menſchlicher Entwicklung erreicht hat. Gretchen ſelbſt führt ihn ein in das Reich der Seligkeit, d. h. aus der Welt des ewig unbefriedigten, unvollendeten

Strebens in die der Ruhe des Gleichgewichts der gebundenen Kraft, indem ſie Maria bittet:

„Vom edlen Geiſterchor umgeben,
Wird ſich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das friſche Leben,
So gleicht er ſchon der heil'gen Schar.
Sieh, wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle ſich entrafft,
Und aus ätheriſchem Gewande
Hervortritt erſte Jugendkraft!
Vergönne mir ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag."

Dieſe aber führt beide empor in das Reich der Vollendung mit den Worten:

„Komm! Hebe Dich zu höhern Sphären!
Wenn er Dich ahnet, folgt er nach."

Nachdem noch der Doktor Marianus, der hier die ganze gläubige Chriſtenheit vertritt, im Hinblick auf Fauſts Rettung die Grunderforderniſſe der Erlöſung: Reue und Dank auf Seite des Menſchen, Gnade auf Seite Gottes geprieſen hat, ſchließt das Ganze mit den herrlichen Worten:

„Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeſchreibliche,
Hier iſt es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan."

In ſchlichte Proſa überſetzt heißt dies: Alles Vergängliche auf Erden iſt nur eine unvollkommene Nachbildung des Himmliſchen; zu Vollkommenheit und Vollendung gelangt es erſt im Jenſeits. Dort iſt das für uns unfaßbare Ideal volle Wirklichkeit, beide ſind eins; uns arme ſündhafte Menſchen aber hebt in dieſes Reich nur die ewige Liebe, die Gnade Gottes empor. —

So löſt ſich die Fauſtidee, die die ganze ſtrebende Menſchheit durchdringende Idee, welche in ſich keine Löſung finden kann, auf in der chriſtlichen, der göttlichen Idee, wie das Weſen des Menſchen zuletzt aufgeht im Weſen Gottes, und es iſt ſomit der Inhalt des Fauſtdramas ein Bild des Wegs, den der Menſchengeiſt durch Irrtum und Sünde hindurch zu Gott gehen muß.

Die Weltanſchauung Goethes in den Leiden des jungen Werther.

Von **Chr. Semler** in Dresden.

> Ich ſah ſtatt des aktiven Mannes, der die Geſchäfte eines Fürſtentums belebte, der ſich und ſeinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf übereinandergewälzten Bergen, zu den Wolken hinaufgeſtiegen war: den ſah ich auf einmal jammernd wie einen kranken Poeten, melancholiſch wie ein geſundes Mädchen und müßiger als einen alten Junggeſellen.
>
> Adelheid im Götz von Berlichingen zu Weislingen.

Wie mußten Goethes Zeitgenoſſen überraſcht erſtaunen, als nach den Bildern altdeutſcher Vorzeit im Götz von Berlichingen mit ihren Burgen und geharniſchten Rittern Werther im blauen Frack und gelber Weſte erſchien, das Taſchentuch in der Hand, um gelegentlich den ergiebigen Thränenſtrom zu trocknen. Dort der letzte ſonnige Schimmer des Mittelalters, hier die greifbare Gegenwart; dort ein geräuſchvolles öffentliches Leben, hier die traulichen Schilderungen ländlicher und häuslicher Enge; dort Schwerterklang und das Knallen der Büchſen, hier die Muſik des Herzens, die Melodien der Sehnſucht und Wehmut. Welch' freudiges Selbſt- und Lebensgefühl mag die Leſer erfaßt haben, als ſie die Gegenwart, die ihnen durch die Bilder der Vergangenheit im Götz von Berlichingen ſchal und farblos vorgekommen war, dichteriſch verwertet und verherrlicht ſahen.

Wenn irgendwo, ſo liegt im Werther der Beweis vor uns, daß Goethe nicht weniger als Schiller aus ſeinem „Herzen" ſchöpfte; aber es gaben die äußern Lebenseindrücke in Wetzlar, die er erſt geraume Zeit nachher künſtleriſch geſtaltete, den Anſtoß. So hoch der Dichter, als er das Werk ſchuf, über ſeinem Helden ſtand, ſo hatte er doch annähernd wie dieſer Freude und Leid in ſich erlebt. In Wetzlar war das einzige, welches ihn anregte, die landſchaftliche Natur, Lotte und die Odyſſee. Die Juriſterei langweilte ihn, ſeine damalige philoſophiſche Weltanſchauung, die von Spinoza noch nicht beeinflußt war, bot ihm keine Befriedigung, und die dichteriſche Quelle floß nicht. Jetzt mochte er ſich wohl oft als „Hans der Träumer" vorkommen und Hamlet noch beſſer verſtehen als in Straßburg.

Dieſe Tragödie hat für die Wertherdichtung dieſelbe Bedeutung wie die Odyſſee. Die Weltanſchauung Werthers iſt derjenigen Hamlets auf das innigſte verwandt. Wir wollen deshalb die letztere als Ausgangspunkt nehmen und in kurzen Zügen ſchildern. Der däniſche Prinz kann ſich über die herben Erfahrungen und Enttäuſchungen,

die das Leben mit sich bringt, nicht hinwegsetzen. Statt durch den Hammer des Schicksals seinen Willen zu stählen, wird sein Lebensgefühl gelähmt und seine Thatkraft gebrochen. Sein Selbstgefühl bewahrt er sich nur in der Form vernichtender Selbst- und Weltkritik, des Hohnes und Spottes.

Hamlet hat weder Ehrgeiz noch Streben. Statt sich an dem Schicksal seines Vaterlandes zu beteiligen und seinen fürstlichen Beruf unbeirrt im Auge zu behalten, ergeht er sich in unköniglichen Moralpredigten. Wenn er die ihm auferlegte Rachethat ausführte, so würde er augenblicklich sein gesundes Selbst- und Lebensgefühl wieder gewinnen; denn er sähe alsdann den Erfolg seines entschlossenen Willens vor sich. Statt dessen verliert er sich in die Gedanken der Vergänglichkeit, was nicht zu verwundern ist, da er dem Augenblick durch Wirken und Handeln keine Dauer verleihen kann. Mit Nachdruck betont er seine unsterbliche Seele, während es ihm wie Alexander und Cäsar, an deren Staubwerden er nur denkt, obläge, sich durch Thaten auf der Erde wahrhaft unsterblich zu machen. Er träumt vom Jenseits, statt im Diesseits dem Bösen die Macht aus den Händen zu winden. Und er verläßt sich auf die Vorsehung ohne den Stolz des Mannes, sein Schicksal sich selbst zu schaffen. Seine Betrachtungen atmen den Modergeruch der Klosterzelle.

So steht Hamlet, der unbarmherzige Kritiker der Neuzeit, doch noch mit einem Fuße im Mittelalter: wie Werther, der sich fühlend und denkend über die Kleinbürgerei seiner Zeit erhebt, doch von ihren Fesseln umschlungen ist. Und beide ergehen sich in Spott über ihre Umgebung, ohne etwas Besseres als diese schaffen zu können.

Hamlet sieht in dem Könige, in Laertes und in sittlicher Reinheit in Fortinbras die Vorbilder entschlossener Thatkraft, aber sie rütteln ihn nicht auf; wie Werther durch das sittliche Ideal, welches ihm Lotte in ihrer unermüdlichen Thätigkeit, in der selbstverleugnenden Sorge für die Geschwister und in ihrem heitern Sinn bietet, nicht aus seiner krankhaften Innerlichkeit aufgescheucht wird.

In der obigen Charakteristik Hamlets liegen bereits alle Hauptzüge Werthers ausgesprochen; aber trotzdem liefert Goethe keine Nachahmung. Die Bedeutung Hamlets war die scharfe Selbst- und Weltkritik. Diese übt auch Werther und zwar in selbständiger und eigenartiger Weise. Aber Werther ist der höchsten Begeisterung in der Liebe fähig, während Hamlet schon durch die Wahl des scheinbar geliebten Gegenstandes verrät, daß es ihm bei Ophelia, die mehr Kind als gereifte Jungfrau ist, darum zu thun ist, die harmlose und kindliche Unschuld in arger Welt anzuschauen und damit zu plaudern. Werther schwingt sich durch

ſeine Begeiſterungsfähigkeit hoch empor über ein Zeitalter, in welchem der Apotheker in Hermann und Dorothea nicht der einzige Philiſter war. Zugleich aber hat Werther die friſche Empfänglichkeit für das Schöne in Natur und Leben und die Gabe, es auch im Verborgnen zu entdecken. Das iſt in einer nüchtern gewordnen Zeit nichts Geringes. In dieſem Sinne ſagt die Gräfin in Goethes Torquato Taſſo:

Das Edle zu erkennen iſt Gewinſt,
Der nimmer uns entriſſen werden kann.

Doch die Entgegnung der Prinzeſſin führt uns ſofort die Schranke und die Schuld Werthers vor Augen:

Zu fürchten iſt das Schöne, das Fürtreffliche,
Wie eine Flamme, die ſo herrlich nützt,
So lange ſie auf deinem Herde brennt,
So lang' ſie dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann ſie da entbehren?
Und frißt ſie ungehütet um ſich her,
Wie elend kann ſie machen.

Werther kann der Verlobten gegenüber nicht ſich beherrſchen, nicht auf ſie verzichten. Wenn er es vermöchte, in Lotte nicht eine Geliebte, ſondern eine edle Freundin zu ſehen, ſo würde dieſe Gewalt über ſich ſelbſt eine That ſein, die ihn ſofort zu höhern Stufen führte; denn er hätte erkannt, daß „des Menſchen Wille ſein Glück iſt". Statt zu begehren, ſollte ſich Werther am bloßen Scheine freuen und uneigennützig ſein. Eine Stelle in Goethes Wertherbriefen aus der Schweiz belehrt uns hierüber: „Wir ſollen das Schöne kennen, wir ſollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu ſeiner Natur zu erheben ſuchen, und um das zu vermögen, ſollen wir uns uneigennützig erhalten, wir ſollen es uns nicht zueignen, wir ſollen es lieber mitteilen, es denen aufopfern, die uns lieb und wert ſind".

Es geht Werther in der idealen Liebe, wie Franz im Götz von Berlichingen mit der Naturſeite derſelben. Beiden raubt die Liebe die Selbſtändigkeit, ſtatt ihren Entwicklungsgang zu fördern, wie es bei Fauſt und Wilhelm Meiſter geſchieht. Die Liebe, ſei ſie ideal oder nicht, ſoll den Menſchen verjüngen, ihn zum freudigern Eingreifen ins Leben ſtimmen und befähigen. Goethe erklärte bei der Fürſtin Galitzin das Weſen und die Wirkung des Schönen in der Kunſt und kennzeichnet damit auch die Liebe, wie ſie wirken ſolle: „Das Schöne iſt, wenn wir das geſetzmäßig Lebendige in ſeiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit ſchauen, wodurch wir zur Reproduktion gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchſte Thätigkeit verſetzt fühlen". Doch Werther wird durch die Schönheit gelähmt und zu dem ſtaatsmänniſchen Lebens-

berufe, dem er bisher schon aus dem Wege gegangen war, nur noch unfähiger. Aber trotzdem ist nicht zu verkennen, daß er, ähnlich wie Rousseau, die Zeitgenossen überragt durch den Idealismus des Gefühls, durch das Entdecken des Ewig-Schönen in der Natur, im Weib, in der Kinderwelt und im Volke. Er entdeckt auch das Schöne in der Odyssee, besonders hinsichtlich der Schilderungen einfachen Thuns. Sein Thun und Treiben in dem Garten und in der Küche bringt ihm die Freier auf Ithaka vor die Phantasie, wie sie schlachten und braten. Auch ist er nicht besorgt, sich etwas zu vergeben, wenn er den Mädchen am Brunnen das Wassergefäß auf den Kopf heben hilft. Er schaut die Vorgänge des gewöhnlichen Lebens, wie er mit Lotte die Birnen vom Baume pflückt, oder wie Lotte ihren Kanarienvogel füttert, mit dem Künstlerauge eines Chodowiecki, und die landschaftliche Natur im Wald und am Bache enthüllt ihm die sonnigen Bilder Hobbemas und die wehmutsvollen des Ruysdael.

Mit dieser begeisterten Empfänglichkeit des Schauens und dem phantasievollen Entdecken vereinigt sich als eine wesentliche Seite Werthers das Sehnen. Wer zu nüchtern verstandesmäßig ist und dasselbe nicht mitfühlen kann, versteht den Werther sowenig wie Faust, Tasso, und Wilhelm Meister, ja, er versteht Goethe überhaupt nicht. Bei dem Dichter tritt das Sehnen zweimal sehr nachdrücklich auf: als er von Frankfurt fortwollte, und als von Weimar aus ihm Italien vor der Seele schwebte. In den Wertherbriefen aus der Schweiz zeigt es sich besonders deutlich. Im Ganymed wird es mit der griechischen Mythe verschmolzen. Goethe wäre wahrlich auch kein Deutscher gewesen, wenn er das Sehnen nicht gekannt hätte. Ohne dasselbe gäbe es kein deutsches Volkslied und ebensowenig einen Haydn und Mozart, Beethoven und Weber.

Werther steht auf einer höhern Stufe als seine Zeitgenossen; aber auf dieser bleibt er stehen. Vom Sehnen kann er nicht zum Streben, von der Empfänglichkeit nicht zum Schöpferischen gelangen. Das ist sein Schicksal. Hören wir, was Goethe im Monolog des Liebhabers hierüber sagt:

Was nützt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nützt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Eine Ergänzung erhält diese Stelle durch einen Spruch Goethes: „Die Botaniker haben eine Pflanzenabteilung, die sie incompletae nennen;

man kann aber auch sagen, daß es inkomplette, unvollständige Menschen giebt. Es sind diejenigen, deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Thun und Leisten nicht proportioniert ist. Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt". Darum liebte Goethe das eigentliche Volk so sehr.

Unsre Gegenwart, die sonst nicht an zu großer Innerlichkeit oder an dem Sehnen Werthers krankt, kann hieraus etwas lernen. Unglückliche Menschen, wie sie Goethe eben schilderte, giebt es jetzt gar nicht wenige, die sich durch Hingabe an einen künstlerischen oder wissenschaftlichen Beruf, der ihren Anlagen nicht entspricht, das Lebensgefühl zerstören. Goethe traf in der Harzreise im Winter einen solchen Unglücklichen; bei der spätern Besprechung dieses Gedichtes äußerte er sich darüber, daß wir sofort an Werther erinnert werden: „Er hatte von der Außenwelt niemals Kenntnis genommen, dagegen sich durch Lektüre mannigfaltig ausgebildet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein produktives Talent fand, so gut als zu Grunde gerichtet".

Werther hat keine schöpferische Kraft. Könnte er die Radiernadel führen, so würde er die empfangnen Eindrücke festhalten, wie Waterloo oder Chodowiecki, und dadurch zum Selbstgefühl gelangen. Aber auch dichterisch vermag er es nicht, die Lebensbilder zu bannen, wie Goldsmith in seinem Landprediger von Wakefield oder wie Goethe, als er den Werther dichtete. Und wenn Goethe nicht dichterisch beschäftigt war, so untersuchte er wissenschaftlich das Naturleben. So ist es denn klar, daß Werther die harmonische Selbstbildung, die Wilhelm Meister so freudig erfüllt, eine fremde Welt ist. Faust litt anfangs unter derselben Schranke der mangelnden schöpferischen Kraft; seine Klagelaute hierüber werfen ein helles Licht auf Werther und könnten als Motto für ihn gelten:

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen.

Faust wird dieser Schranke dadurch Herr, daß er sich mit leidenschaftlichem Ungestüm in den Strom des Lebens wirft, um durch Kampf und Genuß, durch Widerspruch und Anregung zum verjüngten Selbstgefühl zu gelangen. Aber freilich trug er das Streben nach Natur- und Weltkenntnis dabei in sich, während Werther nur Sehnsucht hat. Die Adlerflügel des Faust fehlen ihm; er klebt fest. Dieselbe Kleinbürgerei, über die er sich erhoben, hält ihn zurück und lähmt ihn. „Unser bürgerliches Leben, unsre falschen Verhältnisse, das sind die

Ungeheuer, und sie kommen uns doch so bekannt, so verwandt wie Onkel und Tante vor." (Wertherbriefe aus der Schweiz.)

Man könnte nun sagen, wenn Lotte Werther zu teil geworden wäre, hätte er innerlich frei werden müssen. Ich glaube es nicht Die Prosa, die die Ehe mit sich bringt und mit sich bringen muß, hätte ihn geknickt, wie so manchen Gefühlsschwärmer. Aber es kommt noch etwas hinzu. Das Bild der Vollkommenheit, welches Lotte ihm bisher gezeigt, wäre ihm doch nach und nach in täglicher und deutlicher Nähe verändert vorgekommen. Was Goethe bei der Fürstin Galitzin über das Sehnen nach einem Kunstwerke und über den schließlichen Besitz desselben sagt, gilt auch von der Schönheit und von der Liebe: „Wenn das heftig verlangte Schöne in unsern Besitz kommt, so hält es nicht immer im einzelnen, was es im ganzen versprach, und so ist es offenbar, daß dasjenige, was uns als Ganzes aufregte, im einzelnen nicht durchaus befriedigen wird." Hierher gehört auch ein Spruch Goethes: „Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen."

Vielleicht aber wäre für Werther die Versöhnung auf dem Wege möglich, den sein Freund anrät, an den die Briefe gerichtet sind: durch die Religion. Werther ist religiös gestimmt und betet auch. Mit Wärme, ja mit Inbrunst spricht er von der Allmacht und Allgüte Gottes. Doch der selbständig denkende Mensch, und ein solcher ist Werther, legt sich das Göttliche zurecht nach seinen Lebenserfahrungen und nach seiner Eigenart. Hamlet führt gegen den Schluß der Tragödie häufig die Vorsehung im Munde; aber aus keinem andern Grunde, als weil er sich der Notwendigkeit leidend fügt und sein Schicksal nicht selbst schmieden kann. Ähnlich erscheint Werthers Verhältnis zum Göttlichen. Er läßt sich keineswegs durch den Hinblick auf dasselbe zur Aufraffung und zur Wiedergeburt mahnen. Werthers Bedeutung war sein tiefes Gefühlsleben. Dieses legt er dem Göttlichen unter; ja, das Göttliche ist ihm der Inbegriff des Gefühls. Gott ist der Alliebende. Da müssen wir denn unwillkürlich an Goethes Spruch denken:

Warum uns Gott so wohl gefällt?
Weil er sich uns nie in den Weg stellt.

Werther steht also auf demselben Boden wie Faust in dem Religionsgespräch mit Gretchen: „Gefühl ist alles." Das kindliche Mädchen findet dies zwar ganz schön; aber sie trifft doch das Richtige, wenn sie hinzufügt, ungefähr sage das der Pfarrer auch, nur mit ein bißchen andern Worten. Gretchen fühlt, daß das Göttliche nicht allein in der Liebe bestehe, sondern vor allem in der Forderung des sittlichen Handelns. — Faust trägt indessen von dem Göttlichen mehr als die begeisterungs-

fähige Menschenliebe in sich: er hat das Streben. Er erblickt in dem Erdgeist, d h. im Leben, das Göttliche und zwar als Anregung und Widerspruch, wodurch der Mensch zu höhern Stufen entwickelt wird. Demgemäß erscheint auch der Herr im Prolog im Himmel als der Vertreter des Strebens, ja, des Strebens im Bunde mit Mephisto, d. h. mit der heilsamen Versuchung und Verführung.

Werther hat kein Streben, und er geht dem Widerspruche ängstlich aus dem Wege; demgemäß bleibt auch die Wiedergeburt aus. Die Möglichkeit der Wiedergeburt ist aber ein Grundgedanke im Christentum. Werther ist vom Schicksal verschont geblieben und deshalb nicht entwicklungsfähig geworden. Außerdem hat er sich, durch grenzenlose Nachgiebigkeit gegen sich, verwöhnt. Wie kann er also in der Gottheit, die den eignen Sohn den Menschen zum Opfer brachte, das Urbild der Selbstverleugnung schauen? Wie Werther alles in der Natur und in dem Leben von dem Standpunkte des idealen Genießens, des phantasievollen Schauens und Fühlens ansieht, so ergeht es ihm auch mit dem Bild des Göttlichen.

Der Glaube an Gott blieb ohne Einfluß auf Werthers Entwicklung; sein Glaube an die Unsterblichkeit ist ebenso unfruchtbar. Die Bilder der Verstorbenen sind für ihn nur eine Quelle des Leidens und der Thränen; sie geben ihm weder Vertiefung noch die Aufforderung zum Nacheifern. Es sind Ossianische Schatten, die so wenig über ihn vermögen, wie der Geist des alten Hamlet über seinen willenlosen Sohn. Lottens verstorbene Mutter dagegen ist in dem Himmel der Seele ihrer Tochter unsterblich, weil sie thätig fortwirkt als liebevolle Mahnerin zur aufopfernden Sorge für die Geschwister. — Gott und die Unsterblichkeit haben ihre Wurzeln im Diesseits; hier ist der Boden ihres lebendigen Daseins. Wer aber nicht wirkt, der ahnt und schaut sie auch nicht; sie entschlüpfen ihm, wie Werther, gleich Schatten. Nur wer das Göttliche und Unsterbliche ausführen hilft, hat teil an beiden. Dies vermag der Geringste und Ärmste in seinem bescheidnen Kreise. Wie Hektor „zum Gedächtnis ewiger Zeiten" in den Tod geht, so thut es jeder im Heere der Troer und Achäer, der seine Pflicht erfüllt. Schiller giebt dem hier entwickelten Gedanken in den tiefsinnigen Versen Ausdruck:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Wir kommen schließlich zu dem letzten Rettungsanker Werthers, dem Beruf. Uns fällt bei diesem Wort der herrliche Satz in Goethes Tasso ein: „Des Lebens Mühe lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen." Dies weiß übrigens Werther selbst recht gut, denn er beneidet Albert, der bis über die Ohren in den Akten sitzt. Doch

wir haben ja schon gehört, wie er sich an dem einfachen Thun, an der gewöhnlichen Arbeit freut. Er preist den Menschen, der den Kohlkopf, den er auf den Tisch bringt, selbst gepflanzt und begossen hat. Da läge es ganz nahe, Landwirt zu werden. Sagt doch die Muse in Künstlers Erdenwallen zum Künstler:

Wenn man muß eine Zeitlang hacken und graben,
Wird man die Ruh' erst willkommen haben.
Der Himmel kann einen auch verwöhnen,
Daß man sich thut nach der Erde sehnen.

Werther würde der Muse antworten, wie Faust dem Mephisto, der ihm einen ähnlichen Rat gab: „Das enge Leben steht mir gar nicht an." Auch hier käme ja die Prosa wieder, das Kleine und Kleinliche, der Ärger und der Verdruß. Und zur Hacke und zum Spaten muß man eine feste Hand haben, wie Hermann in Goethes Gedicht.

Das Gespenst des Berufes, welches Werther, ohne daß er es gerade gesteht, aus dem elterlichen Hause trieb, kommt jetzt wieder. Er giebt dem Drängen der Mutter und des Freundes nach und nimmt die Sekretärstelle bei dem Gesandten an. Doch nun rächt es sich, daß er nicht eher Lottens Verkehr gemieden. Sein Gefühlsleben ist krankhaft gesteigert, und er tritt an den Schreibtisch mit hochgeschwellten Gedanken, aber nicht mit der peinlichen Genauigkeit, wie Staatsschriften sie erfordern. Die Rüge seines Vorgesetzten kann er nicht als heilsamen Widerspruch aufnehmen. Das Notwendige kommt ihm kleinlich und beschränkt vor. An Ausdauer und Geduld, wie der Beruf es verlangt, kann er sich nicht gewöhnen. Hielte er aus, beugte er sich vor dem Imperativ der Pflicht, so würde für ihn die Wiedergeburt eintreten; das Selbstvertrauen wäre in seine Brust eingekehrt, und er sähe das Leben in seiner vollwiegenden und ewigen Bedeutung. Über den Segen des Berufes und der Pflichterfüllung schrieb Goethe im Jahre 1779 die unvergleichlichen Zeilen in sein Tagebuch: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel." Diese Worte wären wieder ein treffliches Motto für Goethes Werther.

Was nun die Demütigung in der adligen Abendgesellschaft betrifft, so müßte Werther sich sagen, das sei die Folge seiner Taktlosigkeit. Der Verdruß hätte ihm eine heilsame Mahnung zu künftiger Zurückhaltung sein sollen. Und schließlich würde er auf den Standpunkt des Humors gelangen und über das leidige Erlebnis lächeln, wie es Don Quixote nach einer Thorheit auch bisweilen thut. Statt dessen nimmt er seinen

Abſchied und kehrt zu Lotte zurück. Und griff er nicht zur Piſtole, ſo wäre er dem Irrſinn verfallen, deſſen Spuren ſich ſchon ankündigten, wie bei Hamlet.

Das bisher Geſagte faſſen die Worte des Alphons zu Taſſo kurz zuſammen:

> ... Es liegt um uns herum
> Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub;
> Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
> Und reizend iſt es, ſich hinabzuſtürzen.

Blicken wir noch einmal, ehe wir vom Werther ſcheiden, in das Büchlein, das der kalte Imperator Napoleon ſo oft geleſen hatte, über das jedoch unzählige Deutſche mit einem mitleidigen Lächeln die Achſeln zucken. In Lotte und in dem eigentlichen Volke erblickt der Dichter das Harmoniſche und Verſöhnende, und zwar deswegen hauptſächlich, weil ihr Leben in der naturgemäßen Arbeit wurzelt, welche die Seele geſund erhält. Wer ſich an der Odyſſee erquickt hat, an Land und Meer, an der holden Nauſikaa, die mit ihren Mädchen die Wäſche an dem Fluſſe beſorgt und dann mit ihnen Ball ſpielt; an dem Könige Odyſſeus, der mit eigner Hand ein Schiff zimmert, das Segel ſpannt und das Steuer lenkt und ſchließlich im Bettlergewande bei ſeinem treuen Sauhirten ſitzt und ſich den gebratenen Schweinsrücken ſchmecken läßt: wer durch ſolche unvergängliche Erzählungen von freudigem Lebensbehagen ergriffen wird, den entzücken gewiß auch die reizenden Sittenbilder und Naturſchilderungen in Werthers Leiden.

Von dem Werther bis zu Hermann und Dorothea, welches Gedicht ſo treu die Gegenwart im Spiegel Homers wiedergiebt, dauert es dann freilich noch eine geraume Zeit, während welcher Goethe in Italien und im Feldzuge in der Champagne zum Homeriden reifte. In dem Werther liegt die Sehnſucht nach einem Kulturzuſtande, wie er in Hermann und Dorothea als umfaſſendes Weltbild ſich ſo ſonnig und ſo verſöhnend vor uns ausbreitet.

Werther nahm die Odyſſee nicht erſchöpfend in ſich auf, die Hamletſtimmung war zu mächtig; ſonſt hätte er ſich eingeprägt, wie das Sehnen des Odyſſeus nach der Heimat und dasjenige des Telemachos nach dem Vater durch beharrliche Ausdauer Befriedigung gefunden. Ferner hätte ihm Odyſſeus ein Vorbild ſein müſſen, in dem Berufe den verwegenſten Anforderungen zu genügen und Demütigungen mit zäher Geduld zu ertragen. Telemachos aber wäre ihm in ſeiner Entwicklungsfähigkeit ein Sporn zum Nacheifern geworden.

Goethe läßt Werther durchdrungen ſein vom Geiſte Hamlets, wie Hermann vom Geiſte der Odyſſee; doch ohne daß jener Shakeſpeares

Tragödie und dieser das Homerische Heldengedicht gelesen. Von der Odyssee schlürft Werther nur den obern Schaum, und doch reicht dieser schon hin, ihm die Versöhnung mit dem Leben in der Ferne zu zeigen.

Die erquickende Seeluft, die in dem Homer weht und das kulturkranke Gemüt heilt, hatte Goethe selbst mit vollen Zügen geatmet. Ein Spruch bezeugt dies: „Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich, dem Altertum gegenüber, in den anmutigst ideellen Naturzustand versetzt, und noch auf den heutigen Tag haben die Homerischen Gesänge die Kraft, uns, wenigstens auf Augenblicke, von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Überlieferung von mehrern tausend Jahren auf uns gewälzt hat."

Uhlands Balladen in Sekunda.

Von **Fr. Graeber** in Mörs.

Über die Frage, ob und in welchem Umfang Uhland als Ganzes in Sekunda zu behandeln sei, will ich mich hier nicht auslassen. Auch wer die Notwendigkeit einer so systematischen Uhlandlektüre, wie Schleusner sie vorschlägt (Schleusner, Zur Uhlandlektüre. Leipzig 1878), leugnet, wird doch zugeben, daß eine Auffrischung, Zusammenfassung und Vertiefung dessen, was die vorhergehenden Klassen an Einzelkenntnissen ergeben haben, nach vielen Richtungen hin anregend und ergiebig sei. Manchem, der den Versuch noch nicht gemacht hat, ist dabei vielleicht eine bescheidene Arbeit willkommen, welche aus der Praxis hervorgegangen ist. Sie hat als Musteraufsatz gedient, nachdem die Schüler in eigenen Aufsätzen sich selbst an dem Thema versucht hatten. Diesmal war die Lektüre der einschlagenden Balladen, sowie die Sammlung und Anordnung des Stoffes dem häuslichen Fleiß überlassen, und die Aufsatzübung sollte für weitere Klassenlektüre den Boden bereiten. Leichter für die Schüler wäre wohl der umgekehrte Weg, doch darf man Sekundanern auch schon einen gewissen Grad von Selbständigkeit zutrauen, und zur Prüfung der Geister ist eine solche Aufgabe besonders im Anfang des Schuljahrs recht geeignet.

Das Rittertum in Uhlands Balladen.

Ein großer Teil von Uhlands Balladen stellt Sagen und Begebenheiten aus der Vorzeit unseres deutschen Volkes dar, und ritterliche Helden spielen in ihnen die Hauptrolle. Aus ihnen können wir ein ziemlich vollständiges Bild von dem Leben und Streben des Rittertums im Mittelalter gewinnen, wenn wir uns die Mühe geben, es aus seinen einzelnen Bestandteilen zusammenzusetzen.

Einige Balladen führen uns den angehenden Ritter vor Augen. In dem Knaben schon zeigt sich der ritterliche Sinn, auch wo er in Armut und Niedrigkeit seine hohe Abkunft nicht ahnt. So tritt Klein Roland keck in den Königssaal, als wärs sein eigen Haus, und steht dem König Rede und Antwort, ohne sich durch den ungewohnten Glanz seiner Umgebung und die Verfänglichkeit der Fragen verblüffen zu lassen. Den Knaben schon läßt der innere Trieb nicht ruhen. Jung Roland bittet seinen Vater, ihn auf der Fahrt gegen den Riesen mitzunehmen und ist stolz darauf, dem Helden Schild und Speer nachtragen zu dürfen. Jung Siegfried verläßt heimlich das Schloß seines Vaters und wandert in alle Welt hinaus, nur mit einem Stecken bewaffnet. Der künftige Held kündigt sich schon in dem Knaben durch eine außerordentliche Kraft und Behendigkeit an. Siegfried schlägt als Schmiedegeselle alles Eisen in Stücke und den Amboß in den Grund. Jung Roland besteht als ein zweiter David einen Riesen, der im Vertrauen auf seine Körpergröße und die Wunderkraft seiner Waffen alle Welt verlachte. Und was an der Kraft der Glieder noch gebricht, das ergänzt schnell die Kraft des Willens. Der junge Held, dem das bestellte Schwert anfangs zu schwer bedünkte, wird von Manneskraft durchdrungen, als der alte Waffenschmied auf seine Jugend anspielt.

Auch den männlichen Ritter ziert vor allem die Kraft des Armes. Der schwäbische Kreuzfahrer haut einen Türkenreiter mit einem Streich seines Schwertes vom Kopf bis zum Sattel durch; Tailleser fällt mit jedem Stoß seiner Lanze und mit jedem Schlag seines Schwertes einen englischen Ritter. Mit der Körperstärke paart sich der Mut, der die Gefahr verachtet. Fünfzig türkische Reiter vermögen den Schwaben nicht aus seinem Gleichmut herauszuschrecken, er läßt sich den Schild mit Pfeilen spicken und blickt nur spöttisch um sich. Junker Rechberger und Graf Richard von der Normandie fürchten sich selbst vor dem Teufel nicht und kehren ohne Besinnen in den Spuk der nächtlichen Kirche zurück, bloß um die vergessenen Handschuhe zu holen. Höher aber als Kraft und Mut steht die Besonnenheit, die im rechten Augenblick das Nötige zu thun nicht vergißt, auch wenn es an sich unscheinbar ist; mehr als die Kaltblütigkeit der Paladine, welche im Angesicht des nassen Todes noch zu Scherz und Spott aufgelegt sind, bewundern wir die Besonnenheit König Karls selbst, der schweigend das Steuer lenkt, bis sich der Sturm gebrochen.

Was den Ritter beseelt, ist hauptsächlich die Ehre. Der Stand allein bringt sie schon mit sich. Wie andre Ritter wert zu sein ist Jung Siegfrieds heißester Wunsch und höchster Stolz. Der Glanz des ritterlichen Lebens ist das einzige, was der Knecht Tailleser, sonst mit

ſeinem Loſe ſo zufrieden, ſich begehrt. Den ungetreuen Knecht, der ſelber gerne ein Ritter wäre, treibt ſein Wunſch ſogar zu ruchloſer Ermordung ſeines edeln Herrn. Heller Glanz ſtrahlt beſonders von den Fürſtenhöfen aus. In märchenhafter Pracht leuchtet das Königsſchloß zu Aachen. Im goldenen Ritterſaal ſchmauſen die Herren bei Geſang und Saitenſpiel, und Scharen von Bettlern erfreuen ſich draußen im Hofe an den Spenden des milden Herrn (Klein Roland, Roland Schildträger). Wir ſchauen zu, wie Ritter und Frauen ſich bei Turnier und Tanz ergötzen (Der ſchwarze Ritter), und auch die Jagd wird als ritterliches Vergnügen gebührend gewürdigt (Der Schenk von Limburg, Der letzte Pfalzgraf). Aber im Wohlleben ſucht doch der Ritter nicht den Zweck des Daſeins. Die Ehre, die dem Stande anhaftet, und die erhöhte Lebensluſt, die er gewährt, muß auch durch kühne Thaten verdient werden. Drum lockt den Ritter jedes Abenteuer. Als König Karl ein ſolches nur andeutet, da iſt es ſelbſtverſtändlich, daß alle ſeine Helden ſofort ausreiten, um es zu beſtehen. Jung Roland weiß, daß er ſeinem Vater eine Ehre vorweggenommen hat, indem er den Kampf allein auf ſich nahm, zu dem ſein Vater ausgeritten war. Unverrichteter Sache zurückzukehren, iſt eine Schande. Drei Tage und drei Nächte reiten die Helden nach dem Rieſen und kehren erſt zurück, als ſie ſeine Leiche gefunden haben. Als Ulrich von Württemberg im Kampf mit den Reutlingern hat fliehen müſſen, ſchneidet ſein Vater das Tafeltuch zwiſchen ſich und ihm entzwei. Allein wahrer Heldenſinn bildet ſich auf die Ehre nichts ein. Der ſchwäbiſche Kreuzfahrer prahlt nicht mit ſeiner That. Als ihn der Kaiſer darüber belobt, erwidert er: Die Streiche ſind bei uns im Schwang, ſie ſind bekannt im ganzen Reiche, man nennt ſie halt nur Schwabenſtreiche. Auch Jung Roland denkt nicht an die Ehre, ſondern nur an den Zorn des Vaters: Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht, daß ich erſchlug den groben Wicht, derweil Ihr eben ſchliefet.

Neben der Ehre kommt nun freilich bei dem Ritter auch die gute Sache in Betracht. Wie Schillers Johanniter es von den Helden des Altertums rühmt, ſo reinigten auch die Helden der deutſchen Sage von Ungeheuern die Welt in kühnen Abenteuern. Die Rieſen und Drachen in Wald und Feld zu ſchlagen, iſt Jung Siegfrieds ritterliches Ideal. Der Königsſohn in dem gleichnamigen Balladenkranz erlegt den Löwen und entzaubert die verwunſchene Prinzeſſin, die als Drache die Gegend ſchreckte. Der Schutz der Schwachen und namentlich der Frauen iſt des Ritters Aufgabe. Beſonders tritt dies hervor in der Ballade: Der blinde König, wo der junge Königsſohn ſich freudig in die Gefahr ſtürzt, um ſeine Schweſter aus der Gewalt des Rieſen zu befreien. Wie überhaupt die Frauen von den Rittern des Mittelalters in hohen Ehren ge-

halten wurden, erkennen wir auch bei Uhland. Ihre Anwesenheit beim Turnier entflammt die Kämpfer zur höchsten Leistung (Der Sieger), ihnen gelten des ritterlichen Sängers schönste Lieder (Taillefer, Bertran de Born), der Tod der schönen Königstochter versenkt Schloß und Land in öde Trauer (Das Schloß am Meere).

In späteren Zeiten handelt es sich für den Ritter auch um die Erweiterung seiner Macht. Dies zeigt sich besonders in den Eberhardliedern, welche uns Graf Eberhard von Württemberg, den Greiner, im Kampf mit den aufblühenden Städten und den widerspenstigen Ritterbünden vorführen. Das niedrigere Ziel verleitet auch zu niedrigeren Mitteln. Überraschung und heimlicher Überfall des Wehrlosen, einst durchaus verpönt, werden in diesen Fehden mit Humor geübt und beurteilt (vgl. auch Graf Eberstein). Rache und Abbruch des Gegners gewinnt man an Gut und Blut friedlicher Bauern und Hirten. Die Ehre des Standes sucht man in gemeinsamer Feindseligkeit gegen die andern Stände, hinter welche die Streitigkeiten der Ritter untereinander zuweilen zurücktreten müssen. Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um euren Dank, sagt Wolf von Wunnenstein nach der Döffinger Schlacht. So gelangen wir an Uhlands Hand sogar bis in die Zeit der Raubritter, von denen uns ein Prachtexemplar in der Person des Junker Rechberger, des Schreckens der Kaufleute und Wanderer, entgegentritt. Aber obwohl der Dichter ihn den gebührenden Lohn seiner Thaten ganz nach dem Geschmacke jener abergläubischen Zeit finden läßt, scheint er doch selbst an ihm eine gewisse Freude zu haben.

Überhaupt gewinnen wir aus allen diesen Ritterballaden Uhlands den Eindruck, daß der Dichter mit herzlicher Teilnahme die Thaten und Leiden seiner Helden begleitet und diese Liebe auch in die Seele des Lesers zu übertragen bemüht ist. Er selbst spricht es in der Einleitung zu den Eberhardliedern aus, daß er die Absicht hatte, in diesen Darstellungen einer thatenfreudigen Vergangenheit der schwachen und ängstlichen Gegenwart einen Spiegel vor Augen zu stellen. So haben gewiß auch diese Dichtungen, meist vor 1813 entstanden, mit beigetragen zu dem Aufschwung, den das deutsche Volk in den Befreiungskriegen genommen hat.

Ein Rückblick.

Von **Rudolf Dietrich** in Hottingen b. Zürich.

Unserer Zeitschrift ist es nicht nur darum zu thun, den deutschen Unterricht in den höheren Schulen veredelnd umzugestalten. Sie bezweckt dasselbe auch für die Volksschule: sie muß es, denn diese legt den

Grund, und es ist ganz unmöglich, die hohen Ziele, welche wir uns von rechtswegen und pflichtgemäß für jene oberen Schulstufen stecken, zu erreichen, wenn nicht schon auf den unteren im gleichen Sinne bewußt gearbeitet worden ist. Unsere Zeitschrift müssen also die wirklichen Leistungen der Volksschule lebhaft interessieren. Aufschluß über die letzteren aber geben uns die zahlreichen pädagogischen Fachblätter, und den von ihnen im Jahre 1888 veröffentlichten Aufsätzen, welche den deutschen Unterricht behandeln, gilt unser Rückblick.

Dieser lehrt uns zweierlei: der deutsche Unterricht ist — erstens von der pädagogischen Presse mit Vorliebe gepflegt, zweitens erfreulicherweise verbessert worden, oder wenigstens im Begriffe, sich kräftiger und schöner zu entwickeln. Zwar die Lesebuchfrage hat das vergangene Jahr so gut wie nicht gefördert; sie harrt noch ihrer endgiltig befriedigenden Lösung, und was über sie geschrieben worden, ist eitel Wiederholung und nicht selten Phrase. Die Arbeiten über Formenlehre und Aufsatz, Äußerungen über den Wert der Mundart dagegen liefern den Beweis, daß man an verschiedenen Orten in den Fußstapfen Hildebrands zu wandeln strebt. Mußte ein aufmerksamer Leser der deutschen, österreichischen und schweizer Schulblätter in früheren Jahren es rügen, daß unser erlauchter Meister nur äußerst selten und dürftig zitiert werde, so zeigen die Leistungen des Jahres 1888, daß man sich jetzt verhältnismäßig oft und gern auf ihn beruft und größere Stücke aus seinem unübertrefflichen Sprachunterricht als Belegstellen wörtlich wiedergiebt.

Diejenigen Aufsätze, welche uns als die besten erscheinen, wollen wir im folgenden einigermaßen skizzieren. — W. Nagl (Pädagogium, Heft XII), die Beziehungen zwischen der Schriftsprache und den Mundarten. Durch das richtige Verteilen der Schwerpunkte in der Rede und durch die entsprechende anschauliche Färbung dieser Schwerpunkte käme unsere Sprache an der Hand der Dialekte nicht nur zu einer psychologisch treffenderen Gedankengruppierung und zu einer lebendigeren Anschaulichkeit und Frische, sondern sie würde dann auch auf das Gros der Nation eine nachhaltigere Wirkung ausüben. — C. Koch (Pädagog. Zeitung Nr. 43. 44): Der Leseunterricht auf der Unterstufe soll Sprachunterricht (Verdeutlichung aller Fibelwörter in wohlverknüpften Gedankenreihen) und Rechtschreib-Leseunterricht (orthographischer Anschauungsunterricht) sein und drei Jahre umfassen. Lesefertigkeit gelte erst als Ziel des vierten Schuljahres. An Gedichten und Erzählungen mechanisch lesen zu lehren, sei ein jetzt üblicher pädagogischer Mißbrauch. — J. M. (Aargauer Schulblatt Nr. 21 — 24), der Sprachunterricht in den ersten vier Schuljahren. Sprechen, Lesen und Schreiben bilden ein Ganzes. Kein Wort über sogenannte Sprachregeln; vorerst durch vielseitige Sprechübungen Entwicklung des Sprach-

gefühls. Man fordere (hinsichtlich der schriftlichen Leistungen) wenig, aber schon Gediegenes. — H. Arnold (Deutsche Schulpraxis Nr. 43—45), Grundsätze für die Sprachlehre in der Volksschule. Die Grammatik soll nur dem Rechtschreiben und den Aufsätzen dienen; die Mundart vermittelt und erklärt. Besondere Pflege ist der Wortbildungslehre (sprachliche Ableitung, Verwandtschaft, Entwicklung) zu widmen. — P. Fischer (Schles. Schulzeit. Nr. 24), Zweck und Stoff des grammatischen Unterrichts in der Volksschule. Ein Lehrplan mit allgemeinen Erörterungen, welche besonders auf die Bedürfnisse des Lebens hinweisen. Letztere seien für den Unterricht in der Grammatik bestimmend, er habe also nur die Sprech- und Schreibfertigkeit kräftig zu unterstützen. — K. Strobel (Päd. Zeitung Nr. 16), der grammatisch-stilistische Unterricht. Wortbildung und Bedeutung, der lebendige Inhalt der Sprache (mundartliche Wendungen, Weisheit auf der Gasse eingeschlossen) sind Hauptsache. Übungen im Sprechen (Einfachheit!) und Hören müssen mehr gepflegt werden als es jetzt gewöhnlich der Fall ist. — Stucki (Berner Schulblatt Nr. 49—52), der Aufsatzunterricht in der Volksschule. Auf der Unterstufe fordert Verfasser vom Ende des zweiten Jahres an das Niederschreiben freier Sätzchen über Besprochenes in zwangloser Reihenfolge, mit genügendem Spielraum für die Individualität, aber mit strammer Beachtung der Schriftgemäßheit. Hinsichtlich der Mittel- und Oberstufe wird betont, daß die Behandlung bestimmter auserlesener Stoffe von vornherein auf spätere schriftliche Reproduktionen zuzuspitzen sei. Aber man dürfe nie vergessen, daß der Inhalt jedes Aufsatzes von der allgemeinen geistigen Schulung abhänge. Die Form müsse gefördert werden einerseits durch Fragen, welche mehr als ein selbständiges Urteil verlangen, anderseits durch einen richtigen Grammatikunterricht (der sich vornehmlich mit Zergliederung von Sätzen, allmählichem Ausbau einfacher Sätze mittels geeigneter Fragen und mit Bildung von Wortfamilien zu beschäftigen habe). — E. v. Sallwürk (Deutsche Blätter Nr. 40), Schule und Fremdwort. Verfasser verlangt Erklärung des vorkommenden Fremdworts und kurze Besprechung seiner geschichtlichen Herkunft, innerliche und begriffliche Verdeutschung. Letzteres ist besonders im fremdsprachlichen Unterricht bei Übersetzungen unbedingt zu fordern. Die entbehrlichen Fremdwörter sind zu verdrängen dadurch, daß der Jugend die alte, noch unverwelschte Rede des 15. und 16. Jahrhunderts zugänglich gemacht wird.

Über die Aussprache der harten und weichen hochdeutschen Mitlaute.

Von **M. Grohmann** in Annaberg.

Während der letzten Jahrzehnte ist in Deutschland das Bedürfnis und die Lust, die Sprachen der Nachbarvölker zu erlernen, in immer weitere Kreise gedrungen, so daß es, namentlich in Sachsen, wohl kaum eine Stadt- oder größere Dorfschule giebt, in der nicht schon Kinder unter vierzehn Jahren einen Anfang im Französischen oder Englischen machen können. Zu ernstlichen Studien bieten selbst in der Provinz die zahlreichen Real- und Handelsschulen Gelegenheit. Auch die Gymnasien widmen den neueren Sprachen jetzt mehr Aufmerksamkeit als früher. Bei vervollkommneten Unterrichtsmethoden und besseren Lehrkräften sind daher bereits anerkennenswerte Fortschritte gemacht, namentlich ist das Schriftenverständnis der genannten Sprachen weiter verbreitet worden.

Bedenkt man indes, wie groß die Anzahl derer ist, die in der einen oder andern Sprache zwar viele und gediegene Kenntnisse sich erworben haben, im theoretischen Wissen sogar manchen geborenen Franzosen oder Engländer übertreffen, seiner Rede jedoch nicht folgen und sich ihm nicht oder nur schwer verständlich machen können; ja, daß Deutsche selbst nach langjährigem Aufenthalte in Paris oder London noch durch ihre fremdländische Aussprache sofort unerwünschte Aufmerksamkeit, nicht selten Erheiterung oder Abneigung erregen: so erscheint die wiederholte Erörterung der Frage, ob es dem Deutschen überhaupt möglich sei, sich die Aussprache der Gebildeten der Nachbarvölker so anzueignen, daß kein auffallender, ihr Ohr verletzender Unterschied mehr bestehen bleibt, gewiß nicht überflüssig.

Ein Haupttadel, der sowohl von Franzosen als auch Engländern gegen uns Deutsche, namentlich Sachsen, noch immer ausgesprochen wird, ist der, daß wir weiche und harte Mitlaute nicht genügend unterscheiden. Er ist schon Jahrhunderte alt und wird uns mit allem Rechte noch so lange gemacht werden, als es uns nicht gelingt, in unserer eignen Muttersprache die dem unverdorbenen Gehör so widerliche harte Aussprache der weichen Mitlaute auszurotten. Diese Lautverwechselung ist schon lange und allgemein als ein großer Übelstand empfunden und erkannt worden, und man hat auf seine Beseitigung zur Förderung des Wohlklanges der Sprache und Erleichterung der Rechtschreibung vielseitig gedrungen, leider aber bis jetzt fast ohne allen Erfolg, wofür manche, die vielleicht unter besonders günstigen Verhält-

niſſen ſich ſchon im zarten Kindesalter durch Vor- und Nachſagen unbewußt und ſcheinbar mühelos an die richtige Ausſprache der weichen Mitlaute gewöhnten, den Grund nur in einer tadelnswerten Gleichgiltigkeit, Unachtſamkeit und Trägheit der Lehrenden und Lernenden zu finden vermögen und ſich dadurch oft zu ſchonungsloſer, verletzender Kritik hinreißen laſſen. Eine ſolche enthalten z. B. „Die geſamten Naturwiſſenſchaften" von Dippel. In dieſem Werke heißt es Bd. II, S. 328 wörtlich: „Bei der unwürdigen Nachläſſigkeit, welche man in Deutſchland gegen richtige Ausſprache findet, wird der Unterſchied von harten und weichen Konſonanten von den allerwenigſten Perſonen beachtet, am erſten noch von Schauſpielern; die meiſten öffentlichen Redner, namentlich Kanzelredner, ſprechen die deutſche Sprache in unverantwortlich liederlicher Weiſe".

Obgleich ja zugeſtanden werden muß, es ſich auch nicht leugnen läßt, daß bei den meiſten Deutſchen die Ausſprache der weichen und harten Mitlaute an großen Mängeln leidet, ſo iſt doch die Annahme, daß dieſelben in einer „unwürdigen Nachläſſigkeit" ihren Grund hätten und öffentliche, insbeſondere Kanzelredner, die deutſche Sprache in unverantwortlich „liederlicher" Weiſe ſprächen, nicht gerechtfertigt. Auch war der Verfaſſer zu einem ſolchen viel zu harten Urteil um ſo weniger berechtigt, als er wenigſtens in dem betreffenden Artikel unterlaſſen hat, Wege und Mittel zur Abſtellung des ſo ſcharf gerügten und doch ſo leicht erklärlichen Übelſtandes anzugeben.

Von früheſter Jugend an werden Ohr und Sprachwerkzeuge an Falſches gewöhnt. Der ſchwere Kampf dagegen beginnt in der Regel erſt mit dem Eintritte des Kindes in die Elementarſchule und zwar von ſeiten eines Lehrers, der meiſt ſelbſt noch im Banne der allgemeinen falſchen Gewöhnung ſich befindet, der wohl durch die ihm beim Leſe- und Rechtſchreibunterricht aufſtoßenden Schwierigkeiten von der Notwendigkeit, weiche und harte Laute ſcharf zu unterſcheiden, überzeugt wurde, der jedoch über das wahre Weſen derſelben und ihre charakteriſtiſchen Merkmale ſehr unklare und oft verkehrte Anſichten hat. So kommt es, daß er ſich zu helfen ſucht, wie er kann. Um dieſe orthographiſche Schwierigkeit gründlich zu heben, zugleich das Erlernen lebender Sprachen weſentlich zu erleichtern, giebt es nur ein Mittel: auch im Deutſchen ſtets weiche Mitlaute wirklich weich und harte wirklich hart auszuſprechen. Dazu gehört natürlich vor allem, daß man ſich über das Weſen derſelben und ihre unterſcheidenden Kennzeichen klar wird. Sicheren Aufſchluß in dieſer Beziehung und untrügliche Anweiſungen zur richtigen Ausſprache boten bisher aber weder Schulen noch Lehrbücher; wenigſtens iſt davon nichts zu allgemeiner Kenntnis gelangt.

Meiſtens wird die richtige Ausſprache der weichen und harten Mitlaute als bekannt, leicht und ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt. Man verweiſt an gute Lehrer; aber wieviele giebt es deren, die gerade eine ſolche ſcheinbar unwichtige, kleine Sache zum Gegenſtande beſonderer Erörterung gemacht haben? Nur wenige, beſonders aufs Selbſtſtudium berechnete Lehrbücher befaſſen ſich mit eingehenden Anweiſungen, von denen jedoch keine einzige, die etwa das Richtige getroffen, bis jetzt weitere Verbreitung gefunden hat.

Irrigen Meinungen zufolge ſollen die weichen Mitlaute nur ſanfter, leiſer, langſamer, mit geringerer Preſſung der Sprachwerkzeuge, mit weniger, mit halbem Kraftaufwande, jedoch mit genau gleicher Stellung und Bewegung derſelben Werkzeuge ausgeſprochen werden wie die harten. Wie relativ ſind dieſe Beſtimmungen! Wo hört da der weiche Laut auf und fängt der harte an bei normaler, bei ſchwächlicher, bei kräftigerer natürlicher Anlage, bei den ungeübteren jugendlichen Sprachwerkzeugen, bei den zarten, geſchmeidigen der Frauen und den ſchwerfälligeren der Männer?

Der obenſtehenden Beſchreibung fehlt das Hauptkennzeichen; ſie giebt nur abgeleitete Merkmale; ihr gemäß gebildete Mitlaute bleiben trotz ſanfter und langſamer Ausſprache immer hart. Um aber doch einen Unterſchied bemerklich zu machen, verfällt man gewöhnlich in neue, viel ſchlimmere Fehler, indem man die weichen Laute ſehr oft ganz undeutlich, die harten dagegen mit übermäßiger Anſtrengung ſtark aſpiriert, wie z. B. *khalt* ſtatt kalt ausſpricht. Wie erſchöpfend für den Vortragenden, wie peinigend für das Ohr des Zuhörers muß dann eine längere Rede ſein!

Suchen wir nun die charakteriſtiſchen Merkmale der weichen und harten Laute feſtzuſtellen. Zu dieſem Zwecke werden uns *Akuſtik* und *Phyſiologie* die beſten Dienſte leiſten. Sprechen und ſingen kann man Laute; dieſe ſind Töne oder Geräuſche. Die Töne werden hervorgebracht mit Bruſtſtimme, alſo mit Reſonanz auch in der Bruſthöhle, oder mit Fiſtel- oder Kopfſtimme, d. i. ohne Reſonanz in der Bruſthöhle; in beiden Fällen ſchwingen die geſpannten Stimmbänder voll und gleichmäßig. Bei dem Geräuſche des Flüſterns ſchwingen dagegen die geſpannten Stimmbänder nicht in ihrer ganzen Maſſe, ſondern nur in ihren äußerſten Rändern. Es laſſen ſich nun in allen drei Fällen harte und weiche Mitlaute deutlich unterſcheiden. Unter „Laut" verſteht man *hörbare* Schwingungen. Der „Ton" ſetzt gleichmäßige, das „Geräuſch" ungleichmäßige voraus. Ein Ton beſteht alſo in den vom Ohr vernommenen gleichmäßigen Schwingungen einer in einem geſchloſſenen Raume mehr oder weniger geſpannten Luftſäule, die aus *ein und der-*

ſelben, in regelmäßigen Zeitintervallen abwechſelnd aufgeſtoßenen und ſich wieder ſchließenden Öffnung entweicht. Der Ton kann je nach der Spannung der Luftſäule im Windrohre (Luftröhre) ſchwächer oder ſtärker ſein; aber auch höher oder tiefer, je nach der Spannung der Stimmbänder, beſonders der Enge der Stimmritze und der willkürlich zu bewirkenden höheren oder tieferen Stellung des Kehlkopfes. Auch iſt je nach der Stoffart und Beſchaffenheit des Windrohres und namentlich der Stoffart und Beſchaffenheit der verſchiedenen Hinderniſſe, auf welche das Anſatzrohr, die Luftſäule, ſtößt — (Holzarten, Metalle u. ſ. w. bei Muſikinſtrumenten — Gaumen, Zunge, Zähne u. ſ. w. im Munde) —, die Qualität oder der „Klang" der Laute, ſowohl der Töne als auch der Geräuſche, ſehr verſchieden.

Bei der Kopfſtimme ſind die Stimmbänder zwar weiter geſtellt als bei der Bruſtſtimme, aber ſtärker geſpannt, und auch der gleichzeitig höher gehaltene Kehlkopf bedingt höhere Töne. Bei der Bruſt- und Kopfſtimme ſchwingen die Stimmbänder in ihrer ganzen Maſſe mit und geben der Luftſäule dadurch den lauten, hellen, vokaliſchen Ton. Beim Flüſtern bilden die Stimmbänder eine weite Ritze und ſind ſo wenig geſpannt, daß ſie nicht in ihrer ganzen Maſſe, ſondern nur (und zwar in unregelmäßigen Intervallen und in ſehr geringer Zahl) in ihren äußern Rändern ſchwingen, daß bloß Geräuſche, aber keine hellen Töne entſtehen; die Stärke des Geflüſters hängt von der Spannung der Luftſäule im Windrohre, der Luftröhre, alſo vom Drucke der Lungen ab.

Sowohl bei der Bruſt- und Kopfſtimme, als auch beim Flüſtern unterſcheidet man harte und weiche Mitlaute.

Bei den harten Mitlauten bleiben die Stimmbänder völlig unthätig, und die ganze Windrohr-Luftſäule entweicht ungeteilt durch die Mundhöhle. Bei den weichen Mitlauten geht der Luftſtrom nur zum Teil in die Mundhöhle, ein anderer Teil verliert ſich und entweicht durch die Kehlkopf-, Schlund- und Naſenhöhle und bildet mit den ſchwachen unregelmäßigen Schwingungen der äußeren Ränder der ſchlaffen Stimmbänder (die ſich in ruhiger Lage, wie z. B. während des Schlafes, befinden) ein gedämpftes Geräuſch, von dem jeder weiche Mitlaut begleitet wird, und deſſen charakteriſtiſches Merkmal es iſt. Beim Sprechen und Singen mit Bruſt- und Kopfſtimme verbindet ſich dieſes, jeden weichen Mitlaut begleitende Geräuſch ſo ſtark mit dem Selbſtlaute, daß man es auch Halbton und die weichen Mitlaute tönende, die harten tonloſe nennt.

Der weiche Mitlaut iſt dem entſprechenden harten allerdings inſofern ähnlich, als er mit denſelben Sprachwerkzeugen hervorgebracht wird. Er unterſcheidet ſich nach unſern Ausführungen aber ganz weſent-

lich von ihm, so daß es zwischen beiden keine schwankende Grenze giebt und eine Verwechselung unmöglich ist, schon wegen der einander entgegengesetzten Bewegung der Werkzeuge, namentlich der Zunge. Um den weichen Laut zu bilden, zieht sich dieselbe etwas rückwärts. Sie senkt sich im ganzen, besonders mit ihrem hinteren Teile, während die Spitze mehr oder weniger nach oben und hinten gekrümmt ist. Dadurch wird der Luftstrom in der Hauptsache zurückgestaut. Hierzu kommt nun noch als wichtigstes Merkmal der tiefe, dunkle, dumpfe, summende Halbton.

Bei den harten Mitlauten fällt zunächst der Halbton fort. Die zu seiner Bildung nötigen Werkzeuge sind dieselben, nur hat die Zunge entgegengesetzte Bewegungen auszuführen. Sie hebt sich, vor allem der hintere Teil, während ihre Spitze sich senkt und kräftig gegen die Unter- oder Oberzähne, den harten Ober- oder Untergaumen stemmt, dabei entweder einen zeitweiligen völligen Verschluß bewirkend oder nur eine schmale, dünne Mittelspalte lassend. Auf diese Weise werden die Mundhöhle und besonders die Werkzeuge, durch welche der Luftstrom sich pressen und die dann bestimmt und scharf hervortretenden Laute erzeugen muß, enger gestellt und in eine sie härtende Spannung gebracht.

Von wie großer Wichtigkeit es auch immer ist, daß unsere Kinder nach ihrem Eintritte in die Elementarschule jeden weichen und harten Konsonanten gleich beim ersten Vorkommen richtig aussprechen lernen, so muß man bei ihnen natürlich von schwierigen Erklärungen nnd umständlichen Beschreibungen absehen. Es wird genügen, wenn man ihnen sagt, der weiche Mitlaut sei stets vom summenden Halbton begleitet, der harte dagegen nicht. Für den ersten Leseunterricht in den Elementarschulen dürften die Bezeichnungen tonlose und tönende Mitlaute den andern vorzuziehen sein.

Sollte aber ein Lehrer über das Wesen der weichen Mitlaute selbst noch zweifelhaft sein, wohl gar glauben, seine Zunge wäre überhaupt zur richtigen Aussprache derselben nicht befähigt, so dürfte er durch die aufmerksame Erwägung des Folgenden doch bald anderer Meinung werden. Jeder Deutsche spricht nämlich schon eine Anzahl weicher Mitlaute, von denen er indes unter dieser Bezeichnung wahrscheinlich noch nie gehört hat, ganz richtig aus. Es sind dies die sechs sogenannten Halbvokale, Ton- oder Schmelzlaute: j (in Jahr, je), l, m, n, r, w, welche sämtlich von dem erwähnten summenden Halbton begleitet werden. Man hat sie wohl nur deshalb bis jetzt nicht zu den weichen Mitlauten gezählt, weil es von den letzten fünf die entsprechenden harten gar nicht giebt oder solche in der deutschen Sprache keine Anwendung fanden.

Von j kommen dagegen sogar zwei harte Laute, ein hoher und ein tiefer, ziemlich häufig vor. Der erstere ist einfacher Anlaut der

nichterſten Silbe vieler Wörter oder auch Auslaut nach e, i, ä, ö, ü. Der letztere kommt nur nach a, o, u vor. Sowohl der hohe, als auch der tiefe dieſer harten Mitlaute wird, wenn er auf einen Selbſtlaut folgt, mit g, dem Hauchlaute (nicht zu verwechſeln mit g, dem weichen Gaumen-Stoß-Anlaut der erſten Silbe eines Wortes), und wenn er auf einen kurzen Selbſtlaut folgt, mit ch geſchrieben.

Früher, und in manchen Gegenden Deutſchlands noch jetzt, lautete g zu Anfang eines Wortes auch als harter Hauch, iſt aber nach und nach in den weichen Gaumenſtoßlaut übergegangen. Anlaß dazu war jedenfalls ſein häufiges Vorkommen (gerade, General, Geometrie, Geologie, Gigant), wodurch der Wohlklang der Sprache ſehr beeinträchtigt wurde. Auch mag der Umſtand mitgewirkt haben, daß Sänger g ſtets als weichen Kehllaut ausſprechen, weil dieſer eine weitere Öffnung des Mundes und ſomit einen ſchöneren, volltönenderen Geſang geſtattet. Was aber bei dem langſameren Geſange ganz zweckmäßig erſcheint, das iſt bei dem ſchnelleren Sprechen nur bis zu einer gewiſſen Grenze angebracht, und dieſe dürfte in der Hauptſache bereits erreicht ſein. Wenn man daher in größeren Städten, in denen Muſik und Geſang beſonders gepflegt werden, beſtrebt iſt, gegen den noch allgemeinen hochdeutſchen Gebrauch, den harten Hauchlaut g womöglich ganz zu verdrängen, ſo iſt eine ſo einſeitige Richtung nicht zu billigen. Denn die dann zu raſch und nahe eintretende Wiederholung des Kehllautes würde, weil es ein dumpfer Stoßlaut iſt, ſelbſt wenn man ihn ſtets richtig weich ausſpräche, die Rede undeutlicher machen und ihr eine höchſt unangenehme Klangfarbe geben. Man laſſe ſich nur einmal ein und denſelben Abſchnitt auf dieſe gekünſtelte Weiſe und dann nach jetzt noch gutem allgemeinem Sprachgebrauche vorleſen. Beſonders erheiſchen Wörter wie: gegen, Gegner, Gegenklage, Gegend, Geige, Galgen, Gurgel u. ſ. w., daß der Stoßlaut mit dem Hauchlaute g abwechſele, und in der Nachſilbe ig iſt der letztere wohl kaum zu entbehren, z. B. in Honig, Ewigkeit, geringfügig, ſowie in Magd, Kugel, genug u. ä. Je lautärmer eine Sprache gemacht wird, deſto mehr verliert ſie an Wohlklang. In dieſer Beziehung iſt gegen unſere Sprache ſchon viel geſündigt worden.

Um alſo die Mitlaute b, d, g, v, ſ wirklich weich ausſprechen zu lernen, muß man ebenſo verfahren wie bei l, m, n, r, w und j. Man muß demnach die erſteren mit demſelben ſummenden Halbton begleiten wie die letzteren.

Wir wollen nun die Erzeugung der einzelnen Laute zu beſchreiben verſuchen.

Den Halbvokal j kann man ſich aus dem Ganzvokal i auf folgende Weiſe entſtanden denken. Bei letzterem wölbt ſich die Zunge ſo, daß

ſich die Spitze in die Kante zwiſchen den unteren Schneidezähnen und ihrer Lade einſtemmt. Die Mittelränder legen ſich auf beiden Seiten des Oberkiefers feſt an die Backenzähne. Die Wurzel der Zunge dagegen ſenkt ſich, um dem aus der Stimmritze kommenden volltönenden Luftſtrom in die Mundhöhle ungehinderten Eingang und auch noch bequemen Durchgang durch die zwiſchen Mittelzunge und Gaumen verbleibende Öffnung zu geſtatten. Wird nun dieſer Kanal dadurch, daß die Zungenſpitze mit leichter, löffelförmiger Vertiefung bis an die Krone der unteren Schneidezähne rückt, die Mittelzunge ſich verhältnismäßig auch hebt, die Zungenwurzel aber ſich ſenkt, noch weiter und ſo ſtark verengt, daß der Luftſtrom nur mit Gewalt und nur zu einem Teile ſich durchdrängt (zum andern Teile aber in die infolge der Senkung der Hinterzunge geöffnete Schlund- und Naſenhöhle, ſowie in den Kehlkopf zurückgeſtaut wird und dadurch ſeine und der Stimmbänder Schwingungen geſchwächt werden): ſo geht der reine helle Selbſtlaut i in den getrübten, dumpfen, weichen Mitlaut j über.

Der dem j entſprechende hohe, harte Hauchlaut g (ch) entſteht, wenn ſich die Vorderzunge nun an die Kronen der unteren Schneidezähne anlegt, die Mittelzunge ſich ſtark gegen den Gaumen wölbt, die Hinterzunge ſich wieder ſoweit ſenkt, daß ſie bei der durch die Gaumenſegel verſchloſſenen Naſenhöhle dem nicht tönenden Lungenluftſtrome noch bequemen Eingang in die Mundhöhle laſſen kann, dann dieſer harte Hauch durch die enge Öffnung zwiſchen Mittelzunge und Gaumen ſich hindurchpreßt und an den Kronen der oberen und unteren Schneidezähne ſich bricht.

Der tiefe harte Hauchlaut g (ch) dagegen wird erzeugt, wenn man die ganze Zunge weit und tief nach dem Schlunde zurückzieht und der verſtärkte Luftſtrom beim Eintritte in die nun viel weiter geöffnete Mundhöhle, beſonders an deren hinteren Wandungen, mit Geräuſch antrifft.

Um l hervorzubringen, drückt man in die Kante zwiſchen den oberen Schneidezähnen und ihrer Lade die Spitze der Zunge, biegt den mittleren Teil derſelben nach unten, wodurch bei den hinteren Zähnen des Oberkiefers zwei Öffnungen rechts und links entſtehen, die den aus der Stimmritze ſtrömenden Halbton abändern.

Ein hartes l würde man erhalten, wenn man die Zunge die entgegengeſetzte Stellung einnehmen ließe, d. h. die Spitze zwiſchen oberen und unteren Schneidezähnen an erſtere feſt anlegte, die Mittelzunge ſtark an den Gaumen drückte und durch die Seitenöffnungen bei nicht ſchwingender Stimmritze den bloßen Lungenhauch preßte. Dieſer Laut würde große Anſtrengungen verurſachen, übelklingen und nur allenfalls mit

p und k in pl und kl Verbindungen eingehen, andere brauchbare Verbindungen mit den übrigen Mitlauten und Selbſtlauten aber gar nicht.

Das **m** wird gehört, wenn die Lippen die Mundhöhle, die ſich mit ihren Werkzeugen, beſonders der Zunge und den ein wenig voneinander abſtehenden Zahnreihen, im Zuſtande der Ruhe befindet, gänzlich und feſt ſchließen, den auf ſie ſtoßenden Halbton alſo nicht durchlaſſen, ſondern ihn zwingen, zurückzugehen und durch die Naſe zu entweichen.

Bei dem **n** wird der vollſtändige Verſchluß des Mundes nicht durch die Lippen, ſondern dadurch bewirkt, daß die Vorderzunge ſich breit und kräftig in die ganze von den Oberzähnen und ihrer Lade gebildeten Kante einlegt, ſonſt iſt der Vorgang genau wie bei m. Dieſe beiden Mitlaute werden alſo durch die Naſe geſprochen, ſind demnach Naſenlaute. (ng: zuſammengeſetzt aus dem (frz.) Naſenlaute und dem weichen Gaumenſtoßlaut!)

R-laute giebt es dreierlei: das Zungen-r, das ſtarke und abgeſchwächte Gaumen-r. Das richtigſte, weil wohlklingendſte und ſonorſte, iſt das erſtere, aber auch das ſchwerſte und deshalb wenig gebrauchte. Es wird dadurch hervorgebracht, daß die aufwärts gekrümmte, durch den Halbton in zitternde Schwingungen verſetzte Zungenſpitze mehrmals ſehr ſchnell, wenn auch leiſe, an den harten Vordergaumen hinter den oberen Schneidezähnen anſchlägt. — Das zweite häufiger vorkommende, gewöhnliche r beſteht in einem mehrmaligen kräftigen Erzittern des weichen Gaumens, namentlich des Zäpfchens, erzeugt durch den Halbton, der zwiſchen letzterem und dem es ſomit loſe berührenden härteren hinteren Teile der Zunge ſich hindurchpreßt. — Am häufigſten hört man jedoch das dritte r. Es iſt dasſelbe wie das vorige, nur mit einmaligem Anſchlage des ſchwingenden Zäpfchens an den hartgeſpannten Hinterzungenrücken ausgeſprochen; bei manchen faſt ſogar in eine einfache Dehnung des vorhergehenden Vokals ausartend.

Das **w** entſteht, wenn bei ſonſt in natürlicher Lage ruhenden Sprechwerkzeugen der Mundhöhle der Halbton durch die ſich loſe berührenden, von ihm erzitternden Lippen geht.

Von m, n, r, w laſſen ſich für die Sprache verwendbare harte Laute nicht erzeugen, weil weder durch den eignen dauernden feſten, noch den unterbrochenen loſen Verſchluß der Mundhöhle eine wirklich hörbare Abänderung des reinen Lungenluftſtromes eintritt.

Bei j, l, m, n, r und w klingt der abgeänderte Halbton ſtark vor; er übertönt den begleitenden Lungenhauch; deshalb heißen ſie auch Tonmitlaute. Diejenigen dagegen, bei denen mehr das Geräuſch des eingeengten Lungenluftſtromes vorherrſcht, nennt man Hauchlaute.

Es ſind folgende:

weiche: h, ſ, v, (fr. j, g);

harte: h, ſſ=ß und s, f und ph, ſch.

Zunächſt wird die Anſicht, daß ein hartes und weiches h zu unterſcheiden ſeien, befremden, und doch weiſt darauf der Umſtand hin, daß ſich der reine Hauchlaut (alſo das harte h) mit den reinen Selbſtlauten nur ſtoßweiſe, alſo nur mit einer, wenn auch noch ſo kurzen Unterbrechung verbinden läßt. Dieſe Erfahrung machen z. B. Deutſch lernende Franzoſen und auch die Lehrer im erſten Leſeunterricht an vielen unſerer Kinder, die ihrer Mutterſprache und der in Frage ſtehenden Lautverbindungen doch ſchon in einem gewiſſen Grade längere Zeit mächtig ſind, wenn ſie zum erſten Male Wörter wie Hand, Hund, Hieb, Hof u. ä. ausſprechen ſollen. Das rührt daher, daß das harte h eine ſehr tiefe, die Selbſtlaute eine viel höhere Zungenlage erfordern. Der ununterbrochene, allmähliche Übergang von der erſteren zur zweiten wird nur dadurch vermittelt, daß die Zunge ſich wölbend bis zur Stimmhöhe des betr. Helllautes erhebt, wodurch ſofort der reine Hauch mehr und mehr getrübt und zurückgedämmt wird, bis er zunächſt die äußeren feinen Ränder der Stimmbänder in Schwingungen verſetzt, ſomit einen Augenblick lang vom Halbton begleitet, alſo ein weiches h wird, dann erſt die Stimmbänder in ihrer Geſamtmaſſe zum vollen Tönen bringt und die reinen Selbſtlaute erzeugt.

Beim gewöhnlichen, ruhigen Atmen durch den Mund iſt das Spiel der Lunge ein ganz regelrechtes. Abwechſelnd wird ſie allmählich und ganz gleichmäßig zuſammengezogen und wieder ausgedehnt. Der Naſenkanal iſt völlig abgeſperrt; die Stimmritze ſowie die Mundhöhle ſind dagegen ungezwungen weit geöffnet. Die Sprachwerkzeuge der letzteren befinden ſich im Zuſtande der natürlichen Ruhe, wobei die Zunge eine ziemlich tiefe, flache Lage einnimmt und ihre Spitze bis unter die untere Kante des Unterkiefers geſenkt iſt. Die Zahnreihen und Lippen ſtehen ein wenig und zwanglos von einander ab. Dem Luftſtrome wird dadurch ein ſo ungehinderter freier Durchgang geſtattet, daß kaum ein leiſes Anſtreifen an die abgerundeten, weiche Linien bildenden Wandungen bleibt.

Ein beſtimmter, deutlich hörbarer Laut, das harte h, entſteht aber ſofort, wenn bei kräftigerem Lungendrucke eine größere, gepreßte Luftmaſſe mit vermehrter Geſchwindigkeit an den Wänden des oben beſchriebenen, nun zu engen Ausgangsrohres ſich reibt.

Sowie ferner die Zunge ſich etwas in die Mundhöhle zurückzieht, die Spitze ſich nach oben und hinten krümmt und vor allem ihr mittlerer und hinterer Teil mit dem Kehlkopfe ſoweit zurücktritt und ſich ſenkt, daß der vom Halbton begleitete Hauch ſeinen Weg nur noch zu einem Teile durch die Mundhöhle, zum andern durch die Naſenhöhle

nimmt, so hat man das weiche h, welches jedoch sehr rasch und unmerklich in den folgenden Vokal übergeht. Es ist wohl nur deshalb bis jetzt unbeachtet geblieben. Diesen Laut haben die Franzosen in ihrem h aspirée.

Spricht man das harte h oder, was dasselbe ist, den reinen Hauch mit an die oberen Schneidezähne sanft angelegtem innerem Unterlippenrande aus, so entsteht das harte f oder ph. Damit gleichbedeutend ist jetzt in den meisten Wörtern unser v; doch könnte man mit v, wie es früher auch geschah, recht wohl den weichen F-Laut bezeichnen. Dieser wird gebildet, wenn man das f mit dem Halbton begleitet.

Der harte S-Laut, das ß, s, erfordert folgende Stellung der Sprechwerkzeuge. Die unteren Schneidezähne werden den oberen fast bis zur Berührung genähert und dabei die Spitze der Zunge an die ersteren angestemmt. Hinter deren noch ein wenig hervorragenden Kronen wölbt sich die durch kräftige Muskelspannung gehärtete Vorderzunge gegen die Lade der oberen Schneidezähne und bildet so einen schmalen, tiefen und harten Spalt. Durch diesen wird das harte h gepreßt und in das harte ß umgewandelt.

Wird die Zunge ein wenig zurückgezogen, die Spitze leicht nach oben gekrümmt, der hintere Teil mit dem Kehlkopf etwas gesenkt und dadurch die Nasenhöhle geöffnet, so wird der Luftstrom geteilt, die Stauung erzeugt den Halbton, der nun mit dem Hauche das weiche h giebt und zwischen den engen Zahnreihen in das weiche f übergeht.

Um den harten Zischlaut in dem Worte Schule zu erhalten, spitzt und rundet man die Lippen fast so sehr, wie bei dem geschlossenen o, setzt die Backenzähne fest und so aufeinander, daß die unteren Schneidezähne gleich hinter die oberen treten, die Kronen der ersteren etwas höher als die der letzteren stehen, zwischen ihnen aber ein schmaler Spalt bleibt; dabei legen sich die Seitenränder der muldenförmig gekrümmten Zunge kräftig, deren Spitze aber, eine zweite schmale Öffnung lassend, nahe an die bogenförmige Kante der oberen Zahnlade und der oberen harten Gaumenwölbung. Nun braucht man nur noch den harten Hauch hindurch zu pressen.

Den entsprechenden weichen Zischlaut hat die deutsche Sprache nicht, wohl aber die französische, aus welcher Wörter, wie Gensdarm, Genie, Logis u. ä. sich bei uns eingebürgert haben, jedoch fälschlich gewöhnlich hart ausgesprochen werden.

Die Dauer der vorstehenden Ton- bez. Hauchmitlaute in den einzelnen Wörtern ist relativ. Sie richtet sich teils nach der gemäß Inhalt, sowie der Individualität des Sprechenden wechselnden Geschwindigkeit der Rede überhaupt, teils nach dem Nachdrucke, mit welchem eine

Silbe hervorgehoben wird, teils darnach, ob die Mitlaute im An- oder Auslaute ſtehen, ob ſie einfach, zuſammengeſetzt oder verdoppelt auftreten, teils auch noch darnach, ob ſie einem gedehnten oder geſchärften Hellaute folgen. Werden ſie für ſich allein ausgeſprochen, ſo kann man ſie nach Willkür kürzere oder längere Zeit aushalten. Dies iſt bei den folgenden drei Paaren, dem harten **p**, **t**, **k** und dem weichen **b**, **d**, **g**, nicht der Fall. Dieſe werden ſämtlich bei gänzlich abgeſperrt bleibendem Naſenkanale durch die gleichfalls auf einen Augenblick völlig geſchloſſene, aber plötzlich gewaltſam mit einer kleinen Exploſion geöffnete Mundhöhle geſprochen. Sie heißen deshalb Knall- oder Stoßlaute.

Bei dem erſten Paare geſchieht der Verſchluß, wie bei dem **m**, durch die aufeinander gepreßten Lippen, bei dem zweiten, wie bei dem **n**, durch feſtes Anlegen der flachen, breiten Zunge an die Lade der Oberzähne und bei dem dritten durch Zurückſchieben der Zunge, ſoweit es das Zungenband geſtattet, ſo daß ihr hinterer Teil den weichen Hintergaumen berührt und dicht bedeckt. — Einen Augenblick lang wird alſo auf dreierlei Weiſe die Bewegung der Sprechwerkzeuge und das Ausfließen des Luftſtromes vollſtändig unterbrochen und letzterer aufgeſtaut.

Bleibt während dieſer Pauſe die Zunge in ihrer gewölbten Lage und wird die kleine Exploſion durch den verſtärkten, reinen, d. h. tonloſen Hauch bewirkt, ſo hört man das harte **p**, **t**, **k**; wobei man nach dem Knalle aber nicht noch ein durch vermehrten Lungendruck erzeugtes hartes **h** hören laſſen darf, was ſehr fehlerhaft wäre. — Zieht man hingegen die Zunge in die Mundhöhle zurück, hebt und krümmt dabei die Spitze etwas, ſo daß eine muldenartige Vertiefung entſteht; ſenkt ſich hinten die Zunge noch ſo weit, daß ſie einen Teil des Luftſtromes in die Naſenhöhle leitet, den andern in die nach vorn verſchloſſene Mundhöhle (von wo er zurückgedämmt wird), ſo bringt nun die dadurch veranlaßte Stauung des Lungenluftſtromes im Kehlkopfe den Halbton hervor, welcher die den harten Stoßlauten eigne Pauſe ausfüllt. Mit einem leichten Knalle entſteht dann das weiche **b**, **d**, **g**, das auch mit der Exploſion wieder verſchwindet.

Außer **m** und **n** giebt es noch einen weichen Mitlaut, der durch die Naſe geſprochen, aber nicht durch einen einzigen Buchſtaben, ſondern durch **ng** (nk) bezeichnet wird. Dieſer dritte deutſche Naſenlaut, nur als Auslaut vorkommend, kann einfach und zuſammengeſetzt ſein. Einfach iſt er in Wörtern wie: Ding, Ring, Rang, Geſang. Davon, daß man ihn in dieſen Wörtern bei rein hochdeutſcher Ausſprache nur als einfachen Auslaut hört, kann man ſich leicht durch beliebig langes Aushalten desſelben und einer unmittelbar darauffolgenden Pauſe überzeugen.

Um ihn hervorzubringen, muß man den Mund etwa wie beim geschlossenen a oder e öffnen, die Zunge mit ihrer auf- und rückwärtsgebogenen, eine muldenförmige Vertiefung bildenden Spitze zurückziehen und ihren hintern Teil an den weichen Gaumen anlegen, als ob man k sprechen wollte, wobei der Hauch von der Mundhöhle völlig abgeschlossen und in der Stimmritze der Halbton erzeugt wird, der dann als einfacher Laut ng durch den Nasenkanal entweicht. In der zusammenhängenden Rede kommt der reine, einfache Nasenlaut **ng** nur dann vor, wenn einer der beiden andern Nasenlaute **m** oder **n** darauf folgt. Die Ablösung der Hinterzunge von dem feuchten, weichen Gaumen geschieht nicht plötzlich und gewaltsam, sondern ohne Unterbrechung des Halbtones, ganz allmählich, leicht und sanft.

Tritt aber ein anderer weicher oder harter Laut, Mitlaut oder Selbstlaut, hinzu, so bestehen **ng** und **nk** nicht mehr allein aus dem einfachen Halbton, sondern sind zusammengesetzt aus diesem und entweder dem weichen oder harten Gaumenstoßlaute **g** oder **k**.

Die übrigen im Alphabete noch vorhandenen Mitlaute c, *qu*, *x*, *z*, **tz** sind aus den beschriebenen zusammengesetzte Laute. Das weiche *x* ist zusammengesetzt aus dem weichen Gaumenstoßlaute g und dem weichen Hauchlaute ſ, das harte aus dem harten Gaumenstoßlaute **g** (k) und dem harten Hauchlaute **s**.

Wir lassen nun eine Übersicht der vorstehend beschriebenen Mitlaute des Hochdeutschen folgen.

Mitlaute.	Tonmitlaute.	Hauchlaute.	Stoßlaute.
weiche oder tönende .	j l m n r w	h v ſ z	b d g
harte oder tonlose . .	g ch	h f pf ß s ſch	p t k

Anmerkung. Der Verfasser hat die Absicht, später in einem ausführlichen Lehrgange für die Elementarstufe zu zeigen, wie die mundartliche Aussprache der Kinder in die hochdeutsche umzusetzen sei. Er ist nämlich derselben Ansicht, die Hildebrand in seinem berühmten Buche „Vom deutschen Sprachunterricht" ausspricht, daß das Hochdeutsche, auch die Aussprache desselben, im engsten Anschluß an die in der Klasse vorgefundene Volkssprache gelehrt werden müsse. Für den Verfasser würde die erzgebirgische Mundart in Frage kommen. — Auch wäre noch zu zeigen, welche Veränderungen die Aussprache einzelner Laute in ihrer Verbindung zu Silben und Wörtern erfährt.

Zu Schillers Gedicht: Das verſchleierte Bild von Sais.

Von G. Hauff in Beimbach.

Über das genannte Gedicht habe ich mich in meinen Schillerſtudien S. 70 flg. eingehend ausgeſprochen. Ich halte an der Auffaſſung, die ſich dort findet, im allgemeinen jetzt noch feſt; einiges muß ich anders beſtimmen, ſo z. B. gleich das Verhältnis zu den Worten des Wahns. Es iſt nicht richtig, daß, wie ich S. 76 ſage, dieſes Gedicht gar nicht zur Vergleichung mit dem Bild von Sais angeführt werden dürfe, indem die Worte des Wahns ſich nur an den erſten Teil des Orakels halten, daß der Schleier nicht gehoben werden könne. Man kann beide Gedichte in ein harmoniſches Verhältnis zueinander ſetzen. Dem irdiſchen Verſtand wird die Wahrheit nie erſcheinen; könnte jemand den Schleier der Wahrheit heben, ſo hätte er es zu bereuen. Dies an und für ſich Unmögliche wird nun in ein Märchen, das in dem alten Wunderland Ägypten ſpielt, in eine Geſchichte, die ſich wirklich einmal zugetragen haben ſoll, umgeſetzt. Der Jüngling, der in dieſer Parabel oder Legende den Schleier der Göttin hebt, macht ſich ſelbſt für ſein ganzes Leben unglücklich, ja er verkürzt ſich ſein Leben. Könnten wir den Schleier heben, ſo hätten wir dasſelbe Schickſal wie er. Somit erſcheint die an und für ſich traurige Thatſache, daß wir die reine, hüllenloſe Wahrheit nicht zu erkennen vermögen, als eine wohlthätige Einrichtung, eine heilſame Schranke der menſchlichen Natur — und dadurch wird der peſſimiſtiſche Gehalt des Bildes von Sais weſentlich gemildert.

Allerdings alſo iſt, wie ich S. 201 ſage, der Widerſpruch mit den Worten des Wahns nur ſcheinbar; man kann recht wohl beide Gedichte vereinigen, wie ich dies a. a. O. weiter hätte ausführen können. Zu den Worten „Du preſſeſt den Geiſt in ein tönend Wort; doch der Freie wandelt im Sturme fort“ wäre zu vergleichen, was Schiller am 17. September 1800 an Goethe ſchreibt, bei Luthers und Kants Revolution ſehe man die alte Unart der menſchlichen Natur, ſich gleich wieder zu ſetzen, zu befangen und dogmatiſch zu werden. „Wo das nicht geſchieht, da fließt man wieder zu ſehr auseinander, nichts bleibt feſt ſtehen und man endigt, ſo wie dort, die Welt aufzulöſen, und ſich eine brutale Herrſchaft über alles anzumaßen“. In der Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs tadelt Schiller ſogar die dogmatiſche Feſtſetzung der Wahrheit in dem vergleichungsweiſe einfach und weitherzig gehaltenen Augsburgiſchen Bekenntnis.

Mehreres in dem Gedicht bleibt dunkel. „Wer mit ſchuld'ger Hand den verbotnen Schleier früher hebt, eh' ich ſelbſt ihn hebe, der — — der ſieht die Wahrheit“. Iſt jedes Heben des Schleiers eine Schuld? oder kann der Schleier zu ſeiner Zeit von einer reinen Hand gehoben

werden? Jene Erklärung scheint die richtigere, die durch den Gang des Gedichts bestätigt wird. Aus guten Gründen fühlt sich nicht einmal der Hierophant versucht, den Schleier zu heben. Was hätte er wohl geschaut? Ohne Zweifel, was der Jüngling sah. Wenn in der Sendung des Moses zu lesen ist, erst nach mancherlei Vorbereitungen seien die Ägypter zum vollen Licht der Wahrheit gelangt und erst im innern Heiligtum sei die Decke ganz von ihren Augen gefallen, so gehört dies nicht in den Gesichtskreis unseres Gedichts, das die Mysterienlehre voraussetzt, aber über die wahre Natur der Gottheit, ihr Verhältnis zur Welt und zum Menschen weitere Aufschlüsse in Aussicht stellt („bis ich selbst ihn hebe"), die freilich über das gewöhnliche menschliche Begriffsvermögen hinausgehen.

„Wer den Schleier hebt, der *sieht* die Wahrheit". Meines Erachtens will dieses Gedicht mehr gehört, als gelesen sein. Mit einer gewissen warnenden Ironie und so nachdrücklich als möglich muß dieser zweite Teil des Orakels gesprochen werden.

Was hat denn nun der Jüngling gesehen? Nach meiner Auffassung ist im Sinne des Dichters das Bild der Göttin noch vor seiner Enthüllung lebendig geworden. Wer ist denn das *es*, die geheimnisvolle Macht, die mit ihrem Arme den Jüngling wegstößt? Sein Gewissen kann es nicht sein; denn dieses hatte er ja übertäubt. Wenn er von Mitternacht bis zum Morgen in dumpfer Betäubung da lag, so kann dies nicht eine Wirkung des erwachten Gewissens gewesen sein, wie eine rationalisierende, unpoetische Auffassung behauptet; sein Gewissen erwachte in ihm erst wieder, als er zur Besinnung zurückgekehrt war. Die Macht, die ihn zuerst weggestoßen hatte, kann nach Hebung des Schleiers nicht ruhig und unthätig geblieben sein. Die Priester finden den Jüngling am andern Tag besinnungslos und bleich am Fußgestell der Isis ausgestreckt. Und das Isisbild selbst — war es entschleiert? Gewiß nicht, sondern, wenn wir den Spuren des Dichters nachgehen, die Göttin hat den frevelhaft herabgezogenen Schleier sogleich wieder über ihre Gestalt gebreitet. — „Bis ich selbst ihn hebe" — enthält eine Hoffnung, die aber eben keine Gewißheit ist; man fühlt sich unwillkürlich versucht, nach diesen Worten ein Fragezeichen zu setzen. „Bis ich selbst ihn hebe" — hier oder dort? allen Menschen oder nur einigen Auserwählten? Die Worte lauten sehr unbestimmt.

In meinen Schillerstudien[1]) S. 73 führe ich einige Parallelen zu dem Gedicht an und fahre dann fort: „Könnte man nicht auch eine Parabel

---

1) Schillerstudien von G. Hauff. Stuttgart, Abenheim 1880. Gegenwärtig einzig zu beziehen durch Hans Lüstenöder in Berlin W. 35.

bilden, wie ein hebräiſcher Fauſt den Gott, den der Menſch nicht ſehen kann und von dem er ſich kein Bild und Gleichnis machen darf, weil er ſich keins von ihm machen kann, doch um jeden Preis ſehen will? Er ſieht ihn zuletzt wirklich, aber auf Koſten ſeines Lebens oder doch ſeines innern Friedens. Wäre nicht auch hier der Punkt, in dem die einander widerſprechenden Teile des Gebots: „Gott iſt unſichtbar, darum begehre niemand, ihn zu ſehen" ſich berühren und einigermaßen ausgleichen, der Gedanke, daß, wer ihn ſieht, ſterben muß? Zum Überfluß können wir eine Parallele aus Schiller ſelbſt anführen: Semele. Ja, wenn wir der mythologiſchen Phantaſie die Zügel ſchießen laſſen, ſo denken wir uns einen germaniſchen Jüngling, der den rätſelhaft geheimnisvollen, ſich gern in menſchliche Geſtalten verkleidenden Wandrer Odin in ſeiner wahren Geſtalt ſehen möchte und auch ſeines Wunſches gewährt wird, aber ſo, daß er zu des Sturmgotts Heer entrafft wird, das in den Lüften brauſt."

Ich kann nun eine weitere Parallele anführen, nämlich Pfeffels aus dem Jahre 1759 ſtammendes Gedicht: „Die Harmonie der Sphären."

Ein Jüngling las von ungefähr
Von einer Harmonie der Sphären.
Im Augenblicke wünſchet er,
Den ſtolzen Reigen anzuhören,
Und bat den großen Jupiter,
Ihm ſein Verlangen zu gewähren.
Umſonſt ſprach Zeus: O junger Thor!
Das göttliche Konzert der Sphären
Iſt nicht für eines Menſchen Ohr!
Er ließ nicht ab, ihn zu beſchwören,
Bis Zeus einſt die Geduld verlor
Und ſich entſchloß, ihn zu erhören.
Er rühret ſeinen Scheitel an;
Der Jüngling hört durch alle Himmel,
Und was? ... ein raſſelndes Getümmel,
Ein tauſendſtimmiger Orkan,
Bewehrt mit Graus und Untergange,
Und alle Donner, durch die Hand
Des Rächers auf die Welt geſandt,
Sind gegen dieſem Rundgeſange
Dem Summen einer Biene gleich.
O Zeus, was läſſeſt du mich hören?
So rief der Jüngling ſtarr und bleich:
Iſt das die Harmonie der Sphären?
So brüllt die Hölle nach dem Raub:
Ha, mache mich viel lieber taub,
Du fürchterlicher Gott der Götter!
Jetzt rufet Zeus aus einem Wetter:
Erkenne, blödes Erdenkind,
Daß Menſchen keine Götter ſind.
Du hörſt ein ſchreckendes Getümmel,
Und ich — die Harmonie der Himmel.

Siehe: Poetiſche Verſuche von Gottlieb Konrad Pfeffel, 1. Teil. Vierte Auflage, 1796, S. 91. — In H. Hauffs Auswahl aus Pfeffels Fabeln und poetiſchen Erzählungen (Cotta, 1861) II,1 iſt der Anfang, ohne Zweifel nach einer ſpäteren Ausgabe der Gedichte, ſo geändert: „Ein Jüngling las von ungefähr — von einer Harmonie der Sphären — im Plato: „Ha, die muß ich hören!" — rief er und bat den Jupiter ꝛc." Die Idee von der Harmonie der Sphären iſt urſprünglich pythagoräiſch, und Pythagoras wollte dieſen Einklang, den das menſchliche Ohr nicht vernehmen könne, unter allen Sterblichen allein gehört haben. Nach meiner Anſicht hätte daher Pfeffel die Warnung, die Harmonie der

Sphären hören zu wollen, dem Pythagoras selbst in den Mund legen können. Daß diese in Platons Timäus wiederkehrende Vorstellung im Anfang von Goethes Faust (Prolog im Himmel) verwertet wird, haben die Erklärer mit Recht angemerkt. Ein sterbliches Ohr, könnte man in Pfeffels Sinne sagen, würde den Wettgesang der Brudersphären nicht ertragen, würde vor der tiefen schauervollen Nacht, den wütenden Stürmen, dem Donner und Blitz die tiefe Harmonie der entgegengesetzten Erscheinungen überhören. Ein Sterblicher ist bei dieser Scene nicht zugegen: es würde ihm Hören und Sehen vergehen, gleichwie Faust später vor der Flammenbildung des Erdgeistes ohnmächtig niedersinkt. — Eine Abhängigkeit Schillers oder Goethes von Pfeffel kann ich, obgleich die Zeitfolge stimmte, nicht annehmen.

Allerdings hat das Bild von Sais große Ähnlichkeit mit der Harmonie der Sphären. In beiden Gedichten spielt ein Jüngling die Hauptrolle, und zwar ein griechischer Jüngling; auch Schillers Jüngling wird, wie es scheint, von einem andern Land nach Sais getrieben. Weiter will ich diesen strittigen Punkt nicht verfolgen. Die Warnung kommt bei Schiller vom Hierophanten, bei Pfeffel von Zeus. Sie hat bei beiden denselben Grund: die reine Wahrheit, in der alle Gegensätze sich zu schöner Harmonie aufheben, ist dem Menschen nicht beschieden; sie würde, könnte er sie erkennen, ihn unglücklich machen. Die Schuld beider Jünglinge besteht darin, daß sie die nicht willkürliche, sondern im Wesen der Sache begründete und zu ihrem Besten gegebene Warnung überhören, ja übertäuben; dafür werden sie gestraft. Zwar wird Pfeffels Jüngling noch zu rechter Zeit gerettet und in den früheren Stand versetzt; aber Schillers Jüngling büßt sein frevelndes Beginnen mit tiefer Schwermut und frühem Tode. Pfeffel sagt uns, was der Jüngling gehört hat; bei Schiller können wir nur von der erschütternden, besinnungraubenden Wirkung des Gesehenen auf die Beschaffenheit der Ursache schließen.

„Nimm einen Ton aus einer Harmonie!“ — Diese Worte erinnern an Pfeffels Harmonie der Sphären. Die Harmonie findet wirklich statt, aber nur für die Gottheit. Ähnlich spricht Joh. v. Müller am Schluß seiner Weltgeschichte von dem mystischen Wagen der Weltregierung, der unter unaufhörlichem Geprassel, Geschrei und Schnattern über den Ozean der Zeiten fortgeleitet wird; bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! — Das Geprassel und Geschnatter, könnte man vielleicht in Müllers Sinn hinzusetzen, ist für diesen großen Geist schöne Harmonie.

Ein Hauptunterſchied zwiſchen Pfeffel und Schiller iſt nicht zu vergeſſen. Der Gedanke, daß, was für die Gottheit Harmonie iſt, dem Menſchen als Disharmonie erſcheint und die hüllenloſe Wahrheit, mit Leſſing zu reden, nur für Gott iſt, für den Menſchen aber nur das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit übrig bleibt, dieſer Gedanke wird von Schiller bei weitem nicht ſo beſtimmt ausgeſprochen, wie bei Pfeffel. Nach Pfeffel kann kein ſterbliches Ohr die Harmonie der Sphären hören; Schillers „bis ich ſelbſt ihn (den Schleier) hebe" klingt ſehr unbeſtimmt: vielleicht, vielleicht auch nicht. Schiller ſchließt die Möglichkeit nicht aus, daß, was der Jüngling ſah, vielleicht auch hörte, nur für ihn ſchrecklich war, während das wahre Weſen der Gottheit Harmonie, Liebe, wohlthuende Wahrheit iſt; er ſchließt dieſe Möglichkeit nicht aus, hebt ſie aber auch nicht beſonders hervor. Er wird überhaupt gegen den Schluß ſehr kurz. Der Grundcharakter des Gedichts bleibt peſſimiſtiſch.

Viehoff erinnert an die bibliſche Erzählung vom Sündenfall. Auch dem Fall Adams und Evas geht eine Warnung voran und die Strafe folgt nach. Die Wahrheit wird von Schiller mit der Gottheit als eins gefaßt. Wer die Iſis ſehen könnte, der ſähe die Wahrheit, aller Dinge Quell und Samen. Die „göttlich ſchönen und göttlich ruhigen Züge" der Iſis, die der Jüngling nach einer neueren Deutung geſehen haben ſoll, hätten ihn zu göttlicher Ruhe und reiner Harmonie ſtimmen müſſen; ich erlaube mir daher, von eiſig kalten, ſchauerlich erhabenen, zurückſtoßenden Zügen im Geſichte des Rieſenbildes zu reden.

Der altteſtamentliche Gott, der ein verzehrendes Feuer iſt (Hebr. 12,29), kann nie oder nur in den allerſeltenſten Fällen geſehen werden. In meinen Schillerſtudien habe ich verſchiedene Parallelen aus anderen Religionen angeführt. Übernatürliche und übermenſchliche Geſtalten überhaupt ſoll man nach dem Volksglauben nicht zu ſehen begehren. So ſoll man ſich des Guten, das man Zwergen oder Heinzelmännchen verdankt, dankbar erfreuen, aber nicht nach ihrer Geſtalt forſchen; man würde dies zu bereuen haben. Beſonders anziehend iſt die ſchwäbiſche Volksſage vom Klopferle von Sachſenheim. Sein Herr, der Ritter, dem er bisher lauter Glück gebracht hatte, will ihn in übermütiger Laune in ſeiner wahren Geſtalt ſehen, nicht immer nur ſein Klopfen hören. Nach dreimaliger vergeblicher Warnung erſcheint er ihm als ein tieriſches Ungeheuer, brauſt zum offenen Fenſter hinaus und läßt das Schloß hinter ſich in Flammen aufgehen.

Aus Schiller ſelbſt laſſen ſich Parallelen anführen. „Der Menſch verſuche die Götter nicht, und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen, was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen" ruft der Taucher aus, gerade wie der Jüngling in unſerem Gedicht ſich zuruft: „Verſuchen den

Allheiligen willst du?" Den Taucher treibt die Liebe zu der Königstochter, den Jüngling von Sais ungezügelter Wissensdurst in den Untergang; im Taucher wird ursprünglich der König vom Verlangen beseelt, die dunkle Tiefe des Meeres so genau als möglich kennen zu lernen und dieses Verlangen gereicht dem Jüngling zum Verderben. Ähnlich verhält es sich mit Kassandra. Der Schleier, der die Zukunft ihrer Vaterstadt und ihrer Landsleute bedeckte, ist gehoben, aber ebendamit ist ihres Lebens Heiterkeit dahin. Die Trojaner, die fröhlich in den Tag hineinleben und die Unglücksprophetin verlachen, sind besser daran als die Seherin, die das Verhängte nicht wenden kann. Ihre Klage erweitert sich s. z. s. durch einen Analogieschluß zu Betrachtungen wie: „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt? — Nur der Irrtum ist das Leben und das Wissen ist der Tod". Aus Horaz vergl. Od. I, 11. 17. III, 29.

Zur Erklärung des Gedichts verweise ich noch auf die mir zusagende Erörterung in dem liebenswürdigen Büchlein: Schillers lyrische Gedankendichtung in ihrem ideellen Zusammenhange, beleuchtet von Dr. E. Philippi. Augsburg 1888. S. 29 flg. Philippi verweist besonders auch auf Schillers Poesie des Lebens. „Um die verderbliche Wirkung der absoluten Erkenntnis darzustellen, läßt Schiller das Unmögliche geschehen; der wissensdurstige Jüngling hebt in der That den Schleier und straft in diesem Punkte das Orakelwort Lügen". (Gegen letztere Auffassung vgl. meine Schillerstudien S. 73; der Ausdruck „Lügen strafen" ist schwerlich im Sinne Schillers; die Zweideutigkeit des Orakels darf nicht übertrieben werden). Daß er wirklich die Wahrheit erblickt hat, beweist sein Ausruf: „Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!" — Wir sollen, diese Lehre liegt in der Parabel, die uns versagte absolute Erkenntnis nicht ungestüm fordern und abtrotzen, sondern uns genügen lassen an der dem endlichen Geiste gemäßen relativen Erkenntnis und dem mühevollen, aber nie vergeblichen, unsre Kräfte stählenden Forschen, welches nach Lessings bekanntem Wort ein höheres Gut ist, als der Besitz der Wahrheit. — Unser Gedicht aber fügt den Gedanken hinzu, daß überhaupt und an sich die unverhüllte Wahrheit etwas Unerfreuliches, etwas Schreckliches sei. — Der Jüngling hat sie wirklich erblickt; er hat das Absolute, das Allseiende geschaut und dieser Anblick hat ihm auf ewig seines Lebens Heiterkeit geraubt. So furchtbar also ist die Wahrheit. — Hat ihn vielleicht Schopenhauers unbewußter, unvernünftiger und ewig unbefriedigter absoluter Wille angegrinset? — so sind wir Neueren versucht zu fragen. — Jedenfalls geht ein tief pessimistischer Zug durch dieses wie durch so viele andere Gedichte Schillers".

Wer die verſchiedenen Erklärungen des Gedichts — namentlich an der Hand meiner Schillerſtudien — miteinander vergleicht, der wird finden, daß ſie nicht alle miteinander übereinſtimmen. Meine Erklärung hebt die Schuld des Jünglings, der alle Mittelſtufen überſpringen und das Abſolute wie einen Raub an ſich reißen will, klar hervor; ſie geht aber auch auf den Punkt genauer ein, den die meiſten Erklärer nicht genug würdigen, ich meine auf die Frage, ob der Jüngling hinter dem Schleier etwas geſehen und was er geſchaut habe. Schiller hat ſich hier ſehr kurz gefaßt; er läßt uns aber von der Wirkung auf die Urſache ſchließen. Hier wird es nun dem Erklärer erlaubt, ja geboten ſein, ſich in die Phantaſiewelt des Dichters zu verſetzen, mit Hilfe der kombinierenden Phantaſie die Lücken auszufüllen und durch Vergleichung mit anderen Gedichten die Grundanſchauung der Parabel in ein helles, nach allen Seiten befriedigendes Licht zu rücken.

Zur Rektion der Präpoſitionen unfern und unweit.

Von **Franz Branky** in Wien.

Die Präpoſitionen unfern und unweit ſind hinſichtlich ihrer Rektion von nicht geringem Intereſſe. Die Meinungen der Sprachlehrer gehen, was die Fügung dieſer beiden Wörter anlangt, weit auseinander: Der eine iſt der Anſicht, nur mit dem Genetiv dürfe man ſie verbinden; ein anderer hält bloß den Dativ für richtig; einem dritten gilt dieſe Konſtruktion für eine Ausnahme; ein vierter behauptet, nur die edlere Sprache bediene ſich des Genetivs und die alltägliche Umgangsſprache des Dativs; ein fünfter beſpricht die Fügung dieſer Wörter gar nicht, und noch ein anderer ſtellt es dem Belieben des Sprechers und Schreibers anheim, ob er unfern und unweit mit dem Dativ oder Genetiv verbinden wolle. Dr. K. Nerger, der kürzlich Krauſes deutſche Grammatik für Ausländer jeder Nationalität herausgegeben hat (Roſtock, Werther 1889, S. 213), beſchränkt ſich bei der Stelle, wo er dieſe Präpoſitionen abhandelt, einzig und allein auf die Angabe der Beiſpiele: unfern des Waldes und unfern des Meeres. Für Inländer iſt dieſe Darſtellung ſchon dürftig genug, geſchweige denn erſt für Ausländer, denen Inhalt und Herkunft dieſer Wörter ganz fremd ſind. Dr. v. d. Löbſche läßt in ſeinem deutſchen Hilfswörterbuche (bei Nagel, Mühlheim a. d. Ruhr, S. 393 und 398), welches eigens in Bezug auf den richtigen Gebrauch des Dativs und Akkuſativs zuſammengeſtellt iſt, dieſe Frage auch ungelöſt, denn der einzige dort mitgeteilte Beleg „unfern der Stadt“ entſcheidet in Rückſicht auf den Dativ nichts, weil „der Stadt“ ebenſogut

auch als Genetiv aufgefaßt werden kann. Unweit, heißt es weiter, stünde bei Nominapropria bloß in Verbindung mit von, bei Sachnamen bloß mit dem Genetiv. Die nachfolgenden Belege werden zeigen, daß dieses Urteil zu eng ist. Nicht immer muß es unweit von Wien, unweit von Berlin, unweit von Dresden heißen, und bei Sachnamen kann der Dativ ebensogut wie der Genetiv stehen. Auffällig aber bleibt der Umstand, daß eine große Anzahl von Sprachbüchern nahezu dieselben Beispiele zur Besprechung der Rektion dieser zwei Verhältniswörter heranzieht, was den Anschein hat, als wendete man nicht genug Fleiß an, um bei verschiedenen Schriftstellern nachzusehen, wie es hinsichtlich der Fügung von unfern und unweit aussieht. Man gewinnt sogar die Überzeugung, daß ein Beispiel von einem Sprachbuche ins andere hinübergenommen wird. Man blättere beispielsweise in mehreren Sprachbüchern nach und vergleiche, wie oft Schillers Satz „unfern dem Einfluß der Havel" als Musterbeispiel für die Dativfügung abgedruckt ist. Unwillkürlich fragt man sich, giebt es in unserem Litteraturschatze nur diesen einzigen Satz, daß immer nur der und fast nie oder äußerst selten ein anderer Beleg zur Veranschaulichung der Regel erscheint?

Meine kleine Sammlung von Beispielen, die ich mir zur Besprechung der Rektion der in Rede stehenden Wörter aus den verschiedensten Schriftstellern zusammengetragen habe, erlaube ich mir hier mitzuteilen und die Belege gleich in eine sachgemäße Ordnung zu bringen.

A. Unfern und unweit mit dem Genetiv.

a) Unfern.

Unfern des Feuers lagen ein paar große Baumstämme. Unfern des Wohnhauses ist eine Kapelle erbaut (Panzers Beiträge z. deutsch. Myth. I. 64). — Unfern des Ufers stand eine Hütte (R. Benedix, der mündl. Vortrag II. 82). — Als die beiden wider Erwarten unfern des Flusses in ein Seitengäßchen bogen (Fr. Halm IV, S. 51). — So lag z. B. unfern des Großmannschen Hauses auf einer sandigen mit Gras bewachsenen Anhöhe eine morsche Hütte (Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes, S. 54). — Unfern des Thores (A. v. Tromlitz, der Fall von Missolunghi, S. 50). — Unfern des Dorfes Wallwitz liegt ein altes Hünen- oder Riesenbett (Zeitschr. für Volkskunde I, S. 22). — Unfern des Schlosses erhebt sich die Kathedrale des Landes (Kügelgen a. a. O. 341). — Die Altertümer, welche unfern des Städtchens liegen (G. H. v. Schubert, erzählb. Schriften. VI. 1, S. 143). — Unfern des Wasserfalles u. s. w. (das. VI. 2, S. 238). — Unfern des Kotzenplatzes . . . (J. Proschkos Jugendschr.

XX, S. 105). — Unfern der alten Grenzen von Anjou und Touraine (Zeitschr. f. deutsch. Philolog. XVII, S. 7). — Unfern des Bodensees . . . (Pädag. Blätter v. Dr. C. Kehr, Jahrg. 1888 S. 151). — Unfern des Hämus . . . (W. Scherer, Gesch. d. deutsch. Litt. S. 33).

b) Unweit.

Von hier aus sah ich auf einem Hügel der Seeküste, unweit des feindlichen Lagers, eine ziemliche Menge Leute (Bürgers Münchhausen, S 67. Reclam). — Diese (die Kosaken) machten unweit des Thores halt (Kügelgen a. a. O. S. 129) — Unweit des Schlosses befand sich ein Wald (Obentrauts Jugendbibliothek XXII. S. 43). — Unweit des Kapitols (G. H. v. Schubert a. a. O. I, S. 418). — Unweit dieser Ruinen zeigen noch einzelne Trümmer die Stätte an (derselb. VI. 2, S. 180). — Unweit des Städtchens (daselbst S. 214). — Unweit des Örtchens saßen wir lange (daselbst, S. 275). — Unweit des Domes — unweit der Statuen (H. Jakobs In Italien I 49; 147). — Unweit des Pasterzengletschers fand er den Tod (Rappolt, Sagen aus Kärnten, S. 165). — Der unweit des Pfarrhofes hielt (J. Kehrein, deutsch. Lesb. Oberstufe, S. 10). — In Lydien, unweit des alten Sardes und des Gygessees (Deutsch. Lesb. f. d. östr. Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten I, S. 92). — Franz verkroch sich in eine hohle Eiche unweit des Weges (Ch. Schmid, sämtl. Werke 16, S. 118). — Ich erfuhr, daß die Braut unweit des Ortes angelangt wäre (H. Steinhausen, Irmela, S. 166). — Die Kirche liegt unweit des Dorfes. Wir gingen unweit des Flusses spazieren. (Beide Belege aus Dr. Ludw. Frauers nhd. Gram. S. 194). — Seine Schwester sei vor einigen Jahren unweit des Hauses gestanden, als . . . (Ludw. v. Hörmann, Die Jahreszeiten in den Alpen, S. 166).

B. Unfern und unweit mit dem Dativ.

a) Unfern.

Unfern dem großen Steine (Schiller, Geschichte des 30jähr. Krieges I. 3. Buch). — Unfern dem Thor Trözens (derf., Phädra, V. Aufz. 1). — Unfern dem Kloster . . . (derselbe in der Braut von Messina 11, Sc. 1). — Unfern den Gräbern, wo seine königlichen Ahnen ruh'n (Phädra, V. 1). —

Und fiel unfern dem Krater —
Manfred in blut'ger Schlacht.

(Wolfg. Müller von Königswinter III. S. 10). — Täglich kam sie an eine gewisse Stelle unfern dem Schlosse (Rappolt a. a. O. S. 86).

— Unfern dem Millstädtersee lebte ein Holzknecht (das. 165). — Unfern dem Kotzenplatze (Js. Proschko a. a. O. S. 105). — Oben war die Villa des Cicero, welchen hier unfern seinem geliebten Landsitze die Dolche der Mörder ereilten (G. H. v. Schubert a. a. O. VI. 2. S. 192). — Die Stelle „quand ils approchèrent de la salle du trône, Cacambo demanda à un grand officier" ... übersetzt Dr. Ralph mit: Unfern dem königlichen Hörsaal fragte Kakambo einen von den obersten Kronbedienten (Oeuv. chois. de Voltaire, Wien 1810, III. S. 207).

b) Unweit.

Eine Hütte ist unweit dem Ufer (Schiller, Tell I. 1.). — Gustav Adolf hatte sein Lager unweit dem Einfluß der Havel in die Elbe bezogen (ders. in d. Gesch. d. 30jähr. Krieges I. 2). — Man sieht unweit dem Fort St. Jean ein Basrelief (Schubert, a. a. O. VI. 1. S. 172). — Unweit dem ringförmigen Hügelwalle ... (ders. VI. 2. S. 135). — Unweit dem Triumphbogen des Titus (ders. VI. 2. S. 145). — Unweit dem Salinenstädtchen Hall in Tirol (Österr.-ung. Revue III. S. 158). — Unweit dem Bilde des hl. Germanus lag der Leichnam (Van der Velde XXI. 2. Teil S. 98). —

Das Feuer, es war nur ein Feuer der Freude
Vom Volke gezündet unweit dem Gebäude.

(Gedichte v. K. Simrock. Neue Auswahl, S. 139). — Da er unweit dem Thore war (H. Steinhausens Irmela, S. 133). —

Dort ruht, unweit dem Altar,
Heinrich der Vierte, der Kaiser war.

(Die Sagen der Pfalz, Stuttgart, Göpel 1842, S. 148.)

c. Unfern und unweit einer Partikel voraufgehend.

a) Unfern.

Unfern vom Kloster der Barmherzigen (Schiller, Die Braut von Messina, 7. Sc.). — Die Tante, unfern in ihrem Schlosse wohnend (Goethe, W. Meisters Wanderj. VIII. S. 48)[1]). — Drei Königstöchter, die unfern in einer Felshöhle wohnen (Uhland I. 75). — Und unfern von ihnen werden zwei herabgeschmetterte Füße bemerkt (G. H. v. Schubert a. a. O. VI. 2. S. 142). — Unfern von dem Dorf liegt gemütlich das Haus (Wolfg. Müller von Königswinter I. 248). — Dann geht der Zug nach St. Peters Kirche unfern davon auf einem Hügel gelegen (J. Grimm, R. A. S. 254). — Unfern von dem südlichen Ende des Burgholzes

1) Goedekes Ausgabe in 15 Bänden.

(Panzers Beiträge z. d. Mythologie I. 40). — Ebenso auch die ältere Form unferr: Unferr von dem Land Wallis pflegten etliche an deß heyligen Theoduli Geburts- und Festtag ihr Hew auf den Wissen zusamen scharen (Helvetia sancta S. 136).

b) Unweit.

Da that sich unweit von ihnen die Thür eines Hauses auf (H. Steinhausen, Irmela, S. 130). — Nur unweit von ihm weidete ein weißer (!) Schimmel (Obentraut a. a. O., S. 61).

Rein adverbial steht unweit in folgenden Fällen: Unweit steht der keusche Bräutigam (M. v. Diepenbrocks geistl. Blumenstrauß, S. 132). — Die ich unweit gewahrte (Steinhausen, Irmela, S. 182). — Unweit von da (daselbst S. 168).

Unweit geht dem Nomenproprium nicht unselten unmittelbar vorauf: Unweit Aschersleben, unweit Göttingen (Lyon, Zeitschr. f. d. d. Unterricht II, S. 27). — Unweit Eching. — Unweit Rüdenhausen entspringt der Schildbrunnen. Für unweit findet sich auch die Form ohnweit, z. B. Ohnweit Augsburg (Panzers Beiträge I, S. 62, 171; 55).

Zieht man aus den angezogenen Belegen die Ergebnisse, so kommt man dazu, daß die beiden aus den Adverbien fern und weit durch die Partikel un gebildeten Präpositionen ein Raumverhältnis der Nähe, der geringen Entfernung bezeichnen und sowohl mit dem Genetiv, als auch mit dem Dativ gefügt werden. Häufig stehen sie mit den Partikeln in, von, davon in Verbindung, wobei ihre adverbiale Natur und Wesenheit wieder deutlich zum Vorschein kommt. Auch ganz rein adverbiell, d. i. bloß das Verbum nach geringer Entfernung bestimmend, werden sie gesetzt. Einem Eigennamen gehen sie oft unmittelbar vorauf, häufiger jedoch unweit als unfern.

Wer dieses Kapitel noch des weiteren verfolgen will und diesen Präpositionen noch tiefer nachspürt, der kommt auch zur Überzeugung, daß ein und derselbe Schriftsteller bald den Genetiv, bald den Dativ unter ganz gleichen Umständen setzt. In den Werken Schillers wird ihm bloß der Dativ begegnen, in denen Goethes hingegen der Genetiv oder die Konstruktion mit einer Partikel; doch wird er dabei die Wahrnehmung machen, daß der Altmeister deutscher Dichtkunst diese zwei Präpositionen keineswegs bevorzugt; wo er sie hätte anwenden können, da trifft man vorwiegend „nicht weit" und „nicht fern" an, so daß man bei Goethe die Präpositionen unweit und unfern förmlich als Ausnahmen auffassen könnte. Die beiden Präpositionen sind auch jüngeren Ursprungs, sogenannte Neubildungen, und werden verhältnismäßig

ſelten angewendet. Die älteren Fügungen nicht weit und nicht fern ſind bei der weitaus größten Menge der deutſchen Schriftſteller üblicher und gebräuchlicher. Die ſogenannte Umgangsſprache, das Hausdeutſch, die Alltagsſprache, die dem bequemen Hauskleide gleicht, alſo nicht die höhere Sprechweiſe, meidet faſt dieſe Präpoſitionen. Man ſehe nur Sprechern auf den Mund, die ihr bequemes Hausdeutſch reden, und man wird bemerken, wie oft „nicht weit von dem und dem“ über die Lippen geht und wie ſelten die Wörter unweit und unfern. Schriften, die in dieſer Stilgattung geſchrieben ſind, zeigen ſelbſtverſtändlich auch dieſe Erſcheinung.

Schulz, Dr. Bernhard. Deutſches Leſebuch für höhere Lehranſtalten. I. Teil. Für die unteren und mittleren Klaſſen. 8. Auflage. Paderborn. Ferd. Schöningh, 1888. 565 S. 2 M. 65 Pf.

In dem vorliegenden Leſebuche iſt das Verhältnis zwiſchen Proſa und Poeſie das richtige, da erſterer 376, letzterer 217 Seiten gewidmet ſind.

Die erſte proſaiſche Abteilung, 87 Seiten umfaſſend, enthält Fabeln, Märchen und Erzählungen. Zu unſerer Freude hat der Herausgeber im erſten Abſchnitte Leſſing und Grimm, im zweiten Herder und Hebel ſehr bevorzugt. In der zweiten proſaiſchen Abteilung werden zunächſt auf 34 Seiten kleine Beſchreibungen, Schilderungen, Scenen und Bilder gegeben, ferner auf 79 Seiten griechiſche und deutſche Mythen und Sagen im weſentlichen nach der Ilias, der Odyſſee, dem Nibelungenliede und der Gudrun. Hierauf folgen auf 62 Seiten geſchichtliche Abſchnitte, wobei erfreulicherweiſe der deutſchen Geſchichte entſchieden der Vorzug vor der griechiſchen und römiſchen gegeben iſt, ferner auf 23 Seiten Charakterbilder, von denen wir beſonders J. Pauls Neujahrsnacht eines Unglücklichen und Immermanns weſtfäliſchen Hofſchulzen als gut gewählt erwähnen. Die nächſten 38 Seiten bieten naturgeſchichtliche und geographiſche Beſchreibungen, die darauffolgenden 50 Seiten Reden und ähnliche didaktiſche Abhandlungen. Von ihnen ſind beſonders „Der Menſch im Verbande mit der Menſchheit“ aus Herder und „Von der Ordnung“, „Von der Friedfertigkeit“, „Von der Schmeichelei“ aus Seume bemerkenswert.

Die erſte poetiſche Abteilung, 27 Seiten umfaſſend, enthält Fabeln, Parabeln und kleinere Gedichte, beſonders ſolche von Pfeffel, ferner poetiſche Erzählungen, Allegorien und Märchen, endlich Legenden. Die zweite bietet auf 43 Seiten lyriſche Gedichte, unter

denen wir einige, wie „Der Trompeter an der Katzbach", „Die Trompete von Vionville", allerdings für epische halten. Daran schließen sich auf 78 Seiten epische, besonders von Uhland, Goethe und Schiller. Es folgen nun auf 11 Seiten poetische Beschreibungen und Schilderungen, darunter aus Schillers Glocke „Die Macht des Feuers" und aus Goethes Hermann und Dorothea „Die Auswanderer" und „Des Hauses Umgebung". Auf den nächsten 13 Seiten finden sich didaktische und verwandte Gedichte. Daß der Herausgeber in diese Ausgabe die Gedichte von Lingg „Waldnacht" und „Mittagszauber" aufgenommen hat, ist nur zu billigen. Die letzten 5 Seiten enthalten kurze Angaben über das Leben der namhaftesten Dichter und Schriftsteller.

Nicht einverstanden können wir uns damit erklären, daß der Herausgeber nur auf den ersten 87 Seiten mit deutschen und lateinischen Lettern in den Lesestücken abwechselt, dann aber ausschließlich sogenannte deutsche verwendet. Auch würden wir zum Nutzen und Frommen der Schüleraugen größere Lettern wünschen, namentlich im poetischen Teile, in dem noch kleinere als im prosaischen stehen.

Leisnig. **Carl Franke.**

Boll, Hermann. 430 deutsche Vornamen als Mahnruf für das deutsche Volk. Leipzig, Gustav Fock, 1889. 22 S. 50 Pf.

Die Einleitung und das Schlußwort ist recht allgemein verständlich und mit patriotischer Begeisterung geschrieben. Mit vollem Recht tadelt der Verfasser die namentlich in bürgerlichen Kreisen vorhandene Sucht, den Kindern fremdländische Rufnamen zu geben und verlangt mit geschickter Widerlegung der vorgebrachten Einwände die Bevorzugung der deutschen. Die Namen sind übersichtlich nach alphabetischer Ordnung zusammengestellt; beigefügt ist stets nur eine neuhochdeutsche Übersetzung, mit der wir nicht immer einverstanden sind, so nicht mit der von Roswitha „weiße Rose". Der Verfasser führt auch viele jetzt ungebräuchliche altdeutsche Namen an und macht diese durch ein Kreuzchen kenntlich. Unter ihnen befinden sich aber einige, wie „Benno, Edwin, Hartmann, Hildegard, Kunigunde, Woldemar", die uns als durchaus noch gebräuchlich bekannt sind und zwar auch in bürgerlichen Kreisen, während „Bodo" wenigstens der Adel noch bewahrt hat.

Möge das Werkchen namentlich in Volkskreisen eine recht weite Verbreitung finden und die deutschen Rufnamen wieder mehr zu Ehren bringen!

Leisnig. **Carl Franke.**

Kleine Mitteilungen.

— Martin Greifs Drama: Konradin der Hohenſtaufe wurde am 24. Oktober im Theater zu Gera zum erſten Male aufgeführt und mit größtem Beifall aufgenommen. Wir freuen uns, daß die Anregung, die wir in unſrer Zeitſchrift gegeben haben, bereits zu dieſem äußeren Erfolge geführt hat, und wir wünſchen nur, daß recht bald auch andere Bühnen dem Beiſpiele Geras nachfolgen.

Neu erſchienene Bücher.

Bieſe, Alfred, Das Metaphoriſche in der dichteriſchen Phantaſie. Ein Beitrag zur vergleichenden Poetik. Berlin, Haack, 1889. 35 S.

Golther, W., Nibelungen und Kudrun in Auswahl und mittelhochdeutſche Grammatik mit kurzem Wörterbuch. Stuttgart, Göſchen, 1890. 160 S.

Kreyßig, Fr., Vorleſungen über Goethes Fauſt. 2. Aufl. Neu herausgegeben von Franz Kern. Berlin, Nicolai (Stricker) 1890. 271 S. Preis 4 M.

Kinzel, Karl, Das deutſche Volkslied des 16. Jahrhunderts. Für die Freunde der alten Litteratur und zum Unterricht eingeleitet und ausgewählt. Berlin, Neuenhahn, 1885.

Klee, Gotthold, Die Deutſchen Heldenſagen für jung und alt erzählt. Dritte Auflage. Gütersloh, Bertelsmann, 1889.

Klee, Gotthold, Sieben Bücher deutſcher Volksſagen. Eine Auswahl für jung und alt. Erſter Teil 301 S. Zweiter Teil 339 S. Gütersloh, Bertelsmann.

Lichtenberger, M. F., L'éducation morale dans les écoles primaires. (Mémoires et documents scolaires publiés par le musée pédagogique. Fascicule no. 28.) 121 S. Paris 1889.

Minor, Jakob, Schiller I, S. 1—244. (Wir weiſen ſchon hier auf das Werk, das eine wahrhaft glänzende Erſcheinung auf dem Gebiete unſerer Litteraturgeſchichtſchreibung zu werden verſpricht, nachdrücklich hin.)

Rafael, L., Gedichte. Mit einer Einleitung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1888. 180 S.

Schröder, Edward, Jakob Schöpper von Dortmund und ſeine deutſche Synonymik. Univerſitätsſchrift. Marburg, Pfeilſche Univerſitätsbuchdruckerei 1889. 37 S. (Groß 4.)

Schrader, Hermann, Der Bilderſchmuck der deutſchen Sprache. Berlin, Lüſtenöder 1889. 379 S Preis 6 M.

Schultz, Ferdinand, Gymnaſialdirektor, Geſchichte der deutſchen Litteratur. Deſſau, Baumann, 1889. 287 S. Preis 2,40 M.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, ſowie Bücher u. ſ. w. bittet man zu ſenden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtſtraße 9 II.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 066161983

G.E.STECHERT
& CO.
NEW YORK

Digitized by Google

Digitized by Google